This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

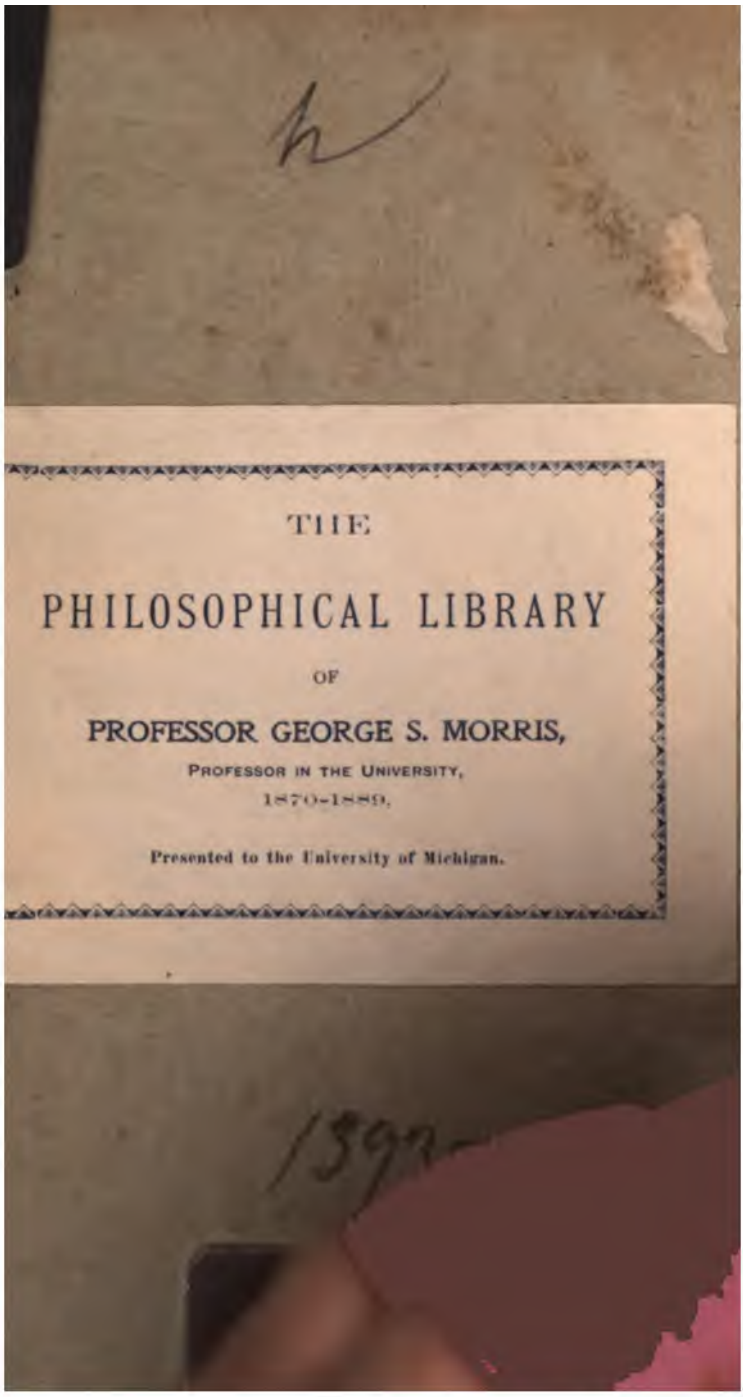
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


THE
PHILOSOPHICAL LIBRARY
OF
PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,
PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,
1870-1889.
Presented to the University of Michigan.
1892

HERMANN SAMUEL REIMARUS
Professor in Hamburg
geb. 1694 d. 22 Dec. (a/st.) gest. 1768 d. 1 Marc.

Hermann Samuel Reimarus

Professors in Hamburg

Abhandlungen

von den

vornehmsten Wahrheiten

der

natürlichen Religion.

Sechste Auflage.

Durchgesehn, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

Joh. Alb. Heinr. Reimarus

der Arzeneygelahrtheit Doctor.

Hamburg,

verlegt von Carl Ernst Bohn. 1791.

Vorbericht
des
Herausgebers.

Ganz entgegengesetzte Denkungsarten scheinen jetzt sich verschiedener Gemüther zu bemächtigen. Auf der einen Seite werden so schwärmerische Einbildungen zuversichtlich angenommen und sogar mit wirksamen Einflusse unterstützt, deren Ausbreitung zu unsern Zeiten uns bey nüchternem Verstande in Erstaunen setzen muß: auf der andern aber wird die Ableugnung wichtiger Wahrheiten so weit getrieben, daß man eine Ehre darinn zu setzen scheinet. Beide Theile suchen mit Eifer andere Menschen zu ihrer Denkungsart zu bewegen. Man hat also wohl Ursache,

Vorbericht
des
Herausgebers.

Ganz entgegengesetzte Denkungsarten scheinen jetzt sich verschiedener Gemüther zu bemächtigen. Auf der einen Seite werden so schwärmerische Einbildungen zuversichtlich angenommen und sogar mit wirksamen Einflusse unterstützt, deren Ausbreitung zu unsern Zeiten uns bey nüchternem Verstande in Erstaunen setzen muß: auf der andern aber wird die Ableugnung wichtiger Wahrheiten so weit getrieben, daß man eine Ehre darinn zu setzen scheinet. Beide Theile suchen mit Eifer andere Menschen zu ihrer Denkungsart zu bewegen. Man hat also wohl Ursache,

die gerade Mittelſtraſſe der Vernunft wohl auszuzeichnen, und die Schritte darauf ſicher zu leiten, weil der Abweg zu einer oder andern Seite bald hinreißend wird: denn die eine Denkungsart, wenn ſie einmal der Phantaſey die Oberhand eingeräumt hat, läßt keine Vernunftgründe mehr Statt finden, und die andere gewinnt, wo nicht durch mehrere Leidenſchaften, doch durch den Eigenſinn zu widerſprechen, ſo viel über den Verſtand, daß er ſich gegen alle geſunde Vorſtellungen ſperret. Sonderbar iſt es gewiß, daß jetzt Myſtiker und Zweifler, wie Hume [1]) ſie darſtellt, ſich um die Wette zu bemühen ſcheinen, das Erkenntniß, welches Gott in ſeinen Werken allen Menſchen offenbaret hat, wankend zu machen.

[1]) Dialogues concerning natural religion, by David Hume.

Menſchen zuſammenhängender als die Religion ſeyn könnte, er widerſpricht ſich vielmehr ſowohl im Zuſammenhange ſeiner Folgerungen unter einander, als im Verhältniſſe ſeiner Handlungen zu ſeinen Meinungen, und giebt eigentlich nur Geſinnungen vor, deren er im Grunde nicht fähig iſt [2]).

Dieſer Strom brauſender Gedanken läßt ſich aber keinesweges mit Gewalt aufhalten: und das ſollte auch nicht geſchehen. Iſt er gleich eine Zeitlang reißend und trübe; er wird ſchon durch ſeinen Lauf klärer fließen und fruchtbare Gefilde ſchaffen. Das Eindämmen würde nur ſein Bette verſchlämmen, oder er würde noch

[2]) Hume ſelbſt geſteht am Ende (Dialogues p. III. 130. 135.), daß ſeine Einwürfe gegen eine ſelbſtändige, mit Zweck und Abſicht wirkende Grundurſache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entſprängen, und eigentlich bloße Schikanen oder Sophiſtereien wären (mere cavils and ſophisms), oder auf einen Wortſtreit hinauslieſen.

rungen bey denjenigen ausrichten, welche, wie verſchiedene unſerer Zeitgenoſſen, das Daſeyn eines verſtändigen Weſens als die nothwendige Urſache aller Dinge in der Welt, und die einfache daurende Natur unſerer Seele bezweifeln, folglich alles, was ſich auf dieſe Vorausſetzungen bezieht, verwerfen. Müſſen ſie nicht von dieſen Wahrheiten erſt durch allgemeine Gründe überzeugt werden, ehe ſie irgend einer beſondern Lehre der Religion Gehör geben werden? — Aber der Zweifler verwirft eben ſowohl unſere auf allgemeine Gründe gebaueten Beweiſe. Sollte er indeſſen nicht bedenken, daß er doch ſelbſt Vernunftgründe und Schlüſſe gebraucht, wenn er ſeine Meinung behaupten und das Unſichere unſerer Gründe zeigen will? Allein er unternimmt ſich nie ein anders Syſtem darzulegen, welches einem nachdenkenden

Menſchen zuſammenhängender als die Religion ſeyn könnte, er widerſpricht ſich vielmehr ſowohl im Zuſammenhange ſeiner Folgerungen unter einander, als im Verhältniſſe ſeiner Handlungen zu ſeinen Meinungen, und giebt eigentlich nur Geſinnungen vor, deren er im Grunde nicht fähig iſt [2]).

Dieſer Strom brauſender Gedanken läßt ſich aber keinesweges mit Gewalt aufhalten: und das ſollte auch nicht geſchehen. Iſt er gleich eine Zeitlang reißend und trübe; er wird ſchon durch ſeinen Lauf klärer fließen und fruchtbare Gefilde ſchaffen. Das Eindämmen würde nur ſein Bette verſchlämmen, oder er würde noch

[2]) Hume ſelbſt geſteht am Ende (Dialogues p. III. 130. 135.), daß ſeine Einwürfe gegen eine ſelbſtändige, mit Zweck und Abſicht wirkende Grundurſache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entſprüngen, und eigentlich bloße Schikanen oder Sophiſtereien wären (mere cavils and ſophisms), oder auf einen Wortſtreit hinausliefen.

ſchädlichere Durchbrüche verurſachen. Gewiß, der Schöpfer weiß aus dem freien Gebrauche der Denkart, welche er dem Menſchen verliehen hat, unendlich erſprießliche Folgen hervorzulocken, die man durch gewaltſame Einſchränkung erſticken, und mithin mehr Gutes als Böſes verhindern würde: denn das Böſe, weil es keinen Grund hat, dauret nur eine Zeitlang; das Gute aber, weil es aus Wahrheit entſpringt, bleibt veſt, und wirkt auf die weite Zukunft *).

Jene

*) Der Verfaſſer dieſer Abhandlungen mußte freilich zum Unwillen gereizet werden, wenn er die damals hervorkommenden Schriften des la Mettrie las, in welchen alle Religion, Sitten und Menſchlichkeit beſtritten werden ſollten. Wie längſt verworfen ſind nun aber nicht dieſe Schriften! und wie verachtet der leichtſinnige Mann, welcher keinem ernſtlichen Gedanken nachhängen, ſondern bloß zum Poſſen Unſinn und Widerſprüche ſchreiben wollte! Hätte man ſie mit Gewalt unterdrücken wollen, ſo würden

Jene Einwürfe, jene Zweifel, spornen uns an, unser Erkenntniß immer deutlicher und vollständiger zu machen, und wenn wir nur dem Pfade aufwärts folgen, welchen schon verschiedene unserer Landesleute ausgezeichnet und glücklich betreten haben, so werden wir eine Anhöhe nach der andern ersteigen, und Einstimmung oder Zusammentreffen der Fußsteige übersehen können, wenn andere, nur weil sie abwärts ins Gebüsche gehen, auf ihrem Irrwege Finsterniß und Anstoß vor sich finden.

So haben sich demnach verschiedene Wahrheitsforscher bemühet, mit tiefsinnigen Beweisen unser wichtigstes Erkenntniß zu gründen, und wer nur den Zusammenhang sich klar vorzustellen vermag, wird gewiß durch schwan-

 kende,

sie vielleicht noch jetzt, wie andere dergleichen, mit Begierde gesucht und als wichtig angesehen werden.

kende, nicht genug entwickelte, und nicht gereihete Vorſpiegelungen ſich nicht irre machen laſſen *). — Nur ſind dergleichen Beweiſe nicht für Jedermann. Gegenwärtige Schrift meines Vaters hat alſo den Zweck, allgemein faßliche und einleuchtende Gründe der Ueberzeugung in einem deutlichen Vortrage darzulegen, damit ſie von einem jeden deſto leichter zu überſchauen wären. Sie iſt auch mit ſolchem Beifalle aufgenommen worden, daß davon ſeit 1754 bereits fünf Auflagen vergriffen ſind, deren drey noch unter des Verfaſſers Augen herausgekommen. Eine holländiſche Ueberſetzung ward durch Herrn Profeſſor **Lulofs** in Leyden veranſtaltet und mit deſſen Anmerkungen beglei-

*) Dergleichen iſt das viele Unbeſtimmte, was hie und da, jedoch meiſtens noch in fremden Schriften, von Welt Natur, Körper und Kräften geſchrieben worden.

begleitet [5]). Eine engliſche, etwas abgekürzte, aber im Ganzen wohlgefaßte Ueberſetzung iſt von Herrn **R. Wynne** herausgegeben [6]), und die beiden Abhandlungen von der Vorſehung ſind beſonders von Herrn **Erman** zu Berlin ins Franzöſiſche überſetzt worden [7]). — Daß der Verfaſſer überhaupt den eifrigen Zweck hatte, mit ſeinen Schriften Nutzen zu ſtiften, wiſſen alle, die ihn gekannt haben, und daß er, was in dieſem Werke von den Gründen und Vortheilen der Religion vorgetragen iſt, aus vollem Herzen geſchrieben, hat ſein drey und ſiebzigjähriges Leben ſowohl als ſein ruhiger

[5]) De voornaamſte Waarheden van den natuurlyken Gods-Dienſt. Leyd. 1758. 8.

[6]) The principal truths of natural religion, defended and illuſtrated by H. S. Reimarus. Lond. 1766. 8.

[7]) Eſſai ſur la Providence, traduit de l'Allemand de Mr. Reimar, par Mſr. Erman, à Berlin, 1768. 8.

ger Abſchied aus dieſer Welt, dem er ſchon lange mit heitern Augen entgegen ſahe, bezeuget. — Nach der dritten Auflage hat er nichts mehr hinzugethan, und bey der vierten, nach ſeinem Tode herausgegebenen, mangelte es mir an Zeit, ſie durchzuſehen. Bey der fünften aber, und wiederum bey dieſer ſechſten, habe ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, und zugleich, ſo viel meine Umſtände erlaubten, einiges in Anmerkungen, die mit dem Einſchlußzeichen [ ] unterſchieden ſind, beygefügt, darin auch auf einige neuere Einwürfe Rückſicht genommen.

Mögten doch die Leſer durch dieſes Werk zu den freudigen Empfindungen erweckt werden, zu welchen ich dadurch ermuntert worden bin!

Hamburg 1791, im Maymonat.

J. A. H Reimarus.

Vorrede.

Die gegenwärtigen Abhandlungen enthalten wesentlich nichts anders, als diejenigen Gründe, darinn ich meine eigene Beruhigung jederzeit gefunden, so oft ich die ersten Wahrheiten aller Religion, nach gesunder Vernunft, bey mir überdacht habe. Ich bin auch nimmer Willens gewesen, weitern Gebrauch davon zu machen, als den mir etwa die Unterredung mit andern, oder der mündliche *Unterricht in* der Weltweisheit, darbieten würde. Wer aber unsere jetzigen Zeiten nur ein wenig kennet, der wird wohl begreifen, daß mir diese haben Gelegenheit und Trieb geben können, meine Gedanken zum allgemeinern Nutzen in Ordnung zu bringen, und auf eine faßliche Weise vorzustellen.

Ich will der heutigen Lebensart, und der freien Reden, die in manchen Gesellschaften geführt werden, nicht erwähnen: davon mögen andere leichtlich eine mehrere Erfahrung haben.

haben. Aber dieſes habe ich nicht ohne Befremdung bemerkt, daß ſeit wenig Jahren eine ganz ungewohnte Menge kleiner Schriften, mehrentheils in franzöſiſcher Sprache, über die Welt geſtreuet iſt, worinn nicht ſowohl das Chriſtenthum, als vielmehr alle natürliche Religion und Sittlichkeit, verlacht und angefochten wird. Und mich dünkt, dieſes ausgeſäete Unkraut findet jetzt, mehr als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und ſich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntniſſes von den Grundwahrheiten aller Religion und Ehrbarkeit ſtellt die Gemüther, bey der jetzigen Freydenkerey, nicht einmal für ihre eigenen, geſchweige denn für fremde und geſchmückte Einwendungen in Sicherheit.

Das Chriſtenthum ſetzt die Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gottes Daſeyn, Eigenſchaften, Schöpfung, Vorſehung, Abſicht und Geſetze, von der Seele geiſtigem Weſen, Natur und Unſterblichkeit u. ſ. w. nicht allein voraus, ſondern es legt dieſelben auch zum Grunde, und flicht ſie mit in das

Lehr-

Lehrgebäude seiner Geheimnisse ein. Was wäre also an sich menschlicher, was wäre dem Christenthume selbst vortheilhafter, als daß alle Menschen zuvörderst die edle Gabe der gesunden Vernunft auch zum Erkenntnisse ihres Schöpfers anwendeten; und diese Einsicht, so weit sie reichet, mit den Glaubenslehren verknüpften? Denn, wie kann einer mit Grunde glauben, daß die Offenbarung von Gott komme, wenn er nicht vorher überführt ist, daß ein Gott sey? Wie kann er ihn lieben, ehren, und seinen Geboten willig gehorchen, wenn er seine Vollkommenheiten, Vorsehung und Absichten nicht erkennet? Wie kann er eine Seligkeit gewärtigen, und eine Belohnung hoffen, wenn er sich hat überreden lassen, daß er keine Seele habe, oder daß der ganze Mensch eine bloße verwesliche Maschine sey? Wenn wir nun das, was wir zuvor wissen können und sollen, in einen bloßen Glauben verwandeln, und der Glaube sich doch auf das Wissen beziehet und stützet; so kann, bey dem Mangel der Vormauer und Grundlage des Glaubens, durch einen gerin-

gen Stoß, der Glaube und das Chriſtenthum ſelbſt, ja alle Religion, leicht wankend gemacht werden und hinfallen.

Dieſes äußert ſich zwar ſeltener bey dem gemeinen Manne, aber öfterer, als manche denken, bey Vornehmern. Wenn die, bey heutiger galanten Erziehung, ſo wenig andere gründliche Wiſſenſchaft, als vernünftigen Unterricht in den Grundwahrheiten aller Religion, ja kaum Gedächtnißformeln einer Kinderlehre, mit in die große Welt bringen; ſo ſind ſie tauſenderley Gefahr bloß geſtellet. Was bekommen ſie, zuweilen ſchon als Knaben, für freie Reden, Einwürfe und Vernünfteleien gegen die Religion zu hören? was leſen ſie nachmals für ſchlüpfrige und ungezähmte Bücher? was denken ſie oft ſelbſt, bey einer flatterhaften Unwiſſenheit, ins Wilde? Wenn dann etwa zugleich die Neigung zu Laſtern eine offenere Thür findet, ſo iſt kein Wunder, wenn ſie das Joch, welches ihre Ausſchweifungen hemmen will, ganz abſchütteln.

Bey manchen verurſacht auch wohl ein falſcher Begriff von der chriſtlichen Religion, daß

ſie

sie auf die äußersten Abwege gerathen, wo ihnen die vernünftigen Einsichten nicht noch einige Wehre vorschieben. Man setze, daß einer in einer Kirche erzogen worden, worinn das Wesentliche der Religion durch vielen Tand und Aberglauben erstickt wird. Er fängt bey heranwachsendem Alter an zu denken, und diese Thorheiten einzusehen; er geräth an Gesellschaften und Bücher, die ihn darinn bestätigen. Was folgt daraus? Er bekömmt eine Verachtung und einen innern Haß gegen seine Religion; und weil er keine andere hat, als die abergläubische, und von keiner andern weis, so verwirft er alle Religion ohne Unterschied.

Andere sind vielleicht nicht so sehr zum Tande und Aberglauben angewiesen; aber sie haben doch einen fürchterlichen Begriff von Gott, und dessen Rathschlüssen über die Menschen, gefasst. Die Wirkung davon ist in ähnlichen Umständen einerley: sie können ein solches, das ihnen als ein Schreckenbild abgemalt worden, nicht lieben, nicht verehren: sie suchen sich dessen, als einer leeren Einbildung von einem Gespenste, zu entschütten. Beide können

daher in eine grübelhafte Atheiſterey gerathen: beide würden nicht ſo weit verfallen ſeyn, wenn ihnen zugleich eine natürliche Religion vernünftig beygebracht wäre.

Es giebt eine andere Art Leute, die, bey ſo ungegründeter Unterweiſung in den erſten und vornehmſten Wahrheiten der geſunden Vernunft, ihr ganzes Leben durch in ſich ſelbſt unſchlüßig bleiben, was ſie aus ſich machen wollen. Sie beſtimmen nimmer, wer ſie ſind, wo ſie ſind, wie ſie in die Welt kommen, worauf ſie ihren Zweck und Hoffnung zu richten haben. Sie hören und leſen allerley; aber aus Neubegierde und zum Zeitvertreibe. Sie merken ſich die Einwürfe wider die Religion, und bringen ſie wohl in Geſellſchaften an den Mann: aber ſie thun es nur, damit ſie ſich ein Anſehen des Witzes geben mögen, oder etwa einen Geiſtlichen in die Schule zu führen. In der That glauben oder verwerfen ſie weder eins noch anders, ſetzen nirgend feſten Fuß, und ſchweben beſtändig zwiſchen Himmel und Erde. Eine Gemüthsverfaſſung, die ihnen nothwendig zum öftern ernſtliche Beunruhigung machen muß!

Tau-

Vorrede.

Tausend und tausend aufrichtige Christen sind, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber, weil sie selbst Vernunft brauchen, und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerley Zweifeln quälen, die ihnen bloß die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in dem natürlichen Erkenntnisse in den Sinn bringet. Da wäre es gar unzeitig, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen solche Gedanken eingegeben hätte; man sollte vielmehr ihrer schwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen.

Wenn wir auch setzten, daß uns die Wahrheiten der Religion so klar vor Augen wären, daß sie kein vernünftiger Mensch verläugnen oder daran zweifeln könnte, und daß uns also die Vernunft am Glauben nicht hinderte; so sind wir uns doch das allezeit selbst schuldig, daß wir unser natürliches Auge deswegen nicht verschließen, weil wir ein Mikroskopium oder ein Fernglas haben. Was würde denn aus der höheren Einsicht werden? Niemand kann die entfernten oder sehr kleinen

Körper durch ein Fernglas, oder durch ein Mikroſkopium, erkennen, und ſich von deren Wirklichkeit überzeugen, als der ſich des natürlichen Geſichts dabey bedienet, und nach deſſen Grundregeln alles beurtheilet. Niemand kann von der Offenbarung und deren Geheimniſſen überführt ſeyn, als der ſein natürlich Vermögen zu urtheilen, und deſſen Erkenntniß mit ſich bringt und brauchet.

Die Beweiſe aus der Schrift können in dem Falle, wo ein Zweifel an Grundwahrheiten aus einer geblendeten Vernunft entſteht, nichts ausrichten. Die Gründe von der Wahrheit der chriſtlichen Religion kommen auch zu früh bey denen, die keine natürliche haben, oder darinn noch nicht gewiß ſind. Die metaphyſiſchen Demonſtrationen aus der höhern Weltweisheit ſind den meiſten zu trocken, zu weitläuftig, zu gekünſtelt, zu unbegreiflich. Ich will nicht ſagen, daß einige ſolcher Demonſtrationen den Grüblern Blößen geben, daß ſie dadurch nur deſto eher Zweifler werden, und ſich in das dünne Gewebe ihrer Gedanken noch mehr verwickeln.

Wo etwas ist, das bey allen Eingang finden kann und muß, so werden es solche Gründe der gesunden Vernunft seyn, die eine große Klarheit haben, und in ihrer Folgerung bald zu überdenken sind. Und warum wollte man auch eine Wahrheit, die für alle seyn soll, aus vielen abgesonderten Begriffen, durch weitgeholte und verkettete Vernunftschlüsse, suchen; wenn sie in gemeinen Erfahrungen und bekannten Grundsätzen vor Augen liegt, und darinn, durch ein Paar leichte Schlüsse, begreiflich und zuverläßig kann gezeigt werden?

Ich bin dieser natürlichen und einfältigen Art im Denken jederzeit nachgegangen; zumal in metaphysischen Wahrheiten, wo ich einen kürzern und sicherern Weg zur unbeweglichen Beruhigung des Gemüthes zu wünschen Ursache hatte. Vielleicht habe ich auf diesem unbetretenen Wege offenbare Beweise der wichtigsten Wahrheiten gefunden, welchen andere, nach dem Compaß der Schulmethode, in ihrer Weltweisheit vorbey gegangen sind; vielleicht könnten sie für alle und jede überzeuglicher seyn, und die Gemüther weder durch allzutrockene

Scharfſinnigkeit abſchrecken, noch ſelbſt bey Tiefdenkenden ohne Eindruck ſeyn.

Mögte ich doch dem gemeinen Mangel vernünftiger Einſichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Mögte ich ſo viele wüſte Menſchen belehren können, daß ſie ohne Gott in der Welt, und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens, auch hier unglückſelig ſind, und ihrer eigenen Natur entgegen handeln! Mögte ich ſo manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreien, und ihnen die muntere Gemüthsruhe mittheilen, deren ich ſeit vielen Jahren genieße! An der Religion iſt dem menſchlichen Geſchlechte, iſt jedem zu ſeiner Glückſeligkeit gar zu viel gelegen, als daß ſie verſäumet, verachtet und übertreten werden könne.

Unvernünftige Thiere können wohl das nahe Ziel ihrer Glückſeligkeit durch blinde Triebe finden: aber der Menſch kann ohne Gebrauch der Vernunft nicht einmal ſeine leibliche Nothdurft ſtillen, oder ſeine ſinnlichen Begierden dabey in gebührenden Schranken halten; vielweniger kann er aber ſeinen hö-

hern Naturkräften des Verstandes und Willens Genüge thun, wo er nicht in Erforschung der Ursachen bis zu dem ersten vollkommensten Wesen steigt, dessen Weisheit, Güte und Macht in den Werken der Schöpfung erkennet, seine Vorsehung sich zur gelassenen Zuversicht dienen läßt, und die rechte Erfüllung seiner Absichten in einem bessern und dauerhaftern Leben hoffet.

Alles übrige Wissen ist angenehm genug, und bringt auch seinen vielfältigen Nutzen; aber ohne Religion ist es nur ein tändelnder Zeitvertreib, der unser Gemüth nicht ersättiget, nicht beruhigt. Diese allein zeigt uns das Urbild aller Vollkommenheit, die Quelle alles Segens und Glücks, und den Zusammenhang aller Dinge mit einer äussersten großen Absicht, welche auch unser Wohl enthält, und uns mit ungezweifeltem Vertrauen auf eine gnädige und weise Führung, und mit Hoffnung auf unsere ewige glückselige Dauer erfüllet. Diese bringt unsere Begierden zur Ordnung und Einigkeit: sie lehrt uns den nützlichen Gebrauch alles innern Vermögens, und alles äusserlichen

chen Guten: ſie macht uns zufrieden mit uns ſelbſt, liebreich gegen andere, beliebt bey Menſchen, und dem höchſten Weſen angenehm.

So ſehe ich die Religion an, und ſo habe ich mich bemühet, ſie, wie ſie iſt, und wie ich ſie empfinde, klärlich vorzuſtellen. Uebrigens iſt meine Sorge nicht geweſen, ihr durch glänzenden Witz, oder durch ein Feuer der Beredſamkeit, eine geborgte Schönheit zu geben. Sie iſt für ſich, in ihrer natürlichen Geſtalt, reizend genug, wenn dieſe nur recht aufgedeckt wird: ſie iſt zu nahe mit unſerm eigenen Glücke verwandt, als daß ſie einer fremden Empfehlung brauchte. Vielleicht mögte ſie auch nur durch äußerlichen Putz verſtellt und verdächtig gemacht werden. Witz und Wahrheit, Beredſamkeit und Einſicht, begleiten ſich nicht allemal. Meine einzige Bemühung iſt dahin gerichtet geweſen, alles, ſo weit es ſich durch geſunde Vernunft thun läßt, verſtändlich und deutlich zu machen, daß die Wahrheit und Wichtigkeit der Sachen einem jeden, der nur etwas denken kann, einleuchten mögte.

Inhalt.

I. Abhandlung.

Vom Urſprunge der Menſchen und Thiere. S. 1

II. Abhandlung.

Daß Menſchen und Thiere ihren Urſprung nicht von der Welt oder der Natur haben. 66

III. Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an ſich leblos, und daher keiner innerlichen Vollkommenheit fähig ſey; folglich auch nicht ſelbſtändig, ewig, nothwendig, ſondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht ſeyn müſſe. 113

IV. Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Abſichten in der Welt. 181

V. Abhandlung.

Von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche. S. 270

VI. Abhandlung.

Von dem Menschen an sich, insonderheit nach der Seele betrachtet. 391

VII. Abhandlung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind. 452

VIII. Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung. 525

IX. Abhandlung.

Richtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung. 557

X. Abhandlung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion. 626

Die erſte Abhandlung.

Vom Urſprunge der Menſchen und Thiere.

§. 1.

Wer ein lebendiges Erkenntniß von Gott hat, dem eignet man billig eine **Religion** zu: und ſo ferne dieſes Erkenntniß durch die natürliche Kraft der Vernunft zu erhalten iſt, nennet man es eine **natürliche Religion**. Man gedenkt ſich aber **Gott**, nach dieſer natürlichen Religion, als das erſte, ſelbſtändige, nothwendige und ewige Weſen, welches die Welt, nebſt allem, was darinn iſt, durch ſeine Weisheit, Güte und Macht geſchaffen hat, und beſtändig erhält und regieret; uns Menſchen aber beſonders, in gewiſſer Ordnung, nicht nur in dieſem Leben, ſondern auch vornehmlich in einem darauf folgenden, zu einer höhern und unaufhörlich wachſenden Vollkommenheit und Glückſeligkeit beſtimmt hat. Ein ſolches **Erkenntniß** von Gott wird an ſich **lebendig**, das iſt, wirkſam ſeyn, und eine vergnügende Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, einen willigen Trieb zur Tugend und Pflicht, und eine ungeſtörte Zufriedenheit des Gemüths zu Wege bringen.

Hergegen iſt der Hauptſatz aller derjenigen, die keine Religion haben, und keinen Gott annehmen: die körperliche Welt und deren Natur ſey das erſte, ſelbſtändige, nothwendige Weſen, und außer derſelben ſey weiter nichts; wodurch denn zugleich Verſtand, Abſicht, Weisheit, Vorſehung, von der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt gänzlich ausgeſchloſſen, alles einem wüſten Ungefähr, oder einer blinden Nothwendigkeit überlaſſen, und die ganze Dauer und Glückſeligkeit der Menſchen in dieſes kurze und ſinnliche Leben eingeſchränkt wird.

§. 2.

Dieſe Leute geſtehen denn doch alle in ihrem Hauptſatze, daß eine körperliche Welt außer uns wirklich da ſey, und laſſen alſo den Sinnen und der klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie geſtehen auch, daß ein ſelbſtändiges, nothwendiges, ewiges Weſen ſey, und legen dadurch eine ſichere Wahrheit zum Grunde, worauf man weiter bauen kann. Denn, wenn man die Wirklichkeit der körperlichen Welt läugnen wollte; ſo müßte man auch ſeinen eigenen Körper und ſeine ſinnliche Empfindung verläugnen. Ohne dieſelbe wäre es auch nicht möglich, daß in unſerer Seele, nach den natürlichen Regeln ihres Denkens, eine Vorſtellung und ein Begriff von einem Körper und von deſſen Eigenſchaften entſtanden wäre. So ſchwer es auch ſonſt ſcheinen mögte, einen Idealiſten, der alle ſinnliche Vorſtellungen für leere Einbildungen der Seele ausgiebt, eines andern zu überführen; ſo wird er doch alſobald durch ſeine eigenen Vorſtellungen von körperlichen Dingen widerlegt. Denn er kann unmöglich einen zureichenden Grund anzeigen, wie er zu alle den Ideen gekommen ſey, woferne alles Seele iſt, und kein Körper außer uns einen Eindruck in unſern Körper und eine ſinnliche Empfin-

Empfindung in der Seele verursacht hat; oder er müßte alle Regeln, woran sein eigen denkend Wesen gebunden ist, verläugnen.

Wenn man aber nichts Ewiges, Nothwendiges und Selbständiges setzen wollte; so müßte man seiner innern Empfindung des Gemüths entsagen, nach welcher es uns unmöglich fällt, klar widersprechende Dinge zu gedenken. Denn wenn nicht etwas **Ewiges** wäre; so würde eine Zeit zu setzen seyn, da noch nichts wirklich gewesen; folglich würde alles, was ist, entstanden, und doch durch Nichts entstanden seyn. Wenn nicht etwas in sich und schlechterdings **Nothwendiges** wäre; so würde alles, was ist, seinem innern Wesen nach, seyn und nicht seyn, so und anders seyn können: folglich würde Nichts, weder in noch außer ihm, seine Wirklichkeit bestimmt haben. Wenn nicht etwas **Selbständiges** wäre; so hätte alles, was ist, den Grund seiner Wirklichkeit außer sich in andern: folglich wäre alles abhängig, und doch der erste Grund aller abhängigen wirklichen Dinge nirgend zu finden. Dieses sind lauter Ungereimtheiten, welche sich mit Verstande nicht gedenken lassen *).

*) [Die Frage kann also nur seyn: ob alle daseyende verschiedene Wesen ewig und dabey selbständig sind? oder, ob ein selbständiges ewiges Wesen sey, welches als die Grundursache, oder der Urquell aller übrigen Wirklichkeiten angesehen werden müsse?]

§. 3.

So weit sind wir demnach mit einander eins, daß ein selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey, und seyn müsse. Auch läugnen sie nicht, daß nur ein **einziges** solches Wesen seyn könne, weil es schlech-

terdings nothwendig iſt. Allein daraus folgt unwidertreiblich:

> Wenn etwas wirklich iſt, das einen Anfang gehabt hat und entſtanden iſt, ſo muß es urſprünglich von dem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen entſtanden ſeyn.

Denn, ſetzte man ſonſt Urſachen der entſtandenen Dinge, die ſelbſt gleichfalls entſtanden wären, und einen Anfang gehabt hätten; ſo müßte man wieder nach dem Grunde des Entſtehens aller dieſer abhängigen Urſachen fragen, und der würde auf Nichts hinauslaufen, wo er nicht endlich in einem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen ruhete.

Hieraus können wir alſo ein unfehlbares Merkmal nehmen, ob die Welt ein ſolches ſelbſtändiges, nothwendiges, ewiges Weſen ſey. Denn

> Dasjenige kann das erſte, ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen nicht ſeyn, welches den urſprünglichen Grund entſtandener Dinge nicht in ſich hält.

Wenn alſo etwas wirklich iſt, das einen Anfang gehabt hat, und doch nicht urſprünglich von der Welt und deren Natur entſtanden iſt; ſo iſt die Welt und deren Natur nicht das erſte, ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen, ſondern ſie muß ſelbſt ein abhängiges, entſtandenes Ding ſeyn, das einen Anfang gehabt hat.

Nun läßt ſich beydes von den menſchlichen und thieriſchen Geſchlechtern offenbar erweiſen: einmal, daß ſie alle einen erſten Anfang gehabt haben; und zweytens, daß ſie ihren erſten Anfang nicht urſprünglich von der Welt und deren Natur bekommen haben. Demnach

haben

haben wir Menſchen an uns ſelbſt, und an anderen Thieren, ein unfehlbares Merkmal, daß die Welt und ihre Natur nicht das erſte, ſelbſtändige, ewige Weſen ſey, wovon wir und alle entſtandene Dinge urſprünglich abhängen.

§. 4.

Was das erſte betrifft, nämlich, daß die Menſchen und alle Thiere einen erſten Anfang gehabt haben: ſo will ich mich in dieſer Abhandlung bemühen, ſolches auf eine ganz kurze und begreifliche Weiſe außer allem Zweifel zu ſetzen. Ich werde zwar hauptſächlich nur von uns Menſchen reden; aber eben derſelbe Beweis, den ich von uns führe, wird auch von allen Thieren gelten müſſen.

Laſſet uns eine offenbare Erfahrung zum Grunde legen, **daß alle Menſchen, die vor uns jetzt lebenden jemals wirklich gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, todt ſind.** Dieſes iſt ja wohl unläugbar.

Gegen dieſe klare Wahrheit hilft auch keine metaphyſiſche Spitzfindigkeit. Denn, was von jedem einzelnen Dinge einer Art, ohne ein einziges davon auszunehmen, geſagt werden muß, das ſchreibt man in ganz eigentlichem Verſtande **allen** zu, oder man ſtellet ſie ſich, alle zuſammen genommen, ohne eine einzige Ausnahme, unter einerley Beſchaffenheit vor. Nun muß von jeden einzelnen Menſchen, die vor uns gelebt haben, ohne eine einzige Ausnahme, geſagt werden, daß ſie geſtorben oder todt ſind. Demnach ſage ich auch recht, und ohne die geringſte Zweydeutigkeit, daß ſie **alle** todt ſind, und ſtelle ſie mir alle zuſammen, ohne eine einzige Ausnahme, unter dieſer Beſchaffenheit vor.

Man denke alſo nicht, daß durch das Wort alles etwas heimlich erſchlichen werden ſolle, nämlich, daß die Zahl unſerer Vorfahren endlich ſey. Nein; wenn ſonſt an ſich eine wirklich unendliche Zahl möglich wäre: ſo würde ſie durch dieſes Wort und deſſen gegebenen Begriff nicht aufgehoben. Es müßte aber dennoch allen, obgleich unendlichen, Vorfahren beygelegt werden, was jedem einzelnen ohne Ausnahme zukömmt. Denn ſo ſagen auch die Meßkünſtler recht, daß alle Radii eines Zirkels (oder alle Stralen aus dem Mittelpuncte zum Umkreiſe) gleich lang ſind, ob ſie wohl unendliche Radios vom Mittelpuncte zum Umkreiſe, ſo wie unendliche Winkel und Puncte im Umkreiſe, annehmen: genug, das jedem Radio im Zirkel, ohne einen einzigen auszunehmen, einerley beſtimmte Länge zukömmt. Spinoza ſelbſt heißet das, was er für unendlich angiebt, zuſammen genommen, ſehr oft alles [1]). Wenn ich alſo von unſern Vorfahren ſage, daß ſie alle todt ſind; ſo beſtimme ich durch das Wort alle nicht, ob ihre Zahl endlich oder unendlich ſey. Wie weit ſie ſich erſtrecke, das weis ich nicht, das brauche ich auch fürs erſte nicht zu unterſuchen. Genug, das weis ich zuverläßig: mir, die wir jetzt leben, ſind insgeſammt von geſtern und heute; unſere Väter ſind alle entſchlafen.

[1]) Spinoza in Opp. poſtumis, Ethices P. I. Prop. XVI, pag 16. *Ex neceſſitate divinæ naturæ, infinita infinitis modis, (hoc eſt,* OMNIA, *quæ ſub intellectum infinitum cadere poſſunt) ſequi debent.* Prop. XXI. pag. 21. OMNIA, *quæ ex abſolutæ naturæ alicujus attributi Dei ſequuntur, ſemper, & infinita exiſtere debuerunt, ſive per idem attributum æterna & infinita ſunt. &c.*

§. 5.

§. 5.

Nun ſchließe ich aber weiter. Wenn alle Menſchen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht haben, und geſtorben ſind; ſo müſſen ſie auch alle mit einander, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entſtanden ſeyn. Ein jeder ſieht, daß ich den Begriff von allen unverändert laſſe, und daraus nichts, ſondern nur aus dem Ende des Lebens den Anfang, ſchließe. Ich halte aber nicht dafür, daß irgend jemand, der geſunde Vernunft hat, gegen den Schluß etwas einwenden werde. Denn, wer wird einen einzigen ewigen Menſchen ſetzen? oder behaupten, daß etwas, welches ein Ende hat, ohne Anfang ſeyn könne? Nun haben alle Menſchen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht. Demnach müſſen eben dieſelben alle Menſchen, die vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben, oder entſtanden ſeyn.

Wenn aber alle und jede Menſchen, die wirklich vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entſtanden ſind: ſo muß außer allen und jeden Menſchen, die jemals vor uns gelebt haben, eine wirkende Urſache geweſen ſeyn, die von allen Menſchen unterſchieden war, und wovon ſie alle entſtanden ſind. Denn, ohne wirkende Urſache läßt ſich kein Entſtehen eines Dinges gedenken: und die wirkende Urſache iſt von dem gewirkten Dinge unterſchieden, und eher als das gewirkte. Wollte jemand vor allen und jeden Menſchen, die jemals gelebt haben, dennoch wieder andere Menſchen ſetzen, von welchen alle und jede entſproſſen wären; ſo würde ein offenbarer Widerſpruch begangen. Wie hätte man alle und jede Menſchen, die

jemals vor uns gelebt und einen Anfang gehabt haben, ohne Ausnahme verſtanden, wenn noch vor denſelben andere lebendige Menſchen geweſen wären? Wie könnte man das Entſtehen allen zueignen, wenn man ſie doch nicht alle darunter befaſſete?

Der Schluß iſt demnach ſehr begreiflich: wenn vor allen Menſchen, die jemals gelebt haben, eine wirkende Urſache geweſen iſt, wodurch ſie alle mit einander entſtanden ſind; ſo müſſen wir eine Zeit [oder einen Zuſtand] erkennen, da noch kein Menſch war, und müſſen folglich wenigſtens ein Paar Menſchen als das erſte annehmen, von welchem die wirkliche Reihe der Menſchen ihren Anfang genommen, und hernach durch natürliche Zeugung fortgepflanzt iſt. Alſo hat das menſchliche Geſchlecht, ſo ferne es alle unſere Vorfahren begreift, einen Anfang gehabt und iſt nicht ewig. Dieſe Folgerung entſteht demnach nicht daher, weil wir unter dem Worte alle eine endliche Zahl verſtanden hätten; ſondern weil allen und jeden etwas zukömmt, davon der zureichende Grund in keinem enthalten iſt, und welches außer und vor allen Menſchen, die jemals gelebt haben, eine von ihnen verſchiedene wirkende Urſache erfodert.

So klar dieſes von uns Menſchen iſt, ſo viel Stärke hat es auch in Abſicht auf alle und jede Thiere und Lebendige, ſie mögen auf unſerm Erdboden oder auf andern Weltkörpern wohnen. Genug, wenn ſie ſterblich, und alſo auch von Vorfahren, welche nunmehro verſtorben, entſproſſen ſind: ſo muß auch eine jede Thier-Art, eben wie wir Menſchen, einen Anfang ihres Geſchlechts gehabt haben. Demnach iſt keine Thier-Art in der ganzen Welt, welche ewig wäre, und nicht einen erſten Anfang und Urſprung von einer wirkenden Urſache außer und vor ſeiner Art gehabt hätte.

§. 6.

§. 6.

Ich muß mich wundern, wie manche der alten und neuern Weltweiſen dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts durch Erdichtung unendlicher Reihen haben entgehen wollen. Denn dieſe Ausflucht verliert ſich in einer ganz dunkeln, verworrenen und falſchen Vorſtellung. Sie ſetzen nämlich voraus, die Welt ſey ewig: dann behaupten ſie, das menſchliche Geſchlecht ſey gleiches Alters mit der Welt. Demnach wären von Ewigkeit unendliche Reihen von Menſchen auf dem Erdboden geweſen, ohne daß ſie eines Anfangs bedürften: und es ſey eben ſo leicht zu begreifen, daß ſchon vor uns unendliche Reihen von Geburten gelebt hätten, als daß ſich die Menſchen nach uns ins Unendliche und ohne Aufhören fortpflanzen würden.

Die vorausgeſetzte ewige Welt will ich fürs erſte unberührt laſſen. Daß aber die Vorſtellung unendlicher Reihen betrüglich und falſch ſey, erhellet daraus, weil ſie keinen zureichenden Grund der entſtandenen Dinge enthält. Denn ſie ſchiebt die Erklärung der Urſachen nur immer von einer zur andern auf, und giebt doch nimmer eine zureichende.

Wir jetzigen Menſchen haben einen Anfang gehabt. Woher ſind wir? Ganz natürlich, ſprechen ſie, von unſern Aeltern. Aber haben denn die auch einen Anfang gehabt? Allerdings, von unſern Großältern, und dieſe wiederum von unſern Urältern, und ſo fortan. So reichen denn die Groß- und Urältern noch nicht zu, unſern Urſprung zulänglich zu erklären. Denn wenn ſie nicht auch Aeltern gehabt hätten, ſo wären ſie, ſo wären wir, und alle unſere Nachkommen nicht. Wie aber? wenn wir mit ihnen ins tauſende, ins hunderttauſende Glied unſerer Vorfahren hinaufſteigen; befriedigen ſie uns denn

mehr? löſen ſie unſere Frage auf, woher wir entſtanden ſind? Nein, wir ſind noch nichts weiter; die Frage bleibt immer dieſelbe: woher ſind denn die? ſie bleiben die Antwort in Ewigkeit ſchuldig. Wenn alſo Weltweiſe den Grund der Dinge zwar zu geben verſprechen, aber durch beſtändige Anweiſung auf unzulängliche Urſachen denſelben nur ins Unendliche verſchieben; können ſie ſich wohl rühmen, daß ſie uns mit Gründen bezahlen?

Es iſt demnach mit den unendlichen Reihen der Urſachen ein bloßes Blendwerck: ſie gelten alle zuſammen ſo viel, als keine, wenn man nicht auf eine erſte zureichende ſteigt. Man kann dergleichen Einbildungen auch wohl mit einer vom Himmel herabhangenden unendlichen Kette vergleichen. Wie? wenn kein Glied der Kette ſich in der Luft erhalten kann, wo es nicht von dem nächſten obern gehalten wird: hilft es da was, daß ich mir den Fortgang der Glieder in die Höhe bis ins Unendliche vorſtelle? Die ganze Kette hängt doch an nichts, und fällt ſelbſt in meiner eigenen Vorſtellung zu Boden [2]).

[2]) Siehe Wollaſton in der Religion of Nature delineated, Sect. V. Prop. I.

§. 7.

Hieraus iſt denn begreiflich genug, daß unendliche Reihen abhängiger Urſachen keinen zureichenden Grund der Dinge in ſich halten, und nichts erklären, vielweniger beweiſen; ſondern unter die leeren und betrüglichen Einbildungen zu rechnen ſind. Allein, ich muß auch entdecken, woher einige Menſchen ſich noch jetzt aus ſolcher Verwirrung nicht herausfinden können.

Man gedenkt ſich nämlich, inſonderheit in der höheren Rechen- und Meßkunſt, einen Fortgang von Zahlen,

len, Linien, Größen **ins Unendliche**, weil keine derſelben ſo groß kann angegeben werden, daß nicht noch immer eine größere zu gedenken wäre. Und ſo verfährt man mit der Verkleinerung ins **Unendliche**, weil ſich alle die abgeſonderten Begriffe von Zahlen und Größen ins Unendliche, oder ohne Aufhören, theilen laſſen. Aus dieſem verneinenden und abgeſonderten Begriffe des ins Unendliche zu Vermehrenden und zu Verkleinernden, dichtet ſich der Mathematicus etwas unendlich Großes und unendlich Kleines, im bejahenden Verſtande, als ob dergleichen wirkliche, oder wenigſtens mögliche Dinge wären, die in keinem Verhältniſſe mit beſtimmten Zahlen oder Größen ſtehen, und da eins gegen das andere für Nichts zu rechnen iſt. Ja, man ſieht das unendlich Große und Kleine wieder als Einheiten an, und vermehrt oder verkleinert daſſelbe wieder unendliche mal: daher unendliche Ordnungen des unendlich Groſſen und Kleinen entſtehen, unter welchen immer ein Unendliches gegen das andere von einer höheren Ordnung für Nichts gerechnet wird [3]).

Es haben zwar die Urheber und Beförderer ſolcher Art der Berechnungen ſelbſt vielfältig erinnert, daß dieſe Begriffe des unendlich Großen und unendlich Kleinen bloß zu leichterer Erfindung der wahren Verhältniſſe erdichtet wären, und ja nicht für wahre Dinge angenommen, oder auf die Naturlehre und Weltweisheit angewandt werden müßten [4]). Dennoch aber gewöhnen ſich viele, wenn ſie ſich mehr mit der Mathematik, als mit der Vernunftlehre, bekannt machen, dermaaßen an ſolche Begriffe, daß ſie ſich darunter eben ſowohl wahre Dinge vorzuſtellen vermeinen, als der gemeine Haufe den Raum und die Zeit für ſolche wirkliche Dinge hält, die von denen Dingen, welche Raum und Zeit gleichſam erfüllen, unter-

unterſchieden, und deren Behältniſſe wären. Es ſind daher wohl einige Mathematiker ſelbſt der Meinung, daß die alte Deutlichkeit und Gewißheit der mathematiſchen Lehrart, durch ſolche dunkele und falſche Begriffe vom Unendlichen, vieles litte, und daß man leicht dadurch zu großen Fehltritten verleitet werden könne. Sie haben demnach verſucht, zu zeigen, daß man ihrer in der Meßkunſt ſelbſt entbehren, und alles nach alter zuverläßiger Lehrart beweiſen könne [5]). Wenigſtens iſt gewiß, daß dieſe Begriffe außer der Mathematik von keinem Nutzen ſind, und hergegen zu vielen und groben Irrthümern Anlaß geben, welche deſto gefährlicher werden, je mehr ſie ein falſches Anſehen der Gewißheit von dem Gebrauche der Mathematiker erborgen.

Ich will nur, nach meinem Zwecke, zwo ſchädliche Verwirrungen bemerken, welche aus ſolcher Vorſtellung des Unendlichen entſtehen. Eines Theils meint man, **ins Unendliche** fortgehen, und **unendlich** ſeyn oder werden, ſey einerley; welches grundfalſch iſt. Andern Theils zieht man den Schluß: was aufs Künftige, oder in ſeinem Fortgange, ins Unendliche fortlaufen kann, das kann auch in vergangener Zeit ins Unendliche gedehnt werden, und alſo ohne Anfang geweſen ſeyn; welches eine gantz verkehrte Folgerung iſt. Ich will beides deutlich machen.

[5]) Der Hr. Baron von Wolf hat am deutlichſten von dem mathematiſchen Begriffe des Unendlichen, und von deſſen Gebrauche und Misbrauche, in ſeiner Ontologia §. 796 ſqq. gehandelt. Daraus erhellet 1, daß das Unendliche der Mathematiker nur zu bequemer Berechnung und Meſſung erdichtet ſey, an ſich aber nichts wahres oder mögliches vorſtelle. Die Erdichtung aber beſteht darinn, daß aus einem verneinenden Begriffe ein bejahender gemacht wird. Wenn unendlich, nach §. 796 heißt, dem keine Gränzen zu ſetzen ſind, über welche es nicht könnte vergrößert werden;

ſo iſt nicht ſowohl das Ding ſelbſt, als der Mangel einer mehreren Wirklichkeit, unendlich. Ich mag eine Zahl, Linie, oder Größe, ſo groß annehmen, als ich will, ſo hat doch die Möglichkeit ihrer Vermehrung kein Ende; und ſie bleiben in der That ohne Ende endlich. Aber der Mathematicus macht einen bejahenden Begriff daraus, als ob die Unendlichkeit in der Wirklichkeit der Dinge liege, als ob eine Zahl, Linie, Größe ſey, welche alle mögliche Zahl, Länge oder Größe in ſich befaſſet, und weiter nicht vermehret werden kann. Es erhellet 2, daß dieſer Begriff etwas Unbeſtimmtes vorſtelle, welches in keinem Verhältniſſe mit andern ſteht. Ein Stäubchen z. B., das von der Spitze des Berges wehet, iſt gegen den Berg und deſſen Höhe ein unendlich kleiner Theil, deſſen Verhältniß gegen den Berg nicht zu beſtimmen iſt, und der Berg oder deſſen Höhe dagegen unendlich groß. So erkläret und vertheidiget auch der Hr. Weidler das Unendliche der Mathematiker in den Miſcellaneis Lipſienſibus T. I. p. 209. und in ſeinen Inſtitutionibus Mathematicis pag. 755 ſqq. Es erhellet 3, daß unendlich groß oder klein vergleichungsweiſe geſagt werde, ſo ferne eines Größe und Vielheit durch das andere nicht kann gemeſſen oder berechnet werden. Daher wird der Berg, welcher gegen das Stäubchen unendlich groß war, in Berechnung der Mondfinſterniſſe, oder des runden Erdſchattens auf dem Monde, unendlich klein und für Nichts gerechnet, als ob die Erde vollkommen rund wäre. Wiederum wird die ganze Erde in der Meſſung der Fixſterne für Nichts geachtet, als ob ſie ein untheilbarer Punct wäre, oder als ob der Meſſende in dem Mittelpuncte der Erde ſtünde. Siehe auch Wolfii elementa analyſeos P. II. Sect. I. cap. 1. §. 5. Weidler l. c. und Hr. Jo. Lulofs Antekeningen op de Natuurkundige Leſen van den Heer Keill p. 16, 28 ſqq. 34 ſqq. Man darf ſich daher nicht wundern, daß in ſolcher erdichteten und unbeſtimmten Vorſtellung das eine Unendliche, vergleichungsweiſe, immer größer oder kleiner ſeyn kann, als das andere, und daß ſich unendliche Reihen oder Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen ſetzen laſſen, als nx. n^2x. n^3x. n^4x. u. ſ. w. ingleichen $n^{-1}x$. $n^{-2}x$. $n^{-3}x$. $n^{-4}x$. u. ſ. w. da allemal eins gegen das andere verſchwindet, und für Nichts zu rechnen iſt. Aber eben dieſes iſt ein offenbarer Beweis, daß die Mathematiker daß Unendliche nicht im eigentlichen Verſtande nehmen: denn ſonſt würde ein und daſſelbe

Ding,

Ding, (als der Berg, die Erde,) an ſich, zugl
groß und doch gar Nichts ſeyn; zugleich endlich
endlich ſeyn; welches ungereimt iſt.

4) Der Herr Baron von Leibnitz ſchreibt i
odicée, Diſc. prelim. §. 70. *Tout cela* (n
ou infiniment petit) *ne ſont que des fict
nombre eſt fini & aſſignable, toute ligne l'eſt
les infinis ou infiniment petits n'y ſignifient q
deurs qu'on peut prendre auſſi grandes ou auſ
l'on voudra, pour montrer qu'une erreur eſt
celle qu'on a aſſignée, c'eſt à dire, qu'il n'y a a
ou bien on entend par l'infiniment petit l'état de
ment ou du commencement d'une grandeur, con
tion des grandeurs déjà formées.* Man kann au
ten, was eben derſelbe in den Actis Eruditorum
von dem Begriffe ſaget. Aus des Hrn. B. v. Wo
gehören folgende Lehrſätze hieher. §. 797. Ein
Zahl und unendliche Größe iſt unmöglich. §
Zahl und Größe, die wirklich iſt und geda
kann, iſt endlich. §. 801. Es iſt nicht mögli
Unendliches größer oder kleiner ſey, als d
§. 804. Die unendlichen Größen der Mathem
keine wahre Größen, ſondern nur in der E
§. 805. Das Unendliche der Mathemati
eine Redensart, dadurch man mehrere
deutet, als ſich in einer Zahl faſſen laſſen.
chem letzteren Satze auch gezeiget wird, daß die
mit den gröbſten Irrthümern beflecket wird, we
erdichtete Unendliche der Mathematiker für wah
liche Dinge in der Natur hält.

5) Dieſe Abſicht hat des Edinburgiſchen
Mathematik, Herrn Colin Mac-Laurin, ſo
das zu Edinburg 1743, in 2 Bänden in 4 un
herausgekommen: A Treatiſe of Fluxions in
da er beſonders in der Indroduction davon hande
Wolf vertheidiget zwar die an ſich falſchen Begriff
lichen in der Mathematik als unſchädlich, weil ſi

rem aſſignabilem gäben; und als nützlich, weil ſich
heiten auf ſolche Weiſe viel kürzer erfinden und beweiſ
Siehe Ontologiam §. 814. §. 823. §. 824 in de
Allein, auf der andern Seite ſagt man, daß ſie doch
wären, weil man alles mit wahren Begriffen nach
Lehrart beſtellen könne; man ſagt, daß ſie die Sach
weitläuftiger machten, als eine ſynthetiſche Lehr
würde; daß es allemal unſicher ſey, falſche Begriff
weiſe zum Grunde zu legen, dabey es ſelbſt in de
matik viele Behutſamkeit erfodere, um nicht zu feh
daß man, beſonders in Matheſi und Phyſicam applica
und lächerliche Irrthümer darlegen könne, worein
Mathematiker durch ihre Infiniteſimal-Rechnung verfe
In dieſer Betrachtung würde demnach allerdings das
ſeyn, daß man ſich der falſchen Begriffe des Unendli
lich enthielte, damit man die Gewißheit mathematiſch
heiten nicht mit untermengten Irrthümern verunei
dieſe nicht noch dazu in andere Wiſſenſchaften, als
tiſch gewiß, einführe. Hr. Lulofs tritt in der A
zu dieſer Stelle der holländiſchen Ueberſetzung meine
ins Mittel, und urtheilet ſo: wenn man mit Lei
Wolf (Anal. Infinitor. §. 3.) einmal zugäbe, daß
endlich kleiner Theil in der Berechnung übergangen
ſehen würde, ſo gienge man allerdings von der ſiren
art ab. Sonderlich habe Fontenelle in ſeiner Geo
l'Infini, mit ſeiner Vertheidigung der Differential-
die ganze Sache verdorben. Aber wenn man ſie ſo b
wie Mac-Laurin l. c. Simpſon, Doctrine and ap
of Fluxions p. 1, ff. Euler, præf ad Inſtitutione
differentialis p. XI. ſqq. angewieſen hätten: ſo
darinn, das von der geometriſchen Strenge abwic
erſpare hingegen gar viele Zeit durch die Differential-
und es ſey völlig unwahr, daß man dadurch die S
läuftiger mache, als durch die alte Art.

§. 8.

Wenn man nicht mit Worten ſpielen will,
nichts eigentlich **unendlich** ſeyn und heißen,
jenige, dem nichts in ſeiner Art weiter kann

fügt werden. Folglich iſt alles dasjen
endlich, oder eingeſchränkt, dem ſich
hinzuſetzen, oder das ſich vermehren läßt.
Puncte, ſo zu reden, wo das Wirklich
das fernere Mögliche derſelben Art an
Ende, oder da ſind die Schranken des
mag dieſe Erklärung auf Zahlen, Linien,
Zeit, Kräfte, oder worauf man ſonſt
wird ſie allemal richtig gefunden werden.
ben iſt alsdann und darum endlich und e
ferne ſich der Zahl, Linie, Größe, K
dem Raume, noch was hinzuſetzen, o
jeder Art gedenken läßt.

Ich behaupte aber auch eben daher,
und nichts, was zählbar iſt, in der Th
oder jemals unendlich ſeyn und werden k
Zahl ſo groß iſt oder gedacht werden kan
vergrößert, ja mit ſich ſelbſt ſollte verme
nen. Indem aber ihre Vermehrung in
fortlaufen und nimmer aufhören kann; ſ
aus, daß eine Zahl und alles zählbare,
liche vermehrt werden kann, nimmer a
ſeyn; folglich, daß **ins Unendliche** f
unendlich ſeyn, ganz nicht einerley,
entgegengeſetzte Dinge ſind. Dasjenig
endliche vermehrt werden kann, erreicht
Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer;
und bleibt immer einer Vermehrung fähi
lich, es mag ſo viel vermehrt ſeyn, al
kann alſo auch dem Unendlichen nimmer
noch ein Maaßſtab davon werden, ſonde
anderer Art. Laſſet nun Zahlen, Linien,
Zeit u. d. gl. ins Unendliche wachſen und
nen: das ſtehe ich zu. Aber eben daru

lich unendliche Zahl, Linie, Größe, Zeit, c
licher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freiheit
Reihe und Anzahl der verstorbenen Menschen
fallen, ins Unendliche zu vermehren; so erwei
diese gewesene Anzahl und Reihe jetzt und a
selbst als endlich, weil außer denen, die berei
gelebt haben und im Reiche der Todten sind, n
mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern
let werden. Da sich also die Zahl und Reihe
senen Menschen wirklich vermehrt; so ist sie nic
daß ihr nichts in ihrer Art sollte hinzugefügt n
nen: folglich ist sie nicht unendlich, sondern
Und so verhält es sich auch mit der künftigen
Menschen, die nach uns kommen können.
gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fo
höret sie doch nimmer auf, vermehrbar zu
bleibt eben darum immer endlich und zählbar.
jeder künftigen Zeit Lebenden geben der wirkli
so weit ihr Ende oder ihre Schranken, von n
Nachwelt angeht.

c) Ein gewisser Freund machte mir den Einw
könne sich die Anzahl der vorigen Menschen schon al
vorstellen, ob sie gleich noch immer vermehrt würde
man solle sich nur eine Linie x——b gedenken, die
Unendliche verlängert wäre, ob sie gleich noch in
Auf solcher Linie sollte man die gewesenen Mensch
Reihe in Gedanken stellen: so würde auch ihre Anz
unendlich seyn, ob sie gleich gegen b noch immer wü

Allein dieser Einwurf erklärt die Unendlichkeit
durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falsche un
Unendlichkeit durch die andere. Man mag die An
mag die Linie so viel in Gedanken vergrössern, als
so wird sich außer ihr, so gut rückwärts, als vorw

Ding, (als der Berg, die Erde,) an ſich, zugleich unendlich groß und doch gar Nichts ſeyn; zugleich endlich und doch unendlich ſeyn; welches ungereimt iſt.

*) Der Herr Baron von Leibnitz ſchreibt in ſeiner Theodicée, Diſc. prelim. §. 70. *Tout cela* (nombre infini, ou infiniment petit) *ne ſont que des fictions. Tout nombre eſt fini & aſſignable, toute ligne l'eſt de même, & les infinis ou infiniment petits n'y ſignifient que des grandeurs qu'on peut prendre auſſi grandes ou auſſi petites que l'on voudra, pour montrer qu'une erreur eſt moindre que celle qu'on a aſſignée, c'eſt à dire, qu'il n'y a aucune erreur: ou bien on entend par l'infiniment petit l'état de l'évanouiſſement ou du commencement d'une grandeur, conçus à l'imitation des grandeurs déjà formées.* Man kann auch hiebey halten, was eben derſelbe in den Actis Eruditorum 1712 p 167 ſq. von dem Begriffe ſaget. Aus des Hrn. B. v. Wolfs Ontologia gehören folgende Lehrſätze hieher. §. 797. Eine unendliche Zahl und unendliche Größe iſt unmöglich. §. 799. Alle Zahl und Größe, die wirklich iſt und gedacht werden kann, iſt endlich. §. 801. Es iſt nicht möglich, daß ein Unendliches größer oder kleiner ſey, als das andere. §. 804. Die unendlichen Größen der Mathematiker ſind keine wahre Größen, ſondern nur in der Einbildung. §. 805. Das Unendliche der Mathematiker iſt nur eine Redensart, dadurch man mehrere Dinge andeutet, als ſich in einer Zahl faſſen laſſen. Bey welchem letzteren Satze auch gezeiget wird, daß die Weltweisheit mit den gröbſten Irrthümern beflecket wird, wenn man das erdichtete Unendliche der Mathematiker für wahre und wirkliche Dinge in der Natur hält.

*) Dieſe Abſicht hat des Edinburgiſchen Profeſſors der Mathematik, Herrn Colin Mac-Laurin, ſchönes Buch, das zu Edinburg 1743, in 2 Bänden in 4 unter dem Titel herausgekommen: A Treatiſe of Fluxions in two Books, da er beſonders in der Introduction davon handelt. Der Hr. Wolf vertheidiget zwar die an ſich falſchen Begriffe des Unendlichen in der Mathematik als unſchädlich, weil ſie keinen errorem

rem aſſignabilem gäben; und als nützlich, weil ſich die Wahrheiten auf ſolche Weiſe viel kürzer erfinden und beweiſen ließen. Siehe Ontologiam §. 814. §. 823. §. 824. in den Noten. Allein, auf der andern Seite ſagt man, daß ſie doch unnöthig wären, weil man alles mit wahren Begriffen nach ſtrenger Lehrart beſtellen könne; man ſagt, daß ſie die Sache oft viel weitläuftiger machten, als eine ſynthetiſche Lehrart thun würde; daß es allemal unſicher ſey, falſche Begriffe im Beweiſe zum Grunde zu legen, dabey es ſelbſt in der Mathematik viele Behutſamkeit erfodere, um nicht zu fehlen; und daß man, beſonders in Matheſi ad Phyſicam applicata, grobe und lächerliche Irrthümer darlegen könne, worein berühmte Mathematiker durch ihre Infinitesimal-Rechnung verfallen ſind. In dieſer Betrachtung würde demnach allerdings das Sicherſte ſeyn, daß man ſich der falſchen Begriffe des Unendlichen gänzlich enthielte, damit man die Gewißheit mathematiſcher Wahrheiten nicht mit untermengten Irrthümern verunehre, und dieſe nicht noch dazu in andere Wiſſenſchaften, als mathematiſch gewiß, einführe. Hr. Kulofs tritt in der Anmerkung zu dieſer Stelle der holländiſchen Ueberſetzung meines Buches ins Mittel, und urtheilet ſo: wenn man mit Leibnitz und Wolf (Anal. Infinitor. §. 3.) einmal zugäbe, daß ein unendlich kleiner Theil in der Berechnung übergangen und verſehen würde, ſo gienge man allerdings von der ſtrengen Lehrart ab. Sonderlich habe Fontenelle in ſeiner Geometrie de l'Infini, mit ſeiner Vertheidigung der Differential-Rechnung die ganze Sache verdorben. Aber wenn man ſie ſo behandele, wie Mac-Laurin l. c. Simpſon, Doctrine and application of Fluxions p. 1, ff. Euler, præf ad Inſtitutiones calculi differentialis p. XI. ſqq. angewieſen hätten: ſo ſey nichts darinn, das von der geometriſchen Strenge abwiche, man erſpare hingegen gar viele Zeit durch die Differential-Rechnung, und es ſey völlig unwahr, daß man dadurch die Sache weitläuftiger mache, als durch die alte Art.

§. 8.

Wenn man nicht mit Worten ſpielen will, ſo kann nichts eigentlich **unendlich** ſeyn und heißen, als dasjenige, dem nichts in ſeiner Art weiter kann hinzugefügt

fügt werden. Folglich iſt alles dasjenige in der That **endlich**, oder eingeſchränkt, dem ſich noch ferner was hinzuſetzen, oder das ſich vermehren läßt. Denn in dem Puncte, ſo zu reden, wo das Wirkliche aufhört, und das fernere Mögliche derſelben Art angeht, da iſt das Ende, oder da ſind die Schranken des Dinges. Man mag dieſe Erklärung auf Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit, Kräfte, oder worauf man ſonſt will, ziehen: ſo wird ſie allemal richtig gefunden werden. Jedes derſelben iſt alsdann und darum endlich und eingeſchränkt, ſo ferne ſich der Zahl, Linie, Größe, Krafft, Zeit und dem Raume, noch was hinzuſetzen, oder ein mehres jeder Art gedenken läßt.

Ich behaupte aber auch eben daher, daß keine Zahl, und nichts, was zählbar iſt, in der That unendlich ſey, oder jemals unendlich ſeyn und werden könne: weil keine Zahl ſo groß iſt oder gedacht werden kann, daß ſie nicht vergrößert, ja mit ſich ſelbſt ſollte vermehrt werden können. Indem aber ihre Vermehrung **ins Unendliche** fortlaufen und nimmer aufhören kann; ſo folgt eben daraus, daß eine Zahl und alles zählbare, was ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer aufhört endlich zu ſeyn; folglich, daß **ins Unendliche fortlaufen** und **unendlich ſeyn**, ganz nicht einerley, ſondern gerade entgegengeſetzte Dinge ſind. Dasjenige, was ins Unendliche vermehrt werden kann, erreicht eben daher das Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer; ſondern es iſt und bleibt immer einer Vermehrung fähig, und alſo endlich, es mag ſo viel vermehrt ſeyn, als es will. Es kann alſo auch dem Unendlichen nimmer gleich kommen, noch ein Maaßſtab davon werden, ſondern iſt durchaus anderer Art. Laſſet nun Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit u. d. gl. ins Unendliche wachſen und zunehmen können: das ſtehe ich zu. Aber eben darum iſt keine wirk-

lich

lich unendliche Zahl, Linie, Größe, Zeit, oder unendlicher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freiheit ließen, die Reihe und Anzahl der verſtorbenen Menſchen, nach Gefallen, ins Unendliche zu vermehren; ſo erweiſt ſich doch dieſe geweſene Anzahl und Reihe jetzt und allezeit von ſelbſt als endlich, weil außer denen, die bereits wirklich gelebt haben und im Reiche der Todten ſind, noch immer mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern verſammlet werden. Da ſich alſo die Zahl und Reihe der geweſenen Menſchen wirklich vermehrt; ſo iſt ſie nicht ſo groß, daß ihr nichts in ihrer Art ſollte hinzugefügt werden können: folglich iſt ſie nicht unendlich, ſondern endlich [c]). Und ſo verhält es ſich auch mit der künftigen Reihe der Menſchen, die nach uns kommen können. Wenn ſie gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fortläuft; ſo höret ſie doch nimmer auf, vermehrbar zu ſeyn, und bleibt eben darum immer endlich und zählbar. Die zu jeder künftigen Zeit Lebenden geben der wirklichen Reihe ſo weit ihr Ende oder ihre Schranken, von welchen die Nachwelt angeht.

c) Ein gewiſſer Freund machte mir den Einwurf: Man könne ſich die Anzahl der vorigen Menſchen ſchon als unendlich vorſtellen, ob ſie gleich noch immer vermehrt würden. Denn man ſolle ſich nur eine Linie x——b gedenken, die gegen x ins Unendliche verlängert wäre, ob ſie gleich noch in b aufhörte. Auf ſolcher Linie ſollte man die geweſenen Menſchen nach der Reihe in Gedanken ſtellen: ſo würde auch ihre Anzahl gegen x unendlich ſeyn, ob ſie gleich gegen b noch immer wüchſe.

Allein dieſer Einwurf erklärt die Unendlichkeit der Anzahl durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falſche und erdichtete Unendlichkeit durch die andere. Man mag die Anzahl, man mag die Linie ſo viel in Gedanken vergröſſern, als man will; ſo wird ſich außer ihr, ſo gut rückwärts, als vorwärts, eine

mehrere Anzahl und Länge gedenken laſſen. Wer dieſe Begriffe, auf der einen Seite als unbeſtimmt betrachtet, der würde ſich doch ſelbſt betrügen, wenn er das, was er nicht beſtimmen, oder deſſen Ende er nicht abſehen kann, in ſich für unbeſtimmt, oder gar unendlich halten wollte. Alles Wirkliche muß in ſich eine gewiſſe Beſtimmung haben, ein gewiſſes Ding, in gewiſſer Zahl und Größe ſeyn. Aber eine in ſich beſtimmte Zahl oder Linie kann auch nicht einmal nach Willkühr ſo groß beſtimmt werden, daß man nicht noch mehrere Einheiten und eine mehrere Länge darüber gedenken ſollte.

Damit ich jedoch den erwähnten Einwurf, auf eine ähnliche Art, durch die Einbildung heben möchte, ſo nahm ich an, die Linie x——b ſollte gegen x unendlich, und unendliche Menſchen dorthin geſtellet ſeyn. Weil nun, vermöge des Zugeſtandenen, Linie und Zahl gegen b vermehrt werden können; ſo ſetze ich mich etliche 1000 Jahre, oder, ſo es gefällig, etliche Millionen Jahre, weiter in die Welt, und ſtelle mir die Linie und die darauf geſtellten Menſchen, wie ſie alsdann ſeyn werden, vor. Wenn ich nun alsdann 1000 Geburten oder Glieder mehr rechne, als jetzo geweſen ſind, und die Linie folglich in b bis zu c verlängern muß: ſo ſtelle ich die beyden Linien mit ihren darauf geſtellten Menſchen ſo gegen einander über, daß der letzte Mann von den 1000 künftigen gerade gegen mich über, deſſen Vater gegen meinen Vater, der Großvater gegen meinen Großvater, und ſo weiter aufwärts Mann für Mann gegen einander zu ſtehen kommen. Fragt ſich, wen werden die 1000 Glieder, die hernach mehr ſeyn werden, bey x gegen ſich über haben? Gewiß keinen, weil ſie über die angenommene unendliche Zahl Menſchen auf der Linie x——b ſind. Iſt denn aber nicht offenbar, daß die angenommene Linie und Zahl nicht unendlich ſey, ſondern in x einen Anfang gehabt habe, vor welchem ſich andere mehrere Menſchen gedenken laſſen?

Hierauf wußte man mir nichts zu antworten, als nur dieſes, daß die Mathematiker, wenn dem Unendlichen etwas zuwüchſe, ſolches für Nichts achteten. Allein, ich erwiederte, es wäre nur der Unterſchied, daß mein Etwas wirklich, jenes Nichts aber erdichtet ſey, und die Wahrheit von meinem Etwas nicht aufhebe. Wenn nach vielen Jahren 1000 Glieder von Menſchen wirklich mehr in der Welt werden geweſen ſeyn, und man wollte ſie neben der jetzigen Reihe aufwärts einzeln gegen einander über ſtellen; ſo wollen doch die überſchießenden 1000 Glie-

tervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gli
weiter. Es iſt demnach die ganze Anzahl
als eine wirkliche betrachtet, auf alle Weiſe

§. 10.

Bey dieſem offenbaren Vernunftſchluß
klaren Erfahrung wollte ich meinen Bew
bewenden laſſen, und die hiſtoriſchen Grü
der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen.
ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller der
menſchlichen Geſchlechts aus der Geſchichte
zu geben geſucht hat [7]); ſo will ich doch,
mir möglich ſeyn wird, zeigen, daß die wahr
dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts
ſpreche, ſondern vielmehr denſelben durch
Umſtände beſtätige.

[7]) Le Monde, ſon Origine & ſon Antiq
dres (wie der Titel lautet) 1751. 8, darinn de
Verfaſſer, nachdem er andere ausgeſchrieben, au
findet ſich ſelbſt auszuſchreiben, indem er im a
ganze Seiten aus dem erſten, wörtlich, zugleich m
wiederholet. So iſt ſchon das erſte Capitel des z
ganz aus dem 1 Th. p. 155 — 162. Wiederum
— 19 ſteht, findet man 1 Th. p. 164 —
p. 21 ſq. iſt aus 1 Th. p. 162 ſq. p. 48 —
p. 168 — 171. Dennoch hat man uns ſchon n
ſchen Ueberſetzung dieſes Buches gedrohet; und vi
auch der Hr. Ueberſetzer keine Zeile davon um
geſchrieben ſeyn laſſen.

§. 11.

Die Geſchichte, ſage ich, widerlegt es
die Menſchen einſt entſtanden ſind. Denn
Völker, von denen man Nachricht hat, ko

ben mit tauſend, mit hunderttauſend Gliedern u. ſ. w. ins Unendliche nach Belieben zu vergrößern. So viel ihrer wirklich geweſen ſind, ſo viel ſind geweſen, und nicht noch tauſend Glieder mehr, die annoch nur möglich ſind. Iſt mir ihre Zahl unbekannt, ſo laß ſie x heißen; es iſt darum doch nicht x + 1000, es iſt eine in ſich beſtimmte Zahl wirklicher Einheiten, die ſich von einer erſten Einheit anfängt, und bis auf uns fortgeht.

Wenn einer einen königlichen Schatz betrachtet, ſo kann er wohl annehmen, daß ſich derſelbe ins Unendliche vermehren laſſe: das iſt eine mögliche Sache. Aber die Thaler, die ſchon wirklich in voriger Zeit geſammlet ſind, kann er nicht in der Berechnung nach Belieben ins Unendliche vermehren: das hieße, den König nur in Gedanken und auf dem Papiere ins Unendliche reich machen. Es iſt eine wirkliche beſtimmte, obgleich unbekannte Zahl des Geldes da, kein Heller mehr oder weniger. Und wenn der Schatz nicht einen Anfang der Sammlung gehabt hätte, ſo würde er auch nicht ins Unendliche können vergrößert werden.

Laſſet nun die alten wirklich geſammleten Thaler die wirklichen Menſchen bedeuten, welche bereits zu ihren Vätern verſammlet worden; und die künftig ins Unendliche einzunehmenden Thaler die künftigen Menſchen vorſtellen; ſo werdet ihr ſehen, der Begriff und die Sache ſey weſentlich einerley. Wir dürfen mit den wirklichen Ahnen nicht nach Gefallen ins Unendliche ſpielen, und immer mehr geweſene Menſchen in unſern Gedanken machen. Das heißt dichten, und des Dichtens kein Ende machen wollen. Es ſind lauter einzelne Menſchen, die vor uns gelebt haben, und ein jeder macht einen wirklichen Theil der Zahl und Reihe aus, und hat gegen uns ein beſtimmtes Verhältniß eines Großvaters, Urälter-

tervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gliede, und ſo weiter. Es iſt demnach die ganze Anzahl und Reihe, als eine wirkliche betrachtet, auf alle Weiſe beſtimmt.

§. 10.

Bey dieſem offenbaren Vernunftſchluße aus einer klaren Erfahrung wollte ich meinen Beweis anfangs bewenden laſſen, und die hiſtoriſchen Gründe, wegen der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen. Allein, weil ein neuer franzöſiſcher Schriftſteller der Ewigkeit des menſchlichen Geſchlechts aus der Geſchichte einen Schein zu geben geſucht hat [7]); ſo will ich doch, ſo kurz als mir möglich ſeyn wird, zeigen, daß die wahre Geſchichte dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts nicht widerſpreche, ſondern vielmehr denſelben durch mancherley Umſtände beſtätige.

[7]) Le Monde, ſon Origine & ſon Antiquité. à Londres (wie der Titel lautet) 1751. 8, darinn der ungenannte Verfaſſer, nachdem er andere ausgeſchrieben, auch Vergnügen findet ſich ſelbſt auszuſchreiben, indem er im andern Theile ganze Seiten aus dem erſten, wörtlich, zugleich mit den Noten, wiederholet. So iſt ſchon das erſte Capitel des zweyten Theils ganz aus dem 1 Th. p. 155 — 162. Wiederum, was p. 15 — 19 ſteht, findet man 1 Th. p. 164 — 167. Ferner p. 21 ſq. iſt aus 1 Th. p. 162 ſq. p. 48 — 52 aus 1 Th. p. 168 — 171. Dennoch hat man uns ſchon mit einer deutſchen Ueberſetzung dieſes Buches gedrohet; und vielleicht würde auch der Hr. Ueberſetzer keine Zeile davon umſonſt zweymal geſchrieben ſeyn laſſen.

§. 11.

Die Geſchichte, ſage ich, widerlegt es nicht, daß die Menſchen einſt entſtanden ſind. Denn alle und jede Völker, von denen man Nachricht hat, kommen darinn

überein, daß ihr Geſchlecht einen Urſprung gehabt habe; ob ſie gleich in der Zeit, Art und Urſache des Entſtehens weit von einander abgehen. Die meiſten gaben ſich für indigenas, terrigenas, aborigines, ἐγγενεῖς, oder αὐτόχθονας aus [8]), welches alles nichts anders ſagen will, als daß ihre erſten Voráltern in demſelben Lande, wo ſie jetzt wohnten, aus unſer aller Mutter, der Erde, Schooße gebohren wären. Dieſes Vorgeben ſchließt zwar einen göttlichen Werkmeiſter, der ſie aus Leimen gebildet, nicht aus [9]); jedoch möchte wohl eines Theils die Unwiſſenheit, von ihrem undenklichen Herkommen aus einem andern Lande und Geſchlechte, Urſache daran ſeyn, daß ein jedes Volk ſich da geſchaffen und erzeugt zu ſeyn glaubte, wo es wohnte. Bey den meiſten aber iſt wohl ein Hochmuth Urſache ſolcher Erdichtung geweſen, daß ſie ihre Herkunft keinem Fremden wollten zu danken haben, oder deſſen Colonie und Abkömmlinge heißen.

Dieſer Hochmuth war auch der Bewegungsgrund, das ſich die Völker um die Wette alt zu machen ſuchten, und ſich eines göttlichen Urſprunges, und einer urkundlichen Nachricht von vielen tauſend, oder hunderttauſend Jahren rühmten; hergegen anderer Völker Abſtammung, und aller nützlichen Künſte Erfindung, von ſich ableiteten [10]). Die Babylonier waren wohl, nach Moſis Berichte, ſeit der allgemeinen Waſſerfluth, die allerälteſten; und von da aus war Aegypten bepflanzet worden [11]). Dennoch machtens ihnen die Aegypter ſtreitig, und behaupteten, daß nicht allein die erſten Menſchen, ſondern auch die Götter bey ihnen erzeugt wären [12]): ſie hätten, wie nach Griechenland, Pontus, Arabia, Judäa, Syria, ſo auch nach Babylon, Colonien geſchickt, und die Babylonier in der Sternkunde unterrichtet [13]): ſie hätten alle Künſte erfunden,

und

und die Griechen hätten alle Theologie und Weisheit von ihnen empfangen [14]). Ich weiß alſo nicht, ob **Herodotus** ſich die Wahrheit berichten laſſen, als ob der ägyptiſche König Pſammetichus ſelbſt den Phrygiern den Vorzug des Alters zuerkannt habe, nachdem er zween Knaben, ohne daß ſie eine menſchliche Sprache gehört, erziehen laſſen, und dieſe von ſelbſt beyde **Bekos! Bekos!** das iſt, auf Phrygiſch, Brodt, geſchrien [15]). Wiewohl auch die Scythen ihr Geſchlecht deswegen älter hielten, als der Aegypter, weil ſie ein höheres Land bewohnten, das nach der allgemeinen Fluth zuerſt trocken geworden, da Aegypten noch unterm Waſſer gelegen. Und **Juſtinus** ſcheint ihnen darinn beyzuſtimmen [16]). Auch rühmten ſich die Aethiopier, daß ſie die erſten Menſchen, und die Aegypter ihre Colonie wären [17]). Kurz! ein jedes Volk wollte ſich durch Alter und Ahnen, durch göttlichen Urſprung, und durch ſeine Erfindungen und Ausbreitung, vor andern, adeln, und kein Abkömmling anderer heißen.

Man ſieht alſo ſchon aus dieſem Bewegungsgrunde, daß man ihr Vorgeben für nichts weiter als für eine Erdichtung zu achten habe, die von einer hochmüthigen Rangſucht erzeugt worden. Eben das erhellet auch aus der Unverſchämtheit des Vorgebens ſelbſt, da die Aegypter eine Geſchichte von 23000, die Babylonier von 470000, die Sineſer gar von mehrentheils neun Millionen Jahren vorgegeben haben. Denn die eine Lüge koſtet nicht mehr Zeit, als die andere. **Cicero, Diodorus Siculus**, und andere Alte, haben dieſer handgreiflichen Aufſchneiderey ſchon geſpottet [18]). **Calliſthenes**, der Alexandern nach Aſien begleitet, hat, nach des Porphyrius Berichte, in der Chaldäer Büchern nicht mehr himmliſche Beobachtungen, als von 1903 Jahren vor Alexandern, gefunden, welches

etwa bis zu Nimrods Zeiten hinaufſteigt [19]). Und **Martinus Martini** ſchreibt von den Sineſern, daß ſie ſelbſt ihre Nachrichten vor dem Fohy für verdächtig, und zum Theile lächerlich hielten [20]). Ueberhaupt reicht keines Volks Geſchichte, die einigen Glauben verdient, weiter, als die Geſchichte Moſes nach der allgemeinen Fluth: ſo wie auch der Griechen Nachricht die Zeiten der Semiramis und des Ninus nicht überſteigt; und die Schreibekunſt, oder vielmehr das Geſchichtſchreiben, vielleicht kaum ſo alt iſt [21]).

Es mag aber darum ſeyn wie es will; ſo erhellet doch aus allem das einmüthige Geſtändniß aller Völker, daß ſie ſich nicht für ewig gehalten, ſondern einen Anfang ihres Geſchlechtes erkannt haben [22]). Denn die, welche ihre erſten Voreltern urſprünglich aus der Erde herl iteten, mußten ja eine Zeit annehmen, da noch niemand von ihren Vorfahren geweſen. Die, welche ihren Urſprung von den Göttern herholeten, oder vielmehr nur ihre erſten Regenten und Wohlthäter vergöttert und unſterblich erkläret hatten, wie die Aegypter, Babylonier, Creter, Pelasger, und viele andere thaten, dachten an keine andere als erſchaffene oder erzeugte Götter, das iſt, an Menſchen, die ſelbſt entſtanden wären. Die alten Perſer, und mehr andere, ſagten ausdrücklich, daß die Welt und die Menſchen von Gott erſchaffen wären [23]). Die Sineſer ſetzen, ungeachtet ihrer langen Zeitrechnung, einen erſten Menſchen, den ſie Puoncuum nennen [24]). Es hat demnach kein Volk, nicht einmal mit allen Lügen, jemals Anſpruch an die Ewigkeit gemacht; und die wahre Geſchichte reicht nicht über den Nimrod, oder über Moſes Nachrichten. Wenn man daher Moſes auch nur bloß als den älteſten Geſchichtſchreiber anſehen will; ſo hat man alle Urſache, ſeiner Beſchreibung von der Abſtammung und Verbrei-

tung

tung der Völker völlig Glauben beyzumeſſen. Man ſieht offenbar, daß er darinn durch keine ſolche Ehrſucht, wie andere, getrieben worden, weil er alle andere Völker damaliger Zeit älter macht, als das ſeinige. Es iſt aus unterſchiedlichen Stellen ſeiner Bücher zu erkennen, daß er noch ältere Urkunden vor ſich gehabt, woraus er ſeine Nachricht genommen. Die Namen der Stammväter, die er angiebt, ſtimmen mit den Namen der Völker und Länder überein: und die heidniſchen Geſchichtbücher beſtätigen ſelbſt die Wahrheit der Bücher Moſis in dieſem Stücke; wie der vortrefliche **Bochart** in ſeiner Geographia ſacra genugſam gewieſen.

[8]) Diodorus Siculus lib. I. Cap. 9. p. 12. fin. **Nicht allein die Griechen, ſondern auch viele der Barbaren ſagen, ſie wären aus der Erde entſproſſen.** Siehe beſonders von den **Aegyptern**, eben daſelbſt, Cap. 10. ſqq. von den **Indianern**, denſelben lib. II. cap. 38. pag. 151. lin. 4. Pauſanias lib. VIII. cap. 29. p. 661. von den **Aethiopiern**, den Diodorus lib. III. cap. 2. von den **Scythen** denſelben lib. II. c. 43. p. 155 lin. 79. von den **Athenienſern**, den Iſocrates in Panegyrico p. 45. ed. H. Steph. und im Panathenaico p. 258. C. und den Euripides beym Plutarchus de Exilio p. 604. E. Juſtinus II. 6 &c. von den **Arcadiern** und **Achivern**, den Pauſanias Eliac. lib. V. cap. 1. init. von den **Sicaniern**, den Diodorus Sic. lib. V. c 6. p. 335 lin. 95. von den **Cretern**, denſelben lib. V. cap. 64. p. 381 von den **Deutſchen** Tacitus de Mor. Germ. cap. 2 & 4. von den **Britanniern**, Cæſar de Bello G. lib. V. Cap. 12. Die **Gallier** wollten vom Dite Patre erzeuget ſeyn. Cæſ. ibid. VI. cap. 18.

[9]) Siehe des Tob. Pfannerus Syſtema Theologiae Gentilis purioris cap. VII. §. 2.

[10]) Diodorus Sic. lib. I. cap. 9. fin. ſchreibt: **Es ſtreiten ſich nicht allein die Griechen, ſondern auch die Barbaren, welches Volk das älteſte ſey: ein jedes ſagt, ſie ſind aus der Erde entſproſſen, und ſie wären**

unter allen Menſchen die erſten Erfinder nützlicher Dinge, und ihre Thaten wären von gar langen Zeiten des Aufzeichnens werth geachtet worden.

11) Jacobus Perizonius in Originibus Babylonicis cap. 1. ſqq. und in Ægyptiacis cap. 1.

12) Diodorus Sic. lib. 1. cap. 10. & 12. Mela I. 9.

13) Idem lib. I. cap. 28.

14) Idem lib. I. cap. 11. ſqq. item cap. 22. & 69.

15) Herodotus lib. II. ſect. 2.

16) Juſtinus lib. II. cap. I.

17) Diodorus Sic. lib. III. cap. 2. 3. p. 175. ſq.

18) Cicero lib. I. de Divinat. cap. 19. *Condemnemus hos* (Babylonios) *aut ſtultitiæ, aut vanitatis, aut imprudentiæ, qui CCCCLXX. millia annorum, ut ipſi dicunt, monumentis comprehenſa continent, & mentiri judicemus, nec ſæculorum reliquorum judicium, quod de ipſis futurum ſit, pertimeſcere.* vide Eundem, lib. II. cap. 46. Diodorus Sic. lib. II. cap. 31 p. 145 lin. 57. Die Menge der Jahre, ſeit welcher die Geſellſchaft der Chaldäer vorgiebt, den Himmel betrachtet zu haben, kann nicht leicht jemand glauben. Denn ſie zählen von dem erſten Anfange ihrer Beobachtung der Sterne bis auf Alexanders Einfall in Aſien 473000 Jahre. So ſagt er auch von den Aegyptern, lib. I. cap. 26. p. 30. lin. 92. Die ägyptiſchen Prieſter geben vor, daß von der Zeit der Regierung der Sonne [des Helius], bis zu Alexanders Zuge nach Aſien, bey 23000 Jahre verſtrichen ſind. Dieſe Menge von Jahren aber iſt unglaublich. Syncellus in Chronico p. 17 ſq. & 37. edit. Pariſ. 1652. in Fol. urtheilt von beiden Völkern, und ihren Geſchichtſchreibern, dem Beroſus und Manetho, nicht beſſer. S. auch wieder den Herodotus, des Shaw Voyage dans la Barbarie et le Levant, P. II. ſub fin. und p. 183. (a)

19) Perizonius in Origin. Babyl. cap. 1. p. 6. ſq.

20) Max-

20) Martinus Martini Decade I. Sinicæ hiſtoriæ, init. *Ante Fohyum quidem Imperatorem, conſtituta annalium ſuorum initia Sinæ ipſi pro ſuſpectis habent, ut quæ falſa & ridicula quam plurima complectantur.* Ich halte dafür, daß es vergeblich ſey, die ſineſiſche Zeitrechnung, ſo wie die chaldäiſche und ägyptiſche, zu harmoniren; was ſich auch M. Fourmont der ältere, ſur l'origine des anciens peuples P. II. p. 391. ſqq. nach vielen andern, für Mühe giebt. [Der Ungrund des von den Sineſern vorgegebenen Alterthums, und das Fabelhafte ihrer Geſchichte, iſt von Herrn Prof. Meiners, in ſeinen Anmerkungen und Zuſätzen zu den Abhandlungen Sineſiſcher Jeſuiten, Leipz. 1778. 8. und von Herrn de Guignes (Journ. des Sav. 1779. Juill. et Aout.) ausführlich erwieſen.]

21) Macrobius in Somnium Scipionis, lib. II. cap. 10. *Quis facile mundum ſemper fuiſſe conſentiat? cum abhinc ultra duo retro annorum millia, de excellenti rerum geſtarum memoria, ne Græca quidem exſtet hiſtoria? Nam ſupra Ninum, a quo Semiramis ſecundum quosdam creditur procreata, nihil præclarum in libros relatum eſt.* Diodorus Sic. lib. I. c. 9. p. 12. lin. 47. Es iſt nicht möglich, daß die Erfindung der Schreibekunſt ſo alt ſey, daß ſie den erſten Regenten gleich kommen ſollte. Und wenn man das auch zuſtünde, ſo erhellet doch, daß die Geſchichtſchreiber erſt ganz neulich zum Nutzen der Menſchen entſtanden ſind. Siehe auch Platonem de Rep. lib. III. init.

22) Es ſind bloß einige Weltweiſe geweſen, die in ihrem erdichteten Lehrgebäude Welt und Menſchen ewig gemacht haben, welche Cenſorinus de die natali cap. 4. erzählt, dabey Lindenbrogs Anmerkungen zu ſehen ſind. Wiewohl Buddeus, in Hiſtoria Eccleſ. V. Teſt. Tom. I. p. 75 ſqq. die meiſten von dieſer Zahl ausnimmt, und allein den Ocellus Lucanus und Ariſtoteles läßt.

23) Thom. Hyde de Religione vet. Perſar. p. 164 ſqq.

24) Martinus Martini in Sinicæ Hiſtoriæ Decade I. init. Wiewohl andere den Noah daraus machen, und den

Nas

Namen durch l'ancien ou l'aîné de l'Arche erklären. Fourmont P. II. p. 437. Die mehreſten machen den Fohi zum Noah. Ibid. p. 398 ſq.

§. 12.

Man darf ſich nicht wundern, daß die neuern griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber von den allererſten Bewohnern wüſter Landſchaften nichts erwähnen. Sie ſind zu neu und unwiſſend. Man kann aber ſolches nicht zu einem Beweiſe drehen, daß keine Hiſtorie davon Nachricht gebe; daß, was man davon ſagt, lauter Fabel ſey, und daß in jedem Lande allezeit Leute gewohnet haben. So ſchließt aber der ungenannte Franzoſe [25]). Er läugnet nämlich, daß uns die Geſchichte, durch die Erwähnung der alten Colonien, lehre, die Welt ſey nach und nach allmälig bevölkert worden. Man glaubt z. E., ſagt er [26]), daß die Aegypter und Phönicier Griechenland, die Griechen und Lydier Italien, die Phönicier und Celten Iberien, und ſo weiter beſetzt haben. Laſſet uns denn unterſuchen, was wir aus dem Alterthume von dieſen Colonien wiſſen: ich will aus den alten Geſchichtſchreibern zeigen, daß alle die Länder, wo ſie hingeſchickt ſind, ſchon vor ihrer Ankunft bewohnt geweſen: ich will zeigen, daß die alten Colonien in nichts von denen, welche die Europäer jezt nach der neuen Welt ſchicken, unterſchieden geweſen ſind; und will daraus auf eine augenſcheinliche Art darthun, daß, wenn wir nichts, als die Geſchichte, zu Rathe ziehen, es ſchlechterdings unmöglich ſey, bis auf die erſten Zeiten zu kommen, wo die Erde zum erſtenmal bevölkert worden; und

daß

daß folglich alles, was davon über eine
ſen Zeitpunct geſaget wird, nichts als
dicht und leere Muthmaaßung ſey.

Er beruft ſich deßhalb auf Zeugniſſe des J
Strabo, Dionyſius Halicarneſſeus, Varro,
Nepos und Juſtinus; übergeht aber den M
und gar mit Stillſchweigen. Allein, wer
nach den erſten Einwohnern unbewohnter Länd
würde der ſie bloß in ſolchen neuern Geſchich
ſuchen? Die konnten ja nichts davon wiſſen,
ſo viele Jahrhunderte verfloſſen, und ſo viele
Veränderungen geſchehen waren, daß ſie nur
ger damaligen Einwohner Abkunft aus mündli
Nachricht haben, aber von den erſten Beſitzer
der nichts erfahren konnten. Warum übergeh
ſer Verfaſſer den Moſes, als den erſten Geſc
ber, der den älteſten Zeiten und Urkunden
geweſen, und in dem Lande wohnte, welches d
ſchule vieler andern war?

Kann man nun das Billigkeit und Unp
keit heißen, daß der Mann bey dieſer Frage
ganz nicht erwähnt, als ob er nicht in der A
ſen wäre, oder, als wenn er keine Geſchichte d
Zeiten geſchrieben hätte, oder, als wenn es
gemacht wäre, daß deſſen Zeugniß in dieſe
falſch und nicht einmal einer Erwähnung w
Iſt es demnach vernünftig, aus der Unwiſſ
dem Stillſchweigen neuerer Schriftſteller,
Bericht des älteſten Geſchichtſchreibers, eine
zu ziehen, das dasjenige gar nicht geſchehen
dieſe nicht erwähnen, und gewußt haben [27])

Wenn wir alſo auch zugeben, daß obgena
chen und Römer, bey allen Colonien, welche

ken, ſchon ein bewohntes Land vorausſetzen, daß Pelops die Danaer vorgefunden, Danaus den Gelanor aus Argos vertrieben, welcher vom Inachus abſtammte, daß vor Cadmus in Böotien ſchon die Aoner, Temnicer, Leleger und Hyanther geweſen, und ſo weiter; ſo beweiſt dieſes doch nichts mehr, als daß die Griechen, weiter von ältern Zeiten Nachricht zu geben, nicht mehr fähig waren; es beweiſt aber ihre Unwiſſenheit und ihr Stillſchweigen im geringſten nicht, daß die Länder niemals unbewohnt geweſen. Das iſt eben ſo unrichtig geſchloſſen, als wenn man im Gegentheil aus der Unwiſſenheit und dem Stillſchweigen der Griechen, wer vor den Aonern, Temnicern u. ſ. w. in Böotien gewohnet, ſchließen wollte: alſo hat niemand das Land vorher bewohnet.

Der Verfaſſer ſchließt auch wider die Abſicht und Meinung ſeiner Geſchichtſchreiber ſelbſt. Denn, wenn ſie vor den Colonien ſchon Einwohner des Landes ſetzen, ſo ſagen ſie ja dadurch nicht, daß dieſelben die erſten und ewig geweſen: oder, wenn ſie auch ſprechen, die und die Völker hätten das Land anfangs oder zuerſt bewohnt (initio, primi tenuerunt); ſo iſt das allemal mit der Einſchränkung zu verſtehen, die Erſten, davon wir Nachricht haben. Denn, daß ſie vielmehr allenthalben zuerſt ein unbewohntes Land vorausſetzen, erhellet daraus, weil ſie die erſten Einwohner jeden Landes, die keine Ankömmlinge oder Colonien waren, als terrigenas, aus der Erde erzeugte Menſchen, anſahen; folglich eine Zeit annahmen, da jedes Land noch gar keine Einwohner gehabt. Tacitus ſagt hergegen von den Britanniern zweifelhaft [28]): **Was für Menſchen zuerſt Britannien bewohnt haben, ob es Eingebohrne oder Fremdlinge geweſen, das iſt unbekannt, weil es Barbaren ſind.** Er muthmaaßet aber aus ihrer Geſtalt und ihren Gewohnheiten, daß es Ankömm-

linge

linge ſind, und daß einige aus Germanien, andere aus Iberien, andere aus Gallien entſproſſen. Er ſetzt alſo zweierley Fälle, wie die Länder zuerſt haben können beſetzt werden, entweder durch Eingeborne, oder durch Ankömmlinge. In beiden Fällen aber wird ein unbewohntes wüſtes Land vorausgeſetzt. So rühmten ſich auch die Athenienſer, daß ſie allein in ganz Griechenland keine Ankömmlinge, ſondern Eingeborne wären [29]): ſie gaben alſo dadurch zu verſtehen, daß alle übrige Länder Griechenlands, außer Attica, vor der Ankunft dieſer Fremdlinge keine einheimiſche Einwohner gehabt hätten.

Wenn auch gleich die ſpätern Colonien, deren die neuern griechiſchen und römiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, nicht alle vorhergehende Einwohner ausſchließen: ſo beweiſen ſie doch, daß die Länder durch den Zuwachs dieſer neuen Einwohner (wenn nur die alten nicht gänzlich vertrieben oder getödtet ſind) weit ſtärker bevölkert worden. So iſt kein Zweifel, daß Brittannien durch den Uebergang der Celten, Gallier, Iberier, und hernach der Römer, Dänen und Angelſachſen, von Zeit zu Zeit immer volkreicher geworden iſt, als vorhin; welches ich bald drunten umſtändlicher aus den häufigen Waldungen des alten Brittanniens, und aus unverwerflichen Urkunden darthun werde. Und ſo verhält es ſich ebenfalls mit den Colonien anderer Länder; wie wir noch an America ſehen, welches die Europäer, durch ihre Colonien, in ſeinen häufigen wüſten Plätzen, ſchon weit mehr bevölkert, und noch viele Jahrhunderte nach uns bevölkern werden. Demnach beweiſen doch auch die neuern Colonien allerdings, was der Verfaſſer nicht zugeſtehen wollte, daß die Welt nach gerade immer mehr und mehr bevölkert worden: und das iſt hiſtoriſcher Grund genug, den erſten wüſten Zuſtand des Erd-

bodens

bodens und den erſten Anfang des menſchlichen Geſchlechts daraus zu ſchließen; die Geſchichte aber ſelbſt von der allererſten Welt können wir von ſo neuen Schreibern, als die Griechen und Römer waren, nicht erwarten noch verlangen.

25) Le Monde, ſon Origine & ſon Antiquité, Part I. p. 218.

26) Daſelbſt p. 218 ſq.

27) Bochart ſagt in der Vorrede zu ſeinem Phaleg, in Vergleichung der moſaiſchen Nachrichten mit den heidniſchen: *Neque enim aliud quidquam ſupereſt, unde priſcarum gentium origines exſculpamus. Nam Chaldæorum, Phœnicum & Ægyptiorum monumenta pridem conſumpſit ætas. Et Saiticus ille ſacerdos, Patenit nomine, de quo Proclus poſt Platonem in Timæo, Græcos merito aſſerebat ſemper eſſe pueros nec unquam ſenes, utpote veræ vetuſtatis prorſus ignaros. Proinde, quoties de rebus vetuſtis ſermonem inſtituunt, ad ridiculas fabulas devolvuntur: atque alii ſe ex quercubus aut lapidibus, alii ex fungis, alii ex cicadis, alii ex formicis, alii ex draconis dentibus ſe fabulantur ortos. Quis porro gentium aliarum incunabula & primordia edoceri poſſe ſe putet ab iis, qui de propria origine talia mentiuntur?*

28) Tacitus in Vita Agricolæ, cap. 11.

29) Siehe die Stellen des Iſokrates, Euripides und Juſtinus, die ich oben pag. 25. not. 8. angeführt habe.

§. 13.

Ich komme alſo nun zu den Umſtänden der Geſchichte, welche den Anfang des menſchlichen Geſchlechts beſtärken, und will nur einige wenige derſelben ausleſen, die jedem in die Augen leuchten 30).

Zuerſt

deſſen ich oben not. 30. gedacht habe, wenn er auf die Vielheit der Menſchen in dem alten Aegypten, Griechenland, Sicilien, Archipelagus und Paläſtina dringt. Die Leute hatten ſich nach dieſen blühenden Oertern häufig hingezogen, und daſelbſt im Wohlſtande ſehr vermehrt; ſo wie ſie ſich nachmals von da in Menge nach Rom und dem oberen Italien, wie auch nach den fruchtbarſten Provinzen der Römer begaben. Zu geſchweigen, daß jedes ſiegende und reiche Volk, zu jeder Zeit, ſeine Anzahl durch viele, theils erkaufte, theils bezwungene, Sklaven aus andern Ländern vermehrt. Wüßten wir aber von allen Völkern ſo gut, als von den Juden, wohin ſie, durch veränderte Umſtände, in der Welt zerſtreuet worden, ſo würde man durch die Verwüſtung einzelner Länder nicht auf die Gedanken gerathen, als ob die Vielheit in dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dabey gelitten habe. So wenig aus einer oder der andern Stadt im Königreiche, die aus beſondern Urſachen verödet, auf das ganze Königreich zu ſchließen iſt, daß es jetzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müſſe: eben ſo wenig kann man auch aus einem und dem andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menſchliche Geſchlecht machen. Die Vermehrung deſſelben iſt in ſeiner Natur gegründet, und geht über das Ganze; die Verminderung an einem und dem andern Orte iſt zufällig, und wird an mehrern andern doppelt erſetzt. Es iſt nichts unwahrſcheinlicher und mehr wider alle Geſchichte, als Luſitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zählen, welche ſeit Cäſars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugniſſen, daß ſie jetzt, eins ins andre gerechnet, wenigſtens zwanzig- bis dreyßigmahl mehr Einwohner, als zu jenen Zeiten, beherbergen.

§. 14.

Der andere Umſtand, womit die Geſchichte den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts von wenigen Vorältern beſtätigt, liegt in der Verwandtſchaft der Sprachen, oder in derſelben Abſtammung aus einer gemeinſchaftlichen Mutterſprache.

Wenn viele Menſchen, die noch von keiner Sprache wüßten, in verſchiedenen Ländern zerſtreuet lebten, und jede

jeder für sich eine Sprache erfände; so würden die Sprachen, weil sie aus lauter willkührlichen Zeichen bestehen, nichts mit einander gemein haben. Hergegen, wenn Menschen aus einem Geschlechte sind; so werden sie auch einerley Sprache und Mundart führen, so lange sie nahe bey einander bleiben. So bald sie sich aber von einander trennen, so artet die Sprache durch Länge der Zeit und fremden Umgang allmälig aus, und theilt sich in verschiedene Mundarten, und endlich in verschiedene Sprachen, darinn einer den andern nicht mehr versteht. Dennoch bleiben eine gute Zeit die vornehmsten Stammwörter einerley, und in der Eigenschaft der getheileten Sprachen herrscht noch eine solche Aehnlichkeit, daß man ihre Abstammung von einer Mutter darinn genugsam erkennen kann.

Wie nun dieses mit der Erfahrung und Geschichte übereinstimmet; so giebt auch hingegen die Abstammung der Sprachen von einer gemeinschaftlichen Mutter ei untrüglich Kennzeichen der Abstammung der Mensch von einem gemeinschaftlichen Geschlechte und Volk wenn nur den Menschen keine fremde Sprache von nem siegerischen Bezwinger aufgedrungen worden. bekräftigt aber die Geschichte aller Zeiten, daß großen Reiche weit später entstanden sind, als die Mutterſprachen. Die Menschen haben anfänglich ihre natürliche Freyheit behauptet: die Stam und Aeltesten der Familie hatten bloß ein will Ansehen: oder wenn sich die Menschen weiter teten, so folgten sie des Klügsten, Erfahre Muthigsten Rathe und Gutachten mehr freiw durch Zwang und Eid. Mit der Zeit entstund kleine Fürsten, Könige oder Staaten: und durchgehends von allen nachmals zusamme zenen großen Reichen finden, daß sie anfä

viele kleine und abgeſonderte Herrſchaften vertheilt geweſen ſind. Wenn alſo in den erſten Zeiten nirgend ein großer Beherrſcher vieler Länder war, ſo hat auch der Sieg weder die alten Mutterſprachen hervorbringen, noch die Verwandtſchaft unter die abſtammenden Sprachen einführen können; ſondern beides iſt lediglich aus der natürlichen Abſtammung und Vermehrung aus einem Geſchlechte abzuleiten.

Die Menſchen führen zwar jetzt unzählig verſchiedene Sprachen: allein, der alten Mutterſprachen ſind ſehr wenige. Wir wollen bey denen hauptſächlich bleiben, von welchen glaubwürdige Nachricht vorhanden iſt. Das Hebräiſche hat mit dem Cananäiſchen, Phönicieſchen, Puniſchen, Syriſchen, Palmyreniſchen, Aramäiſchen, Samaritaniſchen, Chaldäiſchen und Arabiſchen eine ganz offenbare Verwandtſchaft. Daher niemand zweifeln kann, daß alle dieſe Sprachen eine gemeinſchaftliche Mutter haben, und daß folglich die Völker ſelbſt aus einem Stamme entſproſſen ſind, und ſich nachgerade auf dem Erdboden ausgebreitet haben. Wüßten wir von andern jetzt untergegangenen Sprachen Aſiens mehrere Nachricht, ſo würden wir vermuthlich gleiche Verwandtſchaft darinnen finden. Jedoch dürfte das alte Aegyptiſche, Perſiſche und Babyloniſche, ſo viel man aus den Nachbleibſeln ſchließen kann, den Mutterſprachen nahe kommen. Die übrigen jetzt durch Aſien üblichen Sprachen ſcheinen neu und vermiſcht zu ſeyn, dadurch die alte Abſtammung faſt unkenntlich geworden. Das Sineſiſche mag gar eine gemachte Kunſtſprache der Mandarinen, wenigſtens nicht mehr die alte ſeyn: ſo wie vor Zeiten auch die ägyptiſchen Prieſter eine eigene heilige Sprache unter ſich gehabt haben [57]).

laſſen, und in Gallien einen beſſern Sitz zu ſuchen, fand Cäſar, nachdem er ſie geſchlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichniſſe, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnet. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Gränzen, wie die jetzige Schweiz [40]). Welch eine geringe Anzahl Menſchen waren alſo 263000 gegen die jetzige! und wie haben ſich die wenig überbliebenen ſeit der Zeit vermehrt!

Wie Cäſar das erſte Mal nach **Britannien** übergieng: ſo landete er ungefähr gegen **Calais** über, und fand ſogleich, wie er ins Land einrücken wollte, die Feinde in Wäldern verſteckt, woraus ſie ihn anfielen [41]). Hernach zum andern Male, wie er etwas tiefer eindringen wollte, mußte er ſich ebenfalls durch die aus den Wäldern herausſetzenden Feinde durchſchlagen, bis er an die Temſe kam, wo er den Caſſivellaunus, als Heerführer der Britannier, wiederum in unwegſamen Waldungen antraf, dahin er Menſchen und Vieh verſammlet, und ſich darinnen verhauen hatte [42]). Das hieß bey den Britanniern eine Stadt, wenn ſie ſich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Walle und Graben verſchanzt hatten; ſonſt wußten ſie damals von keinen Städten [43]). So beſchreibt **Dio** die Britannier gleichfalls, daß ſie ſich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau gehabt, ſondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebt hätten [44]). Wie öde muß alſo Britannien damals noch geweſen ſeyn, da jetzo dergleichen Wälder, zumal in dem untern Theile, vergeblich geſucht werden! Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelſachſen und Dänen,

noch

ſchichte überein, daß ganz Europa zuerſt, theils zu Waſſer, von den handelnden Phönicіern, theils zu Lande, von den ſtreifenden Scythen, beſetzt worden.

Ich wünſche dem Herrn Prof. Popowitſch [56]), der bey Gelegenheit ſeiner Unterſuchung vom Meere eine beſondere Einſicht in die Verwandtſchaft und Abſtammung der abendländiſchen Sprachen gewieſen hat, daß er einen Auguſt oder Mäcen finden mögte, der ſein Bemühen reizte, ein harmoniſch deutſches, oder vielmehr abendländiſches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin verſichert, daß ſolches der Hiſtorie der Sprachen und des menſchlichen Geſchlechts ein großes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menſchlichen Geſchlechts Verwandtſchaft und Abſtammung ſehen können, wenn des gelehrten **Olaus Rudbeck**, des jüngern, Theſaurus linguarum Aſiæ et Europæ harmonicus völlig zu Stande gekommen wäre. Jedoch erkennet man ſchon aus dem kleinen Specimine dieſes Theſauri, welches der Herr Paſt. **Wolf** hinter dem zweyten Theile ſeiner Bibliothecæ Hebrææ wieder aufs neue drucken laſſen, daß dieſe Verwandtſchaft der Sprachen und Menſchen vollkommen Grund habe.

[56]) Pauli Erneſti Jablonski Pantheon Aegyptiorum P. III. Prolegom. §. 57 ſqq. S. überhaupt, von den linguis ſacris und litteris hieroglyphicis, Fabricii Bibliographiam antiquariam, cap. XXI. §. 11. p. 965 ſq. der neuen Ausgabe, die vom ſel. Profeſſor **Paul Schaffshauſen**, Hamb. 1760. 4. reichlich vermehrt worden iſt.

[57]) Gataker de Stilo N. T. Cap. I. Tityre, *tu* a Dorico τύ, pro σύ: *patulæ*, a πετάω, pando: *recubans*, a κύπτω, incurvo me: *ſub*, ab ὑπό, ut ſuper ab ὑπέρ: *tegmine*, a τέγω vel στέγω, tego: *fagi*, a φῆγος, Dorice φᾶγος. *Sylveſtrem*, ab ὕλη, ſylva: *tenui*, a τάνω, tendo,

unde tenuis: *Muſam*, a μοῦσα: *meditaris*, a μελετάω, meditor, ut a ſedeo, ſella: *avena*, ab ἄνος ſiccus aridus. *Nos* a νῶϊ: *patriæ* a πατρία, ſcil. γῆ: *fines* a χοῖνος, funis menſorius, agri portio, unde finis: *nos dulcia*, a γλυκὺς, δυλκὺς dulcis, ut γνόφος, δνόφος, tenebræ: *linquimus*, a λάπω, unde linquo, liquo: *arva*, ab ἀρῶ aro: &c.

59) Herr Joh. Siegmund Val. Popowitſch hat, ohne ſich zu nennen, die bekannte Unterſuchung vom Meere zu Frankfurt und Leipzig 1750, 4. drucken laſſen, darinn ſchöne Sprachanmerkungen vorkommen. Es erhellet unter andern aus p. 336, daß, außer dem Griechiſchen und Latein, in Europa alles auf das Deutſche, Wendiſche und Slavoniſche ankomme.

§. 15.

Der dritte Umſtand in der Geſchichte, welcher mit dem Anfange des menſchlichen Geſchlechts übereinſtimmt, betrifft die allmälige Erfindung und das Wachsthum der Künſte und Wiſſenſchaften.

Der Menſch hat nicht allein von Natur, durch ſeine Vernunft, zu Künſten und Wiſſenſchaften ei Fähigkeit; ſondern er wird auch durch leibliche Nothdur durch Verlangen nach Bequemlichkeit, Wohlſtan Ueberfluß und allerley Luſt, imgleichen durch Bewu derung der Dinge, und daher entſtehende Neubegie und endlich durch das Vergnügen am Erkenntniſſe an Wahrheiten dringlich dazu getrieben. Die Geſc giebt auch, daß dieſer Trieb in allen Zeiten be Menſchen wirkſam geweſen; daß ein jeder für ſich ſeinem Vermögen und Umſtänden, was nützli erfinden und Wahrheiten zu entdecken getrachte daß diejenigen, welche darinn zuerſt glücklich waren, (als Ceres und Bachus) von ganzen geehrt und vergöttert ſind.

Wir können alſo noch in der Geſchichte auf die Zeiten zurück ſehen, da kaum das allernöthigſte erfunden, da wenig Künſte, und dazu ſehr unvollkommen, erſonnen, und von den Wiſſenſchaften kaum die erſten Anfangsgründe entdeckt waren. Denn vor vier tauſend Jahren waren die Menſchen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was iſt in der folgenden Zeit nicht nachgerade erfunden? Was haben nicht bloß in den letzten drey hundert Jahren die Künſte und Wiſſenſchaften für ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unſere Nachkommen nicht ferner entdecken? Geht man alſo von den neuern Zeiten in die erſten zurück, ſo müſſen wir geſtehen, daß das menſchliche Geſchlecht vor vier tauſend Jahren noch ſeiner Kindheit und erſten Geburt ziemlich nahe geweſen ſey; und daß man aus dem Verhältniſſe des zunehmenden Erkenntniſſes in ſolchen vier tauſend Jahren beynahe die Zeit rückwärts beſtimmen könne, da die Menſchen noch nichts gewußt, das iſt, da ſie erſt auf die Welt gekommen waren. Wenn ſie aber den Erdboden ſchon von einer unendlichen Zeit her bewohnt hätten, ſo wäre nach ihrem natürlichen Vermögen zu Erfindungen, das Noth und Luſt anfeurten, nicht möglich geweſen, daß ſich ihnen die nützlichſten und unentbehrlichſten Künſte eine ewige Reihe von Jahrhunderten ſollten verborgen haben; ſondern es müßte alles längſt erdacht geweſen ſeyn, was menſchlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen erſinnen kann.

Ich will dadurch nicht läugnen, daß auch manche Erfindungen der Alten wieder verloren ſind; manche für neu gehalten werden, die doch den Alten ſchon bekannt waren. Aber, erſtlich, iſt zu wiſſen, daß dieſe ſogenannte Alten zu ſolchen Zeiten gelebt, da ſchon Künſte und Wiſſenſchaften in Achtung waren, und nur geheim

müſſen die zahlreichen Colonien betrachten, welche Deutſchland jetzt nach Oſt- und Weſtindien ſchicket. Welche Menge geht denn nicht ab! Wir müſſen hiernächſt, da nun die meiſten Wälder abgehauen, und zum Ackerbaue und zur Viehzucht angewandt ſind, dem vorigen Germanien kaum den zehnten Theil bebautes Land, und alſo auch kaum den zehnten Theil ſo viel Bauleute einräumen. Wie viel Millionen ſind denn nicht weniger geweſen! Wir müſſen endlich bedenken, da man jetzt alles weit beſſer zu düngen und zu nutzen weis, Moräſte ausfüllet, Graben zieht, Weiden, Koppeln, Frucht- und Krautgärten anlegt, Bienen zieht, Fiſchteiche hält, in den Strömen fiſchet, Wein bauet, ja das Innere der Berge mit Graben nach Vitriol, Farbenerde, Steinbrüchen, Metallen und andern Mineralien nicht verſchont, daß nun von einem und demſelben Striche Landes zehnmal mehr Menſchen leben können, als in den vorigen Zeiten. Wie viel bleibt ihnen denn wohl übrig [54b])?

So haben ſich denn die Menſchen in Deutſchland, in Helvetien, in Britannien, in den Niederlanden, in Frankreich, und allerwärts in Europa, ohne neuen Zuwachs aus Aſien, gewaltig vermehrt; derer nicht zu gedenken, welche in andere Länder ausgeſandt ſind; müſſen ſich auch nach dem Verhältniſſe der Natur, das der Herr Probſt Süßmilch aus unſtreitigen Nachrichten gezogen hat, nothwendig immer mehren [55]). Und wenn einige volkreiche Länder an Einwohnern abgenommen haben, als Griechenland, Aegypten, und die Küſte von Africa am mittelländiſchen Meere; ſo iſt nicht die Fruchtbarkeit der Menſchen, ſondern bloß eine harte Regierungsart, Schuld daran, daß ſich die Eingebornen lieber wo anders hin begeben, und ein Fremder nicht Luſt bekömmt, ſich da zu ſetzen [56]).

Es

Es verhält sich in dem Stücke mit den Menschen ganz anders, als mit den übrigen Thieren. Diese sind durch ihre Nahrung und zuträgliche Wärme in eine gewisse Gegend eingeschlossen, und die Vermehrung jeder Art wird durch ihre Natur, durch den Vorrath der Nahrung, oder durch die Witterung, oder durch Raubthiere, oder durch die Menschen, in gewissen beständigen Schranken gehalten. Der Mensch aber kann alle Luft, von Nova Zembla an bis zur Linie, vertragen lernen, und sich zu aller Kost auf dem ganzen Erdboden gewöhnen, und gegen alle Witterung wapnen: er vermehrt sein Geschlecht, was die Frauen betrifft, bey 25 bis 30 Jahre, und was das männliche anlanget, bey 40 bis 45 Jahre hindurch: er kann sich die Wüsten, Moräste, Waldungen, Gebirge wohnbar machen, und andere, wenigstens die großen Thiere, welche ihm hinderlich sind, wegräumen und ausrotten. Und daß dieses in den vorigen Zeiten mehr und mehr geschehen sey, lehrt die Geschichte. Allein, die Waldungen und Wüsten, welche von Deutschland aus, sonderlich in dem nordöstlichen Theile von Europa und Asia, in ganz America und Africa, noch hin und wieder übrig sind, zeigen auch, daß der Erdboden noch lange nicht so bevölkert sey, als er werden kann: zu geschweigen, daß sich noch bis auf den heutigen Tag, besonders zwischen Asia und America, imgleichen nach dem Südpole hin, ganz unbewohnte Inseln und Länder finden, die doch an sich wohnbar wären. Hergegen finden sich in den vorigen Zeiten, nach aller glaubwürdigen Geschichte, immer weniger und weniger Menschen, immer waldichters und wüsteres Land. Und diese Betrachtung führt uns nothwendig dahin, daß wir das menschliche Geschlecht endlich auf die allergeringste Zahl, und auf seinen ersten Ursprung und Anfang bringen müssen. Denn es ist daher nicht möglich, daß es ewig sey, weil sonst schon

von undenklichen Zeiten wenigſtens eben ſo viel Menſchen hätten ſeyn müſſen, als jetzo ſind, und der Erdboden eben ſo beſetzt ſeyn, als wir ihn jetzo finden.

30) Der Herr David Hume hat unlängſt, in ſeinen Political Diſcourſes P. II. num. 10. von der Menge der Menſchen bey den alten Nationen mit vieler Beleſenheit und guter Einſicht gehandelt, von welcher Betrachtung in dem hamburgiſchen Magazin, im X. Bande, p. 451 ſqq. und p. 563 ſqq. eine Ueberſetzung zu finden iſt. Er ſtreitet für die Menge in neuern Zeiten, und macht viele Zeugniſſe der alten Geſchichtſchreiber von einer damaligen ungeheuren Anzahl Menſchen, nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, verdächtig und lächerlich. Das Gegentheil behauptet Wallace in A Diſſertation on the Numbers of Mankind in ancient and modern Times: in which the ſuperior Populouſneſs of Antiquity is maintained: with an Appendix — and ſome Remarks on Mr. Hume's Political Diſcourſe of the Populouſneſs of ancient Nations. Edinburgh 1753. 8. Dieſes Buch iſt noch ausführlicher, und enthält viele gute politiſche Betrachtungen. Der Verfaſſer läugnet aber gar nicht, daß ſich die Menſchen auf dem Erdboden vermehrt haben, ſondern er ſucht nur darzuthun, daß eine Zeit geweſen, da die Erde volkreicher war, als ſie jetzt iſt, und legt die Schuld deſſen auf manche natürliche und ſittliche Hinderniſſe neuerer Zeiten. Vielleicht erhält man durch Vergleichung beider Schriftſteller, deren jeder nur ſeine Welt zu bevölkern bemühet iſt, nähere Einſicht von der Wahrheit. Unterdeſſen ſehe ich nicht, daß einer von beiden die von mir gebrauchten allgemeinen Gründe gebraucht oder widerlegt habe.

31) Das berichtet, aus dem Varro, Plinius Hiſt. Nat. lib. III. cap. 1.

32) Strabo Geogr. lib. III. Tom. I. p. 223. aus des Homerus Odyſſ. ξ. 568.

33) Strabo lib. III. pag. 231.

34) Strabo lib. III. p. 247.

35) Strabo lib. III. p. 247.

36) Strabo. p. 245. Bochart Geogr. S. p. 694.

37) Cäſar

37) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 29. Vide & lib. V. cap. 3.

38) Cæſar lib. III. cap. 28. 29. Vide & IV, 38.

Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les obſervations de Meſſieurs Bouguer & de la Condamine. Paris 1749. 4. p. XIV. ſagt von der abendlichen Küſte in Peru, wegen der vielen Wälder: *il eſt peu vraiſemblable, que cette côte, malgré ce que rapportent les premiers voyageurs qui l'ont parcourue, ait jamais été très peuplée.* Und er wendet eben dieſen Grund auf das alte Gallien an: *Des forets immenſes ne ſont pas propres à faire ſubſiſter un grand nombre d'habitans. C'eſt une contradiction, que n'ont pas ſenti quelques Ecrivains d'ailleurs très habiles, qui ont crû, par exemple, que les Gaules du tems des Romains étoient beaucoup plus peuplées que ne l'eſt maintenant la France; quoique preſque tout le pays fut alors rempli de bois.*

39) Strabo lib. IV. p. 269. μαχηται μᾶλλον ἢ γεωργοὶ.

40) Man ſehe den Cäſar de B. G. I. 29, §. 26, 2. Die Anzahl der Helvetier, welche im hamburgiſchen Magazin X. B. p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, ſoll, nach dem Cäſar, 368000 heißen. Allein in dieſer Zahl waren die Tulinger, Latobriger, Rauracer, Bojer, die mit den Helvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; der Helvetier allein werden nicht mehr als 263000 gerechnet.

41) Cæſar lib. IV. cap. 32.

42) Cæſar lib. V. cap. 15. 19.

43) Cæſar lib. V. cap. 21.

44) Dio Caſſius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. pag. 1280. lin. 69. p. 1281. lin. 89. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10 ſqq.

45) Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341 ſqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cöln an der Spree 1684. Fol.

46) Cæſar

46) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 23.

47) Id. ibid. c. 22. & c. 29. Siehe auch den Strabo lib. VII. T. I. p. 446.

48) Id. lib. IV. c. 18. vid. & cap. 19.

49) Tacitus de Mor. Germ. cap. 16.

50) Idem c. 2. c. 5. c. 26.

51) Cæſar de B. G. lib. VI. cap. 21. lib. IV. cap. 1. lib. VI. cap. 26. 27. 28.

52) Plinius H. N. lib. XVI. c. 2. Cæſ. VI. 25.

53) Id. lib. VI. cap. 10.

54) Chriſtoph. Cellarius Notitia Orbis antiqui Tom. I. lib. II. cap. 5. p. 461 ſq.

54b) Siehe, was wider die gegenſeitige Meynung der Reveries, ou Memoires ſur l'Art de Guerre de Maurice Comte de Saxe, in den göttingiſchen Anzeigen 1757 p. 247. mit Recht erinnert wird.

55) Es ließe ſich beſonders von Italien zeigen, wie ſich deſſen Einwohner, ſeit Erbauung der Stadt Rom, vermehret; da doch die Römer beſtändige Kriege geführt, ſo viele Heere in fremden Ländern gehalten, ſo viele Colonien, nicht allein in Europa, ſondern auch in Africa und Aſia, angelegt haben: allein, die Geſchichte iſt bekannt genug, daß ſie einem jeden bey dieſer Erinnerung von ſelbſt ins Gedächtniß kommen kann. Ueberhaupt iſt von der natürlichen Vermehrung der Menſchen des Hrn. Probſt Joh. Peter Süßmilchs göttliche Ordnung in den Veränderungen des menſchlichen Geſchlechts, Berlin 1742. 8. p. 19. in der Kürze nachzuſehen, daraus erhellet, daß die Vermehrung in 12 Jahren (nur Peſt ausgenommen) wie 10 zu 13 ſich verhalte.

56) Der Herr von Monteſquieu ſcheint dieſe Entvölkerung einiger wenigen vormals blühenden Länder allein in ſeiner Vorſtellung gehabt zu haben, wenn er in den Lettres Perſanes num. 108. und dem Eſprit des Loix liv. XXIII. cap. 18 ſq. überhaupt urtheilt, daß jetzt lange nicht ſo viel Menſchen auf dem Erdboden ſeyn, als zur Zeit des Cäſars darauf geweſen. Eben dieſes ſcheint auch das Verſehen des Wallace zu ſeyn, deſſen

deſſen ich oben not. 30. gedacht habe, wenn er auf die Vielheit der Menſchen in dem alten Aegypten, Griechenland, Sicilien, Archipelagus und Paläſtina dringt. Die Leute hatten ſich nach dieſen blühenden Oertern häufig hingezogen, und daſelbſt im Wohlſtande ſehr vermehrt; ſo wie ſie ſich nachmals von da in Menge nach Rom und dem oberen Italien, wie auch nach den fruchtbarſten Provinzen der Römer begaben. Zu geſchweigen, daß jedes ſiegende und reiche Volk, zu jeder Zeit, ſeine Anzahl durch viele, theils erkaufte, theils bezwungene, Sklaven aus andern Ländern vermehrt. Wüßten wir aber von allen Völkern ſo gut, als von den Juden, wohin ſie, durch veränderte Umſtände, in der Welt zerſtreuet worden, ſo würde man durch die Verwüſtung einzelner Länder nicht auf die Gedanken gerathen, als ob die Vielheit in dem gantzen menſchlichen Geſchlechte dabey gelitten habe. So wenig aus einer oder der andern Stadt im Königreiche, die aus beſondern Urſachen verödet, auf das ganze Königreich zu ſchließen iſt, daß es jetzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müſſe: eben ſo wenig kann man auch aus einem und dem andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menſchliche Geſchlecht machen. Die Vermehrung deſſelben iſt in ſeiner Natur gegründet, und geht über das Ganze; die Verminderung an einem und dem andern Orte iſt zufällig, und wird an mehrern andern doppelt erſetzt. Es iſtnichts unwahrſcheinlicher und mehr wider alle Geſchichte, als Luſitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zählen, welche ſeit Cäſars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugniſſen, daß ſie jetzt, eins ins andre gerechnet, wenigſtens zwanzig- bis dreyßigmahl mehr Einwohner, als zu jenen Zeiten, beherbergen.

§. 14.

Der andere Umſtand, womit die Geſchichte den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts von wenigen Vorältern beſtätigt, liegt in der Verwandtſchaft der Sprachen, oder in derſelben Abſtammung aus einer gemeinſchaftlichen Mutterſprache.

Wenn viele Menſchen, die noch von keiner Sprache wüßten, in verſchiedenen Ländern zerſtreuet lebten, und

jeder

müſſen? Allein, da Moſis Nachricht dieſer Meinung vielmehr entgegen iſt: ſo laſſet uns Moſen lieber eine Weile bey Seite ſetzen, und bloß bey dem bleiben, was das anſchauende Erkenntniß der Oberfläche des Erdbodens lehrt. Ich geſtehe es, dieſe zeuget von großen vormaligen Veränderungen: indem ſie uns mancherley Schichten von verſchiedener Erde über einander, ganze Auſterbänke, weit von der See, mitten im jetzigen feſten Lande, Berge und ganze Ketten von Gebirgen, mit verſteinerten Seethieren und Gewächſen, die an den Orten nicht erzeuget ſeyn können, vor Augen legt. Wir haben noch in dieſem Jahrhunderte Inſeln mit einem feuerſpeyenden Berge aus der See hervorſteigen geſehen, und eben das berichten uns glaubwürdige Geſchichtſchreiber von vielen andern Inſeln. Andere Berge und Städte ſind durch Erdbeben verſunken: Plätze, die am Meere lagen, ſind durch Anwachs von der Küſte ins Land hineingerückt: Ströme haben ihren Lauf verändert. Mit einem Worte, Feuer und Waſſer haben die Erd rinde ganz zerwühlt. Was wollen wir vernünftige Weiſe zu dieſen ſchweren Erſcheinungen ſagen? Ich antworte: die mehreſten derſelben beweiſen nur eine jäh linge oder allmälige Veränderung an beſondern Oerter welche den ganzen Erdboden und das ganze menſchli Geſchlecht, oder ihre Künſte und Wiſſenſchaften, n treffen. Wenn aber andere darunter ſind, welche allgemeinen Umſturz und eine Erſchütterung der g Oberfläche des Erdbodens anzuzeigen ſcheinen: ſ es doch auf alle Weiſe vernünftiger ſeyn, dieſe dem Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts, b erſten Chaos und deſſen wäſſerichten Maſſa anzun zu der Zeit, da dem annoch von Landthieren en Erdballe der erſte Schwung um ſeine Axe gege dadurch aus einer Kugel eine Sphäroide folglich Waſſer und Land von einander geſchi

viele kleine und abgeſonderte Herrſchaften vertheilt geweſen ſind. Wenn alſo in den erſten Zeiten nirgend ein großer Beherrſcher vieler Länder war, ſo hat auch der Sieg weder die alten Mutterſprachen hervorbringen, noch die Verwandtſchaft unter die abſtammenden Sprachen einführen können; ſondern beides iſt lediglich aus der natürlichen Abſtammung und Vermehrung aus einem Geſchlechte abzuleiten.

Die Menſchen führen zwar jetzt unzählig verſchiedene Sprachen: allein, der alten Mutterſprachen ſind ſehr wenige. Wir wollen bey denen hauptſächlich bleiben, von welchen glaubwürdige Nachricht vorhanden iſt. Das Hebräiſche hat mit dem Cananäiſchen, Phönicischen, Puniſchen, Syriſchen, Palmyreniſchen, Aramäiſchen, Samaritaniſchen, Chaldäiſchen und Arabiſchen eine ganz offenbare Verwandtſchaft. Daher niemand zweifeln kann, daß alle dieſe Sprachen eine gemeinſchaftliche Mutter haben, und daß folglich die Völker ſelbſt aus einem Stamme entſproſſen ſind, und ſich nachgerade auf dem Erdboden ausgebreitet haben. Wüßten wir von andern jetzt untergegangenen Sprachen Aſiens mehrere Nachricht, ſo würden wir vermuthlich gleiche Verwandtſchaft darinnen finden. Jedoch dürfte das alte Aegyptiſche, Perſiſche und Babyloniſche, ſo viel man aus den Nachbleibſeln ſchließen kann, den Mutterſprachen nahe kommen. Die übrigen jetzt durch Aſien üblichen Sprachen ſcheinen neu und vermiſcht zu ſeyn, dadurch die alte Abſtammung faſt unkenntlich geworden. Das Sineſiſche mag gar eine gemachte Kunſtſprache der Mandarinen, wenigſtens nicht mehr die alte ſeyn: ſo wie vor Zeiten auch die ägyptiſchen Prieſter eine eigene heilige Sprache unter ſich gehabt haben [57]).

In

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte Mutterſprachen, die Griechiſche, Lateiniſche, Deutſche und Wendiſche oder Slavoniſche. Unter dieſen iſt die Griechiſche eine der vornehmſten; wiewohl auch dieſe noch offenbare Spuren von der Phöniciſchen zeigt, ſo wie die Geſchichte giebt, daß ſich die Phönicier zu verſchiedenen Zeiten in Griechenland niedergelaſſen haben. Von den Griechen iſt der unterſte Theil von Italien beſetzt worden, und die ganze lateiniſche Sprache hat ihren Urſprung vom Aeoliſchen und Doriſchen Dialect. Dieſes hat **Gataker** durch ein artiges Beyſpiel aus dem Anfange der Bucolicorum des Virgils gewieſen, welches werth iſt, daß es die, ſo beider Sprachen nicht ganz unkundig ſind, anſehen; ſie werden eine genauere und allgemeinere Verwandtſchaft darinn finden, als ſie vielleicht vermuthet hatten [58]). Manche lateiniſche Wörter ſtimmen auch mit dem Deutſchen, ſo wie viele deutſche Wörter mit dem Griechiſchen überein; daß es ſchwer fällt, auszumachen, welches Volk die gemeinſchaftlichen Wörter von dem andern geborgt habe; oder ob ſie von einer gemeinſchaftlichen Mutter geerbt ſind.

Das Deutſche; Niederländiſche, Däniſche, Engliſche, Schwediſche, Norwegiſche und Iſländiſche hat eine allgemeine Verwandtſchaft; gleichwie Böhmiſch, Ungariſch, Siebenbürgiſch, Polniſch, Litthauiſch, Ruſſiſch, Wendiſch, aus dem Slavoniſchen entſproſſen iſt. Und vielleicht ſind alle dieſe Sprachen Töchter, oder, ſo man will, Enkelinnen, des alten Celtiſchen und Scythiſchen, welches faſt in ganz Europa geherrſcht hat, ehe das römiſche Joch vielen die lateiniſche Sprache angedrungen; ohne daß vormals die europäiſche Küſte am mittelländiſchen Meere viel Phöniciſches gehabt zu haben ſcheint. Es ſtimmt alſo mit der Geſchichte

ſchichte überein, daß ganz Europa zuerſt, theils zu Waſſer, von den handelnden Phöniciern, theils zu Lande, von den ſtreifenden Scythen, beſetzt worden.

Ich wünſche dem Herrn Prof. Popowitſch [59]), der bey Gelegenheit ſeiner Unterſuchung vom Meere eine beſondere Einſicht in die Verwandtſchaft und Abſtammung der abendländiſchen Sprachen gewieſen hat, daß er einen Auguſt oder Mäcen finden mögte, der ſein Bemühen reizte, ein harmoniſch deutſches, oder vielmehr abendländiſches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin verſichert, daß ſolches der Hiſtorie der Sprachen und des menſchlichen Geſchlechts ein großes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menſchlichen Geſchlechts Verwandtſchaft und Abſtammung ſehen können, wenn des gelehrten **Olaus Rudbeck**, des jüngern, Theſaurus linguarum Aſiæ et Europæ harmonicus völlig zu Stande gekommen wäre. Jedoch erkennet man ſchon aus dem kleinen Specimine dieſes Theſauri, welches der Herr Paſt. **Wolf** hinter dem zweyten Theile ſeiner Bibliothecæ Hebrææ wieder aufs neue drucken laſſen, daß dieſe Verwandtſchaft der Sprachen und Menſchen vollkommen Grund habe.

57) Pauli Erneſti Jablonski Pantheon Aegyptiorum P. III. Prolegom. §. 57 ſqq. S. überhaupt, von den linguis ſacris und litteris hieroglyphicis, Fabricii Bibliographiam antiquariam, cap. XXI. §. 11. p. 965 ſq. der neuen Ausgabe, die vom ſel. Profeſſor **Paul Schaffshauſen**, Hamb. 1760. 4. reichlich vermehrt worden iſt.

58) Gataker de Stilo N. T. Cap. 1. Tityre, *tu* a Dorico τύ, pro σύ: *patulæ*, a πετάω, pando: *recubans*, a κύπτω, incurvo me: *ſub*, ab ὑπό, ut ſuper ab ὑπέρ: *tegmine*, a τέγω vel στέγω, tego: *fagi*, a φῆγος, Dorice φᾶγος. *Sylveſtrem*, ab ὕλη, ſylva: *tenui*, a τάνω, tendo,

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte Mutterſprachen, die Griechiſche, Lateiniſche, Deutſche und Wendiſche oder Slavoniſche. Unter dieſen iſt die Griechiſche eine der vornehmſten; wiewohl auch dieſe noch offenbare Spuren von der Phöniciſchen zeigt, ſo wie die Geſchichte giebt, daß ſich die Phönicier zu verſchiedenen Zeiten in Griechenland niedergelaſſen haben. Von den Griechen iſt der unterſte Theil von Italien beſetzt worden, und die ganze lateiniſche Sprache hat ihren Urſprung vom Aeoliſchen und Doriſchen Dialect. Dieſes hat **Gataker** durch ein artiges Beyſpiel aus dem Anfange der Bucolicorum des Virgils gewieſen, welches werth iſt, daß es die, ſo beider Sprachen nicht ganz unkundig ſind, anſehen; ſie werden eine genauere und allgemeinere Verwandtſchaft darinn finden, als ſie vielleicht vermuthet hatten [58]). Manche lateiniſche Wörter ſtimmen auch mit dem Deutſchen, ſo wie viele deutſche Wörter mit dem Griechiſchen überein; daß es ſchwer fällt, auszumachen, welches Volk die gemeinſchaftlichen Wörter von dem andern geborgt habe oder ob ſie von einer gemeinſchaftlichen Mutt geerbt ſind.

Das Deutſche; Niederländiſche, Däniſche, E gliſche, Schwediſche, Norwegiſche und Iſländi hat eine allgemeine Verwandtſchaft; gleichwie Böhm Ungariſch, Siebenbürgiſch, Polniſch, Littho Ruſſiſch, Wendiſch, aus dem Slavoniſchen entſ iſt. Und vielleicht ſind alle dieſe Sprachen T oder, ſo man will, Enkelinnen, des alten C und Scythiſchen, welches faſt in ganz Eu herrſcht hat, ehe das römiſche Joch vielen die l Sprache angedrungen; ohne daß vormals di ſche Küſte am mittelländiſchen Meere viel P gehabt zu haben ſcheint. Es ſtimmt alſo

Wir können alſo noch in der Geſchichte auf die Zeiten zurück ſehen, da kaum das allernöthigſte erfunden, da wenig Künſte, und dazu ſehr unvollkommen, erſonnen, und von den Wiſſenſchaften kaum die erſten Anfangsgründe entdeckt waren. Denn vor vier tauſend Jahren waren die Menſchen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was iſt in der folgenden Zeit nicht nachgerade erfunden? Was haben nicht bloß in den letzten drey hundert Jahren die Künſte und Wiſſenſchaften für ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unſere Nachkommen nicht ferner entdecken? Geht man alſo von den neuern Zeiten in die erſten zurück, ſo müſſen wir geſtehen, daß das menſchliche Geſchlecht vor vier tauſend Jahren noch ſeiner Kindheit und erſten Geburt ziemlich nahe geweſen ſey; und daß man aus dem Verhältniſſe des zunehmenden Erkenntniſſes in ſolchen vier tauſend Jahren beynahe die Zeit rückwärts beſtimmen könne, da die Menſchen noch nichts gewußt, das iſt, da ſie erſt auf die Welt gekommen waren. Wenn ſie aber den Erdboden ſchon von einer unendlichen Zeit her bewohnt hätten, ſo wäre nach ihrem natürlichen Vermögen zu Erfindungen, das Noth und Luſt anfeurten, nicht möglich geweſen, daß ſich ihnen die nützlichſten und unentbehrlichſten Künſte eine ewige Reihe von Jahrhunderten ſollten verborgen haben; ſondern es müßte alles längſt erdacht geweſen ſeyn, was menſchlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen erſinnen kann.

Ich will dadurch nicht läugnen, daß auch manche Erfindungen der Alten wieder verloren ſind; manche für neu gehalten werden, die doch den Alten ſchon bekannt waren. Aber, erſtlich, iſt zu wiſſen, daß dieſe ſogenannte Alten zu ſolchen Zeiten gelebt, da ſchon Künſte und Wiſſenſchaften in Achtung waren, und nur geheim

gehalten wurden. Hergegen zeugen eben dieſelben von der rohen Unwiſſenheit ihrer Vorfahren, und ſie nennen uns zum Theil die erſten Erfinder †). Man ſieht es auch, zweytens, an den Ueberbleibſeln des grauen Alterthums, z. B. in der ägyptiſchen und phöniciſchen Bauart, Bildhauerey, Malerey, und muſikaliſchen Inſtrumenten, imgleichen aus der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften, beſonders der Aſtronomie, Mathematik, Phyſik, Schifffarth, Kriegskunſt u. ſ. w. wie unvollkommen ſie in den erſten Zeiten geweſen, und wie ſie nachgerade geſtiegen ſind. Wenn alſo ja eine und die andere alte Erfindung verloren, oder aufs neue erfunden iſt; ſo iſt doch das alles in keine Vergleichung zu ſtellen mit ſolchen neuern Entdeckungen, davon keine vergangene Jahrhunderte Spuren hinterlaſſen haben.

Ich werde dieſem allgemeinen Beweiſe nicht unbillig hinzufügen, was, beſonders von der ſpäten Verpflanzung fruchtragender Bäume nach Europa, aus der Geſchichte bemerkt iſt. Es wäre zwar zu weitläuftig, wenn ich alle Arten fruchttragender Bäume einzeln durchgehen wollte; ich darf mich aber nur auf den Herrn **de la Marre** und deſſen vortreffliches Buch de la Police, wie auch auf die Anmerkungen, welche nachher ein Gelehrter in Genf über dieſe Materie gemacht hat, berufen [60]); als woraus ein jeder umſtändlich und beglaubt erkennen wird, daß beinahe keine gute Baumfrucht in Europa zu Hauſe gehöret; ſondern, daß ſie alle bey Menſchen Denken aus Aſien erſtlich nach Griechenland und Africa, von da nach Italien, Gallien und Spanien, am ſpäteſten aber zu uns Deutſchen gebracht ſind. Dieſes wird man in den angeregten Büchern, von dem Weinſtocke, von den Oliven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Kirſchen, Pfirſchen, Apricoſen, Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Quitten,

Quitten, Kaſtanien, Mandeln, Nüſſen ꝛc. bewieſen finden; ſo daß, wenn Aſien ſeine Früchte wieder foderte, uns nicht viel anders, als die Eicheln, überbleiben würde. Müſſen wir uns denn nicht die erſten Menſchen in Europa als halbe Wilde vorſtellen, die ſich mit Kräutern, Wurzeln, und Maſtung der Wälder beholfen haben? Iſt daraus nicht offenbar zu ſehen, wie ſpät die Erfindung des Beſſern und Angenehmern zu uns gekommen? Läßt ſich dabey gedenken, daß Europa von Ewigkeit bebauet, und eben ſo ſtark wie jetzo bevölkert geweſen? oder daß keiner in der unendlichen Zeit weder eine ſchmackhaftere Frucht der Morgenländer gekoſtet, noch auf die Gedanken gerathen ſey, dieſelbe in ſeiner Heimat zu ſäen oder zu pflanzen? Kann man ſich überhaupt einbilden, daß Menſchen zu ihrem Wohl und Vortheile von Ewigkeit nichts, in ein Paar tauſend Jahren alles, ſollten erfunden haben?

†) [Plinius hat verſchiedenes davon aufgezeichnet—In Herrn Hofrath Michaelis vermiſchten Schriften (Frankf. 1766. 8.) 3. St. p. 72. findet man eine Abhandlung von der Zeit, da die Völker noch die Kunſt nicht gehabt haben, Feuer anzuzünden.]

60) De la Marre Traité de la Police. 1729. fol. IV. Vol. libro V. tit. XLII. Tomo IV. p. 530. ſqq. Anmerkungen darüber ſind aus dem Journal Helvetique 1738. Sept. p. 181. überſetzt zu finden im Hamburgiſchen Magazin V. Band, p. 483. ſqq. 582. ſqq. 639 ſqq. und VI. Band p. 500 ſqq. Daß auch der Buchwaizen vor 3 oder 400 Jahren erſt, durch die Türken, aus Africa nach Europa gebracht ſey, wird in den ſchwediſchen Abhandlungen der Academie der Wiſſenſchaften, im VI. Th. p. 105. erwieſen.

§. 16.

Die alten Weltweiſen haben die Stärke der Folgerung, aus den ganz neuerlich und allmälig erfundenen

Künſten und Wiſſenſchaften, gar wohl eingeſehen, und zum Theile auch daher einen Anfang des menſchlichen Geſchlechts geſchloſſen [61]). Die aber mit dem Vorurtheile der Ewigkeit zu ſehr eingenommen waren, haben ſich gegen dieſe unläugbaren Zeugniſſe der Geſchichte mit einer ſonderbaren Ausflucht, oder vielmehr Erdichtung, zu retten geſucht. Einige nehmen an, daß der Erdboden und das menſchliche Geſchlecht, zu verſchiedenen Zeiten, durch Feuer, andere, daß ſie bald durch Feuer, bald durch Waſſer verheeret würden. Sie ſetzen ferner, daß das Feuer, welches die Welt verbrannt hätte, dieſelbe auch von neuem wieder erzeugte. Die andern, daß das naſſe Element des Waſſers niemals alle Menſchen auf einmal dahin geriſſen habe, ſondern, daß es allezeit einige wenige übrig gelaſſen, von welchen eine neue Bevölkerung des Erdbodens den Anfang genommen. Sie wollen zugleich, daß die überbliebenen lauter armſelige Hirten geweſen wären, die ſich mit dem Viehe auf hohe Berge gerettet; aber von den Künſten und Wiſſenſchaften der vorigen Welt nichts gewußt hätten. So könne denn, ungeachtet der Ewigkeit der Welt und der Menſchen, die Erde wieder zur Wüſte werden, die Künſte und Wiſſenſchaften verloren gehen, und beides Menſchen und menſchliche Künſte von neuem wieder hervorgebracht werden und zunehmen [62]).

Wer ſieht nicht, daß dieſes lauter willkührliche Bedingungen ſind, die weder Geſchichte, noch Erfahrung, noch Vernunft vor ſich haben, und doch zum Zwecke nicht einmahl hinreichen? Geſetzt, die ganze Welt, oder der Erdboden, wäre dergleichen großen Veränderungen unterworfen: ſo würde dadurch weder die Welt, noch das menſchliche Geſchlecht, ewig gemacht. Denn dieſe auf einander folgenden einzelnen Verwüſtungen würden eine zählbare Reihe ausmachen. Aber keine Zahl iſt

unend-

unendlich. Die Verwüstungen würden, nach der Hypotheſe, wieder kommen, und alſo vermehrt werden. Nichts aber, was ſich vermehren läßt, iſt unendlich. Die Anzahl der Verwüſtungen würde auch nothwendig kleiner ſeyn, als die Anzahl der Menſchen und ihrer Geburten, die zwiſchen her gelebet. Es kann aber ein Unendliches nicht kleiner ſeyn, als das andere [63]). So ließe ſich demnach durch eine endliche Zahl die Ewigkeit doch nicht erreichen und ausmeſſen. Die wahre Urſache des menſchlichen Geſchlechts wird dadurch nur ins Unendliche verſchoben, und nimmer gegeben.

Wie eitel ſind aber auch nicht dieſe Grillen an und für ſich ſelbſt? In welchem Geſetze der Natur iſt das gegründet, was die Stoiker lehrten, daß die Welt, daß die Erde zu gewiſſen verſchiedenen Zeiten immer wieder verbrennen muß? oder welche Phyſik lehret, daß eben der zerſtörende Brand Thiere und Pflanzen wieder hervorbringet? Die abwechſelnde Verheerung des ganzen Erdbodens, durch Feuer und Waſſer, iſt eben ſo wenig natürlich; und alle Fluthen, davon die heidniſche Geſchichte ihnen Nachricht gab, als des Ogyges, Deucalion, und andere, betrafen nur einen kleinen Theil des Erdbodens. Worauf konnten ſie denn ihre Hypotheſe bauen?

Ich würde dieſe alten Erfindungen keiner Erwähnung gewürdigt haben, wenn ſie nicht von neuern Weltweiſen auf eine andere Art geſchmücket worden wären. Dieſe haben die Cometen völlig zu ihren Dienſten; damit können ſie Welten erbauen, Welten zerſtören. Da ruft man nur einer ſolchen Himmelsbombe, und läßt ſie an die Sonne prellen, daß die brennenden Stücke davon fliegen; und aus dieſen ausgebrannten Brocken werden hernach die Planeten, und unter andern auch

unſere Erde zuſammen geſchmolzen. Dann richtet ein anderer wieder eine ſolche Bombe auf die Erdkugel, und zerbricht ihre äußere Schale damit; ſiehe! dann iſt eine allgemeine Ueberſchwemmung da; die Axe und der Lauf der Erdkugel werden geändert; es entſteht durch den Bruch eine unebene Fläche, und ſo ſind Berge und Thäler geworden. Andere ziehen wohl nicht mit ſo gefährlichen Werkzeugen wider die Welt und das ganze menſchliche Geſchlecht zu Felde; unterdeſſen verheeren ſie doch einen großen Theil des Erdbodens, und ſeiner Einwohner, ſo oft es ihnen beliebt, durch Fluthen, Peſt, Dürre und andere Landplagen; wenigſtens bekriegen ſie die Künſte und Wiſſenſchaften mit Tyranney und Barbarey, und laſſen die Menſchen wechſelsweiſe wieder in Sklaverey, Unwiſſenheit und Wildheit der Sitten verfallen.

Nun mögte man uns vielleicht aufs Künftige mit den Cometen, oder ihrem Schwanze, in abergläubiſche Furcht ſetzen können, wenn die himmliſchen Bewegungen durch keine weiſe Vorſicht zur Ordnung und Uebereinſtimmung gebracht wären. Denn in ſolchem Falle mögten etwa dergleichen glühende Kugeln, von einer blinden Kraft, in die weiten Himmelsgegenden, ganz wild hinein geſchleudert werden, und einmal dieſen oder jenen treffen. Aber, wir, die wir eine weiſe, gütige und mächtige Vorſehung glauben, erwarten billig von Weltweiſen mathematiſche, und in den großen Bewegungsgeſetzen nothwendig gegründete Beweiſe, daß dieſes vorhin wirklich geſchehen ſey, oder künftig geſchehen könne und werde; ehe wir uns von unſerer Zuverſicht abbringen laſſen. Sind ſie denn in der Theorie der Cometen ſo erfahren, daß ſie, was damit vorgegangen iſt, oder geſchehen wird, rückwärts und vorwärts, wie die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, berechnen können? Ich denke, ſie ſind noch

ſehr

ſehr weit davon entfernet; und wenn ſie ja eine allgemeine Grundlage zur Theorie der Cometen gemacht haben, ſo werden ſie auch ſolche Kräfte und Regeln der Bewegung haben annehmen müſſen, wodurch die bisher an allen Cometen beobachtete ordentliche, excentriſche Bahn beſtimmt und erkläret werden kann, nicht aber eine Zerrüttung in der Natur geſtiftet wird. Ich will dieſes ſagen, daß dergleichen Theorie nothwendig widrige Kräfte erfodert, davon die eine die Näherung des Cometen zu einem andern Weltkörper, beſonders zu der Sonne, ſuchet; die andere aber denſelben zu entfernen bemühet iſt; damit eine Wirbelung um dieſen Körper daraus erwachſe. Auf dieſe Weiſe aber entſteht ein gewiſſes Verhältniß und Gleichgewicht beider widrigen Kräfte; und es iſt vielmehr daraus zu ſchließen, daß der gänzliche Zuſammenſtoß zweener himmliſchen Körper nimmer geſchehen kann [63b]). Ich darf mich alſo in die neue Art, Planeten durch einen ſolchen Zuſammenſtoß zu erbauen, nicht einlaſſen; und es wird ſich bald drunten zeigen, daß, wenn auch Planeten auf ſolche Art entſtehen könnten, dennoch der Urſprung von Thieren und Pflanzen auf denſelben durchaus nicht natürlich zu erklären ſey.

Wollte ſich jemand auf die Moſaiſche allgemeine Fluth berufen; ſo würde ich ihn fragen, warum er denn nicht auch die göttliche Schöpfung der Welt und eines erſten Paares Menſchen, nebſt einem Urſprunge und Anfange ihrer Künſte aus dem Moſe glaube? ich würde fragen, ob Moſes die Fluth ſo beſchreibe, daß ſie aus natürlichen Urſachen entſtanden ſeyn könne, daß ſie natürlicher Weiſe öfterer wiederkommen, abermal alle Lebendige auf dem Trockenen, abermal alle menſchliche Künſte verſchlingen werde, und folglich immer neue Welten auf den Trümmern der vorigen erbauet werden

müſſen? Allein, da Moſis Nachricht dieſer Meinung vielmehr entgegen iſt: ſo laſſet uns Moſen lieber eine Weile bey Seite ſetzen, und bloß bey dem bleiben, was das anſchauende Erkenntniß der Oberfläche des Erdbodens lehrt. Ich geſtehe es, dieſe zeuget von großen vormaligen Veränderungen: indem ſie uns mancherley Schichten von verſchiedener Erde über einander, ganze Auſterbänke, weit von der See, mitten im jetzigen feſten Lande, Berge und ganze Ketten von Gebirgen, mit verſteinerten Seethieren und Gewächſen, die an den Orten nicht erzeuget ſeyn können, vor Augen legt. Wir haben noch in dieſem Jahrhunderte Inſeln mit einem feuerſpeyenden Berge aus der See hervorſteigen geſehen, und eben das berichten uns glaubwürdige Geſchichtſchreiber von vielen andern Inſeln. Andere Berge und Städte ſind durch Erdbeben verſunken: Plätze, die am Meere lagen, ſind durch Anwachs von der Küſte ins Land hineingerückt: Ströme haben ihren Lauf verändert. Mit einem Worte, Feuer und Waſſer haben die Erdrinde ganz zerwühlt. Was wollen wir vernünftiger Weiſe zu dieſen ſchweren Erſcheinungen ſagen? Ich antworte: die mehreſten derſelben beweiſen nur eine jählinge oder allmälige Veränderung an beſondern Oertern, welche den ganzen Erdboden und das ganze menſchliche Geſchlecht, oder ihre Künſte und Wiſſenſchaften, nicht treffen. Wenn aber andere darunter ſind, welche einen allgemeinen Umſturz und eine Erſchütterung der ganzen Oberfläche des Erdbodens anzuzeigen ſcheinen: ſo wird es doch auf alle Weiſe vernünftiger ſeyn, dieſelbe vor dem Urſprunge des menſchlichen Geſchlechts, bey dem erſten Chaos und deſſen wäſſerichten Maſſa anzunehmen, zu der Zeit, da dem annoch von Landthieren entblößten Erdballe der erſte Schwung um ſeine Axe gegeben, und dadurch aus einer Kugel eine Sphäroide geworden, folglich Waſſer und Land von einander geſchieden, und

auch

auch dieses wohnbar gemacht ist. Dieß, sage ich, wird allemal weit vernünftiger seyn, als unendliche ewige Reihen von solchen Zerstörungen eines völlig bewohnten Erdballes zu dichten, dabey kein Mensch oder Thier auf irgend einem Berge, und selbst Noah, in seinem Schiffe, unmöglich lebendig bleiben könnte: und da es jedesmal natürlicher Weise unauflöslich bliebe, woher auf dem verödeten Erdboden wieder neue Menschen und Thiere entstanden wären [63c]).

Die übrigen Unfälle und Landplagen, als Erdbeben, Pest, Theurung u. s. w. haben keinen Einfluß in das Allgemeine, und können das ganze menschliche Geschlecht nicht wieder in eine völlige Unwissenheit versenken, noch den ganzen Erdboden in eine Wüste verwandeln. Was aber die einreißende Barbarey betrifft: so will ich aufrichtig gestehen, wenn Länder, da einmal Künste und Wissenschaften blüheten, dergleichen Persien, Chaldäa, Griechenland und Italien vor Zeiten gewesen sind, unter ein hartes geist-oder weltliches Joch verfallen, oder mit Heerzügen barbarischer Völker überschwemmt werden, daß solches die Künste und Wissenschaften sehr zurück setzen könne; zumal, wenn es bey dem Anfange geschähe, ehe sie sich weit ausgebreitet hätten. Allein, eben der Fall, wenn sich Künste und Wissenschaften nur noch bey wenigen aufhalten, wäre ein Zeichen, daß sie sowohl, als das menschliche Geschlecht, damals ihrem Anfange noch sehr nahe gewesen seyn müßten. Denn, wenn das menschliche Geschlecht ewig wäre; so würden auch die Künste und Wissenschaften so hoch gestiegen seyn, und sich so weit ausgebreitet haben, daß sie weder gänzlich auszurotten stünden, noch allerwärts verscheucht werden könnten [64]). Was nun die vorigen Zeiten betrifft; so müssen wir ja gestehen, daß die Künste, und sonderlich die Wissenschaften, damals noch, gegen jetzige Beschaffen-

Lebens, der Sinne, Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fortpflanzung mit bloßen Augen klar und deutlich beobachten kann. Und ſo verhält es ſich auch mit den Pflanzen, deren Erzeugung aus Samen, Zwiebeln, Wurzeln oder Knoſpen anderer Mutterpflanzen, ganz offenbar dargethan iſt. Wir haben dabey Vernunft und Erfahrung vor uns, daß die Natur ſich ſelbſt zu allen Zeiten ähnlich ſey, und anders, als ſie einmal handelt, nicht handeln könne; folglich auch nimmer eine Zeit geweſen ſey, da dieſe Thiere und Pflanzen zuerſt auf eine andere Weiſe, nämlich durch Gährung einer verfaulten Materie, hervorgekommen wären. Wenn alſo der Natur gleich das Vermögen gegeben wäre, die niedrigſte, einfachſte und kleinſte Art der Lebendigen, welche faſt nur aus einem Gallert oder einer belebten Haut beſtehen, ohne Vorältern, unmittelbar aus roher Materie zu bilden; nämlich, wie Needham meinet, durch eine bloße anziehende und ausdehnende Kraft: ſo folgte doch daraus im geringſten nicht, daß die unendlich weiſe Zuſammenfügung ſo vieler tauſend organiſchen Körper, aus einem ganz ungeſchickten Klumpen, jemal durch ihre blinden Kräfte hätte bewirkt werden könne zumal, da wir wiſſen, daß deren Bildung, nach Ordnung der Natur, allezeit organiſirte Körper Aeltern vorausſetzt. Die Natur kann wohl die e fachen Salze, Kryſtalle, Steine, Metalle, ohne bild zuſammen fügen; aber wenn wir in den St einen genauen Abdruck von Thieren, Fiſchen und P zen, mit allen Theilen und Werkzeugen, finde glaubt doch kein vernünftiger Menſch, daß di Spielwerk der Natur ſey, und daß die bloß nernde Kraft ſolche Abriſſe ohne Urbild hervo Dennoch ſtellen dieſe nur die äußerliche Form organiſchen Körper vor Augen. Wie viel n die Natur fähig, das Innerſte dieſer künſtlich

nen, ſo zu reden, aus eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne vorgebildeten Entwurf auszuarbeiten!

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweiten Theile der deutſchen Ueberſetzung von Büffons Hiſtorie der Natur, ganz richtig geurtheilt, und erwieſen, daß die Religion für dieſe Erfahrungen auf alle Weiſe in guter Sicherheit ſey. Und man muß dem Herrn Needham ſelbſt die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er dieſes eingeſehen und erinnert hat. Er erkennet, daß ſeine Thierchen nur eine ganz einfache Zuſammenſetzung haben; daß ſie leicht, ohne vorhergehende Bereitung eines Samens in einem organiſchen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zuſammenziehen der kleinſten Theile, entſtehen, vergehen, und wieder erneuert werden könnten; und daß ſie nur im weitläuftigen Verſtande Lebendige und Thiere zu nennen wären, weil ſie den Pflanzen und Maſchinen näher kämen. Man hat alſo vernünftiger Weiſe nicht zu fürchten, ſagt er p. 248 ſqq., daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Samens ſetzt nothwendig einen organiſchen Leib, oder in manchen Arten eine gewiſſe Bärmutter, voraus; und dieſes in einer Reihe der Voráltern, die bis zum Urſprunge der ganzen ſichtbaren Welt, und derer Geſchöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen ſind, hinaufſteigt. Ich ſage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe ſolcher erzeugten Dinge würde nichts anders ſeyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erſte Urſache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunehmen würde, ohne daß eine Kraft wäre, welche ſie hal-

halten könnte; welches in der That nichts als unendliche Ungereimtheit giebt. Es wäre eben ſo gedacht, als wenn einer eine unermeßliche Reihe blinder Menſchen gerades Weges, und ohne ſich zu verirren, hinter einander gehen ſähe; und wenn er ihren ſehenden Führer mit Augen nicht erreichen könnte, ſich die Reihe unendlich vorſtellete; gleich als ob ihnen der Mangel des Geſichtes dadurch erſetzt würde, daß man die Blindheit ins Unendliche vermehret.

§. 4.

Allein, wenn gleich von den kleinſten mikroſkopiſchen Thierlein und deren Erzeugung keine Folge auf die gröſſern Thiere zu machen wäre; ſo iſt doch erſtlich, zur Benehmung aller Einwendung, zu merken, daß die Beobachtungen, welche Herr Büffon und Needham in dieſer kleinen Welt gemacht haben wollen, an ſich ſelbſt und in facto verdächtig oder vielmehr falſch ſind [3].

Wenn man nämlich ihre Beſchreibung davon genau unterſucht: ſo wird man nicht einmal überzeugt, daß es wirklich lebendige Thiere oder organa animalium geweſen ſind, was ſie geſehen haben. Alle übrige Beobachter bilden uns die Samenthierchen in Geſtalt [illegible] Fröſchlein, mit breiten nach und nach ſpitzig zulaufenden Schwänzen, ab; in andern Säften und Flüßigkeiten auch wohl als Schlänglein und Aelchen; zuweilen auch Inſecten mit mancherley organiſchen Theilen; ſo daß man deren bey acht ſichtbarlich zu unterſcheidende zählt. Dieſe Herren geben ihnen aber eine kugel- oder eyförmige Figur; und wenn ja ein hervorſtehender Theil daran zu ſehen iſt, ſo iſt es ein gantz dünn[illegible]

notabilis perturbatio in motu Mercurii oriri debuiſſet—— Quamobrem operae pretium erit inveſtigare, utrum Mercurius adhuc in motu ſuo cum tabulis aſtronomicis conſentiat, an vero perturbationem a Cometa ſit paſſus. Und ſiehe! Herr John Bevis, M. D. hat in den Philoſophical Tranſactions n. 473. Obſervationes übergeben, welche zeigen, daß des Mercurs Bewegung von dem gedachten Cometen nicht im mindeſten geändert ſey. Die Obſ. ſtehen auch im Hamb. Magazin 1. B. VI. St. p. 192 ſq. Ich finde die aſtronomiſchen Beobachtungen der Cometen nirgend zuverläßiger angezeigt, als bey dem berühmten holländiſchen Mathematico, Nicolaas Struyk in ſeiner Inleiding tot de algemeene Geographie, benevens eenige Sterrekundige en andere Verhandelingen, Amſt. 1740. 4. dabey iſt nach der Geographie eine algemeene Kennis der Comeeten of Staartſterren, p. 1-29. und korte Beſchryving van alle de Comeeten in de Geſchiedeniſſen, p. 163—320. Eben derſelbe hat auch hernach 1753. 4. zu Amſterdam herausgegeben Vervolg van de Beſchryving der Staartſterren, en nader Ontdekkingen omtrent den Staat van't menſchlyk Geſlagt, benevens eenige Sterrekundige Aardrykskundige en andere Aanmerkingen. Darinn iſt unter andern, bey p. 113. ein Cometarium in Kupfer vorgeſtellet, welche Maſchine den Lauf von 14 Cometen zeigt. Er verwirft mit Keill des Caſſini Zodiacum Cometarum, und an der Maſchine iſt zu ſehen, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden durch verſchiedene Zeichen geſtrichen ſind: nämlich, wie er p. 15. bemerkt, unter 39 beobachteten Cometen, ſind 9 zwiſchen der Sonne und dem Merkurius, 16 zwiſchen dem Merkurius und der Venus, 8 zwiſchen der Venus und der Erde, 4 zwiſchen der Erde und dem Mars, 2 zwiſchen dem Mars und Jupiter durchgegangen. So fürchterlich aber auch dieſe fliegenden Cometen anfangs dem Sonnenſyſtem und beſonders unſerer Erde, gleichſam als mit ungefährlichen Würfen, den Untergang zu drohen ſcheinen; ſo ſieht man doch nach genauer Betrachtung, daß alle ihre Bewegung, Laufbahn, Geſchwindigkeit, Wiederkunft u. ſ. w. aufs genaueſte, und auf alle künftige Fälle abgemeſſen und abgepaßt ſey; wodurch ihnen in den leeren Zwiſchenräumen der großen Weltmaſchine ein beſtimmter unſchädlicher Durchgang angewieſen iſt, daß ſie in einem gewiſſen Geleiſe auf ihrer Via regia bleiben müſſen. Und ſelbſt die Geſetze der

Attrac-

Attraction oder Schwere, woraus man eine kleine Aufhaltung und Abweichung in ihrem Directionskreiſe folgert, zeigen ein ſolch Verhältniß mit ihrer Schleuderkraft, dabey ſie der Sonne und den Planeten ausweichen, und bald wieder in ihre freie natürliche Bahn kommen, nicht aber einige große Weltkörper treffen und zerſtören können. [Herr du Sejour hat in einem beſondern Werke die Gefahr des Stoßes von Cometen, nebſt den Hypotheſen von den Wirkungen, welche mittelſt der Cometen entſtanden ſeyn ſollten, mathematiſch unterſucht und ungegründet befunden. Eine Nachricht davon ſteht in der Hiſt. de l'Acad. des Sc. 1774. p. 126 ſqq. edit. in 8vo. S. auch Lambert Cosmologiſche Briefe].

63a) [Die genaue Betrachtung des Erdballes lehrt in der That, daß er aus einem flüßigen Zuſtande gebildet, und ehemals für Menſchen und Thiere unbewohnbar geweſen iſt].

64) Der bekannte Lord Bolingbroke, welcher ſonſt in ſeinen Werken (die zu London, 1754. 4. in fünf Bänden herausgekommen ſind) im III. Bande p. 206—219. den Urſprung der Menſchen aus der allgemeinen mündlichen Nachricht, oder Tradition, zu erweiſen ſuchet, verwirft dieſen Beweisgrund aus der allmäligen Erfindung der Künſte, eben daſelbſt p. 266, unter einem ſonderbaren Scheingrunde. Er ſpricht, es gebe noch jetzo Völker, welche von den nothwendigſten Künſten, nicht allein zu ſchreiben, ſondern auch Kleider und Gebäude zu bereiten, nichts wüßten. Hieraus folgert er auf zweifache Art. Setzte man, daß dieſe Künſte dem Volke allezeit unbekannt geweſen; ſo folge, daß die Menſchen ſich auch von undenklichen Zeiten und folglich auch immer ohne Künſte hätten behelfen können. Setzte man aber, daß dieſe Künſte dem Volke vormals bekannt geweſen wären; ſo folge, daß ſie nach der Erfindung unter Menſchen doch gänzlich verloren werden, ja in einer unendlichen Reihe von Zeit zum öftern wieder erfunden und wieder verloren werden könnten.

Allein, dieſes widerſpricht ſich ſelbſt und der Natur der Menſchen, zugleich aber verräth es einen gewaltigen Sprung vom Beſondern aufs Allgemeine. Wenn ein altes Volk wäre, das allezeit Kleider und Häuſer ſo geruhig hatte entbehren können; ſo würde die Schneider- und Bau-Kunſt für dieſes

Volk

Volk nicht so höchstnöthig seyn, wie sie Lord B. will angesehen haben; ja sie würden nicht einmal zu einer sonderbaren Bequemlichkeit desselben erfordert seyn. Läßt sich aber aus solchem Falle ein Schluß auf das ganze menschliche Geschlecht und auf alle Künste machen; als ob man in allen Ländern der Kleider und Häuser immer hätte entrathen können, oder allerwärts von unendlichen Zeiten her, ohne Trieb und Bewegungsgrund zu irgend einer Kunst, welche der Nothdurft und Bequemlichkeit behülflich ist, bleiben? Woher wäre denn dieser Trieb in der menschlichen Natur, nach einer unendlichen Zeit, neuerlich entstanden? Sind aber diese und jene Künste den Menschen, wenigstens an den meisten Orten, höchst nöthig oder bequem: so wird auch ein jeder entweder selbst auf deren Erfindung gedacht, oder sie wenigstens von seinen Nachbarn gern angenommen haben. Und wenn die Menschen es darinn noch nicht weit gebracht, so ist es allemal ein Zeichen, daß ein solches rohes Volk noch nicht alt seyn könne. Denn es folget eins aus dem andern: Daß sich ein Volk, wenn es alt wird, sehr mehret, und durch die Vermehrung aus der Wildheit zur bürgerlichen Gesellschaft und zum bequemern Leben in Flecken, Städten, Reichen, zum Umgange, Handel und Wandel mit andern Völkern, und zu Künsten und Wissenschaften getrieben findet. Daraus fällt denn der andere Einwurf von selbst weg, als ob die höchstnöthigen oder zum großen Vortheile gereichenden Künste und Wissenschaften, wenn sie einmal erfunden und ausgebreitet sind, wiederum in dem ganzen menschlichen Geschlechte gänzlich und öfters verloren gehen könnten. Eben der natürliche Trieb und Bewegungsgrund, welcher Künste und Wissenschaften unter den Menschen zuerst mit so vielem Bemühen hervorgebracht, wird sie auch beständig unter ihnen erhalten; und kein zufällig Hinderniß kann so groß oder so allgemein seyn, daß es die Natur des menschlichen Geschlechts ändere und ersticke.

Die zweyte Abhandlung.

Daß Menſchen und Thiere ihren Urſprung nicht von der Welt, oder der Natur haben.

§. 1.

Die Folgerungen, welche wir in der vorigen Abhandlung aus dem Tode aller unſerer Vorältern, und aus der Geſchichte des Erdbodens, der Sprachen und der Künſte gezogen haben, ſind ſo natürlich und überzeugend, daß es faſt eben ſo ungereimt ſeyn würde, wenn die Menſchen ihr ganzes Geſchlecht für ewig hielten, als wenn einzelne Menſchen ſich träumen ließen, daß ſie allezeit auf der Welt geweſen wären; da ſie ſich doch ihrer verſtorbenen Aeltern, und ihrer eigenen Kindheit und ihres Wachsthums erinnern könnten. In der That ſind auch ſehr wenige unter denen, welche Welt und Natur ewig machen, die ſich dabey getrauten, eine gleiche Ewigkeit von dem menſchlichen Geſchlechte zu bejahen. Die allermeiſten geſtehen zu, die Menſchen hätten einen Anfang gehabt, und hätten ſich nachmals erſt durch die ordentliche Zeugung fortgepflanzt. Allein, da ſie dennoch ihren Abgott, die Welt und Natur, gern auf den oberſten Thron ſetzen wollen: wie werden ſie doch den erſten Urſprung des menſchlichen Geſchlechts aus den Kräften der Welt ableiten und verſtändlich erklären? Die Kraft der Zeugung, wiſſen wir, iſt bey uns und allen übrigen Thieren natürlich. Allein, welche natürliche Kraft

bringt

bringt die erſten Menſchen, die erſten Thiere in jeder Art hervor?

Sie helfen ſich mit Erdichtungen. Sie bilden ſich ein, die Sonne habe durch ihre Wärme den Schlamm des Erdbodens belebt, und dadurch vielleicht zuerſt allerley ungeſtalte Misgeburten von Thieren hervorgebracht, welche nicht hätten beſtehen, noch ſich fortpflanzen können; bis endlich, nach vielen ungeſtalten Fehlgeburten, aus ſolchem ungefähren Zuſammenfluſſe einer gährenden Materie, eine ordentliche Bildung, bald dieſes, bald jenes Thieres, von beiderley Geſchlechtern, ſodann auch einmal der Menſch, entſtanden wäre, welche ſich beym Leben erhalten und vermehren können [1]).

Man muß von dieſen Weltweiſen nicht erwarten, daß ſie ſich in das Weſen und die Eigenſchaften der irdiſchen Materie, des Waſſers, der Sonne, der Wärme, oder in die Kräfte dieſer Dinge, und in die Geſetze der Bewegung, oder auch in den Bau der thieriſchen Körper und deren Erzeugung, tief einlaſſen werden, um uns dieſes Entſtehen der Thiere begreiflich zu machen. Sie würden die Natur nicht zum Abgotte gemacht haben, wenn ſie ihre Regeln gekannt hätten. Man höret nur Dichter reden, denen es leicht wird, alles zu verwandeln und zu ſchaffen. Ihre Welt iſt ein Schlaraffenland, darinn ſich alles ohne Grund und Mühe, als in einem Traume, erzeuget. Die Erde, unſer aller fruchtbare Mutter, durfte nur von der Sonne geſchwängert werden; ſo gab ſie aus ihrem Schooße eine Geburt nach der andern hervor. Die verborgene Natur iſt dabey bald eine verſtändige, milde, gütige, kräftige Schöpferinn, die aller Dinge Urſtoff und Samen bildet, entwickelt, nähret und erhält: bald muß ſie ſich wieder als blind, unverſtändig, neidiſch, ohnmächtig und veraltet

meiſtern laſſen. Eine eigentlichere und genauere Erklärung dieſer Meinung bin ich nicht im Stande zu geben.

[1]) Daß Epicurus und Lucretius ſo gelehrt haben, iſt ganz bekannt. Siehe Lucret. V. 420 ſqq. V. 781 ſqq 819. 835 Aber, wer wird auch nicht wiſſen, daß de la Mettrie in ſeinem Syſteme d'Epicure dieſes verfallene Lehrgebäude unglücklicher Weiſe wieder aufzurichten geſucht habe?

§. 2.

Wenn wir noch in den Zeiten der Finſterniß lebten, ſo mögten wir vielleicht hierinn Licht zu ſehen glauben. Allein, das weis ich nicht, wie heutiges Tages Menſchen ſich getrauen können, mit ſolchen willkührlichen Erdichtungen, die aus grober Unwiſſenheit der Natur, und aus mancherley Widerſpruche und Irrthümern zuſammengeſetzt ſind, vor dem Richterſtuhle ihrer eigenen Vernunft zu beſtehen. Selbſt die Alten ſind kaum zu entſchuldigen, daß ſie aus falſchen Erfahrungen ſo unrichtig geſchloſſen, und ihre Vorfahren für terrigenas, γηγενεις, das iſt, von der Erde erzeugt, gehalten [2]). Sie hatten etwa geſehen, daß, nach der Ueberſchwemmung des Niles, ſich in dem nachgebliebenen Schlamme allerley Inſecten, Ungeziefer, Frösche, Kröten, Schlangen, Eydexen, und dergleichen finden ließen. Da waren ſie alſobald mit dem Schluſſe fertig, daß dieſe Thiere durch die Sonnenwärme aus dem Schlamme gebrütet wären; und giengen denn mit ihren Folgerungen auch zu den größern Thieren, und ſelbſt zu den Menſchen, daß auch dieſelben einſt hie und da in einem feiſten Erdreiche von der Sonne mögten erzeugt ſeyn.

Alle wiſſen wenigſtens in neuern Zeiten, daß die Erfahrung, worauf jene ſich gründeten, gänzlich falſch, durch übereilte Schlüſſe erſchlichen ſey. Wir haben, durch

durch die genaueſten und ſicherſten Beobachtungen und Verſuche der beſten Naturkündiger, von allen Thieren und Inſecten, die nur irgend ſo groß ſind, daß ſie ſich deutlich betrachten laſſen, wahrgenommen, daß kein lebendiges Thier von ſelbſt aus fauler gährender Materie erwachſe. Der faule Käſe iſt ſo wenig die Mutter der Maden, als die Erde der Menſchen. Die beſtändige Ordnung der Natur, vom Kleinſten bis zum Größten, iſt, daß alles, was Leben hat, von ſeines gleichen erzeugt werde. Und bey den allermeiſten Gattungen geſchieht ſolches durch Vermiſchung der Aeltern von zweyerley Geſchlechte. Die Schmeißfliegen, Mücken, Schlupfweſpen, Schmetterlinge, Flöhe, Käfer, und wie ſie weiter heißen, gatten ſich ſowohl, als größere Thiere, und ſchieben ihre Eyer da hinein, wo die Brut ihre Nahrung bereit findet. Kein Käſe, Fleiſch, Frucht, Blatt, Holz, oder andere Materie, wenn jedes nur für das Geſchmeiß bewahret werden kann, wird das geringſte lebendige Thier aus ſich hervorbringen.

Wenn auch die Natur gleich von dem Vollkommenern ſtufenweiſe zu den Pflanzen herunter ſteigt; daß es Thierchen giebt, die Hermaphroditen oder beyderley Geſchlechts ſind, oder die ſich ſelbſt befruchten, wie man meinet, oder da, als aus einer Mutterpflanze, andere Thiere ihres gleichen hervorwachſen, wie bey den Polypen und Corallen, d. i. Zoophytis und Lithophytis, geſchieht [2b]: ſo weis man doch, daß auch in dem Pflanzenreiche eine Art von Befruchtung der weiblichen Pflanze durch den Samen der männlichen Statt finde; wenigſtens, daß überhaupt keine einzige Pflanze anders, als aus einem ſolchen Samen und Knoſpen, erwachſe, worinn ſchon der Entwurf von jeder Pflanze, nach ihrer Art, gebildet und eingewickelt liegt. Wenn demnach nicht ſchon eine Pflanze, ein Polyp, ein Thier, als wirklich

gesetzt wird, welches das erste sey, und welches diese Knospen und diesen Samen hervorbringt und nähret; so ist, natürlicher Weise, an keine Erzeugung von irgend einer Pflanze oder einem Thiere, oder deren Fortpflanzung, zu gedenken 2c).

2) Siehe die 1. Abhandlung, 8. Anm. p. 25.

2b) Es ist eine besondere und ganz wunderbare Fortpflan-
zung an den Blattläusen entdeckt worden, daß sie ohne Paa-
rung lebendige Jungen erzeugen, und diese wiederum ander-
lebendige Jungen, bis zu vielen folgenden Geschlechtern. S
Mr. Charles Bonnet Insectologie. Paris 1745. 8 P.I. Un
dennoch kömmt zuletzt ein geflügeltes Männchen, welches si
mit der Blattlaus begattet, und sie mit einmal auf viele f
gende Generationen befruchtet. Herr Lyonnet hat die P
rung genau beobachtet, und beschreibt sie in einer Anmerk
zu Lessers Theologie des Insectes P.I. p. 50 sqq., w
auch von der Fortpflanzung der Muscheln in Steinen, und
Bandwurms, le Solitaire, handelt, und überhaupt beschli
es sey noch nicht ausgemacht, daß sich einige Insecten
männliche Befruchtung fortpflanzen. Die Paarung der B
läuse hat auch Hr. de Geer beobachtet und beschrieben in
II. Th. der Memoires de Mathematique et de Physique
sentes à l Acad. Roy. des Sciences p. 469. [und in
Rede von Erzeugung der Insecten: in der deutschen A
von de Geers Abhandlungen II. B. I. Th. p. 28. —
lich: im Frühlinge und Sommer finden sich lauter We
die sich ohne Begattung vermehren und lebendige Jung
ren. Bey Annäherung des Winters aber erscheine
allen Blattläuse: Familien Männchen, und begatten sich
sondern Weibchen, die sodann Eyer legen, welche sie
Zweigen fest kleben, und aus denen im Frühjahre di
den vorigen ähnlichen Weibchen hervor kommen, da
Art von Jahr zu Jahr erhalten wird.] Herr Bast
auch dahin geneigt, daß es unter den Muscheln
und weibliche gebe, und daß der zugespühlte männli
die weiblichen befruchte. S. seine Naturkundige U
gen. I Deel. III. Stukje. p 122 sqq. Und di
hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Samenstau
zen, welcher den weiblichen Blumen zugewehet,

genden Inſecten zugetragen wird. Die Materie von den verſchiedenen Arten der Fortpflanzung im Thier- und Pflanzenreiche iſt für dieſe Stelle zur Ausführung viel zu weitläuftig; aber würdig, daß ſie von ſo geſchickten Naturforſchern, als ich bereits genannt habe, immer weiter unterſucht werde. Denn man hat ſchon die Vertheidiger der Generationis æquivocæ, durch unläugbare Beobachtungen, ſo weit in die Enge getrieben, daß ſie nun keine andere Zuflucht mehr haben, als zu den unſichtbaren mikroſkopiſchen Thierchen.

20) [daß auch die Pflanzenthiere ſich durch Eier fortpflanzen, hat Cavolini in ſeinen Memorie per ſervire alla Storia de polipi marini in Napoli 1785. 4. gezeigt, und die Befruchtung der ſcheinbar blüthenloſen Gewächſe hat Hedwig gelehrt.]

§. 3.

Ich ſollte nicht meynen, daß jemand gegen dieſe ganz ausgemachte Wahrheit einen Einwurf von denjenigen unglaublich kleinen Thierchen nehmen könnte, welche **Hamm**, **Hartſoeker** und **Leeuwenhoek** in dem Samen vieler Thiere, andere im Eſſige und Pfefferwaſſer, u. ſ. w. **Büffon** und **Needham** auch in vielen andern gallerthaftigen Säften von gekochtem und gebratenem Fleiſche, und von Pflanzen, inſonderheit vom brandigen Korne, durch ſtarke Vergrößerungsgläſer geſehen haben; wiewohl Herr **Büffon** die Samenthiere nicht ſowohl für Thiere, als für lebendige Theile eines Thieres, hält, welche durch ein inneres Modell organiſiret worden.

Wenn man gleich alle dieſe Erfahrungen, ſo wie ſie angegeben werden, als ungezweifelt zugeſteht: ſo heben ſie doch die Gewißheit der beſtändigen Ordnung der Natur in allen übrigen Thieren, welche dieſen Namen eigentlich verdienen, nicht auf. Denn hier kann man nicht betrogen werden. Die Thiere ſind ſo groß, daß man den künſtlichen Bau ihres Körpers, die Werkzeuge des

Lebens, der Sinne, Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fortpflanzung mit bloßen Augen klar und deutlich beobachten kann. Und ſo verhält es ſich auch mit den Pflanzen, deren Erzeugung aus Samen, Zwiebeln, Wurzeln oder Knoſpen anderer Mutterpflanzen, ganz offenbar dargethan iſt. Wir haben dabey Vernunft und Erfahrung vor uns, daß die Natur ſich ſelbſt zu allen Zeiten ähnlich ſey, und anders, als ſie einmal handelt, nicht handeln könne; folglich auch nimmer eine Zeit geweſen ſey, da dieſe Thiere und Pflanzen zuerſt auf eine andere Weiſe, nämlich durch Gährung einer verfaulten Materie, hervorgekommen wären. Wenn alſo der Natur gleich das Vermögen gegeben wäre, die niedrigſte, einfachſte und kleinſte Art der Lebendigen, welche faſt nur aus einem Gallert oder einer belebten Haut beſtehen, ohne Vorältern, unmittelbar aus roher Materie zu bilden; nämlich, wie Needham meinet, durch eine bloße anziehende und ausdehnende Kraft: ſo folgte doch daraus im geringſten nicht, daß die unendlich weiſe Zuſammenfügung ſo vieler tauſend organiſchen Körper, aus einem ganz ungeſchickten Klumpen, jemals durch ihre blinden Kräfte hätte bewirkt werden können; zumal, da wir wiſſen, daß deren Bildung, nach der Ordnung der Natur, allezeit organiſirte Körper der Aeltern vorausſetzt. Die Natur kann wohl die einfachen Salze, Kryſtalle, Steine, Metalle, ohne Urbild zuſammen fügen; aber wenn wir in den Steinen einen genauen Abdruck von Thieren, Fiſchen und Pflanzen, mit allen Theilen und Werkzeugen, finden, ſo glaubt doch kein vernünftiger Menſch, daß dieſes ein Spielwerk der Natur ſey, und daß die bloße verſteinernde Kraft ſolche Abriſſe ohne Urbild hervorbringe. Dennoch ſtellen dieſe nur die äußerliche Form ſolcher organiſchen Körper vor Augen. Wie viel weniger iſt die Natur fähig, das Innerſte dieſer künſtlichen Maſchinen,

nen, so zu reden, aus eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne vorgebildeten Entwurf auszuarbeiten!

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweiten Theile der deutschen Uebersetzung von Büffons Historie der Natur, ganz richtig geurtheilt, und erwiesen, daß die Religion für diese Erfahrungen auf alle Weise in guter Sicherheit sey. Und man muß dem Herrn Needham selbst die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieses eingesehen und erinnert hat. Er erkennet, daß seine Thierchen nur eine ganz einfache Zusammensetzung haben; daß sie leicht, ohne vorhergehende Bereitung eines Samens in einem organischen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zusammenziehen der kleinsten Theile, entstehen, vergehen, und wieder erneuert werden könnten; und daß sie nur im weitläuftigen Verstande Lebendige und Thiere zu nennen wären, weil sie den Pflanzen und Maschinen näher kämen. Man hat also vernünftiger Weise nicht zu fürchten, sagt er p. 248 sqq., daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Samens setzt nothwendig einen organischen Leib, oder in manchen Arten eine gewisse Bärmutter, voraus; und dieses in einer Reihe der Voraltern, die bis zum Ursprunge der ganzen sichtbaren Welt, und derer Geschöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen sind, hinaufsteigt. Ich sage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe solcher erzeugten Dinge würde nichts anders seyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erste Ursache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunehmen würde, ohne daß eine Kraft wäre, welche sie hal-

halten könnte; welches in der That nichts als unendliche Ungereimtheit giebt. Es wäre eben ſo gedacht, als wenn einer eine unermeßliche Reihe blinder Menſchen gerades Weges, und ohne ſich zu verirren, hinter einander gehen ſähe; und wenn er ihren ſehenden Führer mit Augen nicht erreichen könnte, ſich die Reihe unendlich vorſtellete; gleich als ob ihnen der Mangel des Geſichtes dadurch erſetzt würde, daß man die Blindheit ins Unendliche vermehret.

§. 4.

Allein, wenn gleich von den kleinſten mikroſkopiſchen Thierlein und deren Erzeugung keine Folge auf die gröſſern Thiere zu machen wäre; ſo iſt doch erſtlich, zur Benehmung aller Einwendung, zu merken, daß die Beobachtungen, welche Herr Büffon und Needham in dieſer kleinen Welt gemacht haben wollen, an ſich ſelbſt und in facto verdächtig oder vielmehr falſch ſind [3].

Wenn man nämlich ihre Beſchreibung davon genau unterſucht: ſo wird man nicht einmal überzeugt, daß es wirklich lebendige Thiere oder organa animalium geweſen ſind, was ſie geſehen haben. Alle übrige Beobachter bilden uns die Samenthierchen in Geſtalt der Fröſchlein, mit breiten nach und nach ſpitzig zulaufenden Schwänzen, ab; in andern Säften und Flüßigkeiten auch wohl als Schlänglein und Aelchen; zuweilen auch als Inſecten mit mancherley organiſchen Theilen; ſo, daß man deren bey acht ſichtbarlich zu unterſcheidende Arten zählt. Dieſe Herren geben ihnen aber eine kugelrunde oder eyförmige Figur; und wenn ja ein hervorſtehender Theil daran zu ſehen iſt, ſo iſt es ein gantz dünner Faden,

der

der nicht natürlich zu dem Körper gehört, ſondern ihm nur zufälliger Weiſe von der klebrichten Materie anhängt, und daher auch abgeriſſen wird. Alle übrige Beobachter ſehen die Körperchen, welche ſie für Thierlein gehalten, vom Anfange in ihrer vollkommenen Geſtalt ſchwimmen. Bey dieſen Herren aber entſtehen in den aufgelöſeten Säften erſt knotichte Aeſte, als Perlenſchnüre, welche nachmals zerreiſſen und ſich in Kügelchen oder Eierchen theilen, die entweder reihenweiſe einträchtig hinter einander herziehen, oder einzeln abgeſondert werden: und ſich nur von einem noch anhängenden klebrichten Faden, durch Schwanken, los zu machen ſuchen, auch endlich davon los kommen. Alle übrige Beobachter bemerken das Leben ihrer Thierchen an allen Arten der willkührlichen Bewegung, daß ſie bald ihre Schwänzchen frey bewegen, bald durch einander ſchwärmen, bald ihre Richtung rechts und links verändern, bald ſich einander ausweichen oder umkehren. Bey dieſen Herren aber ſieht man die einzelnen Kügelchen, bloß durch einen klebrichten Faden, angeheftet, hin und her ſchwanken, oder ſich haufenweiſe mit einmal abſondern, und als Heerſchaaren, in vielen Reihen hinter einander, nach einer Richtung, ziehen. Andere Beobachter ſehen die Samenthierchen im friſchen Samen alſobald, und etwa nur 2, 3 bis 4 Stunden lang, hernach iſt nichts lebendiges mehr in dem Samen, ſondern alles todt und ruhig. Dieſe Herren aber ſehen im Anfange nichts; ſondern nach einigen Stunden oder Tagen, wenn die Materie gähret und faulet, ſo erblicken ſie erſt Thierchen oder organiſche Theile derſelben. Kann man glauben, daß ſie eben das, was andere, daß ſie das Rechte und Wahre, daß ſie es klar und deutlich geſehen haben?

Es iſt zweitens ſehr wahrſcheinlich, was der Herr **Ledermüller** ſagt: daß ſie nicht das beſte Mikroſko-

pium gehabt haben müſſen, und daß die Vergrößerung des büffoniſchen ſich gegen das ledermüllerſche nur wie 1 gegen 86 verhalte †). Es läßt ſich nämlich aus den büffoniſchen Abbildungen erkennen, daß er nichts klar und deutlich geſehen. Denn er liefert uns bloße Umſtriche von Kügelchen oder Eierchen, daran nicht Kopf oder Schwanz, nicht Glieder oder Füße, wahrzunehmen ſind. Und da Herr **Needham** mit Herrn **Büffon** zugleich, durch einerley Mikroſkopium, einerley Gegenſtand betrachtet, ſo ſind ſie doch nicht eins, was dasjenige geweſen, welches beide geſehen haben; indem es **Needham** für völlige lebendige Thiere, **Büffon** nur für organiſche Theile eines Thieres angeſehen. Ein Zeichen, daß keiner von beiden das Vorgeſtellte klar und deutlich geſehen, und ein jeder bloß ſeine eigene Einbildung und willkührliche Hypotheſe in die Stelle der Erfahrung geſetzt habe. Eben ſo wenig enthält ihre beobachtete Bewegung klare oder deutliche Merkmale einer willkührlichen thieriſchen Bewegung. Denn das Schwanken eines kugelförmigen Körpers, der in einem flüßigen Weſen durch einen dünnen Faden an anderer Materie hängt, war ja wohl mechaniſch, und von dem Schwanken der Flüßigkeit, worinn er ſchwebte, entſtanden. Daß in dem flüßigen Weſen viele Kügelchen in ordentlichen Reihen, einträchtig nach einer Richtung, einherzogen, war vielmehr einer willkührlichen Bewegung entgegen, und kam bloß von dem Aufſchwellen der zähen Materie, welche die vorderſten aufgelöſten und zertrennten Theilchen von ſich ſchob. Wenn auch dieſe Herren ihre Kügelchen zuweilen unordentlich durch einander ſchwärmend geſehen: ſo weis man doch auch, daß in den Flüßigkeiten eine ſtete wimmelnde Bewegung ſey, die von mancherley innern und äußern Urſachen leicht entſtehen und verändert werden, und den feſtern Theilen allerley Drehungen geben kann. Man ſehe nur, was

die

die Sonnenſtäubchen in einem Sonnenſtrale, die kleinern Fettaugen auf einer warmen Fleiſchbrühe, die Bläschen eines feinen Schaumes, die Theilchen eines ſüßen Weines, der zum Sauren geſchüttet iſt, u. ſ. w. für ſeltſame Bewegungen machen: ſo wird man wohl erkennen, daß ein kläreres und mehr entſcheidendes Merkmal der willkührlichen Bewegung bey ſolchen überaus kleinen Körperchen erfordert werde, als was dieſe Herren angeben. Wie denn auch Herr **Needham** ſelbſt geſteht, daß die Bewegung überhaupt nur ein zweideutiges Kennzeichen ſey, wenn man daraus das Daſeyn eines lebendigen Dinges ſchließen will, deſſen rege Kraft die Wirkungen eines natürlichen Mechaniſmi überſtiege *). Und wir haben in den Philoſophical Tranſactions ein Beyſpiel von dem Herrn **Henry Miles**, wie leicht man ſich in ſolchen Wahrnehmungen von Kleinigkeiten betrügen könne, wenn ihnen die erforderliche Klarheit und Deutlichkeit fehlet †).

Man halte die Beobachtungen eines **Leeuwenhoeks**, eines **Ledermüllers**, und anderer, dagegen: ſo wird man vollends überführt, daß Hr. **Büffon** und **Needham**, und mit ihnen vielleicht viele andere, nicht diejenigen ſind, deren mikroſkopiſchen Wahrnehmungen man ſicher trauen könne. **Leeuwenhoek** hatte nichts als einfache Mikroſkopia; aber ich erinnere mich ſelbſt einige Kleinigkeiten bey ihm dadurch in ſolcher Klarheit und Deutlichkeit geſehen zu haben, daß das bloße Auge in großen und nahen Körpern nichts klärers und deutlichers wünſchen kann. Und in der That ſind an ſich die einfachen Mikroſkopia weit beſſer, bequemer und reiner, als alle zuſammengeſetzte; wenigſtens thut die Stärke der Vergrößerung nichts zur Sache, wenn ſie der Klarheit und Deutlichkeit etwas benimmt. Die Leeuwenhoekiſchen Figuren der Samenthierchen ſcheinen

unter-

unterdeſſen doch mehr als zu groß zu ſeyn, ſo, daß ſie dem Herrn Büffon, der Leeuwenhoeks Abbildungen als Einbildungen anſieht, auch wegen der Größe verdächtig geſchienen: und Herr Ledermüller, als ein eifriger Vertheidiger des Leeuwenhoek, weis ihm nicht anders zu helfen, als daß er muthmaaßet, derſelbe müſſe ſchon ein Sonnenmikroſkop gehabt, und die Größe der Thierchen darnach gebildet haben*). Aber in dem Stücke widerſpricht ihm Herr Lulofs ſo wohl in ſeinen Briefen an mich, als in den Anmerkungen, womit derſelbe dieſes Werkchen in der holländiſchen Ueberſetzung beehret hat†); theils weil man in ganz Holland, und in England, wohin er ſeine Mikroſkopia vermacht, nichts davon weis, theils weil die Erfindung der Sonnenmikroſkope ſpäter iſt. Er erkläret die Größe der mikroſkopiſchen Figuren wahrſcheinlicher von der verſchiedenen Beſchaffenheit der Augen, und von einem ſtillſchweigenden Vorurtheile des Wahrnehmers, in welchem Abſtande er die Dinge zu ſehen glaube. An den Ledermüllerſchen Wahrnehmungen iſt ſo wenig, was die Vergrößerung, als was die Klarheit und Deutlichkeit betrifft, etwas auszuſetzen. Er bediente ſich des beſten Cuffiſchen Mikroſkopii, welches einen Durchmeſſer auf 180 Mal vergrößert, und hat eine beſondere Stellung deſſelben erfunden, welche den Gegenſtänden eine ſolche Klarheit und Deutlichkeit giebt, daß er in den Schlänglein des Kleiſters und Eßigs lebendige Jungen mit ihrer Bewegung, und viele Eyer und Embryones wahrnahm, und da er ein ſolches Schlänglein zerſchnitt, ſo ſah er 3 junge lebendige Schlänglein und 12 Embryones aus dem Leibe kommen*). Durch ſolche vortheilhafte Stellung des allerbeſten heutigen Mikroſkopii hat Herr Ledermüller dennoch die knotigen Aeſte und Perlenſchnüre in dem thieriſchen Samen nimmer wahrnehmen können. Und daher hat es alle Wahrſcheinlichkeit, daß ſolche

Erſchei-

Erſcheinungen des Herrn Büffon und Needham trüglich geweſen. Ferner hat derſelbe den Schwanz der Samenthierchen, nahe am Leibe, nach Proportion, ſo breit, wie bey den Laichfröſchen, und hat ihn bey allen und jeden Samenthierchen, und in einer ſchlängelnden Bewegung, geſehen. Folglich iſt dieſer Schwanz ein natürlicher Theil des Thierchens, und es iſt unrichtig, was Hr. Büffon ſagt, daß es nur ein allerwärts gleich dünner Faden ſey, der ihnen von einer fremden klebrichten Materie anhänge, und endlich abfalle. Herr L. ſagt, daß die Thierchen ja wohl zuweilen mit ihrem Schwanze irgend wo bekleben bleiben; allein das entſtehe bloß, wenn die Samenmaterie ausgedunſtet und zähe geworden war; ſobald er aber etwas Waſſer dazu gemiſchet, hätten ſie ihren Schwanz bald los gemacht, und wären damit frey herumgeſchwommen. Was aber das vornehmſte iſt, ſo hat Herr L. die Samenthierchen in friſchem Samen alſobald, aber nicht länger, als etwa zwey Stunden, ſehen können; hernach wurden es todte Globuli, ſo wie im Geblüte ſind, und wie ſie Herr Büffon nach vielen Stunden ja Tagen geſehen hätte†). Es hat alſo Herr Büffon die wahren lebendigen Samenthiere gar nicht geſehen noch ſehen können. Und daher fällt auch die Hauptſache weg, als ob er nebſt Herrn Needham ihre Erzeugung aus einer rohen Materie beobachtet habe.

*) S. Herrn Büffons allgemeine Hiſtorie der Natur, des I. Th. II. Band, das 7. und 8. Capitel nach der deutſchen Ueberſetzung p. 131. und Herrn Needhams Nouvelles Obſervations microſcopiques, avec des decouvertes intereſſantes ſur la Compoſition et la Decompoſition des Corps organiſés, Paris 1750. 12.

†) M. F. L. (Martin Frobenius Ledermüller) in den phyſikaliſchen Beobachtungen der Samenthierchen durch die aller-

allerbeſten Vergrößerungsgläſer und bequemlichſten Mikroſkope betrachtet, mit einer unparteiiſchen Unterſuchung und Gegeneinanderhaltung der Buffoniſchen und Leeuwenhoekiſchen Experimente. Nürnb. 1756. 4. p. 10. 12. 25. 27.

*) Needham l. c. p. 187. *Le mouvement en general n'étant qu'un argument équivoque qui ne démontre pas l'exiſtence d'un principe de vie ſuperieur au mecaniſme naturel.* Ein neuer Autor (Wrisberg) ſchreibt: *Nimis omnino faciles ſumus, cuilibet particulae, quae movetur, vitam omniaque animalium attributa adſcribendi. Multi ſane dantur in natura motus, ubi ne minimum quidem animalium veſtigium eſt; fere in uniuscujuscunque aquae puriſſimae guttulae ſuperficie, magisque autem, ubi ſaponis quicquam admixtum eſt, particularum exiliſſimarum obſervamus motum, quamvis rationem illius vix reddere poſſimus: animalculorum certe nulla oriri poterit ſuſpicio.*

†) Henry Miles hatte in den Phil. Trans. Vol. XLII. n. 469. p. 118 ſq., ſeiner Meinung nach, ein beſonderes unbekanntes Waſſerinſect geſehen und abgebildet; aber Vol. XLIII. num. 476. fin. p. 480 wiederruft er es, auf die Erinnerung des Herrn Hill. *He thinks proper to rectify a Miſtake he then made, in ſuppoſing certain Bodies to have been animal ſubſtances, from their ſeeming to hav a ſpontaneous Motion in Water: it having ſince appear'd him, that they were only the Seeds of the Bidens fo tripartito diviſis Caeſalp. 488. Tournef p. 462. Tab. that had fallen into the Water, and were poſſibly poſſe by ſome Inſects, which might give them that Mot* Vid. Hill's Review of the Works of the Roy. Socie London. p. 79 ſqq.

*) Ledermüller l. c. p. 20.

†) p. 92. (d) *Zekerlyk heeft Leeuwenhoek ge neſtelſels gebruikt; deeze zyn van latere uitv maar de zigtbare Groote der Voorwerpen hangt*

van de geſtelteheit der oogen, en van een ſtillzwygend Vooroordeel in den waarneemek omtrent den afſtand, waarin de voorwerpen gezien worden, gelyk ik duizend maalen in my zelven heb ondervonden, niet alleen onder het zien door vergrootglaſen, maar ook door lange of ſterk vergrootende verrekykers.

*) S. denſelben p. 10. 11. 14. 15. 26. ſq.

†) Wollte man dem Herrn Ledermüller allein darinn nicht trauen, ſo kann ich mich auf die völlig einſtimmige Erfahrung des jüngern Herrn Alexander Monro berufen, die in deſſen Diſſ. inaugurali de teſtibus et ſemine in variis animalibus, Edimb. 1755. 8. p. 60. not. mit dieſen Worten beſchrieben wird. *Corpuscula haec, (quae ex motu vario, nunc tardiore, nunc citatiore, nunc antrorſum, nunc ad latera, nunc retrorſum, ex concurſus vitatione, ex caudae actione, quam inſtar gyrinorum vibrant, animalcula non dubie dixerim), intra pauciſſima ſaltem minuta ſecunda, ſi non illico, viſuntur, et corporis figura — gyrinos non parum referunt — Sub vitae aut motus exitum dum multum languent, caudis liquori lento vel exſiccato fere affixis, motu quidem oſcillatorio, ob virium defectum, corpora agitantur. Poſt 4 horas emortua noſtris experimentis reperiuntur. Et hominis 24 horis emortui veſiculis ſeminalibus ſemen extractum nulla animalcula exhibuit: nec adhuc corpuſcula variis formis et figuris, majora et minora, bipartita, alia minora e primis mortuis reſuſcitata, unquam mihi obſervabantur; et ſemen putredine ſolutum nulla animalcula exhibet.*

§. 5.

Allein, dies ſey genug von der Herren Büffon und Needham ihren unrichtigen Wahrnehmungen und darauf gebauten Hypotheſen. Die Sache ſelbſt iſt jedoch dadurch noch nicht entſchieden. Es fragt ſich: ſind denn

wirklich lebendige Thierlein in dem Samen der Thiere, in dem Schleime an unſern Zähnen, in dem faulenden Blute, und in andern Säften von Fleiſche oder Pflanzen? und wenn dergleichen ſind, woher entſtehen ſie?

Es iſt kein Wunder, da dergleichen mikroſkopiſche Thierchen zuerſt durch **Leeuwenhoeks** Briefe bekannt gemachet wurden, daß manche ſonſt vortrefliche Naturkündiger ſeinen Wahrnehmungen nicht trauen wollten, und ihnen ſo gar aus ihren eigenen mikroſkopiſchen Wahrnehmungen widerſprachen. Denn es hatte faſt niemand ſo gute Mikroſkopien, als **Leeuwenhoek**, und man läugnete daher, was man durch die vorräthigen Vergrößerungsgläſer nicht ſehen konnte; zumal, da die Sache an ſich paradox ſchien, und eine ganz neue unſichtbare Welt einführte. Wenn auch gleich ſeitdem die mikroſkopiſchen Werkzeuge ſehr verbeſſert, und zum gemeinen Gebrauche gekommen waren; ſo erfoderte es doch Kunſt, Anweiſung, und viele Uebung, ſich derſelben vortheilhaft zu bedienen. Und ich kann daher noch jetztlebende berühmte Männer anführen, welche dergleichen Thierchen mit einem lieberkühniſchen und kampiſchen Mikroſkopio vergeblich geſucht, und alſo für ein Blendwerk erklärt haben *). Ich will auch wohl geſtehen, das im Gegentheil einige von denjenigen, die ſehr gut mit Mikroſkopiis umzugehen gewußt, zuweilen ſolche Wahrnehmungen mit einſtreuen, welche den Verdacht erwecken, daß ſie durch ihre ſchöpferiſche Einbildungskraft manches, was ſie nicht klar und deutlich genug ſahen, ausgebildet haben mögten. Dergleichen ſcheinen auch in des Herrn **Joblot** und **Hill** ihren ſonſt vortrefflichen mikroſkopiſchen Wahrnehmungen mit unterzulaufen; die wohl in den beſondern Fällen ein Mistrauen erwecken können †). Allein, dieſe geſchickten mikroſkopiſchen Beobachter der kleinen Welt ſtimmen, nebſt vielen andern, doch überhaupt

haupt an allen Orten, darinn vollkommen überein, daß ſich in den Säften der Thiere, beſonders des männlichen Samens, in den Säften des thieriſchen Fleiſches und der Pflanzen, in dem Kleiſter, dem Heuwaſſer, Pfefferwaſſer, u. ſ. w. eine Menge verſchiedener wirklich lebendiger und ſich willkührlich bewegender Thierchen aufhalte. Und ſo viele einſtimmige Zeugniſſe geübter Männer, an verſchiedenen Orten, von einer und derſelben Sache, müſſen auch für diejenigen, welche ſelbſt bisher keine Augenzeugen davon werden können, höchſt glaubwürdig ſeyn. Und überhaupt giebt das argumentum negans, ceteris paribus, in der Erfahrung, beſonders der Kunſterfahrung, wenig wider ein argumentum affirmans. Wer ſagt, ich habe es geſehen, erfahren, und mit Fleiß auf dieſe Weiſe beobachtet, verdient mehr Glauben, als wer blos ſagt, ich habe es nicht geſehen, erfahren oder beobachtet.

Wenn wir denn die Wahrheit der mikroſkopiſchen Thierchen billig vorausſetzen: woher ſollten doch dieſelben wohl entſtanden ſeyn? Wir mögen die Augen noch ſo ſehr ſchärfen und ſtärken: ſo wird die Frage doch durch eine bloße Erfahrung nicht zu beantworten ſeyn, ſondern es wird auf Schlüſſe aus den geſehenen Umſtänden ankommen. Denn ſelbſt die geſchickteſten Beobachter mikroſkopiſcher Thierchen, welche in ihren Wahrnehmungen vollkommen übereinſtimmen, geben uns ganz verſchiedene und wider einander laufende Erklärungen ihres Entſtehens. Herr **Büffon** ſah eben das nur für organiſche Theile eines Thieres an, was **Needham** für völlige Thierchen anſah. Beyde, nebſt **Bonanni**, **Hill** und **Wrisberg** deuten das geſehene als eine generationem ſpontaneam aus, was **Joblot**, **Bonnet** und andere für eine Entwickelung der Eyerchen halten. Ein Zeichen, daß ihre Erklärung keine reine Erfahrung,

ſondern eine Schlußfolgerung, ſey. Und wie wollte auch irgend ein Menſch die Kräfte der Dinge, welche an ſich was Geiſtiges ſind, und zumal Kräfte, welche in den kleinſten Urſtoffen, Atomen oder Monaden ſtecken, und deren unmittelbare Art zu wirken, oder die erſte Zuſammenfügung der allerkleinſten Körperchen, mit Mikroſkopiis ſehen können? Das iſt noch alles viel zu grob, was wir durch Mikroſkopia ſehen. Laſſet uns aufrichtig handeln: wir ſchließen bloß aus den geſehenen Umſtänden. Welche ſind denn aber die Umſtände? Ich will ſie aus den allerneuſten Wahrnehmungen des Göttingiſchen Herrn Profeſſors Henr. Auguſt Wrisberg entlehnen *), ungeachtet derſelbe, bey ſolchen kleinen Thierchen, der Erzeugung aus einer faulenden Materie geneigt zu ſeyn ſcheint. Er geſteht Sect. III. in ſeiner Epicrili, daß zur Erzeugung dieſer Thierchen Luft, eine mäßige Wärme und Waſſer, oder vielmehr vegetabiliſche und animaliſche Theile in dem Waſſer, ſchlechterdings nöthig ſind: und führt den Bonanni an, welcher ſchreibt, daß, ohne Luft eine urſprüngliche Erzeugung von Thierchen ſetzen, unmöglich ſey, und daß er einen Verſuch mit Kalbfleiſche in einem hermetiſch ſigillirten Gefäße gemacht, da es zwar nach Monaten in eine weiche Päppe zergangen, aber keine Spur von einem lebendigen Thierchen darinn anzutreffen geweſen: ja daß nicht einmal eine jede Luft, ſondern ein aër debitus aptusque ad naſcendum, vegetandum, et conſervandum, dazu erfodert werde; welches ich nicht anders verſtehen kann, als daß die Luft mit fremden Partikeln müſſe geſchwängert ſeyn: ſo wie eben derſelbe mit dem reinen Quellwaſſer gar keine Thierchen, aber mit dem Regenwaſſer die Menge Thierchen hervorbringen konnte. Und Joblot (T. I. P. II. p. 3) ſchreibt gleichfalls, daß er aus einem wohlverwahrten Gefäße mit dem reinſten Weineßige kein einziges Schlänglein bekommen habe.

Und

Und ſo iſt mir auch von dem vortrefflichen **Muſchenbroek** berichtet worden, daß er ſeine Verſuche wegen der Infuſionsthierchen gar behutſam ſo angeſtellet, daß er die Materie zuvor mit ſiedendem Waſſer präparirt, das Glas wohl mit Stöpſel und Kütte verſchloſſen, dann nach geraumer Zeit bey der Eröffnung in der faulen Materie alles leblos gefunden habe; aber eben darum habe er die übrige faule Materie in dem eröffneten Glaſe, nachdem er einen Theil davon beſichtigt, ſogleich weggeſchüttet, damit nichts fremdes unvermerkt hineingetragen werden könnte. Faſt eben dieſelbe Erſcheinung hat auch Herr **Vrisberg** ſelbſt gehabt, da er über das Regenwaſſer, welches ſonſt ſo leicht Thierchen erzeugt, eine Linie hoch Olivenöl gegoſſen, und es damit achtzehn Tage im Sommer ſtehen laſſen, und dennoch nach der Zeit weder Fäulung noch Thierchen darinn wahrgenommen; hergegen habe er, mit einem ſparſamer zugegoſſenen Mandelöle, das nur einige abgeſonderte Augen auf der Oberfläche ſetzte, die gewohnte Fäulung und Thierchen in dem Waſſer gefunden. Unterdeſſen, da dieſer erfahrne Mann dennoch in andern Materien eine Fäulung bey abgeſchloſſener Luft zugeſteht, worinn jedoch hernach gar keine Thierchen befindlich ſind; ſollten wir denn nicht vielmehr ſchließen, daß die Fäulung an ſich keine Urſache der Erzeugung der Thierchen ſeyn könne, woferne nicht ſchon vorher die organiſchen Entwürfe eines Thierchens in der Feuchtigkeit ſind, oder nachmals mit der Luft hineingetragen werden, daß ſie ſich in der gährenden Materie entwickeln können? Er beruft ſich fleißig auf Hrn. **Büffons** und **Needhams** Wahrnehmungen, wie die erſten Entwürfe der Thierchen nach und nach durch die Gährung und Fäulung entſtünden. Ich möchte aber wünſchen, daß er auch den Herrn **Ledermüller** dabey gezogen hätte, was der von dieſer Herren ihren mikroſkopiſchen Beobachtungen urtheilt: oder

daß er Herrn Lulofs Urtheil zu der Ueberſetzung dieſer Wahrheiten p. 86. (b) geleſen hätte, da er ſagt, er ſey durch die einfachen Mikroſkopia überzeugt worden, daß Leeuwenhoek die Samenthierchen ganz recht geſehen habe, Herr Büffon aber ſehr verkehrt. Herrn Wrisbergs eigene Abbildungen ſtellen uns nur Entwickelungen von Polypen vor, welche doch bekanntermaaßen von andern Polypen oder deren belebten Theilen entſtehen. Ich zweifele aber, daß ſich alle Arten der Infuſionsthierchen zu den Polypen reduciren laſſen, und daß ſich überhaupt der erſte organiſche Bau eines Thieres durch ein bloßes Principium aſſimilationis philoſophiſch erklären laſſe. Daher wird auch wohl die Anſchießung der Salze in einerley determinirten Figuren hier keine Genüge thun. Daß Pflanzen verſchiedener Art jede ihren dienlichen Nahrungsſaft an ſich ziehen, geſchieht, ſo wie bey Thieren, vermittelſt des organiſchen Baues, der ſchon da iſt; und folglich erläutert es unſere Frage gar nicht. Wenn der Schimmel, ohne Samen und Mutter, zu einer Pflanze gediehe: ſo würde derſelbe näher zur Sache kommen; aber ich weis nicht, ob Herr Linnäus, Gleditſch und andere Botanici damit einig ſeyn mögten, welche deſſelben organiſche Pflanzenſtruktur und wirkliche Beſamung darlegen. Und eben dieſes Beyſpiel aus dem Pflanzenreiche iſt wider die generationem ſpontaneam im Thierreiche. Können unſichtbare Samen von Schimmelpflanzen durch die Luft allenthalben ausgeſtreuet werden, und ſich in einer dienlichen Materie geſchwind entwickeln: warum können nicht auch eben ſo kleine unſichtbare Thierchen ſeyn, deren Eyer die Luft, wie einen Samenſtaub, allerwärts hinträgt? Es wäre im Pflanzenreiche (wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, daß alles aus dem Samen entſprießt), unrichtig geſchloſſen: ich ſehe nicht, ich begreife nicht, wie hier ein Schimmelſamen hätte herkommen können; alſo giebt es

doch

doch auch zuweilen Pflanzen, die ohne Mutter und Samen entſtehen. Eben ſo würde aber auch zu voreilig geſchloſſen: ich ſehe, ich begreife nicht, wie ein Thierey in der Luft hat herumfliegen, und in dieſe Materie kommen können; alſo giebt es doch auch einige Thierchen, welche wider die allgemeine Ordnung, ohne Mutter und Samen, durch bloße Fäulung aus roher Materie gebildet werden. Herr **Wrisberg** ſieht dieſes gar wohl ein; aber dieß ſetzt ihn in die Nothwendigkeit, wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, Omnia eſſe ex ovo, Zweifel zu machen. Er nimmt ſie 1) von eben dieſen infuſoriis corpuſculis her, davon die Frage iſt, 2) von den vegetabilibus, als mucore, muſcis, fungis, davon ich ſchon geſagt habe, und 3) gar von größeren vierfüßigen und andern Thieren und Fiſchen. Ich bin aber völlig verſichert, daß Herr **W.** nach ſeiner ſcharfen Einſicht, wenn er eine Weile auf die Antworten eines Gegners denken wollte, ſich ſelbſt leicht eine zureichende Antwort auf dieſe Zweifel geben könnte *). Summa, es iſt von Niemanden bisher weder gewiß noch wahrſcheinlich, weder aus der Erfahrung, noch aus principiis phyſicomeraphyſicis erwieſen, daß in der ganzen Natur, im Pflanzen- oder Thierreiche, im Großen oder Kleinen, eine urſprüngliche Erzeugung neuer einzelnen Pflanzen oder Thiere oder wieder Arten davon, aus einer rohen Materie, durch eine Fäulung und Gährung, geſchehe oder geſchehen könne; ſondern Erfahrung, Analogie und Vernunft ſind dagegen, und aller Schein des Gegentheils bezieht ſich auf unſichtbare Kleinigkeiten, die aber entweder an ſich unrichtig beobachtet ſind, oder daraus unrichtig ex argumento ignorantiæ geſchloſſen wird; ſo wie man vor Zeiten auch von größeren Thieren, die den bloßen Augen ſichtbar ſind, aus Mangel richtiger Erfahrungen und Schlüſſe, eine generationem aequivocam glaubte. Warum

zeigt die Natur, wenn ſie Millionen neue Thiere hervorbringen kann, ihre ungeheure Fruchtbarkeit nicht ſichtbarlich in der Schöpfung eines einzigen neuen größeren Inſekts, oder vierfüßigen Thieres?

*) Es hat noch im Jahre 1756 Herr Petrus Ern. Aſch aus Petersburg eine Diſſ. zu Göttingen edirt, de natura ſpermatis obſervationibus microſcopicis indagata, worinn er ſeine Wahrnehmungen vermittelſt eines kampiſchen Mikroſkops an dem Samen der Menſchen, Hunde, Katzen, Kaninchen, Hähne, Fiſche, und an den Säften der thieriſchen Theile und Pflanzen beſchreibt, und dadurch allerwärts nichts beobachtet hat, als einerley Kügelchen ohne Schwanz, welche keine andere Bewegung geäußert, als die vom beigemiſchten Waſſer und deſſen Erſchütterung, oder von der Luft, Sonne, Fäulniß und Schärfe entſtanden ſeyn konnte. S. Göttingiſche Anzeigen 1756. p. 417 ſq. Es hat auch Herr Joh. Guſtav Wahlbom, oder vielmehr ſein Präſes, der Herr Archiater von Linné, ein wahrhaftig großer Mann in der Naturgeſchichte, in der Diſp. de Sponſalibus plantarum §. 13. (Amœnitt. Academ. T. I p. 79 ſq. nach der Leidenſchen Ausgabe) dieſe Thierchen mit einem Lieberkühniſchen Mikroſkopio nicht entdecken können, und hält daher das, was Leeuwenhoek für Thiere angeſehen, für nichts anders, als für dichte Theilchen, welche auf dem warmen Samen einher geſchwommen. Ja er ſagt ganz dreiſt in dem II. Vol. Amœnitatum p. 434. (collato Vol. VI. p. 4 ſq.) *Verbo dicam: Vermiculi dicti in genitura à Leeuwenhoekio detecti et pro animalculis motu proprio gaudentibus ſalutati, mera commenta ſunt. Corpuſcula enim hæc motu proprio deſtituuntur, carentque attributis vitæ propriis.* Man ſehe aber, was in dem allgemeinen Magazin IV Th. p 195 ſq. in der Anmerkung, dagegen erinnert wird: unter andern, daß Lieberkühn ſelbſt, nach dem Briefe, welchen Hamberger ſeiner Phyſiologie eingerückt hat, die Leeuwenhoekiſchen Thierchen allezeit für wahre Thiere gehalten habe. Das iſt ein lehrreiches Beyſpiel, wie behutſam man ſeyn müſſe, aus dem Mangel ſeiner eigenen Erfahrung einen ſolchen Schluß zu ziehen, daß des andern ſeine Erfahrung falſch ſey.

†) Herr

†) Herr Joblot hat ein ſchönes Werk herausgegeben: Obſervations d'Hiſtoire naturelle faites avec le Microſcope ſur un grand nombre d'Inſectes, et ſur les Animalcules qui ſe trouvent dans les liqueurs préparées, et dans celles qui ne le ſont pas. Paris 1754. 4. II. Tomes. So viel gutes und wahres aber auch in dem Buche enthalten iſt, ſo hat er doch hin und wieder ſeiner maleriſchen Ausbildung zu viel nachgegeben. Davon iſt dasjenige Thierchen (T. I. P. II. p. 57. ſq. Tab. VI. n. 12.) ein ausnehmender Beweis, auf deſſen Rückenſchilde ein fürchterliches Schnurbartsgeſicht ſo deutlich abgebildet iſt, als ob es nach dem Leben eines Menſchen geſchildert wäre. Ich geſtehe auch gern, daß es meinen Begriff überſteigt, was Herr Jo. Hill in ſeinem ſechſten mikroſkopiſchen Verſuche (Hamb. Mag. XII. B. p. 377 ſq.) unter andern mikroſkopiſchen Thierchen, (deren er 8 verſchiedene Arten beobachtet,) an einem Thierchen einer Infuſion geſehen haben will. Er hat daran alle Theilchen haarklein entdeckt, und wahrgenommen, wie es mit ſeiner ſägenförmigen Krebsſcheere etwas von einem Samentheilchen der Pflanze ordentlich abgeſäget, ſolches abfallende Stück mit der Scheere ergriffen und es auf die flache Seite des andern Gelenkes der gegenſeitigen Klaue gelegt, und da mit Ueberſchlagung der erſten Klaue, als einer Feile zerrieben und gemahlen, endlich aber mit den zuſammengefaltenen Gelenken in den Mund geſchoben habe. Das heiße ich genau ſehen können! Der Kunſttrieb an ſich iſt mir nicht zu wunderbar: aber ich ſage noch, es ſey mir zu unwahrſcheinlich, daß einer dergleichen Werkzeuge und verſchiedene Handlungen an einem ſo kleinem Infuſionsthierchen ſollte ſo genau unterſcheiden können, und ich weis mich nicht zu entſinnen, daß Leeuwenhoek irgendwo dergleichen ſubtile Wahrnehmungen von ſich gerühmt hätte.

*) Henr. Aug. Wrisberg D. Med. Anat. atque Artis obſtetriciæ Prof. regii Obſervationum de Animalculis infuſoriis Satura (eine Preisſchrift). Gött. 1765. 8.

*) Der Herr Abt Spallanzani hat in ſeinen Opuſcoli di fiſica animale e vegetabile die Needhamſche und Büffonſche Meynung ausführlich widerlegt, und die wahre Bewandniß mit dieſen Thierchen, ihrem Fortkommen, Ausdauren in Hitze und Kälte, u. ſ. w. mit den genaueſten Beobachtungen dar-

dargethan. S. auch Halleri Elementa Phyſiol. ed. in T. VIII. p. 106. 112. u. ſ. f.]

§. 6.

Es iſt alſo wenigſtens von allen organiſch gebildet Thieren in der That und Erfahrung grundfalſch, d jemals aus faulender roher Materie, durch Gährun ein organiſcher Körper und ein lebendiges Thier entſta den wäre; oder daß ein Vermögen und eine Kraft ſolcher Erzeugung in der ganzen Welt und deren Nat zu finden ſey. Wenn die Natur ſolches jemals fäh und bemühet geweſen wäre, zu thun, und wirklich than hätte: ſo würden wir auch noch jetzt, hie und d im fetten Schlamme, an der Sonnenhitze, halb od ganz gebildete, geſtaltete oder ungeſtaltete, neue u unbekannte oder alte und bekannte Thiere antreffe Denn die Natur iſt ſich ſelbſt allezeit ähnlich, und v gleichen Kräften, Laufe und Ordnung. Es iſt dieſe Erde, davon ſich nicht das geringſte Stäubchen ent net hat; und ſie wird von eben der Sonne, mit glei Wärme, in einerley Abwechſelung beſchienen, wie hin. Wenn alſo ihre Natur eine ſolche Zeugung Thiere mit ſich brächte; ſo müßte ſie auch noch geſch Hergegen können wir ſicher ſchließen: wenn ihre N dergleichen Zeugung jetzt nirgend wirket oder leid hat ſie es auch zu keiner Zeit gethan. Wo iſt ab Land, der Moraſt, der Schlamm, wo auch nur geburten von Menſchen, Elephanten, Kameelen von Pegaſen, Sphyngen und Hippocentauren, kleinere Thiere und Inſekten aus dem Kothe würden? Keiner wird heutiges Tages ſo unve oder ſo dumm ſeyn, daß er dergleichen, zu größern Thieren, wirklich geſehen zu haben,

ſollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geſchehen ſeyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht übrig? Keine, als dieſe, welche, zu aller vernünftigen Leute Erſtaunen, ein neuer **Demetrius** aus dem rohen Alterthume wieder entlehnt, und aus ſeiner Feder flieſſen laſſen: Die Natur ſey nunmehr alt, ſie habe an Kräften abgenommen, ſie habe einmal aufgehöret, zu gebähren [4]). Wie? iſt denn der darinn liegende Widerſpruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, ſoll das erſte ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen ſeyn: und doch ſoll ſie veränderlich ſeyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieſes letztere hebt das erſtere auf. Ein Ding, das ſich verändert, kann nicht nothwendig, das abnimmt und aufhöret, nicht ewig, und, vermöge beides, nicht ſelbſtändig ſeyn. Und wie kann man ſich in dem Ewigen eine Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt noch dazu, daß dieſe Ausflucht ſelbſt wider alle Erfahrung iſt: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, ſo weit menſchliche Nachricht in die vorigen Zeiten reichet, im geringſten abgenommen; alles ſich jetzo in derſelben Art und Stärke reget und fortpflanzet, wie ſonſt geſchehen iſt. Wenn auch dieſes möglich wäre: ſo würde die Welt, von ewigen Jahrhunderten her, längſt in ein wüſtes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen ſeyn.

4) De la Mettrie Syſteme d'Epicure §. 10. *Mais la Terre n'eſt plus le berceau de l'Humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point ſa ſterilité actuelle; elle a fait ſa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d'enfans.*

Lucre-

dargethan. S. auch Halleri Elementa Phyſiol. ed. in 4. T. VIII. p. 106. 112. u. ſ. f.]

§. 6.

Es iſt alſo wenigſtens von allen organiſch gebildeten Thieren in der That und Erfahrung grundfalſch, daß jemals aus faulender roher Materie, durch Gährung, ein organiſcher Körper und ein lebendiges Thier entſtanden wäre; oder daß ein Vermögen und eine Kraft zu ſolcher Erzeugung in der ganzen Welt und deren Natur zu finden ſey. Wenn die Natur ſolches jemals fähig und bemühet geweſen wäre, zu thun, und wirklich gethan hätte: ſo würden wir auch noch jetzt, hie und da, im fetten Schlamme, an der Sonnenhitze, halb oder ganz gebildete, geſtaltete oder ungeſtaltete, neue und unbekannte oder alte und bekannte Thiere antreffen. Denn die Natur iſt ſich ſelbſt allezeit ähnlich, und von gleichen Kräften, Laufe und Ordnung. Es iſt dieſelbe Erde, davon ſich nicht das geringſte Stäubchen entfernet hat; und ſie wird von eben der Sonne, mit gleicher Wärme, in einerley Abwechſelung beſchienen, wie vorhin. Wenn alſo ihre Natur eine ſolche Zeugung der Thiere mit ſich brächte; ſo müßte ſie auch noch geſchehen. Hergegen können wir ſicher ſchließen: wenn ihre Natur dergleichen Zeugung jetzt nirgend wirket oder leidet, ſo hat ſie es auch zu keiner Zeit gethan. Wo iſt aber das Land, der Moraſt, der Schlamm, wo auch nur Misgeburten von Menſchen, Elephanten, Kameelen, oder von Pegaſen, Sphyngen und Hippocentauren, ja wo kleinere Thiere und Inſekten aus dem Kothe gebrütet würden? Keiner wird heutiges Tages ſo unverſchämt, oder ſo dumm ſeyn, daß er dergleichen, zumal von größern Thieren, wirklich geſehen zu haben, vorgeben

ſollte.

ſollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geſchehen ſeyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht übrig? Keine, als dieſe, welche, zu aller vernünftigen Leute Erſtaunen, ein neuer **Demetrius** aus dem rohen Alterthume wieder entlehnt, und aus ſeiner Feder flieſſen laſſen: Die Natur ſey nunmehr alt, ſie habe an Kräften abgenommen, ſie habe einmal aufgehöret, zu gebähren [4]). Wie? iſt denn der darinn liegende Widerſpruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, ſoll das erſte ſelbſtändige, nothwendige, ewige Weſen ſeyn: und doch ſoll ſie veränderlich ſeyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieſes letztere hebt das erſtere auf. Ein Ding, das ſich verändert, kann nicht nothwendig, das abnimmt und aufhöret, nicht ewig, und, vermöge beides, nicht ſelbſtändig ſeyn. Und wie kann man ſich in dem Ewigen eine Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt noch dazu, daß dieſe Ausflucht ſelbſt wider alle Erfahrung iſt: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, ſo weit menſchliche Nachricht in die vorigen Zeiten reichet, im geringſten abgenommen; alles ſich jetzo in derſelben Art und Stärke reget und fortpflanzet, wie ſonſt geſchehen iſt. Wenn auch dieſes möglich wäre: ſo würde die Welt, von ewigen Jahrhunderten her, längſt in ein wüſtes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen ſeyn.

[4]) De la Mettrie Syſteme d'Epicure §. 10. *Mais la Terre n'eſt plus le berceau de l'Humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point ſa ſterilité actuelle; elle a fait ſa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d'enfans.*

Lucre-

Lucretius II, 1150.

Jamque adeo affecta eſt aetas, effoetaque tellus.
Vix animalia parva creat, quae cuncta creavit
Saecla, deditque ferarum ingentia corpora partu.

V. 824.

Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Deſtitit, ut mulier ſpatio defeſſa vetuſto etc.

§. 7.

Es iſt aber noch eine andere Ungereimtheit in dieſer Meinung, welche ich nicht mit Stillſchweigen übergehen kann. Man hat nicht genug, der Natur voriger Welt, wider alle Erfahrung und Vernunft, eine jetzt veraltete Zeugungskraft anzudichten; ſondern eben dieſelbe Zeugungskraft ſoll auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, und auf ein Ungefähr gewirket haben. Eine bloße Bewegungskraft, die ohne Leben, ohne Verſtand und Abſicht handelt, die in ihrer weſentlichen Beſchaffenheit keinen Grund der Ordnung und Uebereinſtimmung eines thieriſchen Körpers enthält, ſoll erſt, durch eine wüſte Gährung, millionenmal ungeſtalte Misgeburten erzeuget haben, bis es einmal durch einen ungefähren Zuſammenfluß der Umſtände gelungen, daß ein geſundes wohlgebildetes Thier herausgekommen: welcher Fall, wie ſie meinen, unter ſo vielen unnützen Verbindungen, die der ungefähre Zufall enthält, doch auch eine Möglichkeit habe, und in ſo vielen tauſend Jahren auch einmal zur Wirklichkeit habe kommen können [5]).

Die Leute müſſen ja wohl durchaus allem dem, was Verſtand iſt und heißt, gram ſeyn, weil ſie lieber alles wüſte und wilde in der Welt, als eine verſtändige Kraft, leiden können, und auch das ordentlichſte lieber aus der Un-

Unordnung, als aus Abſichten erklären [6]). Die mehreſten der Alten waren doch in dem Stücke klüger, daß ſie noch einen Verſtand, der ſich durch die ganze Natur erſtrecket, (Mentem per rerum naturam intentam) zuließen. Auch die, welche eine Seele der Welt geſetzt, die ihren Körper in vielerley Geſtalten verändere und bilde, ſcheinen doch alle Wege erträglicher zu ſeyn. Warum ſoll aber die erſte Kraft fühl- und leblos, unverſtändig, blind, und ohne Regeln der Ordnung ſeyn? da doch lebendige, empfindende und verſtändige Geſchöpfe, die mit einem künſtlich gebauten Leibe begabet ſind, ja, da alle Ordnung und Uebereinſtimmung in der ganzen Welt, von ihr erzeuget, auch bis jetzo noch erhalten worden?

[5]) Lucretius V. 835 ſqq.

[6]) De la Mettrie Syſteme d'Epicure §. 4. *Comment prendre la Nature ſur le fait? Elle ne s'y eſt jamais priſe elle-même. Denuée de connoiſſance et de ſentiment, elle fait de la ſoye, comme le Bourgeois-Gentilhomme fait de la Proſe, ſans le ſavoir: auſſi aveugle, lorsqu'elle donne la vie, qu'innocente, lorsqu'elle la détruit. §. 18. La Nature n'a pas plus ſongé à faire l'oeil pour voir, que l'eau pour ſervir de miroir à la ſimple Bergére. §. 19. N'y a-t-il pas eu un Peintre, qui ne pouvant repréſenter à ſon gré un cheval écumant, réuſſit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit ſon pinceau ſur la toile? le hazard va ſouvent plus loin que la prudence. §. 24. Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges qu'un arrangement fait exprès avec toute l'induſtrie poſſible, a valu à cette commune mère en honneur que meritent les ſeules loix du mouvement etc.*

§. 8.

Es haben ſich vernünftige Männer Mühe gegeben, die Ungereimtheit ſolcher ungefähren Erzeugung der thieriſchen oder auch größern Weltkörper aus dem wilden Zuſammenlaufe der Urſtoffe auf mathematiſche Weiſe zu berechnen; davon der Schluß etwa dieſer iſt, daß der eine Fall einer ordentlichen Zuſammenfügung, der durch das Ungefähr möglich ſeyn ſoll, gegen die Vielheit der unordentlichen Zuſammenfügungen ſich wie ein unendlich kleiner Theil (pars infinitesima) gegen eine unendlich große Zahl verhalte, und daher als gar nichts zu achten ſey [7]). Und dieſes iſt ſo ferne zureichend, den Unverſtand zu zeigen, wenn einer dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weisheit und Abſicht, zur Urſache der Ordnung annimmt; da jenes unendlich weniger möglich iſt, als dieſes. Es beweiſt vollkommen, daß wir, die wir Weisheit und Abſichten zur Urſache der Ordnung angeben, nur um ein einziges unendlich kleines Theilchen (partem infinitesimam) von der allergrößten Gewißheit, daß dieſes wahr, und das Gegentheil falſch ſey, entfernt ſind.

Wir ſetzen nämlich als bekannt voraus, daß in einem thieriſchen Körper Millionen Theile, verſchiedener Art, zu ſolcher Uebereinſtimmung gebracht ſind, welche aller Menſchen Erfindung, Witz, Verſtand und Weisheit unendlich weit überſteigt, wenn ſie auch die Abſicht gehabt hätten, einen thieriſchen Körper zu entwerfen und zu bilden. Daß es nun höchſt ungereimt ſey, dieſe Uebereinſtimmung in einer ſolchen Menge von Theilen aus einem ungefähren Zufalle abzuleiten, das mag uns ein bekanntes Gedicht des Virgils, Aeneis genannt, erklären. Es iſt zwar viel zu wenig, wenn wir die Buchſtaben in Virgils Aeneis, mit der Menge der

kör-

körperlichen Theile eines Thieres, und den Verſtand, den ein virgiliſches Gedicht zu verfertigen erfordert, mit der Weisheit, welche zur Bildung eines thieriſchen Körpers gehört, in Vergleichung ſtellen. Unterdeſſen mag fürs erſte eines in die Stelle des andern treten, und wir wollen eine Weile zugeſtehen, daß durch ein Ungefähr, in beiden Fällen, unter unendlich vielen verkehrten Verbindungen der Buchſtaben und Theile, doch auch eine übereinſtimmende möglich wäre. Würde es nicht dennoch höchſt ungereimt ſeyn, wenn einer gefraget würde, wie das virgiliſche Gedicht entſtanden wäre, daß er lieber einen ungefähren Wurf der Buchſtaben, als einen Verſtand, zur Urſache annähme? Ich dächte, man würde denjenigen, der das ſagte, für unſinnig halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ungefähr, gegen ſo unendlich viele unmögliche, von keinem vernünftigen Menſchen in Betrachtung zu ziehen, vielweniger der andern offenbaren und beinahe einzig nothwendigen Urſache vorzuziehen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchſtaben über tauſend Quinquillionen mal verſetzet werden können. Da nun die Aeneis ungefähr 363,780 Buchſtaben enthält, ſo ſind darinn die möglichen Verſetzungen, gegen die Verſetzungen von 24 Buchſtaben, faſt für unendlich wenig, und die einzige unter denſelben, welche ſich wirklich in der virgiliſchen Aeneis befindet, als eine pars infinitesima, oder ein unendlich kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Verbindungen zu halten. Wenn man nun einen Schriftkaſten nähme, darinn eben dieſelben, und eben ſo viel Buchſtaben, als in der Aeneis vorkommen, enthalten wären; man ſchüttete aber dieſe Buchſtaben in einen Sack durch einander, und griffe ſie blindlings nach einander heraus; ſo wäre der einzige Fall, da die virgiliſche Ordnung von ungefähr durchaus getroffen

werden

werden ſollte, gegen die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, gar nicht in Betrachtung zu ziehen. Was iſt aber die Zahl von 363,780 Buchſtaben gegen die Vielheit der Theile im thieriſchen Körper, und noch vielmehr gegen die Vielheit der Theile in der ganzen Welt? Wie viel unendlicher iſt demnach ihre mögliche Verſetzung! Wie viel unmöglicher, folglich, daß ein Ungefähr die einzig übereinſtimmende Ordnung hervorbringen ſollte*)!

7) Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugenden Vortrag von Gott und der Schrift, C. I. Sect. III. §. 4. p. 106 ſq.

*) Cic. de Nat. Deor. II. 37. *Mundum effici ornatiſſimum et pulcerrimum ex corporum concurſione fortuita: hoc qui exiſtimat fieri potuiſſe, non intelligo, cur non idem putet, ſi innumerabiles unius et viginti formæ litterarum, vel aureæ, vel quales libet, aliquo conjiciantur, poſſe ex his in terram excuſſis annales Ennii, ut deinceps legi poſſint, effici: quod neſcio anne in uno quidem verſu poſſit tantum valere fortuna.*

§. 9.

Allein, ich halte dafür, daß man ſchon zu viel einräumet, ob ſollte jemals eine Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen durch ein Ungefähr möglich ſeyn. Denn, wenn möglich ſo viel heißen ſoll, als was wirklich werden kann: ſo gehöret zweierley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde, nicht allein eine innere, ſondern auch eine äußere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Weſen eines Dinges nicht widerſpricht, iſt allein nicht genug, daß es wirklich werde; ſondern es muß auch eine äußere hinzukommen, die den völligen Grund der Wirklichkeit in ſich halte.

Ich

Ich will es durch das Beiſpiel der virgiliſchen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftkaſten nicht allein 363,780 Buchſtaben wären, ſondern auch ein jeder Buchſtab des Alphabets ſo vielmal, als er in des Virgils Aeneis vorkömmt: ſo hätte es, vermöge der Buchſtaben, eine innere Möglichkeit, daß dieſes virgiliſche Gedicht ganz damit geſetzt werden, und geſetzet ſtehen bleiben könnte. Die äußere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verſtändiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, ſolches zu verrichten: wozu denn, auſſer vielen andern Umſtänden, auch gehörte, daß er keine Fehler im Setzen machte, oder, ſo er welche gemacht, dieſelben alſobald verbeſſerte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äußere Möglichkeit, oder gar alle beide zugleich fehlen: ſo kann ich die Sache nicht möglich, ſondern ich muß ſie unmöglich nennen, in ſo ferne ſie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn alſo, nach dem gegebenen Beyſpiele, in dem Schriftkaſten ganze Buchſtaben fehlten oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder ſtatt der Buchſtaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder ſonſt etwas im Kaſten läge: ſo hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf ſolche Art zu ſetzen. Oder, wenn zwar die Buchſtaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlte aber am Setzer, oder deſſen Vermögen, oder deſſen Willen, oder an allen dieſen: ſo wird keine äußere Möglichkeit da ſeyn; die Buchſtaben werden nicht von ſelbſt aus dem Kaſten kommen, und ſich in die Ordnung dahin ſtellen.

Deuten wir dieſes auf den gegebenen Fall; ſo ſieht man wohl, daß ſich derſelbe in zwo Fragen entwickelt: Einmal, ob es in Betrachtung des Schlammes eine

innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweitens, ob es, in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu kommenden ungefähren Gährung, eine äußere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamme entſtehe? Ich behaupte aber, daß keines von beiden, weder innere noch äußere Möglichkeit, da ſey, daß jemals aus einem Schlamme oder fauler Materie durch Wärme und Gährung ein Thier erwachſe.

§. 10.

Was die innere Möglichkeit betrifft, ſo müßte alles, was zum Thiere gehöret, nicht allein das Körperliche, ſondern auch, was wir zu ſeiner Seele rechnen, im Schlamme enthalten ſeyn. Sollen alſo Fleiſch, Knochen, Knorpel, Sehnen, Häute, Klauen, Haare, Federn, Blut, Galle und andere Säfte, aus einer Materie entſtehen; ſo müſſen die verſchiedenen Beſtandtheile derſelben ſchon alle in der Materie vorhanden ſeyn; ſonſt werden ſie auch nimmer können heraus gebracht werden. Nun enthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle Beſtandtheile eines thieriſchen Körpers, ſo wie er auch den Thieren, die daraus erwachſen ſeyn ſollen, zur Nahrung untauglich iſt.

Dazu ſind die wenigen Theilchen, welche etwa für thieriſche Körper darinn ſtecken, durch mehrere undienliche von einander getrennet, und an ſich in keinem geſchickten Verhältniſſe; von dem einen zu viel, von dem andern zu wenig von manchem gar nichts. Es iſt ein Schriftkaſten, worinn die meiſten Buchſtaben gar fehlen, andere im Ueberfluſſe, andere zu ſparſam ſind, viele fremde Zeichen mit unterlaufen. Gleichwie daraus die virgiliſche Aeneis zu ſetzen unmöglich iſt: ſo iſt auch aus dem Schlamme, natürlicher Weiſe, einen thie-

thieriſchen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo ſtecken vollends in ſolchem Breie die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorſtellungskräfte, die eingepflanzten Künſte und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verſtand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freiheit der Menſchen?

§. 11.

Die äußere Möglichkeit einer ſolchen Erzeugung iſt eben ſo wenig in der Natur vorhanden. Denn, wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Beſtandtheile eines thieriſchen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie ſtecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils mit ganz fremden vermiſcht, theils in gänzlicher Unordnung ſind; ſo iſt ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend ſey, Theile des thieriſchen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemeſſenem Verhältniſſe hinein zu tragen; oder die überflüßigen und fremden, welche die irdiſchen und ſchwereſten ſind, hinaus zu ſchaffen; oder auch die dienlichſten Theile in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorſtellung, und andere höhere Kräfte, oder gar Künſte und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird ſich ja ſo gröblich irren, daß er ſich auf die Ausbrütung der Eier durch bloße Sonnen- oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch würde vorausgeſetzt, als ob das Ei nur einen wüſten Klumpen roher Materie in ſich hielte, und man würde ſo ſchließen: Wenn die bloße Wärme aus Eiern einen Vogel, oder eine Schlange oder Schildkröte bildete, ſo könne die Sonnenwärme auch aus einer andern rohen Materie wohl die übrigen Thiere

gebildet haben. Allein, das iſt weit gefehlt. Ein jeder weis, daß das Weiße nebſt dem Dotter, und inſonderheit die Cicatricula in dem Hagel des Eies †), ſchon alles in ſich begreife, was zu dem Thiere und deſſen Nahrung gehöret; daß nichts überflüßiges und unnützes darunter ſey, und daß jedes ſchon ſolche Ordnung und Lage habe, wie der ganze Bau des Körpers, nach allen verſchiedenen, auch den kleinſten Theilen, und nach der künſtlichen Stellung, welche es in einem ſolchem Raume haben muß, erfodert. Wenn denn eine gemäßigte Wärme den Funken des Lebens in dem Hauptpuncte (puncto ſaliente) rege gemacht: ſo kömmt alles in Bewegung, das zarte Urbild entwickelt ſich, und gedeiet nach gerade zu einer Feſtigkeit, indem das Flüſſige zu deſſen Nahrung eingeſogen wird. Schütttelt man hingegen das Ei vorher, und bringet dadurch die Theile in Unordnung: ſo kann keine Wärme mehr aus eben den Theilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber in dem Schlamme verhält es ſich ganz anders, als in einem ſchon gebildeten Eie. Da ſind viele Theile nicht, welche da ſeyn ſollten; andere ſind da, welche nicht da ſeyn ſollten; alles aber iſt in der größten Unordnung.

Es ſind alſo drey Verrichtungen, welche die Sonnenwärme in einem Miſchmaſche grober Theile zu leiſten hätte. Sie müßte das Fehlende herbey- das Ueberflüſſige wegſchaffen, und dann alles in die gehörige Ordnung ſo vieler tauſend thieriſchen Bildungen bringen. Wie wollte aber die Sonne das Fehlende aus hundert entferneten Orten nach einem ziehen, da ſie allenthalben gleich ſcheint? Aber geſetzt, wir wollten ihre Verrichtungen vermindern, und annehmen, daß zuweilen alles, was zum thieriſchen Körper gehört, in einer Materie vorhanden ſeyn könnte, und daß nur das Unnütze weggeſchaft, und das Uebrige in Ordnung gebracht werden

dürfte;

dürfte; kann ſie denn dieſes beides ausrichten? Das, was weggeſchafft werden müßte, würde hauptſächlich die irdiſchen Theile betreffen; und die ſind eben die ſchwereſten, würden alſo bey einer Gährung vielmehr die letzten ſeyn, welche nachblieben. Wenn ſich aber der Fall irgend gedenken ließe; ſo müßte es bey dem verfaulten Graſe, Heue, Früchten, Wurzeln, Holze und andern Dingen ſeyn, woraus gewiſſe Thiere ihre ganze Nahrung ziehen, und alſo alle ihre Beſtandtheile unterhalten und vermehren. So wird ja wohl einmal aus vermoderten Blättern eine Raupe, aus verfaultem Holze ein Holzwurm, aus verdorbenen Nüſſen ein Eichhorn, aus überſchwemmtem und verrottetem Graſe und Heue ein Lamm, ein Kalb, ein Reh, oder wenigſtens Milch, Butter und Käſe geworden ſeyn, oder werden können, wenn die Sonne fein warm darauf ſcheint? Dieſe Einbildungen ſind aber zu lächerlich, als daß ſie einer ernſthaften Unterſuchung oder Beantwortung werth wären.

†) Siehe des Marcelli Malpighii Opera, die zu London 1686. fol. herausgekommen; da er Tomo I. de ovo incubato, Tomo II. de formatione pulli in ovo handelt. [Am ausführlichſten beſchreibt es der Herr von Haller in Oper. anat. min. T. II. n. XXX. XXXI.]

§. 12.

Ich will es endlich aufs äußerſte nehmen, und einen ganz einfachen Fall ſetzen, der zwar nicht iſt, noch ſeyn kann, der aber doch wohl eben derjenige iſt, welchen man ſich gegenſeitig allein vorſtellet, ohne die oben angeregten Umſtände zu bedenken. Ich ſetze alſo, es ſoll nicht allein alles Nöthige zum thieriſchen Körper an einem Orte beiſammen, ſondern auch nichts überflüſſig ſeyn; die bloße Ordnung ſoll nur fehlen. Nun will ich einem alle blinde Bewegungskräfte in der Welt, Wärme, Gährung,

Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Schütteln, Rütteln, was man will, einräumen, daß man denen das Geſchäffte auftrage, daraus einen ordentlichen Bau eines thieriſchen Körpers zuſammen zu fügen. Ich will einem ſo viel Millionen vergeblicher Verſuche zu Gute halten, als er verlanget. Dennoch, ſage ich, können dieſe blinden Bewegungskräfte die Ordnung eines organiſchen Baues nicht ein einzigmal von ungefähr treffen. Der Beweis ſteckt kurz darinn, weil auch der Zufall ſich allemal nach Regeln richtet, und zwar nach Regeln, welche der Regel der Ordnung ſchnurſtracks widerſprechen.

Ich will es deutlich machen. In dem Mannichfaltigen haben beides, die unordentlichen Verbindungen, und die ordentlichen, eine innere Möglichkeit; wie aus dem Schriftkaſten mit den Buchſtaben der Aeneis zu begreifen iſt. Aber, gleichwie nur eine Linie zwiſchen zweien Puncten gerade, hingegen unzählige krumme ſeyn können: ſo iſt auch die ordentliche und übereinſtimmende Verbindung im Mannichfaltigen nur einzig, hingegen ſind der unordentlichen Verbindungen unzählige. Die unordentlichen ſind ſich alle darinn ähnlich, daß ſie von der Uebereinſtimmung abweichen; die ordentliche hingegen iſt von allen übrigen darinn unterſchieden, daß ſie eine Uebereinſtimmung in allen und jeden Theilen beobachtet. Nun hat beides, Ordnung und Unordnung, Uebereinſtimmung und Abweichung von der Uebereinſtimmung, ſeinen beſondern Grund, ſeine Urſache und Regel. Da aber die Ordnung oder Uebereinſtimmung einzig iſt, und ſich von allen unzählbaren unordentlichen Verbindungen unterſcheidet: ſo muß auch die Regel, wornach ſich die Ordnung richtet, und woraus ſie entſteht, einzig ſeyn, und ſich von allen Regeln, welche den Grund einer Unordnung in ſich halten, unterſcheiden.

Jene

den Grund der Uebereinſtimmung in den mannichfaltigen Theilen des Thieres in ſich faſſet. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräffte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Wärme, Gährung, und wie ſie ſonſt Namen haben; ſo richten ſie ſich alle nach Regeln, welche der Uebereinſtimmung der mannichfaltigen Theile nothwendig ſo lange zuwider laufen müſſen, als ſie dem Zufalle, oder ungefähren Zuſammenlaufe, überlaſſen ſind, und von keinem Verſtande nach einer Abſicht geleitet werden *).

*) [Sehr bündig urtheilt Herr Kant, in ſeiner Abhandlung über den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie: (im Deutſch. Merk. 1788. Febr. S. 109 und 130) „An Entbehrung teleologiſcher Erklärungsgründe, um ſie durch phyſiſche zu erſetzen, iſt bey organiſirten Weſen gar nicht zu gedenken; ſondern wir müſſen hierin lediglich dem Primip der Zwecke folgen — Der Begrif eines organiſirten Weſens iſt dieſer: daß es ein materielles Weſen ſey, welches nur durch die Beziehung alles deſſen, was in ihm enthalten iſt, auf einander, als Zweck und Mittel, möglich iſt, wie auch wirklich jeder Anatomiker als Phyſiolog von dieſem Begriffe ausgeht. Eine Grundkraft, durch die eine Organiſazion gewirkt wird, muß alſo als eine nach Zwecken wirkende Urſache gedacht werden, und zwar ſo, daß dieſe Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Beſtimmungsgrunde nach, durch Erfahrung nur in uns ſelbſt, nämlich an unſerm Verſtande und Willen, deren der letztere, ſo fern er durch den erſtern beſtimmt wird, ein Vermögen iſt, etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen.“]

§. 13.

Es erkennen auch wohl die meiſten heutiges Tages, daß ſie mit dem ungefähren Zuſammenfluſſe einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derſelbe ſo offenbar

ſtaben unter einander in einen Sack werfen, und fleißig umſchütteln, dann blindlings hinein greifen, und bey jedem Griffe den Buchſtaben heraus nehmen, welcher zum erſten unter die Finger kömmt; er mag mit den vorhergehenden können ausgeſprochen werden, oder nicht; er mag mit andern ein übliches und bedeutendes Wort, oder einen leeren Ton geben; er mag ein lateiniſches oder fremdes Wort, zuwege bringen; das Wort mag mit andern einen Verſtand und Zuſammenhang haben, oder ungereimt ſeyn; es mag der Proſodie gemäß oder zuwider ſeyn; es mag mit dem Zwecke überein ſtimmen, oder dem entgegen laufen; Virgil mag es gedacht haben, oder nicht. Da nun dieſe Regel der zufälligen Verbindung den Grund der Unordnung und Nichtübereinſtimmung in ſich hält; und derjenigen, woraus die Uebereinſtimmung entſtehen kann, gänzlich widerſpricht: ſo kann ſie nimmer diejenige ſeyn, welche eine übereinſtimmende Ordnung erzeuget. Und wenn eine ganze Armee viele Jahre mit blinden Griffen in den Schriftſack zubrächte: ſo bin ich daher feſt verſichert, daß alle ſolche Griffe in aller der Zeit fehl ſchlagen müſſen, und keine einzige Reihe derſelben nur den erſten verſtändlichen Satz der virgiliſchen Aeneis ununterbrochen herausbringen wird.

So unmöglich nun, als dieſes iſt: ſo unmöglich iſt es auch, daß durch eine blinde Bewegungskraft in der Natur ein lebendig Thier, auch nur ein Floh, ja nur ein Fuß vom Flohe, hervorgebracht werde. Die kleinſten Thiere haben eben einen ſo vollkommenen Körper, als die großen, und beſtehen aus eben ſo mannichfaltigen Theilen, deren keines umſonſt iſt, ſondern jedes ſich zu jedem, und alle endlich zu einer gewiſſen Art des Lebens ſchicken. Wenn wir dieſe Art des Lebens, dazu ein jedes Thier in ſeinem Geſchlechte beſtimmt iſt, als die Abſicht annehmen: ſo giebt dieſelbe eine Regel, welche

den

den Grund der Uebereinſtimmung in den mannichfaltigen Theilen des Thieres in ſich faſſet. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräffte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Wärme, Gährung, und wie ſie ſonſt Namen haben; ſo richten ſie ſich alle nach Regeln, welche der Uebereinſtimmung der mannichfaltigen Theile nothwendig ſo lange zuwider laufen müſſen, als ſie dem Zufalle, oder ungefähren Zuſammenlaufe, überlaſſen ſind, und von keinem Verſtande nach einer Abſicht geleitet werden *).

*) [Sehr bündig urtheilt Herr Kant, in ſeiner Abhandlung über den Gebrauch teleologiſcher Principien in der Philoſophie: (im Deutſch. Merk. 1788. Febr. S. 109 und 130) „An Entbehrung teleologiſcher Erklärungsgründe, um ſie durch phyſiſche zu erſetzen, iſt bey organiſirten Weſen gar nicht zu gedenken; ſondern wir müſſen hierin lediglich dem Primat der Zwecke folgen — Der Begrif eines organiſirten Weſens iſt dieſer: daß es ein materielles Weſen ſey, welches nur durch die Beziehung alles deſſen, was in ihm enthalten iſt, auf einander, als Zweck und Mittel, möglich iſt, wie auch wirklich jeder Anatomiker als Phyſiolog von dieſem Begriffe ausgeht. Eine Grundkraft, durch die eine Organiſazion gewirkt wird, muß alſo als eine nach Zwecken wirkende Urſache gedacht werden, und zwar ſo, daß dieſe Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Beſtimmungsgrunde nach, durch Erfahrung nur in uns ſelbſt, nämlich an unſerm Verſtande und Willen, deren der letztere, ſo fern er durch den erſtern beſtimmt wird, ein Vermögen iſt, etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen.“]

§. 13.

Es erkennen auch wohl die meiſten heutiges Tages, daß ſie mit dem ungefähren Zuſammenfluſſe einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derſelbe ſo offen-

bar gegen alle Erfahrung und Vernunft ſtreitet. Sie haben aber ſtatt deſſen eine feinere und künſtlichere Erfindung, welche ich noch mit wenigem berühren muß. Sie ſetzen keine rohe Materie, woraus die erſten Thiere durch ein Ungefähr entſtanden wären; ſondern Sameneier aller Thiere, welche von Ewigkeit in der Welt verſtreuet, und in welchen die ganze Bildung der Thiere ſchon enthalten geweſen. Da hätte ſichs einſt fügen müſſen, daß jedes jetzigen Thieres Samenei von ungefähr an ſeine rechte Stelle gerathen wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, und zu dem Wachsthume eines lebendigen Thieres gediehen ſey.

Allein auch dieſe Künſteley will der Sache nicht beſſer helfen. Wer hat ſie befugt, Sameneier, worinn das ganze Thier ſchon im Kleinen gebildet, und ſorgfältig in dem Behältniſſe einer Hülſe zuſammen geleget war, als ewig anzunehmen? Sind wir dadurch von dem Urſprunge der Thiere beſſer unterrichtet, daß wir ſie ins Kleine bringen? Wo ſind denn die Eier her? Oder ſind ſie an und für ſich ſelbſt nothwendig, und ſelbſtändig? oder konnte die Welt ohne dieſe Eier nicht beſtehen? Muß dieſe künſtliche Zuſammenfügung, dieſe Einwickelung im Kleinen, nicht ja ſowohl, als das Entſtehen der Thiere ſelbſt im Großen, eine zureichende Urſache haben? Und hätte man nicht noch mehreren Grund, als bey großen Thieren, zu fragen, woher denn die Urbilder der Thierchen ſo weislich in eine rundliche Figur zuſammen gefaltet ſeyn, die ſich doch hernach in tauſenderley ganz andere Figuren mit hervorragenden Gliedmaaßen entwickeln? wer ſie ſo ſorgfältig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrungsſafte verſehen, und alles in eine zwey- oder mehrfache Hülſe eingepackt habe?

Allein,

herunter zu ſetzen, und den erſten Urſprung der entſtandenen Lebendigen höher zu ſuchen.

Es erhellet denn beſonders aus obigen, daß die Erde fälſchlich unſer aller Mutter genannt werde. Sie iſt nichts, als unſere Säugamme, und die Sonne unſere Pflegerin. Nachdem wir erſt von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde geſetzt ſind; ſo giebt dieſe uns die nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung, und die Sonne die erforderliche Wärme; aber die Erde hat die erſten Menſchen und Thiere nicht durch Beſchwängerung der Sonne empfangen und geboren.

Es erhellet ferner, daß wir, in dieſem erſten Urſprunge der Menſchen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natürlichen Urſachen, abſehen. Denn die einzige natürliche Urſache des Entſtehens der Menſchen und Thiere iſt die Erzeugung von Aeltern; ſonſt iſt keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Vorältern nicht ins Unendliche gehen kann; ſo kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig ſeyn. Wo wir alſo das erſte Paar Menſchen oder Thiere ſetzen, da höret die Natur oder natürliche Kraft auf, eine Urſache der Menſchen und Thiere zu ſeyn, und nimmt ſelbſt von einer höheren Urſache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben daſſelbe, was wir von unſerm Erdboden, und der Natur in dieſem Theile der Welt, geſchloſſen haben, von der ganzen Natur und Welt, das iſt, von allen großen Weltkugeln, gelten müſſe. Denn wenn in den übrigen Planeten um unſere Sonne, oder um andere Fixſterne, gleichfalls lebendige Einwohner ſind, wie zum Theil die Alten ſchon gemuthmaaßet, und alle Vernünftige neuerer Zeit höchſt wahrſcheinlich gehalten haben: ſo wird, nach obigen Gründen, dort eben ſo, wie auf unſerm Erdboden, folgen,

Daß

Es iſt ja wohl einem jeden begreiflich und offenbar genug, daß dieſe gekünſtelte Erfindung dem Vorgeben nicht aufhelfe, ſondern es noch abgeſchmackter darſtelle*).

*) [Durch einſtimmiges Aufeinanderwirken von Naturkräften muß freilich auch das Hervorbringen von organiſchen Geſchöpfen, Pflanzen und Thieren geſchehen ſeyn. Wie dieſes auf der ſich bildenden, anfangs unbewohnbaren Erde habe geſchehen und die Thiere fortkommen können, iſt uns ganz unbegreiflich. Was wir aber auch für Kräfte und Aufeinanderwirken ſetzen, ſo ſind dieſe doch an und für ſich in unzähligen Weſen zerſtreuet, und könnten, wenn ſie auch ſelbſtändig wären, aus eigener Kraft keine Einſtimmung ſchaffen. Keine kennt ja das Ganze und den Bezug auf daſſelbe: keine konnte alſo, auch wenn ſie Verſtand beſäſſe, ihre Stellung und Wirkung darnach einrichten, ſondern es bleibt noch immer übrig, die Grundurſache der ſchicklichen Austheilung und Beziehung der Kräfte bey ſo unzählbaren abgeſonderten Dingen zu ſuchen, und folglich ein allüberſehendes, allwürkendes Weſen, von welchem alle Kräfte abhängen und beſtimmt ſind, als einzig nothwendig vorauszuſetzen.]

§. 14.

Aus allem, was bisher vorgeſtellet iſt, kann ein jeder deutlich ſehen, daß der Urſprung der Menſchen und übrigen Thiere des Erdbodens auf keine Weiſe natürlich erkläret werden könne; und daß alles, was zu ſolchem Ende erdacht iſt, aus grober Unwiſſenheit der Alten gefloſſen ſey, wider alle richtige Erfahrung und Grundſätze der Vernunft laufe, und, zumal in neuerer Zeit, nicht mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit, ſondern bloß aus Leichtſinn, vertheidiget werden könne. Wer ſich ſelbſt auf dieſe Frage, woher Menſchen und Thiere ſind, im Ernſte Genüge thun will, der wird finden, daß er, nach vielen vergeblichen Ausflüchten, dennoch genöthigt ſey, ſeinen Abgott, die Welt, vom oberſten Throne her-

herunter zu ſetzen, und den erſten Urſprung der entſtandenen Lebendigen höher zu ſuchen.

Es erhellet denn beſonders aus obigen, daß die Erde fälſchlich unſer aller Mutter genannt werde. Sie iſt nichts, als unſere Säugamme, und die Sonne unſere Pflegerin. Nachdem wir erſt von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde geſetzt ſind; ſo giebt dieſe uns die nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung, und die Sonne die erforderliche Wärme; aber die Erde hat die erſten Menſchen und Thiere nicht durch Beſchwängerung der Sonne empfangen und geboren.

Es erhellet ferner, daß wir, in dieſem erſten Urſprunge der Menſchen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natürlichen Urſachen, abſehen. Denn die einzige natürliche Urſache des Entſtehens der Menſchen und Thiere iſt die Erzeugung von Aeltern; ſonſt iſt keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Vorältern nicht ins Unendliche gehen kann; ſo kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig ſeyn. Wo wir alſo das erſte Paar Menſchen oder Thiere ſetzen, da höret die Natur oder natürliche Kraft auf, eine Urſache der Menſchen und Thiere zu ſeyn, und nimmt ſelbſt von einer höheren Urſache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben daſſelbe, was wir von unſerm Erdboden, und der Natur in dieſem Theile der Welt, geſchloſſen haben, von der ganzen Natur und Welt, das iſt, von allen großen Weltkugeln, gelten müſſe. Denn wenn in den übrigen Planeten um unſere Sonne, oder um andere Fixſterne, gleichfalls lebendige Einwohner ſind, wie zum Theil die Alten ſchon gemuthmaaßet, und alle Vernünftige neuerer Zeit höchſt wahrſcheinlich gehalten haben: ſo wird, nach obigen Gründen, dort eben ſo, wie auf unſerm Erdboden, folgen,

daß

wir unter dem Namen Welt begreifen, unfehlbar eine Selbſtkraft, ein eigentliches ſelbſtändiges, nothwendiges Weſen anzunehmen, welches nicht Wirkung, nicht abhängig iſt, ſondern von welchem alle dieſe Wirkungen abhängen, und durch welches die Stellung und Geſetze der Kräfte aller dieſer verſchiedenen Weſen zum Beſtande und zur Ordnung übereinſtimmen: man mag nun der Wirkung dieſer Grundurſache in Anſehung unſer einen Anfang geben, oder man mag ſie ſo ewig, unendlich und unbegränzt ſetzen, als die Urſache ſelbſt iſt] *).

*) [Es wird nämlich andernſeits vorgeſtellt — „Wenn eine Kraft da iſt, welche eine Folge von Wirkungen hervor zu bringen ſtrebt: dabey auch zureichend iſt, dieſelben hervorzubringen, und durch keinen Widerſtand aufgehalten werden kann: und wenn dieſe Kraft nothwendig, folglich ewig exiſtiret; ſo muß auch wirklich eine Reihe von Wirkungen hervorgebracht ſeyn, und dieſe Reihe kann ſo wenig, als die wirkende Urſache, einen Anfang haben. Eine ſolche Kraft aber iſt Gott, und die Wirkſamkeit kann von ſeinem Weſen nicht getrennt werden: der ganze Umfang der Wirkungen muß dem ganzen Umfange der Kraft gleich ſeyn: folglich ſind auch ſeine Wirkungen unendlich, ohne Ziel und Gränzen.“ (*Cochius* Examen de la Queſtion: ſi toute Succeſſion doit renfermer un commencement? in den Mem. de l'Acad. de Berlin 1773. p. 325.) Beide Vorſtellungen haben ihre groſſe Schwierigkeit. Wir können uns nämlich durch unſere Wahrnehmung von mittelbaren Wirkungen, die in der Natur vorgehen, gar keinen Begriff von der unmittelbaren Wirkung des Urweſens machen, welche mit keiner von jenen natürlichen, oder deren Bedingungen, zu vergleichen iſt. (Man ſehe hierüber die ſcharfſinnige Abhandlung des Herrn Jacobi: Ueber die Lehre des Spinoza: 1789. 8. VIIte Beilage.) Genug: es muß ein ſelbſtändiges Urweſen da ſeyn, welches folglich nicht zu der Reihe der abhängigen, auch nicht als oberſtes Glied, gehört, welches auch nicht blos neben allen dieſen Dingen exiſtirt und ſie nur geordnet hat; ſondern aus welchem auch das Daſeyn der Subſtanzen ſelbſt dem Weſen nachflieſſet, weil mit dem Daſeyn auch zugleich ihre Kräfte und Verhältniſſe gegeben werden. „In dem ewi-

ewigen nothwendigen Weſen ſelbſt aber kann keine Folge von Exiſtenz, Beſtreben und Wirken ſeyn, nicht Zahl, nicht Zeit, als welches nur Vorſtellungen unſerer Sinnlichkeit und Einſchränkung ſind. Alles iſt eins und auf einmahl vor Gott: alle Veränderungen ſind nur Verhältniſſe der Dinge auſſer ihm. Er beſteht bey den Folgen oder Reihen der Dinge unveränderlich: er ſieht das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, als Folgen ſeiner Wirkſamkeit, und alle Verhältniſſe derſelben, aus eigener innerer Kraft auf einmal, gleichſam a priori. ohne dabey eine Folge von Vorſtellungen, oder eine neue noch nicht gehabte Vorſtellung zu erhalten.“ (Cochius am angef. Orte.) Man ſehe ferner, was von der Schöpfung Anfang unten III. Abh. §. 8. erwogen wird.]

Die dritte Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an ſich leblos, und daher keiner innern Vollkommenheit fähig ſey; folglich auch nicht ſelbſtändig, ewig, nothwendig, ſondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht ſeyn müſſe.

§. 1.

Was bisher von der Welt und deren Natur aus dem erſten Urſprunge der Menſchen und Thiere geſchloſſen iſt, das zeigt auch die Betrachtung der körperlichen Welt und ihrer Natur an und für ſich ſelbſt. Denn wenn wir die Lebendigen von der körperlichen Welt abſondern, wie wir nach dem vorigen thun müſſen; und wenn die übrige Materie und deren Kraft, nach der

Gegner eigenen Meinung, ohne Leben, Empfindung und Verſtand iſt; ſo bleibt nunmehro der lebloſen körperlichen Welt und ihrer Natur keine innere, eigene, weſentliche Vollkommenheit mehr übrig, ſondern bloß eine äußere: und ich ſchließe daraus, daß ihre Wirklichkeit nicht durch ihr eigen Weſen, und nothwendig von Ewigkeit beſtimmt ſey, ſondern daß ſie von einem andern, um eines andern, nämlich um der Lebendigen willen, hervorgebracht ſey.

Wenn man dieſen Schluß nur nach gemeiner klaren Vorſtellung der Begriffe betrachtet; ſo fällt der Zuſammenhang ſchon jedem in die Augen. Denn, da ein jedes Ding ſeine weſentliche Vollkommenheit haben muß; ſo iſt offenbar, daß beſonders dem ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Weſen die allergrößte Vollkommenheit eigenthümlich gebühre. Wenn dieſes keine eigene innere Vollkommenheit hätte, ſo könnte es weder für ſich ſelbſt beſtehen, noch auch den von ihm entſtandenen zufälligen Dingen eine Vollkommenheit mittheilen. Nun erkennet ein jeder, daß ohne Leben, Empfindung und Verſtand ſeyn und handeln, keine innere Vollkommenheit, ſondern vielmehr eine Unvollkommenheit zu nennen ſey. Eine todte, fühlloſe Materie, und blinde Natur, weis von ſich ſelbſt nichts, und kann ihr eigen Daſeyn nicht genieſſen noch empfinden, ſondern es iſt für ſie einerley, ob ſie iſt oder nicht iſt, ob ſie ſo oder anders iſt. Wie kann man ſich denn doch ein ewiges Ding vorſtellen, das ſeiner Wirklichkeit von Ewigkeit her nicht froh geworden, noch in alle Ewigkeit werden wird? Wie kann man es als nothwendig gedenken, da es ſein ſelbſt wegen auch nicht da ſeyn, oder anders geartet ſeyn mögte? Wie kann es ſelbſtändig ſeyn, da in ihm ſelbſt nichts iſt, das ſeine Wirklichkeit erfodert oder beſtimmet? So kann es ja denn auch nicht von ſich ſelbſt

oder

oder um ſein ſelbſt willen da ſeyn; ſondern, wenn es iſt, ſo muß es von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn.

Allein, ich will dieſen Zuſammenhang auch deutlich machen, wenn ich zuvor die beiden Sätze werde erörtert haben, welche ich voraus ſetze: nämlich, daß ich berechtigt ſey, die körperliche Welt, ohne die lebendigen Thiere, an und für ſich zu betrachten; und daß ich dieſe körperliche Welt nicht ohne Grund als leblos annehme.

§. 2.

Daß man die körperliche Welt, an und für ſich, ohne die lebendigen Thiere, zu betrachten befugt ſey, und auch ſo betrachten müſſe, folgt nothwendig aus dem vorigen Beweiſe. Denn, ob zwar die Lebendigen in der Welt ſind, ſo ſind ſie doch nicht allezeit darinn geweſen, noch urſprünglich von der Welt und deren natürlichen Kräften hervorgebracht, oder entſtanden. Folglich ſchließt das Weſen der körperlichen Welt und die Natur, an und für ſich, ohne Abſicht betrachtet, die Lebendigen nicht in ſich. Die Materie der Weltkörper, ihre Bildung, Eintheilung, Stand, Kraft, Regeln, Bewegung, Veränderung, könnte alles für ſich ſeyn und fortdauren, ohne, daß Thiere darauf wären, oder angenommen würden. Warum könnte nicht die Erde, nebſt dem Saturnus, Jupiter, Mars, Venus, Merkurius, ohne alle lebendige Einwohner, da ſeyn, und ſich eben ſo gut um die Sonne herum ſchwingen; Sommer und Winter, Tag und Nacht, Regen und Dürre, Blumen und Früchte haben, wie jetzt, da ſie mit Lebendigen beſetzt ſind? Wir tragen ja alle nichts zu ſolchen großen Veränderungen bey. Die Planeten erhalten durch unſer Leben keine mehrere Bewegungskraft, und

verlieren auch mit demſelben nichts von ihrer Schwere: gleichwie hergegen auch die Kräfte und Veränderungen der körperlichen Welt unſer Leben nicht nothwendig in ſich faſſen. Wir ſind ſo wenig ein weſentlich Stück oder Theil der körperlichen Welt, als der Einwohner von einem Hauſe iſt, ob wir uns gleich in dem einen ſowohl, als in der andern, befinden. Was hinderts alſo, daß man nicht die Welt ſo gut, als etwa ein Haus, ohne ihre Einwohner, betrachtet? Oder verlangt man ein Beiſpiel, das noch mehrere Aehnlichkeit hat: ſo mag man meinethalben den Erdboden mit einem Käſe und die lebendigen Einwohner mit den Maden vergleichen. Sollte man nicht befugt ſeyn, den Käſe an und für ſich ohne Maden zu betrachten, ja ſolches zu thun gemüßigt ſeyn, wenn man die Natur und Beſchaffenheit des Käſes nach der Wahrheit kennen will? Warum nicht auch die Erde, und die übrigen Weltkörper, die uns eben ſo wenig, als der Käſe die Maden, erzeugt haben, ob wir uns gleich darauf nähren?

§. 3.

Daß ich aber, zweitens, die großen Weltkörper, und die ganze übrige Natur, an und für ſich, als leblos, unempfindlich, und ohne Verſtand annehme; ſolches geſchieht nach den eigenen Lehrſätzen, derer, mit welchen ich hier ſpreche. Daher braucht es in ſo ferne keines Beweiſes.

Zwar habe ich oben ſchon geſagt, daß viele der Alten in der körperlichen Welt, ſtatt Gottes, einen Verſtand oder vernünftige Seele angenommen haben, welche mit der Welt, als ihrem Körper, weſentlich verbunden wäre, und ihre Kraft durch die ganze Natur erſtreckte, und alſo die Welt belebte, und mit Einſicht ordnete. Ich

habe auch ſchon angezeigt, daß unſere neueren Pantheiſten alle Veränderungen in der Welt, nach ſolcher Meinung, weit erträglicher und vernünftiger erklären würden. Ich füge nur noch hinzu, daß ſie es, nach ihren eigenen Grundſätzen, ungehindert thun könnten. Denn, ob ſie wohl nichts, als lauter Materie, in der Welt leiden wollen; ſo behaupten ſie doch dabey, daß auch die Materie, zumal in einem organiſchen Körper, leben, empfinden und denken könne, weil die Menſchen ſich nämlich deſſen in ihrem Körper bewußt ſind. Es ſtritte alſo mit ihren eigenen Lehrſätzen nicht, daß auch eine durchdringende Kraft den ganzen Körper der Welt belebte und mit Verſtand regierte. Allein, es ſcheint, daß ſie ohne alle Urſache, und wider allen Augenſchein, durchaus allen Verſtand, alle Abſicht und Weisheit, es ſey in oder außer der Welt, wollen verbannt wiſſen, und eine unvernünftige Freude darinn ſuchen, alles lieber fühlloſen, dummen Kräften einer todten Materie, und mithin ſich ſelbſt einem blinden Schickſale, oder ungefähren Zufalle, zu übergeben.

Was aber die Frage ſelbſt betrifft: ob, außer den lebendigen Thieren, alle übrige Materie der Weltkörper leb- und fühllos ſey: ſo weis ich wohl, daß einige, ohne alle böſe Abſicht, Gott mit der Welt zu vermengen, außer Gott eine allgemeine Weltſeele angenommen, oder ſich auch die großen Weltkörper, als eben ſo viel beſeelte, und vielleicht verſtändige Thiere vorgeſtellet haben, darauf wir kleine Thiere, wie die Läuſe auf eines Menſchen Kopfe, herum wanderten. Allein ich ſehe dazu nicht den geringſten Grund oder Wahrſcheinlichkeit. Die Weltſeele, welche, neben dem höchſten Weſen, als eine natürliche Urſache der Begebenheiten in der Welt angenommen wird, erklärt doch nichts: und iſt, ſo wie andere dergleichen Erfindungen, (von einem Archæo, Na-

tura plaſtica, Principio hylarchico, Ideis formatricibus &c.) eine verborgene Beſchaffenheit (qualitas occulta), das iſt, ein leerer Ton, und eine bloße Zuflucht der Unwiſſenheit. Von den großen Weltkörpern aber iſt offenbar, daß ſie nichts mit denen, die wir Thiere nennen, gemein haben, da ſie nicht geboren werden, noch ihr Geſchlecht vermehren; nicht Nahrung genießen, noch wachſen; nicht Werkzeuge der Sinne, noch Glieder zur Handlung beſitzen. Aber das iſt der Meinung hauptſächlich zuwider, daß hier keine willkührliche Bewegung erſcheint, welche man von einem beſeelten Körper erwarten müßte, ſondern beſtändig alles, ſeit vielen tauſend Jahren, nach einerley Regeln, Richtung, Zeitmaaße, Ordnung und Laufe, ohne alle Abwechſelung und Veränderung, wie in einer lebloſen Maſchine, oder vielmehr, wie in einem Perpetuo Mobili, bewegt wird. Ich will nicht einmal ſagen, daß wir Menſchen tief genug in die Erde graben, um derſelben in ihrer Haut oder Schale eine Empfindung zu erwecken, wenn ſie eine hätte; und daß noch tiefer, als wir Menſchen dringen können, unterirdiſche Feuer in ihrem Eingeweide wühlen, welche oft ausbrechen, und zuweilen ganze Inſeln und Felſen aus dem tiefſten Boden der See heraustreiben. Es äußert ſich aber bey allem dem nicht das geringſte Zeichen eines Schmerzes, oder einer willkührlichen Bewegung.

Andere haben lieber den kleinern Theilen der Materie, inſonderheit allen und jeden Pflanzen, oder wohl gar allen kleinſten Urſtoffen, ein beſonderes Leben zuſchreiben wollen. Und anfangs mögte einem dieſer Einfall groß und edel dünken, weil dadurch das Leben vervielfältigt wird und die ganze Natur belebt, und deſto vollkommener zu werden ſcheint. Allein, wie wir uns in unſerm eigenen Körper nur eines einzigen Weſens bewußt

ſind,

ſind, welchem Leben, Empfindung, Denken und Wollen eigentlich und allein zukömmt; alle übrige Theile unſers Körpers aber, für ſich, keine innere und beſondere Empfindung haben, weswegen man ihnen ein Leben zuſchreiben könnte; ſo läßt ſich ſolches noch vielweniger von Pflanzen und andern Körpern oder Urſtoffen ſagen. Die Erfahrung entdeckt uns nicht die geringſte Spur davon; ſondern was auch für Veränderungen in ſolcher Materie, ſelbſt mit dem Feuer, erweckt werden, ſo zeigt ſie ſich dabey fühllos und gleichgültig. Wollte aber jemand eine jede rege Kraft der Materie und der Körper, wenn ſie gleich unempfindlich iſt, ein Leben heißen: ſo würden wir nur von der Bedeutung des Wortes, nicht aber von der Sache, verſchiedene Meinungen haben. Das eigentliche Leben erfordert wenigſtens eine Empfindung. Wenn aber die Materie gleich unempfindlich und leblos iſt, ſo iſt ſie dennoch nicht umſonſt noch ohne Nutzen; und demnach iſt die Vollkommenheit, welche man ſich in dem Leben der ganzen Natur und aller ihrer kleinſten Theile vorſtellet, eben ſowohl eine ungegründete Einbildung, als wenn man die vollkommenſte Welt von lauterem Golde und von Edelgeſteinen haben wollte.

§. 4.

Man hat alſo nicht die geringſte Urſache, die große körperliche Welt, an und für ſich ſelbſt, ohne die Thiere betrachtet, für was anders, als eine lebloſe Materie, anzuſehen, die bloß gewiſſe Bewegungskräfte hat, welche in dieſer Eintheilung und Zuſammenfügung, nach ihren weſentlichen Regeln, alle in der körperlichen Welt erſcheinende Veränderungen hervorbringen. Wer ſieht aber nicht, daß hierinn alles, und auch nichts weiter liege, als was man in einer jeden Maſchine wahrnimmt? Man darf nur eine Uhr zum Beiſpiele nehmen. Denn

die besteht auch aus einer leblosen Materie, welche in gewisse Theile unterschieden ist, die eine Verknüpfung mit einander haben. Die bewegende Kraft (als die Schwere des Bleiloths) bringt darinn nach den Bewegungsregeln, der Verknüpfung gemäß, alle Veränderungen (der Räder, des Zeigers, der Glocken) hervor. Die körperliche Welt ist also nichts anders, als eine große Maschine. Die großen Weltkörper, Sonnen und Planeten, sind die Theile und Räder dieser Maschine. Die Stellung der Planeten, gegen ihre Sonnen, giebt die Art der Zusammenfügung. Die Veränderung in diesen zusammengefügten Theilen geschieht durch gewisse Bewegungskräfte, nach gewissen Gesetzen der Bewegung. Es geht also alles, was in der körperlichen Welt geschieht, mechanisch zu, es kann und muß aus den Bewegungskräften, und ihren Regeln, nach Beschaffenheit der Zusammenfügung in den Theilen, verständlich erklärt werden.

Von dieser großen Maschine der körperlichen leblosen Welt sage ich nun, daß sie an sich, wegen ihrer Lebloſigkeit, 1) überhaupt keiner innern, sondern bloß einer äussern Vollkommenheit fähig sey; folglich 2) daß sie vielweniger selbständig, nothwendig und ewig seyn könne: sondern 3) von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse.

Man schreibt einem Dinge überhaupt eine **Vollkommenheit** zu, soferne alles, was an demselben ist, in Einem übereinstimmet. Daher hält der Begriff dreierley in sich: 1) etwas Mannichfaltiges; 2) Eins; 3) die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen mit dem Einen. Diese Uebereinstimmung besteht aber darinn, daß jedes von dem Vielen seinen zureichenden Grund in dem Einen hat, warum es da ist, und warum es von der

der Beſchaffenheit iſt. Folglich wird in aller Vollkommenheit Eins geſetzt, welches die Beſtimmung des Daſeyns und der Beſchaffenheit von dem Vielen enthält, und worauf ſich das Viele bezieht.

Man kann ſich aber **dreierley Art von Vollkommenheit** gedenken: eine Metaphyſiſche, eine Phyſiſche, und eine Moraliſche. Nach dem **metaphyſiſchen** Begriffe iſt ein jedes Ding, was ſich nur gedenken läßt und eine innere Möglichkeit hat, vollkommen. Denn da iſt das Weſen, oder die erſte innere Möglichkeit, dasjenige Eins, welches den zureichenden Grund der Möglichkeit alles Uebrigen enthält, und wodurch alles Uebrige beſtimmt wird, daß es da ſeyn und nichts anders ſeyn kann. Die Eigenſchaften des Dinges, und die Möglichkeit der zufälligen Abänderungen, ſind alſo das Viele oder Mannichfaltige, welches mit dem einen Weſen übereinſtimmen muß, wofern das geſetzte Ding ein wahres Ding ſeyn, und nicht durch den innern Widerſpruch ein Unding oder Nichts werden ſoll. So nimmt der Mathematicus in den Figuren, z. B. eines Dreyecks, einen erſten Begriff von drey ſich ſchließenden Linien an, und beſtimmt dadurch alle nothwendige Eigenſchaften und zufällige mögliche Arten des Dreiecks. Aber von ſolcher metaphyſiſchen Vollkommenheit iſt hier nicht die Rede, in Abſicht auf die körperliche Welt, welche in dem metaphyſiſchen Verſtande vollkommen ſeyn könnte, wenn ſie gleich keine phyſiſche oder moraliſche Vollkommenheit enthielte, genug, wenn ſie möglich wäre.

Man ſieht auch gar leicht, daß hier die Rede nicht von einer **moraliſchen Vollkommenheit** ſey. Denn in einem körperlichen lebloſen Dinge, oder in einer Maſchine an ſich betrachtet, kann man keine moraliſche Vollkommenheit, oder eine Uebereinſtimmung freier Handlun-

gen mit deren äußerstem Zwecke ſuchen. Unterdeſſen kann die lebloſe körperliche Maſchine wohl eine moraliſche Vollkommenheit des Werkmeiſters ausdrücken, wenn ſie in allen Stücken, ſo viel möglich, zu einem weiſen und gütigen Zwecke gerichtet iſt. Aber dieſe Vollkommenheit haftet doch nicht in der Maſchine ſelbſt an ſich betrachtet, ſondern in dem Werkmeiſter. Bey denkenden und freyen Weſen aber, als wir Menſchen ſind, hat eine Uebereinſtimmung aller willkührlichen Handlungen mit einem äußerſten Zwecke, welchen uns die Natur ſelbſt zum Ziele ſetzt, Statt: und die Seele wird alsdenn innerlich in ihrem Denken, in den Neigungen und Fertigkeiten, verſtändiger, klüger, weiſer, liebreicher, tugendhafter, zufriedener.

Die Frage iſt alſo bey einer an ſich lebloſen Welt bloß von der **phyſiſchen Vollkommenheit**. Durch phyſiſche Vollkommenheit verſteht man die Uebereinſtimmung des wirklichen Daſeyns gewiſſer Naturkräfte und natürlicher Beſchaffenheiten mit einem äußerſten oder letzten Ziele. Der Begriff ſetzt alſo das Mannichfaltige 1) in den wirklichen und wirkſamen Naturkräften. Dergleichen können bey den Körpern mancherley Bewegungskräfte, nach mancherley Regeln der Bewegung, und bey den Seelen mancherley Vorſtellungskräfte und Neigungen ſeyn. 2) In den wirklichen natürlichen Beſchaffenheiten. Dergleichen ſind etwa bey Körpern die innere Miſchung der Beſtandtheile, die Textur der Fibern, die Structur oder Zuſammenſetzung des ganzen Körpers aus gewiſſen Hauptheilen; dahin denn auch die Ordnung, Proportion, Figur und Größe gehören. Bey den Seelen ſind die verſchiedenen Beſchaffenheiten ihrer ſinnlichen und bewegenden Werkzeuge in Betrachtung zu nehmen, welche ihren eigenthümlichen Kräften der Vorſtellung und Neigung dienen. Es können auch äußerliche

liche Beschaffenheiten in Betrachtung kommen, wenn die Naturkräfte ohne dieselben nicht zu ihrer Wirksamkeit gelangen können. Dergleichen sind z. B. in den Thieren das Element, die Luft, die Nahrungsmittel, und bey manchen, als bey Bienen, auch die Gesellschaft unter einer Mutterbiene. Alle diese innere und äußere Beschaffenheiten heißen darum natürliche Beschaffenheiten, weil sie mit der Natur oder den Kräften in einer solchen Verbindung stehen, daß die Naturkräfte nicht allein durch ihre innere Regeln, sondern auch durch gewisse Beschaffenheiten der Dinge, die Schranken ihrer Wirksamkeit bekommen.

Wenn man sich nun in diesem Mannichfaltigen eine physische Vollkommenheit, oder eine Uebereinstimmung mit einem gewissen Etwas gedenken will, so setzt man 1) aus mancherley möglichen Kräften und Beschaffenheiten gewisse bestimmte als wirklich. Denn man redet ja nicht von einer idealischen abstrakten Vollkommenheit, sondern von der physischen, die in wirklichen und wirksamen Kräften besteht, und nichts kann eher wirksam seyn, als es wirklich da ist, und auf eine gewisse Weise bestimmt ist. Hiernächst sieht man 2) auf ein gewisses letztes Ziel der Kräfte, welches den Grund der Bestimmung und der Uebereinstimmung aller Naturkräfte und natürlichen Beschaffenheiten in sich hält. Denn alle wirkliche Kräfte bestehen in einem Vermögen und stetem Bemühen, etwas gewisses nach ihren Regeln und Beschaffenheiten zur Wirklichkeit zu bringen: und alles Bemühen hat ein gewisses Ziel der Wirksamkeit, ohne welches gar keine Kräfte, noch deren Uebereinstimmung mit Etwas, d. i. gar keine physische Vollkommenheit, zu gedenken ist. Denn es wäre ein Widerspruch: ein Bemühen zur Wirklichmachung von Etwas gewissem setzen, und doch nichts setzen, wohin das Bemühen zielte. Dieß Ziel

muß

muß also bestimmend seyn, daß wir daraus die physische Vollkommenheit verständlich erklären, und zureichenden Grund geben können, warum sowohl das ganze Daseyn, als diese gewissen Naturkräfte mit ihren gewissen Regeln der Wirksamkeit, und gewissen natürlichen Beschaffenheiten, sonst aber keine, mit dem Ziele übereinstimmen.

Ich nenne es mit einem allgemeinen Worte ein Ziel der Bemühungen: weil das sich nicht allein von den Kräften der Lebendigen, die mit einer Empfindung, Bewußtseyn und Absicht verknüpft sind, sondern auch von blinden Kräften, die ohne Empfindung, Bewußtseyn und Absicht handeln, sagen läßt. Denn der Magen und die Gedärme bemühen sich, ohne unser Wissen und Denken, Speisen und Getränke zu verdauen. Das Herz mit seinen Arterien bemühet sich, das Geblüt in einen Kreislauf zu bringen, ohne daß wir uns bey Tage oder bey Nacht darum bekümmern: und beide Theile verrichten das Ihrige in gesunden Körpern, ohne in sich selbst ein Gefühl von ihrer Verrichtung zu haben. Dennoch eignet man ihnen billig eine physische Vollkommenheit zu, so ferne sie ihr Ziel erreichen. Die großen Weltkörper sind im steten aber blinden und bloß mechanischen Bemühen, sich um ihre Axe und um die Sonne zu drehen, und dadurch den Wechsel von Tag und Nacht und von den Jahrszeiten zu Wege zu bringen: und die Uebereinstimmung mit diesem Ziele erkläret die physische Vollkommenheit des Weltsystems. Ich setze aber auch billig ein äußerstes oder letztes Ziel zum allgemeinen Mittelpunkte der physischen Vollkommenheit des Ganzen. Denn aus mittlern Zielen der natürlichen Bemühungen, läßt sich wohl die Uebereinstimmung einiger Theile oder einiger Kräfte und Beschaffenheiten, nicht aber aller Theile, Kräfte und Beschaffenheiten, erklären. Der Bau des Magens und der Gedärme, m

ihr

ihrer Verdauungskraft, könnten mit ihrem beſondern Ziele der Verdauung übereinſtimmen, und, der ganze Menſch könnte doch in andern Theilen, Kräften und Beſchaffenheiten eine Unvollkommenheit an ſich haben, die ihm Geſundheit und Leben raubte, wenn z. B. das Herz mit einem Polypo, das Auge mit einem ſchwarzen Staare behaftet wäre.

Nun wird denn auch begreiflich ſeyn, was zwiſchen der innern und äußern phyſiſchen Vollkommenheit für ein Unterſchied ſey. Wenn nämlich das äußerſte oder letzte Ziel aller natürlichen Wirkſamkeit und Beſchaffenheit, woraus die phyſiſche Vollkommenheit des ganzen Dinges erklärt werden kann, in dem Dinge ſelbſt iſt; ſo nenne ich es eine innere Vollkommenheit der Natur. Iſt dieß Ziel aber, womit alle natürliche Kräfte und Beſchaffenheiten eines Dinges übereinſtimmen, nicht in dem Dinge ſelbſt, ſondern in Etwas außer dem Dinge zu ſetzen; ſo nenne ich es eine äußere oder relative Vollkommenheit. Die Beiſpiele der innern phyſiſchen Vollkommenheit ſehen wir an uns ſelbſt und an allen Thieren. Denn in denen ſtimmen alle Naturkräfte und natürliche Beſchaffenheiten mit jedes eigener Art des Lebens und der Glückſeligkeit überein: ſie haben das äußerſte oder letzte Ziel aller natürlichen Bemühungen, wodurch die Uebereinſtimmung ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheiten, und alſo ihre phyſiſche Vollkommenheit verſtändlich erklärt werden kann, in ſich ſelbſt; ſie ſind ſich ſelbſt vollkommen, und haben einen Genuß ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit. Was hingegen eine äußere und relative Vollkommenheit ſey, das läßt ſich fürs erſte durch die Beiſpiele unſerer Werkzeuge, Maſchinen und aller Werke der Kunſt erläutern. Denn alle dieſe Dinge ſind zwar einer Vollkommenheit fähig; aber bloß einer äußern und relativen. Das letzte Ziel,

womit

womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmt, und weswegen man sie vollkommen nennet, ist nicht in ihnen selbst, sondern in dem Nutzen und Vergnügen der Menschen. Das gilt von einem Zirkel, Quadranten, Mikroskop und Tubo, von einer Uhr, Mühle, Orgel, von einem Hause, Spiegel, Bilde, und was man sich sonst zum Beispiele vorstellen will. Alle ihre Vollkommenheit bezieht sich auf den menschlichen Gebrauch, zur Verbesserung ihres Erkenntnisses, zur Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzung des menschlichen Lebens. Ich bitte aber zu merken: die Vollkommenheit aller dieser Werkzeuge und Maschinen wird hier nicht darum äußerlich genannt, weil die Ursache ihrer Vollkommenheit, der Werkmeister, außer ihnen ist; sondern weil das letzte Ziel, womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmt, außer ihnen ist. Und so ferne sie denn nicht als Werke der menschlichen Kunst, sondern nach der Uebereinstimmung mit einem letzten Ziele, betrachtet werden; so läßt sich eben dasselbe von den Körpern oder Werken der Natur sagen, daß sie bloß eine äußere Vollkommenheit haben, wenn das letzte Ziel der Uebereinstimmung ihrer wirklichen Kräfte und Beschaffenheiten nicht in ihnen selbst, sondern außer ihnen, ist, oder seyn kann.

§. 5.

Lasset uns denn die körperliche leblose Welt, an und für sich selbst, nach ihrem innern Wesen, nach ihren Naturkräften und natürlichen Beschaffenheiten, ohne Beziehung auf die Lebendigen ansehen: ob sodann darinn eine innere Vollkommenheit möglich sey. Es erhellt sogleich aus dem gesetzten Begriffe: Ein bloß körperlich lebloses Ding kann, wenn es wirklich ist, sein eigen Daseyn, seine natürlichen Bemühungen und natürlichen

Be-

Beſchaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von ſich ſelbſt beilegen wollten; ſo würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuſchreiben, und folglich wieder aufheben, was zuerſt geſetzt war, daß es leblos ſey. Nun muß es einem Dinge, das gar keine Empfindung von ſeinem eigenen Daſeyn, und von ſeiner eigenen Natur und natürlichen Beſchaffenheit hat oder haben kann, vermöge ſeines leb- und fühlloſen Weſens und ſeiner Natur ſchlechterdings einerley ſeyn, ob es wirklich iſt oder nicht iſt, ob es von geſtern oder von Ewigkeit geweſen, ob es morgen aufhören wird, zu ſeyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es wirkſam oder unwirkſam iſt, ob es dieſe oder jene Bewegungskraft hat, ob es ſich oſt- oder weſtwärts, in geraden oder krummen Linien, geſchwind oder langſam bewegt. Es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es dieſe oder jene Figur an ſich trägt, ob ſeine Theile in einer Ordnung ſtehen, oder alles unordentlich iſt, ob ſie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungeſtalt und monſtrös ſind: es iſt ihm endlich ganz einerley, ob aus ſeinen Kräften und Beſchaffenheiten einſtimmige oder wider einander ſtreitende Wirkungen erfolgen. Daraus folgt denn offenbar, daß in eines lebloſen Dinges eigenem Weſen, Natur und natürlichen Beſchaffenheit, an und für ſich ſelbſt, nichts Beſtimmendes iſt, noch ſeyn kann, welches den Grund in ſich hielte, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt, warum es vielmehr dieſe als jene Kräfte und Beſchaffenheiten hat, warum ſich ſeine Wirkſamkeit nach dieſen oder jenen Regeln richtet, dieſe oder jene Veränderungen hervorbringt. Wo aber in einem Dinge an ſich nichts Beſtimmendes iſt, da kann auch das letzte Ziel ſeiner Uebereinſtimmung nicht in ihm ſelbſt ſeyn, da hat keine

innere physische Vollkommenheit Statt. Die körperliche leblose Welt ist also an sich selbst, vermöge ihres eigenen Wesens, Natur und Beschaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen innern und physischen Vollkommenheit fähig.

Um dieses völlig aus einander zu setzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die sinnliche Vorstellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerkt in den leblosen Dingen gewisse Beschaffenheiten, die auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Lust erwecken; nämlich weil der Eindruck, nach dem Urtheile unserer Empfindung, mit dem Tone unserer Nerven übereinstimmt. Nun sind wir gewohnt, durch unsere Vorstellung alles, was in uns geschieht, außer uns zu setzen. Daher legen wir den Dingen außer uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unsere Empfindung ist. Wir sagen, die Luft ist warm, der Zucker schmeckt süß, die Blume riecht balsamisch, die Violine klingt lieblich, die Farbe sieht schön aus: da doch die Empfindungen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs und Gesichts in uns allein sind, und den leblosen Dingen außer uns nichts weiter beigelegt werden kann, als daß sie diese Veränderungen in uns durch ihre bewegenden Kräfte und Beschaffenheiten verursachen. Wir setzen also die süße Uebereinstimmung mit unsern Sinnen, und die Vollkommenheit, welch in uns durch den Eindruck sinnlicher Dinge entsteht, d Lust, welche von uns empfunden wird, in die äußer Dinge selbst hinein, und legen ihnen etwas bey, d ihnen nicht zukömmt, noch zukommen kann: so wir die Speisen gesund heißen, welche uns ge erhalten. So sind auch gewisse Dinge, welche ei ständiges Auge oder Ohr rühren: eine sanfte Mis von Farben und Figuren, eine Aehnlichkeit in ve

denen Dingen, die zugleich sind oder auf einander folgen, welche wir Ordnung, Proportion und Harmonie nennen. Das sind alles Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der innern Empfindung gefallen: theils weil sie die geistige Vollkommenheit des Werkmeisters, des Malers, des Bildhauers, des Baumeisters, des Componisten und Musici, oder, so man will, des Werkmeisters der Natur ausdrücken; theils, weil sie auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung dieser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung seiner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und uns folglich, der Seele nach, vollkommener machen. Solche innere Empfindung der geistigen Vollkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge mitgetheilt wird, bessert dann unsern Geschmack der Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn wir diese geistige Vollkommenheit, durch unsere Vorstellung, den körperlichen leblosen Dingen an sich zueigneten. Das wäre noch eine größere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit oder Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinstimmung mit unsern Nerven nicht in den Dingen selbst ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven machen: so ist noch vielweniger die Uebereinstimmung mit unserer innern geistigen Empfindung der Seelen in den leblosen körperlichen Dingen an sich zu suchen. Die Verschiedenheit und Mischung von Farben und Figuren, die Abwechselung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, ist freilich in den Dingen selbst. Wer wird das läugnen? Aber dasjenige, womit diese Beschaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in den leblosen körperlichen Dingen selbst, sondern in unserer geistigen Empfindung; es ist also für sie keine innere, sondern eine

äußere Vollkommenheit. Für die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung, Ordnung, Proportion und Wechsel von Tönen einerley: alles bezieht sich auf ein verständiges Auge und Ohr, und auf den Verstand des Werkmeisters, der es für Lebendige eingerichtet hat. Auch sind alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtung ihrer äußern Vollkommenheit noch relativ. Der Koth ist für die Schweine eine wohlriechende und wohlschmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und so verhält es sich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verschiedener Thiere. Das Krummholz ist für den Schiffbau vollkommner, als der geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referirt, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beilegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn, wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung, nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus machten; so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. So bald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzt; so wird dadurch

dadurch bestimmt, wie ihre Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheuslichen Figuren und Proportionen sind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben gerecht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element und ihre Lebensart; so ist derselbe Körper mit allen seinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maschinen, die an sich ganz und gar leblos sind, eine innere, absolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet also Fixsterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollkommenheit besteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Lebendigen aufhebe; so bleibt in den großen und kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und Werkzeugen der Menschen selbst nichts übrig, womit alles übereinstimmte. Sonne und Fixsterne sind zwar die Quellen des Lichts und der Wärme; aber sie sind sich selbst nicht hell oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen selbst ist aller Zustand einerley. Die Pflanzen, die Blumen zeigen uns eine geschickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem sie derselben, so wenig als ihres schönen Geruchs, Geschmacks und anderen Nutzens, selbst genießen. So spielet auch der

Vaukanſſonſche Mann nicht ſeinen eigenen Ohren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläſer machen ihrem eigenen Geſichte nichts ſichtbar; die beſten Uhren ſchlagen und weiſen ſich ſelbſt die Zeit nicht: ſie ſind alle nur für Menſchenohren, Augen, und Verſtand vollkommen, und mit dieſem äußeren Ziele ſtimmt alles in denſelben überein; in ihnen ſelbſt iſt nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

Dieſen Mangel der inneren Vollkommenheit ſchließt die Lebloſigkeit einer jeden Materie und Maſchine nothwendig in ſich. Denn das Lebloſe genießt ſeiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weiſe, weder durch Empfindung, Vorſtellung, Bewußtſeyn, noch durch Luſt und Glückſeligkeit. Für das lebloſe Ding alſo ſelbſt iſt ſeine Wirklichkeit eben ſo gut, als ob ſie nicht wäre: es iſt in ſeiner eigenen Natur und in ſeinem Weſen nichts, wodurch ſeine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtſeyn, geſetzt würde; auch nichts, wornach vielmehr dieſe Art der Wirklichkeit, als eine andere, beſtimmt werden mögte. Daraus iſt denn auch offenbar, daß in einem lebloſen Dinge ſelbſt nichts zu gedenken ſey, womit alles, was in ihm iſt, übereinſtimmen könnte, das iſt, daß es keiner innern Vollkommenheit fähig ſey. Es würde für ſich nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte, zu ſeyn, oder wenn es lauter übel zuſammenſtimmende Beſchaffenheiten hätte.

Die ganze körperliche Welt iſt, als leblos, für ſich ſelbſt, nichts vollkommener, als ein Sandkorn, oder als ein wüſtes Chaos. Sie hat zwar allerdings eine überaus große Vollkommenheit; aber der Punkt ihrer Uebereinſtimmung iſt nicht in der lebloſen Materie ſelbſt, und findet auch da nicht Statt. Wir können das nicht beſſer erkennen, als wenn wir ihr die Lebendigen

digen insgesammt wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Einrichtung lassen: so muß sich zeigen, was sie für Vollkommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bleiben, wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond, die Sterne gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es wechseln Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Wind und Stille mit einander ab; alles Gras, Kraut, Blumen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, als jetzt. Aber in der ungeheuren Maschine ist kein Auge, welches das sieht, betrachtet, forschet; kein Mund, der die Früchte genießt oder braucht; kein Vogel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen werden kann. Vom Elephanten bis zum Mäuslein, vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem Drachen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten Sternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheuslichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schafft sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder nicht; ob sie in große Kugeln vertheilt, oder ob alles ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte stralte, oder in ewiger Finsterniß vergraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und still an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geschleudert würden, und alles durch einander wühlte und tobte; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne sie leblos ist, womit entweder das eine übereinstimmte, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlt, weis und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey, oder noch ferner geschehen werde.

§. 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr, als die andere, bestimmte; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen innern Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie

auch das erſte ſelbſtändige Weſen nicht ſeyn; ſondern es folgt im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenſchaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem erſten, ſelbſtändigen Weſen, zu ſuchen ſey. Die Welt iſt alſo von einem ſelbſtändigen Weſen, als einer wirkenden Urſache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geſchaffen, oder hervorgebracht worden.

Dieſe Schöpfung, oder dieſen Anfang der Welt, beſtätigt auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beſtändigen Folge von mancherley Zuſtande und Begebenheit beſteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmacht; ſo iſt folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, iſt mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins iſt dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar iſt, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folgt: ſo werden ja den Begebenheiten in der Welt, die ſchon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugeſetzt. Nun iſt dasjenige, dem ſich noch immer was hinzuſetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer unendlich werden, ſondern iſt und bleibt immer endlich. Demnach ſind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derſelben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn ſie gleich ins Unendliche fortwähren, ſondern ſind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander beſteht: ſo wird klar ſeyn, daß ſie endlich ſeyn oder

womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übere
stimmt, und weswegen man sie vollkommen nennet,
nicht in ihnen selbst, sondern in dem Nutzen und V
gnügen der Menschen. Das gilt von einem Zirk
Quadranten, Mikroskop und Tubo, von einer U
Mühle, Orgel, von einem Hause, Spiegel, Bil
und was man sich sonst zum Beispiele vorstellen w
Alle ihre Vollkommenheit bezieht sich auf den mensch
chen Gebrauch, zur Verbesserung ihres Erkenntniss
zur Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzu
des menschlichen Lebens. Ich bitte aber zu merken:
Vollkommenheit aller dieser Werkzeuge und Maschin
wird hier nicht darum äußerlich genannt, weil
Ursache ihrer Vollkommenheit, der Werkmeister, auß
ihnen ist; sondern weil das letzte Ziel, womit alle i
Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmt, auß
ihnen ist. Und so ferne sie denn nicht als Werke
menschlichen Kunst, sondern nach der Uebereinstimmu
mit einem letzten Ziele, betrachtet werden; so läßt
eben dasselbe von den Körpern oder Werken der Na
sagen, daß sie bloß eine äußere Vollkommenheit ha
wenn das letzte Ziel der Uebereinstimmung ihrer
lichen Kräfte und Beschaffenheiten nicht in ihnen
sondern außer ihnen, ist, oder seyn kann.

§. 5.

Lasset uns denn die körperliche leblose Welt,
für sich selbst, nach ihrem innern Wesen, na
Naturkräften und natürlichen Beschaffenheiten
Beziehung auf die Lebendigen ansehen: ob sodar
eine innere Vollkommenheit möglich sey. Es
gleich aus dem gesetzten Begriffe: Ein blo
lebloses Ding kann, wenn es wirklich ist
Daseyn, seine natürlichen Bemühungen u

Beſchaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von ſich ſelbſt beilegen wollten; ſo würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuſchreiben, und folglich wieder aufheben, was zuerſt geſetzt war, daß es leblos ſey. Nun muß es einem Dinge, das gar keine Empfindung von ſeinem eigenen Daſeyn, und von ſeiner eigenen Natur und natürlichen Beſchaffenheit hat oder haben kann, vermöge ſeines leb- und fühlloſen Weſens und ſeiner Natur ſchlechterdings einerley ſeyn, ob es wirklich iſt oder nicht iſt, ob es von geſtern oder von Ewigkeit geweſen, ob es morgen aufhören wird, zu ſeyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es wirkſam oder unwirkſam iſt, ob es dieſe oder jene Bewegungskraft hat, ob es ſich oſt- oder weſtwärts, in geraden oder krummen Linien, geſchwind oder langſam bewegt. Es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es dieſe oder jene Figur an ſich trägt, ob ſeine Theile in einer Ordnung ſtehen, oder alles unordentlich iſt, ob ſie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungeſtalt und monſtrös ſind: es iſt ihm endlich ganz einerley, ob aus ſeinen Kräften und Beſchaffenheiten einſtimmige oder wider einander ſtreitende Wirkungen erfolgen. Daraus folgt denn offenbar, daß in eines lebloſen Dinges eigenem Weſen, Natur und natürlichen Beſchaffenheit, an und für ſich ſelbſt, nichts Beſtimmendes iſt, noch ſeyn kann, welches den Grund in ſich hielte, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt, warum es vielmehr dieſe als jene Kräfte und Beſchaffenheiten hat, warum ſich ſeine Wirkſamkeit nach dieſen oder jenen Regeln richtet, dieſe oder jene Veränderungen hervorbringt. Wo aber in einem Dinge an ſich nichts Beſtimmendes iſt, da kann auch das letzte Ziel ſeiner Uebereinſtimmung nicht in ihm ſelbſt ſeyn, da hat keine

innere physische Vollkommenheit Statt. Die körperliche leblose Welt ist also an sich selbst, vermöge ihres eigenen Wesens, Natur und Beschaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen innern und physischen Vollkommenheit fähig.

Um dieses völlig aus einander zu setzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die sinnliche Vorstellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerkt in den leblosen Dingen gewisse Beschaffenheiten, die auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Lust erwecken; nämlich weil der Eindruck, nach dem Urtheile unserer Empfindung, mit dem Tone unserer Nerven übereinstimmt. Nun sind wir gewohnt, durch unsere Vorstellung alles, was in uns geschieht, außer uns zu setzen. Daher legen wir den Dingen außer uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unsere Empfindung ist. Wir sagen, die Luft ist warm, der Zucker schmeckt süß, die Blume riecht balsamisch, die Violine klingt lieblich, die Farbe sieht schön aus: da doch die Empfindungen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs und Gesichts in uns allein sind, und den leblosen Dingen außer uns nichts weiter beigelegt werden kann, als daß sie diese Veränderungen in uns durch ihre bewegenden Kräfte und Beschaffenheiten verursachen. Wir setzen also die süße Uebereinstimmung mit unsern Sinnen, und die Vollkommenheit, welche in uns durch den Eindruck sinnlicher Dinge entsteht, die Lust, welche von uns empfunden wird, in die äußern Dinge selbst hinein, und legen ihnen etwas bey, das ihnen nicht zukömmt, noch zukommen kann: so wie wir die Speisen gesund heißen, welche uns gesund erhalten. So sind auch gewisse Dinge, welche ein beständiges Auge oder Ohr rühren: eine sanfte Mischung von Farben und Figuren, eine Aehnlichkeit in

denen Dingen, die zugleich sind oder auf einander folgen, welche wir Ordnung, Proportion und Harmonie nennen. Das sind alles Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der innern Empfindung gefallen: theils weil sie die geistige Vollkommenheit des Werkmeisters, des Malers, des Bildhauers, des Baumeisters, des Componisten und Musici, oder, so man will, des Werkmeisters der Natur ausdrücken; theils, weil sie auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung dieser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung seiner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und uns folglich, der Seele nach, vollkommener machen. Solche innere Empfindung der geistigen Vollkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge mitgetheilt wird, bessert dann unsern Geschmack der Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn wir diese geistige Vollkommenheit, durch unsere Vorstellung, den körperlichen leblosen Dingen an sich zueigneten. Das wäre noch eine größere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit oder Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinstimmung mit unsern Nerven nicht in den Dingen selbst ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven machen: so ist noch vielweniger die Uebereinstimmung mit unserer innern geistigen Empfindung der Seelen in den leblosen körperlichen Dingen an sich zu suchen. Die Verschiedenheit und Mischung von Farben und Figuren, die Abwechselung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, ist freilich in den Dingen selbst. Wer wird das läugnen? Aber dasjenige, womit diese Beschaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in den leblosen körperlichen Dingen selbst, sondern in unserer geistigen Empfindung; es ist also für sie keine innere, sondern eine

äußere Vollkommenheit. Für die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung, Ordnung, Proportion und Wechsel von Tönen einerley: alles bezieht sich auf ein verständiges Auge und Ohr, und auf den Verstand des Werkmeisters, der es für Lebendige eingerichtet hat. Auch sind alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtung ihrer äußern Vollkommenheit noch relativ. Der Koth ist für die Schweine eine wohlriechende und wohlschmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und so verhält es sich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verschiedener Thiere. Das Krummholz ist für den Schiffbau vollkommner, als der geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referirt, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beilegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn, wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung, nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus machten; so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. So bald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzt; so wird dadurch

dadurch bestimmt, wie ihre Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheuslichen Figuren und Proportionen sind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben gerecht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element und ihre Lebensart; so ist derselbe Körper mit allen seinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maschinen, die an sich ganz und gar leblos sind, eine innere, absolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet also Fixsterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollkommenheit besteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Lebendigen aufhebe; so bleibt in den großen und kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und Werkzeugen der Menschen selbst nichts übrig, womit alles übereinstimmte. Sonne und Fixsterne sind zwar die Quellen des Lichts und der Wärme; aber sie sind sich selbst nicht hell oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen selbst ist aller Zustand einerley. Die Pflanzen, die Blumen zeigen uns eine geschickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem sie derselben, so wenig als ihres schönen Geruchs, Geschmacks und anderen Nutzens, selbst genießen. So spielet auch der

Vaukanssonsche Mann nicht seinen eigenen Ohren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläser machen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar; die besten Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit nicht: sie sind alle nur für Menschenohren, Augen, und Verstand vollkommen, und mit diesem äußeren Ziele stimmt alles in denselben überein; in ihnen selbst ist nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit schließt die Lebloſigkeit einer jeden Materie und Maschine nothwendig in sich. Denn das Lebloſe genießt seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise, weder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußtseyn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das lebloſe Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben so gut, als ob sie nicht wäre: es ist in seiner eigenen Natur und in seinem Wesen nichts, wodurch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtseyn, gesetzt würde; auch nichts, wornach vielmehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere, bestimmt werden mögte. Daraus ist denn auch offenbar, daß in einem lebloſen Dinge selbst nichts zu gedenken sey, womit alles, was in ihm ist, übereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner innern Vollkommenheit fähig sey. Es würde für sich nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte, zu seyn, oder wenn es lauter übel zusammenstimmende Beschaffenheiten hätte.

Die ganze körperliche Welt ist, als leblos, für sich selbst, nichts vollkommener, als ein Sandkorn oder als ein wüstes Chaos. Sie hat zwar allerding eine überaus große Vollkommenheit; aber der Punk ihrer Uebereinstimmung ist nicht in der lebloſen Mater selbst, und findet auch da nicht Statt. Wir könne das nicht besser erkennen, als wenn wir ihr die Lebe

di

digen insgesammt wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Einrichtung lassen: so muß sich zeigen, was sie für Vollkommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bleiben, wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond, die Sterne gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es wechseln Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Wind und Stille mit einander ab; alles Gras, Kraut, Blumen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, als jetzt. Aber in der ungeheuren Maschine ist kein Auge, welches das sieht, betrachtet, forschet; kein Mund, der die Früchte genießt oder braucht; kein Vogel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen werden kann. Vom Elephanten bis zum Mäuslein, vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem Drachen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten Sternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheuslichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schafft sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder nicht; ob sie in große Kugeln vertheilt, oder ob alles ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte stralte, oder in ewiger Finsterniß vergraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und still an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geschleudert würden, und alles durch einander wühlte und tobte; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne sie leblos ist, womit entweder das eine übereinstimmte, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlt, weis und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey, oder noch ferner geschehen werde.

§. 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr, als die andere, bestimmte; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen innern Mittelpunkte zu gedenken. Wo aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann

auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folgt im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen, zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der Welt, bestätigt auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von mancherley Zustande und Begebenheit besteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmacht; so ist folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folgt: so werden ja den Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugesetzt. Nun ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer unendlich werden, sondern ist und bleibt immer endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derselben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Unendliche fortwähren, sondern sind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander besteht: so wird klar seyn, daß sie endlich seyn oder

muß also bestimmend seyn, daß wir daraus die physische Vollkommenheit verständlich erklären, und zureichenden Grund geben können, warum sowohl das ganze Daseyn, als diese gewissen Naturkräfte mit ihren gewissen Regeln der Wirksamkeit, und gewissen natürlichen Beschaffenheiten, sonst aber keine, mit dem Ziele übereinstimmen.

Ich nenne es mit einem allgemeinen Worte ein Ziel der Bemühungen: weil das sich nicht allein von den Kräften der Lebendigen, die mit einer Empfindung, Bewußtseyn und Absicht verknüpft sind, sondern auch von blinden Kräften, die ohne Empfindung, Bewußtseyn und Absicht handeln, sagen läßt. Denn der Magen und die Gedärme bemühen sich, ohne unser Wissen und Denken, Speisen und Getränke zu verdauen. Das Herz mit seinen Arterien bemühet sich, das Geblüt in einen Kreislauf zu bringen, ohne daß wir uns bey Tage oder bey Nacht darum bekümmern: und beide Theile verrichten das Ihrige in gesunden Körpern, ohne in sich selbst ein Gefühl von ihrer Verrichtung zu haben. Dennoch eignet man ihnen billig eine physische Vollkommenheit zu, so ferne sie ihr Ziel erreichen. Die großen Weltkörper sind im steten aber blinden und bloß mechanischen Bemühen, sich um ihre Axe und um die Sonne zu drehen, und dadurch den Wechsel von Tag und Nacht und von den Jahrszeiten zu Wege zu bringen: und die Uebereinstimmung mit diesem Ziele erkläret die physische Vollkommenheit des Weltsystems. Ich setze aber auch billig ein äußerstes oder letztes Ziel zum allgemeinen Mittelpunkte der physischen Vollkommenheit des Ganzen. Denn aus mittlern Zielen der natürlichen Bemühungen, läßt sich wohl die Uebereinstimmung einiger Theile oder einiger Kräfte und Beschaffenheiten, nicht aber aller Theile, Kräfte und Beschaffenheiten, erklären. Der Bau des Magens und der Gedärme, mit

ihrer

Daß Pflanzen und Thiere im Samen gebildet worden, begreifen wir auch nicht anders, als weil wir vor Augen ſehen, daß es wirklich geſchehen ſey (a poſteriori). Allein, wie das zugehe, das hat noch kein Menſch aus mechaniſchen Kräften und deren Regel erklären können. Wenn man es alſo nicht in der Erfahrung gegründet fände, ſo würde es uns eben ſo unbegreiflich dünken, als daß eine Materie oder Subſtanz, die noch gar nicht war, zuerſt hervorgebracht worden. Können wir deswegen eins oder das andere läugnen? Wir Menſchen haben kein anders Vermögen, als Veränderungen in Dingen, die ſchon ſind, zur Wirklichkeit zu bringen, indem wir ſie durch unſere körperlichen Kräfte und Werkzeuge zuſammen fügen oder trennen: und wir wiſſen auch das kaum, wie es zugeht, nämlich, wie wir unſere Gliedmaaßen bewegen, wie die Bewegung von einer Materie in die andere übergeht. Auch können wir von manchen erſtaunlichen Ueberbleibſeln des Alterthumes uns keinen Begriff machen, durch welche Kraft oder Kunſt ſolche den Vorfahren aufzuführen möglich geweſen ſey. Dennoch werden wir nicht in Abrede ſeyn, daß ſie durch Menſchenhände zu Stande gebracht ſind. Sollen wir denn, wegen unſers Unvermögens, neue Dinge zu ſchaffen, und deren Schöpfung zu begreifen, läugnen, daß eine Kraft ſey, welche die Dinge, die gar nicht waren, hervorzubringen fähig geweſen? Unſer Geiſt hat wenigſtens das Vermögen, Dinge die noch nicht ſind, als möglich zu gedenken, und gleichſam, dem Weſen nach, in ſeinem Verſtande zu ſchaffen. Warum kann nicht auch eine Kraft ſeyn, welche den Dingen, die möglich ſind, und gedacht worden, außer ſich auch die Wirklichkeit giebt?

Sagt nicht, es ſey keine bloße Unwiſſenheit, wie die Schöpfung aus Nichts möglich ſey; ſondern man

womit alle ihre Wirkſamkeit und Beſchaffenheit übereinſtimmt, und weswegen man ſie vollkommen nennet, iſt nicht in ihnen ſelbſt, ſondern in dem Nutzen und Vergnügen der Menſchen. Das gilt von einem Zirkel, Quadranten, Mikroſkop und Tubo, von einer Uhr, Mühle, Orgel, von einem Hauſe, Spiegel, Bilde, und was man ſich ſonſt zum Beiſpiele vorſtellen will. Alle ihre Vollkommenheit bezieht ſich auf den menſchlichen Gebrauch, zur Verbeſſerung ihres Erkenntniſſes, zur Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzung des menſchlichen Lebens. Ich bitte aber zu merken: die Vollkommenheit aller dieſer Werkzeuge und Maſchinen wird hier nicht darum äußerlich genannt, weil die Urſache ihrer Vollkommenheit, der Werkmeiſter, außer ihnen iſt; ſondern weil das letzte Ziel, womit alle ihre Wirkſamkeit und Beſchaffenheit übereinſtimmt, außer ihnen iſt. Und ſo ferne ſie denn nicht als Werke der menſchlichen Kunſt, ſondern nach der Uebereinſtimmung mit einem letzten Ziele, betrachtet werden; ſo läßt ſich eben daſſelbe von den Körpern oder Werken der Natur ſagen, daß ſie bloß eine äußere Vollkommenheit haben, wenn das letzte Ziel der Uebereinſtimmung ihrer wirklichen Kräfte und Beſchaffenheiten nicht in ihnen ſelbſt, ſondern außer ihnen, iſt, oder ſeyn kann.

§. 5.

Laſſet uns denn die körperliche lebloſe Welt, an und für ſich ſelbſt, nach ihrem innern Weſen, nach ihren Naturkräften und natürlichen Beſchaffenheiten, ohne Beziehung auf die Lebendigen anſehen: ob ſodann darinn eine innere Vollkommenheit möglich ſey. Es erhellt ſogleich aus dem geſetzten Begriffe: Ein bloß körperlich lebloſes Ding kann, wenn es wirklich iſt, ſein eigen Daſeyn, ſeine natürlichen Bemühungen und natürlichen

Be-

Beſchaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von ſich ſelbſt beilegen wollten; ſo würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuſchreiben, und folglich wieder aufheben, was zuerſt geſetzt war, daß es leblos ſey. Nun muß es einem Dinge, das gar keine Empfindung von ſeinem eigenen Daſeyn, und von ſeiner eigenen Natur und natürlichen Beſchaffenheit hat oder haben kann, vermöge ſeines leb- und fühlloſen Weſens und ſeiner Natur ſchlechterdings einerley ſeyn, ob es wirklich iſt oder nicht iſt, ob es von geſtern oder von Ewigkeit geweſen, ob es morgen aufhören wird, zu ſeyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es wirkſam oder unwirkſam iſt, ob es dieſe oder jene Bewegungskraft hat, ob es ſich oſt- oder weſtwärts, in geraden oder krummen Linien, geſchwind oder langſam bewegt. Es iſt ihm an ſich, vermöge ſeines Weſens und ſeiner Natur, einerley, ob es dieſe oder jene Figur an ſich trägt, ob ſeine Theile in einer Ordnung ſtehen, oder alles unordentlich iſt, ob ſie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungeſtalt und monſtrös ſind: es iſt ihm endlich ganz einerley, ob aus ſeinen Kräften und Beſchaffenheiten einſtimmige oder wider einander ſtreitende Wirkungen erfolgen. Daraus folgt denn offenbar, daß in eines lebloſen Dinges eigenem Weſen, Natur und natürlichen Beſchaffenheit, an und für ſich ſelbſt, nichts Beſtimmendes iſt, noch ſeyn kann, welches den Grund in ſich hielte, warum es vielmehr iſt, als nicht iſt, warum es vielmehr dieſe als jene Kräfte und Beſchaffenheiten hat, warum ſich ſeine Wirkſamkeit nach dieſen oder jenen Regeln richtet, dieſe oder jene Veränderungen hervorbringt. Wo aber in einem Dinge an ſich nichts Beſtimmendes iſt, da kann auch das letzte Ziel ſeiner Uebereinſtimmung nicht in ihm ſelbſt ſeyn, da hat keine

innere phyſiſche Vollkommenheit Statt. Die körperliche lebloſe Welt iſt alſo an ſich ſelbſt, vermöge ihres eigenen Weſens, Natur und Beſchaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen innern und phyſiſchen Vollkommenheit fähig.

Um dieſes völlig aus einander zu ſetzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die ſinnliche Vorſtellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerkt in den lebloſen Dingen gewiſſe Beſchaffenheiten, die auf unſere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Luſt erwecken; nämlich weil der Eindruck, nach dem Urtheile unſerer Empfindung, mit dem Tone unſerer Nerven übereinſtimmt. Nun ſind wir gewohnt, durch unſere Vorſtellung alles, was in uns geſchieht, außer uns zu ſetzen. Daher legen wir den Dingen außer uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unſere Empfindung iſt. Wir ſagen, die Luft iſt warm, der Zucker ſchmeckt ſüß, die Blume riecht balſamiſch, die Violine klingt lieblich, die Farbe ſieht ſchön aus: da doch die Empfindungen des Gefühls, Geſchmacks, Geruchs, Gehörs und Geſichts in uns allein ſind, und den lebloſen Dingen außer uns nichts weiter beigelegt werden kann, als daß ſie dieſe Veränderungen in uns durch ihre bewegenden Kräfte und Beſchaffenheiten verurſachen. Wir ſetzen alſo die ſüße Uebereinſtimmung mit unſern Sinnen, und die Vollkommenheit, welche in uns durch den Eindruck ſinnlicher Dinge entſteht, die Luſt, welche von uns empfunden wird, in die äußeren Dinge ſelbſt hinein, und legen ihnen etwas bey, das ihnen nicht zukömmt, noch zukommen kann: ſo wie wir die Speiſen geſund heißen, welche uns geſund erhalten. So ſind auch gewiſſe Dinge, welche ein verſtändiges Auge oder Ohr rühren: eine ſanfte Miſchung von Farben und Figuren, eine Aehnlichkeit in verſchiedenen

denen Dingen, die zugleich sind oder auf einander folgen, welche wir Ordnung, Proportion und Harmonie nennen. Das sind alles Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der innern Empfindung gefallen: theils weil sie die geistige Vollkommenheit des Werkmeisters, des Malers, des Bildhauers, des Baumeisters, des Componisten und Musici, oder, so man will, des Werkmeisters der Natur ausdrücken; theils, weil sie auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung dieser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung seiner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und uns folglich, der Seele nach, vollkommener machen. Solche innere Empfindung der geistigen Vollkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge mitgetheilt wird, bessert dann unsern Geschmack der Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn wir diese geistige Vollkommenheit, durch unsere Vorstellung, den körperlichen leblosen Dingen an sich zueigneten. Das wäre noch eine größere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit oder Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinstimmung mit unsern Nerven nicht in den Dingen selbst ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven machen: so ist noch vielweniger die Uebereinstimmung mit unserer innern geistigen Empfindung der Seelen in den leblosen körperlichen Dingen an sich zu suchen. Die Verschiedenheit und Mischung von Farben und Figuren, die Abwechselung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, ist freilich in den Dingen selbst. Wer wird das läugnen? Aber dasjenige, womit diese Beschaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in den leblosen körperlichen Dingen selbst, sondern in unserer geistigen Empfindung; es ist also für sie keine innere, sondern eine

äußere Vollkommenheit. Für die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung, Ordnung, Proportion und Wechsel von Tönen einerley: alles bezieht sich auf ein verständiges Auge und Ohr, und auf den Verstand des Werkmeisters, der es für Lebendige eingerichtet hat. Auch sind alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtung ihrer äußern Vollkommenheit noch relativ. Der Koth ist für die Schweine eine wohlriechende und wohlschmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und so verhält es sich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verschiedener Thiere. Das Krummholz ist für den Schiffbau vollkommner, als der geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referirt, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beilegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn, wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung, nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus machten; so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. So bald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzt; so wird dadurch

dadurch bestimmt, wie ihre Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheuslichen Figuren und Proportionen sind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben gerecht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element und ihre Lebensart; so ist derselbe Körper mit allen seinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maschinen, die an sich ganz und gar leblos sind, eine innere, absolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet also Fixsterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollkommenheit besteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Lebendigen aufhebe; so bleibt in den großen und kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und Werkzeugen der Menschen selbst nichts übrig, womit alles übereinstimmte. Sonne und Fixsterne sind zwar die Quellen des Lichts und der Wärme; aber sie sind sich selbst nicht hell oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen selbst ist aller Zustand einerley. Die Pflanzen, die Blumen zeigen uns eine geschickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem sie derselben, so wenig als ihres schönen Geruchs, Geschmacks und anderen Nutzens, selbst genießen. So spielet auch der

Vaukanſſonſche Mann nicht ſeinen eigenen Ohren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläſer machen ihrem eigenen Geſichte nichts ſichtbar; die beſten Uhren ſchlagen und weiſen ſich ſelbſt die Zeit nicht: ſie ſind alle nur für Menſchenohren, Augen, und Verſtand vollkommen, und mit dieſem äußeren Ziele ſtimmt alles in denſelben überein; in ihnen ſelbſt iſt nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

Dieſen Mangel der inneren Vollkommenheit ſchließt die Lebloſigkeit einer jeden Materie und Maſchine nothwendig in ſich. Denn das Lebloſe genießt ſeiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weiſe, weder durch Empfindung, Vorſtellung, Bewußtſeyn, noch durch Luſt und Glückſeligkeit. Für das lebloſe Ding alſo ſelbſt iſt ſeine Wirklichkeit eben ſo gut, als ob ſie nicht wäre: es iſt in ſeiner eigenen Natur und in ſeinem Weſen nichts, wodurch ſeine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtſeyn, geſetzt würde; auch nichts, wornach vielmehr dieſe Art der Wirklichkeit, als eine andere, beſtimmt werden mögte. Daraus iſt denn auch offenbar, daß in einem lebloſen Dinge ſelbſt nichts zu gedenken ſey, womit alles, was in ihm iſt, übereinſtimmen könnte, das iſt, daß es keiner innern Vollkommenheit fähig ſey. Es würde für ſich nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte, zu ſeyn, oder wenn es lauter übel zuſammenſtimmende Beſchaffenheiten hätte.

Die ganze körperliche Welt iſt, als leblos, für ſich ſelbſt, nichts vollkommener, als ein Sandkorn, oder als ein wüſtes Chaos. Sie hat zwar allerdings eine überaus große Vollkommenheit; aber der Punkt ihrer Uebereinſtimmung iſt nicht in der lebloſen Materie ſelbſt, und findet auch da nicht Statt. Wir können das nicht beſſer erkennen, als wenn wir ihr die lebendigen

digen insgesammt wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Einrichtung lassen: so muß sich zeigen, was sie für Vollkommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bleiben, wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond, die Sterne gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es wechseln Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Wind und Stille mit einander ab; alles Gras, Kraut, Blumen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, als jetzt. Aber in der ungeheuren Maschine ist kein Auge, welches das sieht, betrachtet, forschet; kein Mund, der die Früchte genießt oder braucht; kein Vogel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen werden kann. Vom Elephanten bis zum Mäuslein, vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem Drachen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten Sternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheuslichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schafft sie?

Es wäre ja für ſie einerley, ob ſie wäre oder nicht; ob ſie in groſſe Kugeln vertheilt, oder ob alles ein roher vermiſchter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte ſtralte, oder in ewiger Finſterniß vergraben läge; ob ſie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und ſtill an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geſchleudert würden, und alles durch einander wühlte und tobte; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüſte Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, ſo ferne ſie leblos iſt, womit entweder das eine übereinſtimmte, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und ſchadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlt, weis und genieſſt ihres Daſeyns oder ihrer Beſchaffenheit ſelbſt nicht: und wenn es möglich wäre, daß ſie ſich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, ſo würde ſie ſelbſt geſtehen, daß es ihr ganz einerley ſey, ob und wie lange ſie vorher geweſen, oder ins Künftige ſeyn würde, und was in ihr geſchehen ſey, oder noch ferner geſchehen werde.

§. 6.

Es iſt demnach offenbar, daß in der körperlichen lebloſen Welt an ſich ſelbſt, vermöge ihrer Natur und ihres Weſens, nichts iſt, noch ſeyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtſeyn, und eine Beſchaffenheit mehr, als die andere, beſtimmte; mithin iſt auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinſtimmung alles deſſen, was in ihr iſt, mit einem gemeinſchaftlichen innern Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenſchaften und Vollkommenheiten nicht in ihr ſelbſt iſt, ſo kann ſie

auch

auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folgt im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen, zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der Welt, bestätigt auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von mancherley Zustande und Begebenheit besteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmacht; so ist folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folgt: so werden ja den Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugesetzt. Nun ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer unendlich werden, sondern ist und bleibt immer endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derselben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Unendliche fortwähren, sondern sind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander besteht: so wird klar seyn, daß sie endlich seyn oder

Schranken haben müsse, weil eine jede Zahl vermehrt werden kann, und die verflossenen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche zu dehnen sind, sondern eine bestimmte Zahl ausmachen. Es ist also vor der bestimmten Zahl ihrer wirklichen Jahre, und vor allen ihren wirklichen Begebenheiten ein Zustand zu gedenken, da sie nicht wirklich war, das ist, sie ist nicht ewig wirklich, sie hat einen Anfang ihrer Wirklichkeit: sie ist also von dem ersten selbständigen Wesen zur Wirklichkeit gebracht, oder geschaffen worden.

§. 7.

Die alten Weltweisen haben sich fast alle die Welt, wo nicht in dieser Einrichtung, jedoch nach ihren Urstoffen, als ewig vorgestellt. Denn sie konnten zwar begreifen, daß aus einer Materie, die schon da ist, etwas gebildet werden, hernach wachsen, zunehmen und sich vermehren könne; aber wie eine Materie oder Substanz, die noch gar nicht war, aus Nichts sollte hervorgebracht seyn, das schien ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt.

Allein, so ferne der Zweifel auf bloße Unwissenheit und Mangel der Einsicht gegründet ist, so muß er gegen klare und deutliche Einsicht oder Wissenschaft nicht gehört werden. Was ist klärer und deutlicher, als der Begriff von Zahlen und von dem Zählbaren, daß keines derselben unvergrößerlich, und also unendlich, seyn könne? Was ist offenbarer, als daß eine leblose Welt keine innere Vollkommenheit, und folglich keinen Grund ihrer Wirklichkeit, in sich habe? Wohin aber würden wir gerathen, wenn man die offenbarsten Beweise damit umstoßen könnte: ich begreife nicht, wie es möglich ist, also ist es auch nicht?

Daß

und ſo ferner eins ums andere in Ewigkeit erzeugen. Was kömmt da heraus? war die Pflanze für ſich nothwendig? genießt ſie ihres eigenen Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit? oder kann ſie der übrigen lebloſen Welt zu Statten kommen? Wenn wir alle Kräuter und Pflanzen kennten, wie der Bauer Gras, Haber, Roggen, Weizen, Gerſten, Erbſen, Bohnen, wie mancher Mohr und Wilde die dienſamen Geneſemittel für Fieber, Krebsſchaden, Quetſchungen, und Gift, wie die Thiere aller Art ihr Futter kennen; ſo wüßten wir was mehrers und wichtigers von dem Pflanzenreiche, in ſeiner Verknüpfung mit dem vornehmſten Theile der Natur, als unſer Botanici uns durch die radices, folia, calices, corollas, ſtamina, piſtilla, pericarpia, ſemina, zu erkennen geben. So wie die Natur im Thierreiche von uns Menſchen durch alle mögliche Arten und Stufen, bis zu dem Geringſten herunter ſteigt, und jedem ſeine Nahrung und Nothdurft ſchafft: ſo harmonivet auch das Pflanzenreich durch alle Stufen damit, daß kein Kraut, keine Pflanze iſt, welche nicht mit einer gewiſſen Art Thiere ihrem Geruche, Geſchmacke, ihrer Nahrung und ihren Nothdurftsmitteln übereinſtimmte. Und ſo ferne ſind ſie überhaupt als Maſchinen anzuſehen, die zum Wohl der Lebendigen hervorgebracht ſind.

Selbſt das Ganze, die große Weltmaſchine, muß ſo betrachtet werden. So ferne ſie an ſich leblos iſt, und keine innere Vollkommenheit, keinen Grund ihrer Wirklichkeit und beſtimmten Beſchaffenheit in ſich ſelbſt hat; ſo muß ſie nicht allein von einem andern Weſen, ſondern auch um eines andern, um der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf alle Weiſe beſtimmt ſeyn. Und wer die Welt kennen will, was ſie für ein Ding ſey, der muß dieſen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklärung und zu ihrem weſentlichen Begriffe zie-

könne auch die Unmöglichkeit und den Widerspruch klar und deutlich einsehen. Ihr werdet euren Widerspruch schwerlich damit beweisen können, daß ihr sprecht, aus Nichts werde Nichts. Ja! wenn einer behaupten wollte, Nichts wäre die Materie, woraus alles geschaffen worden; oder Nichts wäre die Ursache, welche alles geschaffen hätte; so würde er das Nichts zu Etwas machen, und einen Widerspruch begehen, so ferne er nämlich glaubte, ein Nichts hätte die Welt aus einer Materie, die ein Nichts war, erbauet. Aber, wer vor der Wirklichkeit der Dinge nichts Wirkliches setzt, und diesen Zustand des Nichtseyns als die Gränze und den Punkt gedenkt, von welchem die Wirklichkeit den Anfang genommen, der widerspricht sich nicht, sondern dessen Gedanken stimmen vielmehr gar genau mit einander überein. Er gedenkt sich nicht das Nichts als ein Etwas, als eine materiam ex qua, oder als eine causam efficientem, sondern vielmehr im Gegentheil, wie es ist, als Nichts, als einen Mangel der Wirklichkeit (einen terminum a quo). Und man ist eben so gut dazu berechtigt, als wenn man sich vor einer Reihe Zahlen, und vor dem Eins, womit die Reihe anfängt, eine Ziffer oder Null gedenkt.

Wenn also ein Wesen ist, das den Grund aller Wirklichkeit in sich hält, so kann, durch dessen Verstand, Willen und Macht, eben so gut etwas wirklich werden, was vorhin nicht wirklich war, als ein Mensch, der vorhin keine Zahl gedacht hat, bey Eins angefangen hat zu zählen. Es muß aber ein selbständiges Wesen seyn, und dasselbe muß den Grund der Wirklichkeit alles Entstandenen ursprünglich in sich halten. Demnach muß auch dasselbe ein Vermögen haben, die Welt, wo sie anders entstanden ist, zur Wirklichkeit zu bringen, da sie vorher nicht war. Es ist aber ganz klar, daß die Welt entstanden ist, weil ihre Wirklichkeit in einer Reihe und

Zahl

Zahl von Begebenheiten besteht, welche nicht unendlich seyn kann, und mithin einen Anfang haben muß; und weil sie den Grund ihrer Wirklichkeit nicht selbst in sich enthält.

§. 8.

Ich will hiebey nicht verheelen, daß ich mich selbst lange gegen obigen Satz, vom Anfange der Welt, gesperrt habe. Denn es ist uns natürlich, daß wir alles gern begreifen wollen; und hier soll man etwas unbegreifliches gelten lassen, weil es eine andere klare Einsicht erfordert. Ich gab mir also viele Mühe, ob nicht eine ewige abhängige Schöpfung der Welt zu gedenken wäre. Denn ich sah, daß große Männer die Sache so in ihrer Vorstellung zusammengereimt hatten. Sie sprechen nämlich, es sey Gott von Ewigkeit möglich gewesen, eine Welt zu schaffen, weil er selbst ewig sey, und das Vermögen und den Willen zu schaffen von Ewigkeit gehabt habe, nicht aber erst in der Zeit habe bekommen können: es wäre also von Gott fast nicht zu gedenken, daß er die Schöpfung in einer Zeit angefangen, da er vorher nichts gethan: sie meinen, es würde dennoch ein großer Unterschied bleiben zwischen der Ewigkeit Gottes, die ohne Zeit und Veränderung sey, und von nichts äußerlichem abhienge, und zwischen der Ewigkeit der Welt, welche in einer unendlichen Zeit und steten Abhängigkeit von dem selbstständigen Wesen bestünde. Und so schien mir auch eine Zeitlang alles begreiflicher zusammen zu hängen.

Allein, so oft ich auch diese Begriffe untersuchte, so fand ich, daß sie betrügerisch waren, und auf leere Töne hinaus liefen. Ich fragte mich selbst: was heißt doch das, von Ewigkeit schaffen? was denkst du dabey?

Ist schaffen so viel, als zur Wirklichkeit bringen, was vorher nicht wirklich war; so hebt ja das die Ewigkeit des Geschaffenen auf, und setzt vielmehr einen Anfang seiner Wirklichkeit. Und was will doch die Redensart, **von Ewigkeit**, sagen? stellest du dir nicht darinn die Ewigkeit als eine Folge der Zeit vor, die von einem Punkte ihren Anfang genommen? und wie räumt sich das mit der Ewigkeit? Wie kann denn ein Wesen etwas von Ewigkeit wirklich machen? Daß ein Ding ewig sey, ist begreiflich, wenn man sichs ohne Folge und Wechsel gedenkt; aber eine Zeit des Wirklichen, die sich von Ewigkeit angefangen, ist ja was unverständliches. Wie willst du dir auch eine **unendliche Zeit** vorstellen? kömmst du nicht abermal in den Widerspruch hinein, daß etwas unendlich sey, was doch immer größer wird und werden kann? daß eine bestimmte Zahl wirklich verflossener Jahre unbestimmt sey, und ins Unendliche gedehnt werden könne?

Ich verwarf also dieses Spielwerk leerer Worte, die mich unvermerkt in einen Labyrinth von Widersprüchen geführt hatten. Es war nur übrig, daß ich mir auf den scheinbaren Einwurf, von Gottes ewigem Vermögen und Willen, eine Welt zu schaffen, Genüge thäte. Ich verwandelte also denselben in einen deutlichen Schluß, damit ich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Folgerung bessere Einsicht bekäme. Ich konnte aber keinen andern Schluß herausbringen, als diesen: Wenn Gottes Vermögen und Willen, eine Welt zu schaffen, ewig ist, so ist auch die Welt ewig (oder von Ewigkeit) geschaffen. Nun ist jenes; also auch dieses. Hier sah ich nun ganz deutlich, daß, nach dem Obersatze, die Unendlichkeit der Eigenschaften Gottes, und besonders seiner unwandelbaren Dauer, durch die Schöpfung in das Geschöpf hineingebracht werde; gleich als ob dem

auch

verschwinden, und also vielleicht finstere Irrsterne seyn können; die mithin auch durch Erfahrung bestätigen, daß sich gleichfalls um jene Sonnen finstere Planeten herum wälzen: zu geschweigen, daß die Cometen, welche nach ihrer Erscheinung in vielen Jahren nicht wieder zu Gesichte kommen, nichts anders sind, als finstere Weltkörper aus entfernten Himmelsgegenden, die ihren besondern Lauf haben.

Man muß sich also alle Fixsterne in der Welt als lauter Sonnen, und um jeden derselben eine Anzahl wirbelnder Erdballen oder Planeten vorstellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und gewärmt werden: so übersieht man den ganzen Bau der Welt, und erkennet zugleich in der erstaunlichen Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Haupttheile die einförmige Uebereinstimmung zur Wohnbarkeit für die Lebendigen. Denn, daß ein jeder Planet eine Erde sey, und Einwohner tragen könne, daran wird heutiges Tages kein vernünftiger Mensch zweifeln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum man die Sonne und die Fixsterne zu brennenden Schwefelpfuhlen und Todtenmeeren oder gar zu lauter Höllen macht. Ich sehe sie als electrisirende Maschinen an, welche Licht und Wärme geben können, ohne selbst zu brennen, oder ausserordentlich heiß zu seyn; wozu ich aus den natürlichen Versuchen und Beobachtungen guten Grund zu haben vermeine [1]). Und so erblicke ich auch in dieser Hälfte der Welt die allgemeine Uebereinstimmung der Natur, daß sie nicht weniger, als ihre Planeten, zum Aufenthalte gewisser Lebendigen dienen könne: und daß den Sonneneinwohnern die Planeten nicht weniger zu Statten kommen, als den Einwohnern der Planeten ihre Sonnen.

*) [Herr Herschel hat uns nun schon jenseits des Saturns den siebenten Planeten, und um diesen auch seine Monden entdeckt.]

[1]) Im

Zeit: und wenn man in Gottes Dauer vor der Schöpfung auch eine Folge von Jahren und Jahrhunderten annehmen wollte, so würde man auf solche Art nimmer eine wahre Ewigkeit des selbständigen Wesens gedenken. Fragt also nicht: was hat Gott vor der Schöpfung gethan? warum ist die Welt nicht viele tausend Jahre eher geschaffen? Die Fragen haben keinen Verstand, und lassen sich nicht gedenken *).

*) [Die Dauer oder Folge von Veränderungen ist nur eine Beziehung, die sich auf die Geschöpfe, und nicht auf den Schöpfer erstreckt. Das Daseyn, oder die Ewigkeit Gottes müssen wir uns ja nicht als eine lange Dauer ausgedehnt, sondern vielmehr als alles auf einmahl begreifend, vorstellen, da nichts in demselben Veränderliches vorgehen kann. In Ihm ist also kein Vor und Nach: alles ist ihm auf einmahl gegenwärtig, und die Ausübung seiner Kraft ist nur eine Wirkung — Wo keine Reihe vor oder nebenher existirt, da wird jeder Punkt der Reihe nur durch seinen Vorgänger oder Nachfolger bestimmt. Man kann also nicht fragen — warum geschahe das nicht gestern, was heute geschiehet? denn das Heute ist nur in so ferne heute, weil es auf Gestern folgte. Wenn ich einen Punkt auf dieses Papier setze, so kann man sagen — er hätte weiter hier oder dorthin gesetzt werden können, weil der Umfang des Papiers die Grenze angiebt. Wenn aber noch kein Ding, folglich keine Grenze umher, da gewesen wäre, so macht das erste Ding auch den ersten und einzigen Punkt aus, von da an man hier oder dorthin, und der Zeit nach vor oder nachher, rechnen kann. Daß es also weiter hier oder dorthin, eher oder später, hätte seyn können, als es ist, wäre eine ungereimte Voraussetzung eines Daseyns vor dem Daseyn. — Den Satz, daß die Welt von Gott erschaffen und nicht ewig sey, hat auch Herr Professor Heydenreich, in seiner Abhandlung. Num ratio humana sua vi et sponte contingere possit notionem creationis ex nihilo? Lipſ. 1790 4. nach Herrn Kants Lehr-Art scharfsinnig erwogen und behauptet].

§. 9.

Es kann uns also nichts die Wahrheit verdunkeln, daß eine leblose körperliche Welt, die keine innere Vollkom-

kommenheit hat, den Grund ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht in ſich ſelbſt enthalten, das iſt, nicht ſelbſtändig noch ewig ſeyn könne; ſondern daß ſie von einem wahrhaftig ſelbſtändigen ewigen Weſen ihre Wirklichkeit, und mit derſelben ihre Beſchaffenheit und Vollkommenheit, in der Zeit, empfangen haben müſſe; wie es die Folge ihrer Veränderungen weiſt, die ſich ohne Anfang nicht denken läßt.

Da ſie aber dennoch iſt, ſo folgt auch ferner, daß ſie um eines andern willen, und nicht um ihr ſelbſt willen, hervorgebracht und auf dieſe Weiſe beſtimmt ſey. Denn, ſo ferne die Welt wirklich iſt, ſo iſt alles in ihr beſtimmt; ſie hat eine gewiſſe Materie, Figur, Größe Eintheilung, Zuſammenfügung, Kraft und Regel der Veränderungen. Und weil ſie eine Verknüpfung hat, und, alle Theile und Beſtimmungen zuſammengenommen, eine Welt ausmachen; ſo muß auch Eins ſeyn, welches den Grund aller Beſtimmungen in ſich hält, oder worinn alle Beſchaffenheiten übereinſtimmen. In ſo ferne aber das Lebloſe keine innere Vollkommenheit enthält noch leidet, ſo iſt auch das Eine, womit alles in der lebloſen Welt übereinſtimmen kann, nicht in ihr ſelbſt, ſondern außer ihr, in einem andern zu ſuchen. Wenn ein Ding von einem andern hervorgebracht iſt, und doch dasjenige, wornach alles in ihm beſtimmt worden, außer ihm iſt; ſo ſagt man, daß es um eines andern willen hervorgebracht ſey. Demnach iſt offenbar, daß die lebloſe, körperliche Welt nicht um ihr ſelbſt willen, ſondern um eines andern willen, hervorgebracht ſeyn müſſe. Wenn aber etwas außer der lebloſen Welt ſeyn muß, um deswillen ſie hervorgebracht, und alle ihre Beſchaffenheit auf gewiſſe Weiſe beſtimmt worden, wo können wir daſſelbe anders ſuchen, als im Reiche der Lebendigen? Dem Lebloſen iſt ja nichts, als das

Leben-

lebendige, entgegen zu setzen *). Die sind es demnach, welche den Grund aller Bestimmungen oder Beschaffenheiten der Welt in sich halten müssen. Denn, daß es der lebendige Gott selbst nicht sey, um dessen willen die körperliche Welt da ist, oder mit dessen Wesen sie eine nothwendige wesentliche Verbindung hätte, erhellet schon aus dem Gegensatze des nothwendigen Daseyns Gottes und der zufälligen Wirklichkeit der Welt. Es wird aber in der vierten Abhandlung, §. 4, ausführlicher dargethan werden.

Es ist oben angezeigt worden, daß die körperliche Welt an sich nichts als eine Maschine sey, und im Grossen eben das an sich habe, was menschliche Maschinen haben; nämlich, daß darinn viele Theile in einer Verbindung stehen, worinn eine bewegende Kraft, nach gewissen Regeln, und nach der Art der Verbindung, gewisse Veränderungen hervorbringt. Ja, man mag sagen, daß die Welt, ob sie gleich nur eine ganze Maschine ausmacht, dennoch wiederum aus Millionen, theils größern, theis kleinern Maschinen zusammengesetzt sey. Woher kömmt es aber, daß wir, ohne den Nutzen und Gebrauch einer Maschine für Lebendige zu wissen, gar keinen Begriff haben, was ein jedes für eine Maschine, und welcher Art sie sey? Daher, weil in allein dem Leblosen, was an einer Maschine ist, in aller Figur, Zusammensetzung und räumlichen Bewegung, noch das Eine nicht enthalten ist, welches ihr Wesen, ihre Art und Beschaffenheit, geschweige ihre Wirklichkeit, bestimmen kann, und womit sodann alles übrige übereinstimmt. Der Nutzen für die Lebendigen kann allein den Grund der wesentlichen Beschaffenheit und Einrichtung einer leblosen Maschine bestimmen, folglich allein erklären, was und welcher Art sie sey, warum sie da ist, warum jedes in ihr so, und nicht anders, ist. Daher fließt

der

der Gebrauch, welchen Lebendige von der Maschine machen sollen, in den Begriff ihres Wesens, in die Erklärung oder Definition der Maschine mit hinein. Wer den Gebrauch der Maschine noch nicht weis, der weis auch nicht, was es für eine Maschine sey. Man versuche es, eine Uhr, eine Mühle, Pumpe, u. s. w. zu erklären; so wird man finden, daß es unmöglich ist, ohne einen gewissen Gebrauch für Lebendige zu nennen, einen Begriff von jeder zu haben, oder denselben einem andern beyzubringen.

Lasset einem Hottentotten den Gebrauch und Nutzen einer Uhr unbekannt seyn; weist ihm aber dennoch alles übrige, die inwendige Triebfeder, die Kette, Räder, kurz, alle Theile und deren Zusammenfügung; ich will noch mehr sagen, thut ihn bey einem Uhrmacher in die Lehre, daß er selbst mit der Zeit Uhren verfertigen kann: dennoch behaupte ich, so lange ihr ihm nicht sagt, wozu die Maschine nutzet und gebraucht wird, so weis der Hottentotte noch nicht, was seine Uhr für ein Ding sey; er kennt das Wesentliche, den Grund ihrer Wirklichkeit und aller Beschaffenheit noch nicht. Denn, wenn der Nutzen nicht vorher von dem ersten Werkmeister, als möglich, gedacht wäre; so wäre die Uhr nimmer zur Wirklichkeit gekommen, noch auf solche Art eingerichtet und bestimmt worden.

Mit den natürlichen Maschinen verhält es sich nicht anders, als mit den Kunstmaschinen. So lange wir derselben Gebrauch und Nutzen in der Verknüpfung der Dinge nicht wissen, müssen wir gestehen, daß wir nicht das Wesentliche derselben, sondern nur ihr Aeußerliches, kennen. Die alten Zergliederer wußten daher nicht, was sie aus der Leber und Milz für Dinge machen sollten, weil ihnen die Verrichtung und der Nutzen derselben

ben im menſchlichen Körper unbekannt war. Und wenn unſere neuen Zergliederer in der Zerlegung von allerley Thieren auf ſolche Gefäße kommen, deren Gebrauch ſie aus der Aehnlichkeit mit andern bekannten nicht errathen können; ſo geſtehen ſie ganz aufrichtig, ſie wiſſen nicht, was es für ein Gefäß ſey. Dagegen ſind uns Augen, Ohren, Magen, Samengefäße, Bährmutter, Harnblaſe, imgleichen die Kiefen der Fiſche, die Spiegelpunkte der Inſekten, u. ſ. w. bekannte Theile, weil wir deren Amt und nützliche Wirkung erforſcht haben, und ſie dadurch erklären können.

Es iſt wahr, wenn wir andere Dinge in der Natur ſehen, deren Nutzen und erſten Grund ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit wir nicht erfinden können, daß wir uns, aus Noth, mit ihrer bloßen äußerlichen Geſtalt begnügen, und ſie darnach bezeichnen; aber es wird ſich auch niemand rühmen, daß er dadurch das Weſentliche derſelben kenne. Bey andern Dingen, als Pflanzen, Kräutern und Blumen, ſehen wir den nächſten Nutzen ihrer Gefäße ein; jedoch nur ſo, daß er noch in der lebloſen Natur und dem Pflanzenreiche ſelbſt eingeſchränkt bleibt. Unterdeſſen wird auch niemand ſagen, daß dieſe Gewächſe um ihrer ſelbſt willen ſind; oder daß er ſie nun ſchon nach ihrer Verknüpfung mit andern Dingen in der Natur kenne. Daß alſo Wurzeln, Saftröhren und Rinde zur Annehmung und Umtreibung der Nahrung, dieſe zur Auswickelung der Knoſpen, Blätter und Blüthe, dieſe wiederum zur Anſetzung und Vergrößerung der Frucht, die Frucht abermals zur Erhaltung des Samens für eine neue Pflanze dienen; ſo bleiben wir doch noch in einem Zirkel, der lebloſen Pflanze, das iſt, wir kennen den Samen daran, daß er dieſe Pflanze, und wiederum die Pflanze, daß ſie dieſen Samen, und dieſer abermal eine neue Pflanze derſelben Art,

und

und ſo ferner eins ums andere in Ewigkeit erzeugen. Was kömmt da heraus? war die Pflanze für ſich nothwendig? genießt ſie ihres eigenen Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit? oder kann ſie der übrigen lebloſen Welt zu Statten kommen? Wenn wir alle Kräuter und Pflanzen kennten, wie der Bauer Gras, Haber, Roggen, Weizen, Gerſten, Erbſen, Bohnen, wie mancher Mohr und Wilde die dienſamen Geneſemittel für Fieber, Krebsſchaden, Quetſchungen, und Gift, wie die Thiere aller Art ihr Futter kennen; ſo wüßten wir was mehrers und wichtigers von dem Pflanzenreiche, in ſeiner Verknüpfung mit dem vornehmſten Theile der Natur, als unſer Botanici uns durch die radices, folia, calices, corollas, ſtamina, piſtilla, pericarpia, ſemina, zu erkennen geben. So wie die Natur im Thierreiche von uns Menſchen durch alle mögliche Arten und Stufen, bis zu dem Geringſten herunter ſteigt, und jedem ſeine Nahrung und Nothdurft ſchafft: ſo harmoniret auch das Pflanzenreich durch alle Stufen damit, daß kein Kraut, keine Pflanze iſt, welche nicht mit einer gewiſſen Art Thiere ihrem Geruche, Geſchmacke, ihrer Nahrung und ihren Nothdurftsmitteln übereinſtimmte. Und ſo ferne ſind ſie überhaupt als Maſchinen anzuſehen, die zum Wohl der Lebendigen hervorgebracht ſind.

Selbſt das Ganze, die große Weltmaſchine, muß ſo betrachtet werden. So ferne ſie an ſich leblos iſt, und keine innere Vollkommenheit, keinen Grund ihrer Wirklichkeit und beſtimmten Beſchaffenheit in ſich ſelbſt hat; ſo muß ſie nicht allein von einem andern Weſen, ſondern auch um eines andern, um der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf alle Weiſe beſtimmt ſeyn. Und wer die Welt kennen will, was ſie für ein Ding ſey, der muß dieſen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklärung und zu ihrem weſentlichen Begriffe zie-

hen, weil er den Grund aller Beschaffenheit der Welt, und selbst aller Natur und mechanischen Bewegungsgesetze in sich hält; sonst weis er noch nicht mehr von der Welt, als der Hottentotte von der Uhr.

§. 10.

Daß dieser Schluß von der Welt seine gute Richtigkeit habe, erweist der Augenschein. Man braucht dazu keine sonderbare Sternkunde und Naturwissenschaft, vielweniger eine abgesonderte metaphysische Vorstellung. Wir dürfen die Welt nur betrachten, wie sie in der That ist, und sich unsern Sinnen darbietet. Da sehen wir alsobald die ganze Anlage und Einrichtung des großen Weltbaues, welche eine sehr einfache Aehnlichkeit in allen Haupttheilen und deren Ordnung und Bewegung in sich hält: nämlich eine unzählbare Menge lichter und zum Theile finsterer Kugeln, welche in einem unermeßlichen Aether ihre ordentliche Bewegung halten.

Daß nun diese allgemeine Einrichtung des großen Weltbaues, in allen Stücken, mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme, ist leicht zu erkennen. Der dünne, flüßige und durchsichtige Aether ist für sich geschickt, Licht und Wärme überall durch die ganze Welt zu verbreiten; und mithin, da beides den Lebendigen so nöthig ist, die ganze Welt wohnbar, lebhaft und fruchtbar zu machen; auch zugleich denen, die eines verständigen Erkenntnisses fähig sind, einen Abriß des großen und mannichfaltigen Baues aus einer erstaunlichen Ferne zu weisen, welchen sie zu vielerley höhern Nutzen anwenden können. Die leblosen Weltkörper hergegen haben an sich des Lichts zu ihren Bewegungen nicht nöthig; sie können ihren Weg im Finstern finden;

ja

ja das Licht iſt ſich ſelbſt finſter und unſichtbar, das Feuer und die Wärme fühlet ſich nicht.

In dieſem weiten Aether liegt die grobe und feſtere Materie nicht in einem ungeheuren wüſten Klumpen zuſammen; ſondern ſie iſt in unzählige große Körper oder Kugeln vertheilt, welches mehr Oberfläche, und folglich mehrern Platz zur Wohnung giebt, auch zur Abſonderung verſchiedener möglichen Gattungen von Thieren bequem iſt; die in einerley Luft, Wärme und Nahrung nicht alle bey einander auf einer Kugel ſeyn konnten; nun aber, nach der Verſchiedenheit ihrer Natur, auch verſchiedene Wohnplätze, und alſo alle Raum in der Welt finden. Eben der Aether macht, ungeachtet ſeiner Dünnigkeit, die feſteſte Zwiſchenmauer zwiſchen den großen Weltkörpern, daß ſie nicht aus ihrem Orte weichen, und in einander fallen können; giebt aber dennoch den beweglichen Inſeln, in ihrem Laufe und Drehen, eine ungehinderte Bahn. Und der Abſtand der getheilten Kugeln iſt ſo groß, daß ſie ſich an einander nicht ſtoßen, noch mit ihrem Drucke und Einfluſſe hindern. Alles dieſes ſtimmt damit überein, daß es beſtändige Wohnungen der Lebendigen ſeyn und bleiben können. Das Gegentheil eines jeden Umſtandes würde eine Verwirrung geben, die zwar der lebloſen Welt einerley wäre; aber alle lebendige Geſchöpfe, wenn ſie ſchon ſicher wohnten, wieder zerſtörte und ausrottete.

Die Figur der feſten Welttheile iſt allenthalben, ſo viel man wahrnehmen kann, kugelhaft, und nicht, wie man etwa von einem ungefähren Zuſammenlaufe der Urſtoffen vermuthen mögte, eines dieſer, das andere jener, und dabey unordentlichen Figur. Wir wiſſen aber von unſerem Erdballe nunmehro, daß eine Kugel, vermöge der allgemeinen Schwere, auf allen Seiten

wohnbar iſt; und wir können leicht nachdenken, daß eine jede andere, auch ſonſt regelmäßige Figur, die feſten Körper der Welt, zum Bewohnen, entweder ganz, oder doch größten Theils, ungeſchickt machen würde; daß folglich die Kugeln zum Bewohnen die allergeſchickteſten ſind, und die ganze Welt ſo ferne wohnbar machen.

Dieſe Kugeln ſind theils licht, theils finſter. Eine von den lichten iſt unſere Sonne, und die Fixſterne ſind ihr ähnlich, und für eben ſo viel Sonnen zu achten. Gleichwie ſich aber um unſere Sonne ſechs Hauptplaneten, welche finſter ſind, und um den Saturnus, Jupiter und die Erde noch andere Nebenplaneten oder Monden herum wälzen *): ſo glaubt heutiges Tages ein jeder Sternkundiger, daß alle Fixſterne am Himmel überhaupt, eben wie unſere Sonne, ihre Planeten um ſich haben, welche ſie herum drehen, erleuchten und wärmen. Es läßt ſolches die übrige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Einrichtung der Welt nicht anders denken. Und warum ſollte auch unſere Sonne, unter allen Fixſternen, der einzige ſeyn, zu dem ſich alle lichtsbedürftige Körper in der ganzen Welt geſellet hätten? Wenn bey uns ein beſtändiger Tag wäre, ſo würden wir die Welt ſehr klein halten, und meinen, daß ſie bloß aus Sonne, Mond und Erde beſtünde. Wir haben es alſo der Nacht und Finſterniß, die mit dem Tage wechſelt, zu danken, daß wir die Welt in ihrer Größe und Mannichfaltigkeit beſſer kennen, und auch die übrigen Planeten um unſere Sonne und ſo viele tauſend Sterne ſehen. Hergegen macht es die Finſterniß und Ferne der Planeten um die Fixſterne, daß jene uns mehrentheils unſichtbar ſind. Jedoch zeigen ſich zuweilen neben den Fixſternen ſonſt nicht geſehene Sterne, die nach Verlaufe einiger Zeit wieder ver-

verſchwinden, und alſo vielleicht finſtere Irſterne ſeyn können; die mithin auch durch Erfahrung beſtätigen, daß ſich gleichfalls um jene Sonnen finſtere Planeten herum wälzen; zu geſchweigen, daß die Cometen, welche nach ihrer Erſcheinung in vielen Jahren nicht wieder zu Geſichte kommen, nichts anders ſind, als finſtere Weltkörper aus entfernten Himmelsgegenden, die ihren beſondern Lauf haben.

Man muß ſich alſo alle Fixſterne in der Welt als lauter Sonnen, und um jeden derſelben eine Anzahl wirbelnder Erdballen oder Planeten vorſtellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und gewärmt werden: ſo überſieht man den ganzen Bau der Welt, und erkennet zugleich in der erſtaunlichen Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Haupttheile die einförmige Uebereinſtimmung zur Wohnbarkeit für die Lebendigen. Denn, daß ein jeder Planet eine Erde ſey, und Einwohner tragen könne, daran wird heutiges Tages kein vernünftiger Menſch zweifeln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum man die Sonne und die Fixſterne zu brennenden Schwefelpfuhlen und Todtenmeeren oder gar zu lauter Höllen macht. Ich ſehe ſie als electriſirende Maſchinen an, welche Licht und Wärme geben können, ohne ſelbſt zu brennen, oder auſſerordentlich heiß zu ſeyn; wozu ich aus den natürlichen Verſuchen und Beobachtungen guten Grund zu haben vermeine [1]). Und ſo erblicke ich auch in dieſer Hälfte der Welt die allgemeine Uebereinſtimmung der Natur, daß ſie nicht weniger, als ihre Planeten, zum Aufenthalte gewiſſer Lebendigen dienen könne: und daß den Sonneneinwohnern die Planeten nicht weniger zu Statten kommen, als den Einwohnern der Planeten ihre Sonnen.

*) [Herr Herſchel hat uns nun ſchon jenſeits des Saturns den ſiebenten Planeten, und um dieſen auch ſeine Monden entdeckt.]

das bey ihr in der That und Wahrheit finde, was Spinoza geschlossen hat. Da zeigt sich offenbar, daß der Mann in seinem Gehirne eine ganz andere Welt erbauet, als wirklich ist; und daß er, aus seinen willkührlich zusammen gesetzten Begriffen, der Welt etwas andichtet, was sich in ihr ganz anders verhält.

Der Begriff einer körperlichen Welt, die an sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß auf allen Kugeln Lebendige wohnen, und wohnen können, der ist es, welcher, der Erfahrung und dem Augenscheine gemäß, ächt und wahr ist. Und dieser Begriff hat allerdings eines andern Begriffes nöthig, um zu verstehen, theils daß lebendige Thiere darinn entstanden sind, theils daß die übrige leblose Welt mit der Lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinstimme. Denn, wenn wir uns nichts anders, als die Welt selbst, vorstellen, so läßt sich nicht begreifen, woher die Thiere in derselben sind, weil sie allerdings haben entstehen müssen, und doch keine Kraft in der ganzen Welt und Natur gefunden wird, wodurch sie hätten entstehen können. Desgleichen ist in der übrigen Welt, so ferne sie leblos ist, der Grund ihrer Wirklichkeit und ihrer Beschaffenheit, Einrichtung, Natur und Uebereinstimmung nicht zu finden; vielweniger ist zu gedenken, daß sich die Thiere eine Welt, nach ihrem Sinne und ihrer Nothdurft, bereitet, und ihr die Kräfte gegeben hätten. Wenn also der Begriff eines andern Wesens außer der Welt nöthig ist, um mit Verstand und Wahrheit zu begreifen, daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, und daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimme; so ist die Welt nicht das selbständige Wesen, oder, nach der Sprache des Spinoza, nicht die einzige Substanz, nicht Gott [3b]).

[2]) Ben. de Spinoza in Opp. post. Ethic. Defin. III.

[3]) Id.

§. 11.

Von unserer Erde wissen wir besonders, daß sie durch die Bewegung um ihre Axe Tag und Nacht bekömmt, und durch die Wälzung um die Sonne in einem schrägen Kreise Jahrszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, wie auch die Ungleichheit von Tagen und Nächten, erhält. Jene Bewegung verursacht, daß nicht die eine Halbkugel in beständiger Finsterniß und Kälte, diese beständig in Licht und Wärme bleibt, welches die ganze Kugel unwohnbar machen würde; sondern daß Licht und Schatten wechselsweise, durch solch Drehen, der ganzen Kugel und deren Einwohnern zu Statten kommen. Die andere Bewegung aber bringt der Erde, durch veränderte Witterung, die Fruchtbarkeit, und macht sie nicht nur in den heißen, sondern auch kältern Erdstrichen wohnbar. Daß aber auch diese tägliche und jährliche Bewegung, welche unserer Natur so zuträglich ist, der Bahn und Geschwindigkeit nach, beständig einerley bleibt, und so viele tausend Jahre herdurch nicht gewankt hat, das hat alle Geschlechter der Thiere, die jemals auf dem Erdboden gewesen sind, erhalten.

Die übrige Einrichtung des Erdbodens kömmt gleichfalls den Thieren alle Wege zu Statten. Der Mond leuchtet uns auch des Nachts, bringt Ebbe und Fluth zuwege, und giebt eine Richtschnur der Zeit. Der dickere Luftkreis bricht die Lichtstrahlen zum Mittelpunkte, und vermehrt die Wärme: außer, daß solche Luft durch ihre Pressung und Bewegung zur Festigkeit der Körper, zum Wachsthume der Pflanzen, und zum Leben der Thiere, und tausenderley anderm Guten, vieles beyträgt (1b). Das Wasser unsers Erdbodens führt und nähret an sich Millionen Arten von Thieren; es dünstet aber auch aus, schwebet in dem dicken Luft-

kreise, wird durch die Winde vertheilt, und fällt im Regen, Thau und Schnee, zur Befruchtung des Landes, und zum Getränke der Thiere, herunter. Die Berge dienen besonders, die Feuchtigkeiten aus der Luft einzusaugen, zu verwahren, zu seigen, und klare Brunnen, Bäche, Ströme und Seen zu geben, welche die ganze Erdfläche wässern, und das übrige schiffbar machen.

Wie vollkommen alles übrige auf dem Erdboden mit der Bewohnung der Lebendigen übereinstimme, erhellet daraus, daß fast nirgend auf dem Lande oder im Wasser ein Räumchen übrig geblieben ist, wo es nicht von Lebendigen, mancherley Art, wimmelte. Dieses eine will ich nur erwähnen: Da der Geschmack und die Natur so vieler und mancherley Thiere tausendfältig unterschieden ist, so findet sich doch für jedes eine Pflanze, Frucht, Wurzel oder andere Nahrung, die ihm schmeckt und bekömmt, und zwar in der Gegend, deren Luft und Wärme es vertragen kann. Ja, wenn besonders Thiere sind, die nur ein einzig Kraut essen, und lieber todt hungern, als etwas anders anbeißen; siehe, so findet sich auch da, wo solche Thiere sind, dieses Kraut, das mit ihrer Zunge und ihrem Magen übereinstimmet. Demnach ist für tausendfältige Zungen und Körper, von ganz verschiedenem Geschmacke und verschiedener Natur, auch tausendfältige, jedem angenehme und dienliche Nahrung bereit.

[1b] [Neuere Bemerkungen haben noch gelehrt, daß in dem Dunstkreise ein gewisser besonderer Theil von Luft enthalten sey, welcher eigentlich durchs Othemholen zur Erhaltung des thierischen Lebens nöthig ist, und daher Lebensluft heißt, so wie eben derselbe, da er gleichfals die Flamme nährt, auch Feuerluft genannt wird. Daß ferner diese Lebensluft, durch Ausdünstung der Pflanzen, mittelst des Sonnenlichts, ersezt werde:

werde: (S. Jegen-Houß Schriften) und daß ſie, durch Winde vertheilt, ſich immer und überall auf dem Erdboden in dem dienlichen Verhältniſſe, ohngefähr zum Drittheile der gemeinen Luft des Dunſtkreiſes, erhalte. (S. Scheelens Erfahrungen, deſſen Abhandl. von Luft und Feuer durch Leonhardi beygefügt S. 271. u. f.) Ein mehrers würde das Leben zu ſchnell verzehren und jede Flamme fürchterlich machen.]

§. 12.

Ob uns nun zwar von der beſondern Einrichtung der übrigen Planeten nicht viel bekannt iſt; ſo findet ſich doch dasjenige, was bisher davon entdeckt iſt, alles dem Nutzen der Lebendigen gemäß. Unſer nächſter Nachbar, der Mond, iſt zwar nur ein Nebenplanet; allein ſeine Oberfläche ſieht durch Ferngläſer einer Landcharte ganz ähnlich, darinn das Weiße fürs Land, das Dunkele fürs Waſſer zu halten; zumal, da man ſo gar Berge, und deren beweglichen Schatten auf dem Lande, und in den Seen Inſeln bemerkt hat. Er hat ſeine Tage und Nächte, und ſeine Jahrszeiten; ſeinen Dunſtkreis *), und folglich Thau und Regen: unſere Erde iſt ihm ein großer Mond.

Die Hauptplaneten, Jupiter und Saturnus, haben ihre Monden, jener vier, dieſer fünfe, und dazu einen breiten Ring um ſich; welches bloß alles den Lebendigen zu Gute kommen kann, die, bey der gewaltigen Entfernung von dem Sonnenlichte, dadurch deſto mehreres Licht erhalten. Man hat in der Venus, dem Mars und Jupiter, veränderliche Flecken wahrgenommen, und man muß daraus ſchließen, daß es Wolken ſind, die in ihrem Dunſtkreiſe aufſteigen, und in Regen wieder herunter fallen, und daß folglich Land und Waſſer in dieſen Planeten ſey; welches auch ihre beſtändigen Flecken beweiſen. In der Venus ſind ſogar Berge zu ſehen. Von eben dieſen Planeten weis man aus dem Umlaufe ihrer

beſtän-

beſtändigen Flecken die Zeit, in welcher ſie ſich um ihre eigene Axe drehen, und folglich Tag und Nacht haben. Der Saturnus iſt nur zu weit von uns, und der Mercurius der Sonne zu nahe, als daß man ihre Flecken ſehen, und daraus ihren Umlauf beſtimmen könnte. Jedoch iſt gar nicht zu zweifeln, daß ſie, eben ſo wie die andern Planeten, Tag und Nacht haben; da ſie gewiß alle um die Sonne herum gehen, und alſo ihre Jahre und Jahrszeiten halten.

Alle ſechs [oder ſieben] Planeten, und zehn [oder, ſo weit man bisher entdeckt hat, vierzehn] Nebenplaneten, ſind demnach lauter wohnbare Erden, und die ganze Welt enthält an feſten Körpern nichts anders, als lauter unzählbare Wohnhäuſer für Lebendige, darinn es ihnen an Licht, Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, an Wechſel von Tag und Nacht, von Frühlinge, Sommer, Herbſte und Winter, an ſüßer Empfindung, Augenweide, Wohlſchmacke, Harmonie und zärtlichen Reizungen, und ſo weit jedes deſſen fähig iſt, an Unterrichte und Ergötzung des Verſtandes, an Muſtern der Weisheit und Kunſt, an Bewegungsgründen zur Tugend und Sittſamkeit, mit einem Worte, an Luſt und Glückſeligkeit, nach eines jeden Art, eben ſo wenig, als auf unſerm Erdboden, fehlen kann.

*) Was von der Planeten, und beſonders von des Mondes Aehnlichkeit mit unſerer Erde in der Bewohnung geſagt iſt, habe ich hier als Wahrſcheinlichkeiten angenommen, die ſchon von den meiſten Mathematicis und Phyſicis, ja ſogar Theologis anerkannt werden, und ſo ſtarke Gründe vor ſich haben, daß ihnen ſchwerlich gleich ſtarke werden entgegen geſetzt werden können. Wer in dergleichen Dingen, die ſo weit von uns entfernt ſind, nichts wollte gelten laſſen, als was er klar mit ſeinen Augen ſehen könnte, und z. B. die Einwohner der Planeten bloß deswegen läugnete, weil ſie ihm kein Fernrohr entdeckt, der würde dem menſchlichen Erkenntniß

barten wieder für Grund habe; ſo hängt er abermals von ihren Nachbarn ab, und dieſes geht in einem fort, durch die ganze körperliche Welt, und iſt folglich ein jedes nur wegen der äußern Bedingung ſeiner Nachbarn an dem Orte, wo es iſt. Und mich verlangt zu wiſſen, ob man dieſe äußere Bedingung von einem Theile zum andern, vom andern zum dritten, vom dritten zum vierten, und ſo weiter ins Unendliche ſchieben kann. Das wäre meines Erachtens ſo viel, als gar keinen Grund von dem Orte geben; und dazu eine unendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperlichen Welttheile ſetzen **).

*) [Könnte denn nicht (ſagt man) Alles durch ſich ſelbſt beſtimmt ſeyn und beſtehen, wie es ſich mit der mathematiſchen Nothwendigkeit verhält? — Man erwäge doch nur, was die mathematiſche Nothwendigkeit ſagen will. Es iſt ja nichts anders, als die bloſſe ſpeculative Anwendung der in ſich ſelbſt gegründeten allgemeinen Sätze der Einſtimmung und des Widerſpruchs auf vollſtändig deutliche Vorſtellungen und Vorausſetzungen. Dadurch gelangt aber keine dieſer Vorſtellungen, kein Zirkel oder Viereck, keine Größe oder Zahl zur Wirklichkeit. Die Gewißheit der Mathematik erſtreckt ſich deshalben auch nur auf abgeſonderte Vorſtellungen, deren vollſtändiger Inhalt im Verſtande beſtimmt iſt, ſo daß dabey nichts mehr oder weniger im Gegenſtande enthalten ſeyn kann, welches jene Anwendung unſicher machen würde. Will man weiter damit gehen und von Verhältniſſen urtheilen, die wir nicht vollkommen einſehen oder erwägen, ſo fallen wir leicht in Irrthümer. Z. B. — auch bey ſinnlichen räumlichen Gegenſtänden — Ein Kubikzoll Gold und ein Kubikzoll Silber zuſammengeſchmolzen machen zwey Kubikzoll. Ein Körper fällt in einer Sekunde 15½ Fuß; folglich in zwey Sekunden 31 Fuß. Beides wird falſch befunden — Es iſt alſo klar, daß die Nothwendigkeit mathematiſcher Wahrheiten und eine innere Nothwendigkeit, vermöge welcher die eingeſchränkten abhängigen Wirklichkeiten beſtehen ſollten, in gar keine Vergleichung geſetzt werden kann. Erſt muß eine wirkende Urſache, eine Kraft da ſeyn, welche die Linien eines Vierecks gezogen oder dargeſtellt hat, ehe etwas Wirkliches daraus erfolgen kann.]

daß der Mond keinen Luftkreis habe. Dieſen großen Männern will ich nicht ſo wohl andere groſſe Männer, die ich nennen könnte, als vielmehr die Beobachtungen der gänzlichen Sonnenfinſterniſſe von 1706, und 1715, welche Derham Aſtrotheol. VII. B 3. C. aus den Philoſ. Trans. n. 306. zum Beweiſe anführt; und der annularis eclipſis ſolaris 1748. 25 Jul., woraus Herr Euler in der Hiſt. de l'Acad Roy. de Berlin im J. 1748. p. 103. die Atmoſphæram lunæ ſchließt; imgleichen der immerſionis und emerſionis Saturni mit ſeinem annulo, ad angulos rectos lunæ, welche Herr Sam. Dunn in den Philoſoph. Transact. Vol LII. P II. n. 94. p. 578 ſq. beſchreibt und in Kupfer vorſtellt, entgegen ſetzen. Bey allen dieſen Wahrnehmungen ſtreiten die Erſcheinungen für die Atmoſphæram lunæ: ſo ferne ſie in der Sonnenfinſterniß die Strahlenbrechung und ein Nebenlicht am Rande des Mondes, ja die Ausdehnung der Sonnenhörner über ihren Zirkelkreis; und in dem Ein- und Austritte der Planeten hinter dem Monde eine Veränderung der Geſtalt mit einer ungebührlichen Verweilung, deutlich ſehen ließen. Vielleicht haben dennoch die gegenſeitigen Beobachter auch recht geſehen, und es braucht nur eine Betrachtung, ſie mit einander zu vergleichen. Ein ſehr geſchickter holländiſcher Mathematicus und Obſervator cœli, Herr Nicolaas Struyk giebt uns in ſeiner Inleiding tot de algemeene Geographie, benevens eenige ſterrekundige en andere Verhandelingen, Amſt. 1740 4. 1. Deel, 2. Afdeeling, pag. 65. — 76. een Onderzoek over de Maans Atmoſphere of Dampkring, und zugleich ein Licht zur Harmonirung beiderley Beobachtungen. Er tritt denen bey, welche aus dem Aufhalten der Sterne am Rande des Mondes, wenn ſie ſchon ſollten bedeckt ſeyn, die Atmoſphæram ſchlieſſen; und ſagt, daß dem nicht entgegen ſey, wenn ſich die Sterne nicht allemal ſo am Rande verweilen, weil die hohen Berge im Monden, welche über deſſen niedrige Atmoſphæram giengen, den Stern, der etwa da einträte, ohne Verweilen bedeckten, dagegen ſich der Stern zu verweilen ſcheine, wenn er bey einer Fläche des Mondes, wo die Atmoſphæra merklich iſt, eintritt. Ich erinnere mich dabey, daß unſer berühmter Herr Profeſſor Käſtner, wie er noch in Leipzig war, eine ähnliche Bemerkung bei der Bedeckung des Jupiters durch den Mond gehabt, die im Hamb. Magazin VIII Band p 57 ſqq. ſteht. Er ſelbſt hat den Jupiter nur beym Austritte beob-

beobachtet, da er als ein unförmlicher Klumpe aussah, als wenn sich ein Berg vom Monde abgesondert hätte; je weiter er sich aber vom Monde entfernte, desto förmlicher und runder ward er, bis man endlich auch drey seiner Trabanten sehen konnte. Der Herr Baumann hingegen hatte eben auch in Leipzig bloß den Eintritt gesehen, da Jupiter völlig und scharf rund, auch von Farben befreyt gewesen. Indem sie beiderseits über die widrige Erscheinung bestürzt sind, kömmt Herr Gärtner, ein fleißiger Beobachter des Himmels, dazu, und erzählt ihnen, ohne von ihren Beobachtungen zu wissen, daß er den Eintritt, wie Herr Baumann, den Austritt, wie Herr Kästner, gesehen. Es ist nur der Unterschied zwischen Herrn Struyks und Kästners Erklärung, daß dieser es aus den Dünsten, welche damals zufällig im Monde, an der Seite des Austrittes vom Jupiter, aufgestiegen seyn müßten, herleitet. Wir sehen denn doch einen Weg vor uns, da wir die Wahrheit nicht aus den Augen verlieren können, und uns durch die widrigen Erscheinungen auf der andern Seite nicht irre machen lassen dürfen. Der Dunstkreis des Monden hat also auch in der Erfahrung seinen guten Grund; und die übrige vielfache Aehnlichkeit mit unserm Erdboden, da er Berge und Thäler, Länder und Meere enthält, und des Wechsels von Tagen und Nächten, Wärme und Kälte genießt, läßt uns kaum zweifeln, daß von seiner Oberfläche Dünste in die Höhe steigen müssen. [Auch aus den neuesten Beobachtungen der Herren Herschels und Schröters muß man einen Dunstkreis des Monden folgern, der sich nur nicht weit erstreckt — Um den Saturn hat Herschel noch den sechsten und siebenten Trabanten oder Mond entdeckt, welche dem Planeten näher als die übrigen sind. Die Beobachtungen zeigen auch, daß der Saturn sowohl als Jupiter, mit einem Dunstkreise umgeben sey. Philos. Trans. Vol. 80. p. 1. 15.]

§. 13.

So ist denn offenbar genug, daß alles, was in der körperlichen Welt ist, die Materie, deren Eintheilung, Figur, Eigenschaft, Zusammenfügung, Kräfte, Bewegungsgesetze und Veränderungen, alles mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme. Die Erfahrung und der

Augen-

Augenschein bewährt demnach, was ich aus dem Begriffe der Lebloſigkeit geſchloſſen hatte, daß die Welt, als leblos, und als Maſchine betrachtet, keine innere Vollkommenheit, keinen Mittelpunkt, womit alle ihre Beſchaffenheit übereinſtimmet, in ſich ſelbſt haben könne, mithin von einem andern Weſen, und um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht ſeyn müſſe. Auch ſind die Begriffe, welche ich zum Grunde gelegt, nämlich von dem Lebendigen und Lebloſen, der Maſchine, der innern und äußern Vollkommenheit, alle von wirklichen Dingen abgeſondert, und enthalten alſo nichts Willkührliches oder Erdichtetes, ſondern bloß, was ſich in den Dingen außer uns wirklich befindet.

Spinoza hingegen, der ganz anders von der Welt gedacht, ſetzt in ſeinen Gedanken willkührliche Begriffe, nach willkührlichen Bedeutungen der Wörter, zuſammen; darinn dasjenige, was er ſich zu beweiſen vorgenommen hatte, ſchon verborgen liegt. Dadurch wird nicht allein das Bewieſene ſelbſt willkührlich und unbewieſen; ſondern es iſt auch ſo beſchaffen, daß es der Erfahrung und der wirklichen Welt widerſtreitet.

Eine Subſtanz, ſpricht er [2]), iſt dasjenige, was in ſich ſelbſt iſt, und durch ſich ſelbſt begriffen wird; das iſt, deſſen Begriff keinen Begriff eines andern Dinges nöthig hat, aus welchem er gefaſſt werden müſſe. Ferner [3]): Durch das Wort Gott, verſtehe ich dasjenige, was ſchlechterdings unendlich iſt, das iſt, eine Subſtanz, die aus unendlichen Eigenſchaften beſteht, deren jede ein ewiges unendliches Weſen ausdrücket. Daraus ſchließt er: Alles, was iſt, iſt in Gott, und nichts kann außer Gott ſeyn, oder gedacht werden. Das

heißt

heißt so viel: Die Welt ist die einzige Substanz, welche ich (zum Scheine) Gott nenne, und außer derselben ist nichts.

Beide Erklärungen sind nicht allein dunkel, zweideutig, willkührlich, und wider allen Gebrauch der Wörter, sondern auch in sich irrig, wenn man sie so versteht, wie sie verstanden werden müssen, daß der Schluß daraus folgen kann. Denn in der ersten Erklärung wird schon erschlichen, daß **Seyn**, und **Selbständig seyn**; **in sich selbst seyn**, und **durch sich selbst begriffen werden**, einerley, und stets mit einander verknüpft sey. In sich selbst ist jede Substanz; aber daraus folgt nicht, daß sie auch durch sich selbst begriffen werde, oder keinen Begriff eines andern Dinges nöthig habe, um zu verstehen, daß sie sey, und daß sie so, und nicht anders, sey: das ist, es folgt nicht, daß eine jede Substanz selbständig sey. In der andern Erklärung nimmt er willkührlich und irrig an, daß **unendlich seyn**, und (der Zahl nach) **unendliche Eigenschaften haben**, das ist, alle Eigenschaften alles dessen, was ist, in eins, und in sich allein haben, einerley sey: imgleichen, daß alle Eigenschaften alles dessen, was ist, ihrer Wirklichkeit nach, ewig und nothwendig seyn. Was macht der Mann denn für ein Blendwerk mit seinen mathematischen Beweisen, wenn er das, was er beweisen will, schon in seinen ersten Begriffen willkührlich zum Grunde legt?

Wenn man nun seinen wahren Schlußsatz, daß die Welt die einzige Substanz sey, nach seiner Erklärung versteht, nämlich, daß sie durch sich selbst begriffen werde, und daß kein anderer Begriff nöthig sey, um sich eine Erklärung von der Welt zu machen; so sehe man nur die wirkliche Welt nach der Erfahrung an, ob sich

das bey ihr in der That und Wahrheit finde, was Spinoza geschlossen hat. Da zeigt sich offenbar, daß der Mann in seinem Gehirne eine ganz andere Welt erbauet, als wirklich ist; und daß er, aus seinen willkührlich zusammen gesetzten Begriffen, der Welt etwas andichtet, was sich in ihr ganz anders verhält.

Der Begriff einer körperlichen Welt, die an sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß auf allen Kugeln lebendige wohnen, und wohnen können, der ist es, welcher, der Erfahrung und dem Augenscheine gemäß, ächt und wahr ist. Und dieser Begriff hat allerdings eines andern Begriffes nöthig, um zu verstehen, theils daß lebendige Thiere darinn entstanden sind, theils daß die übrige leblose Welt mit der lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinstimme. Denn, wenn wir uns nichts anders, als die Welt selbst, vorstellen, so läßt sich nicht begreifen, woher die Thiere in derselben sind, weil sie allerdings haben entstehen müssen, und doch keine Kraft in der ganzen Welt und Natur gefunden wird, wodurch sie hätten entstehen können. Desgleichen ist in der übrigen Welt, so ferne sie leblos ist, der Grund ihrer Wirklichkeit und ihrer Beschaffenheit, Einrichtung, Natur und Uebereinstimmung nicht zu finden; vielweniger ist zu gedenken, daß sich die Thiere eine Welt, nach ihrem Sinne und ihrer Nothdurft, bereitet, und ihr die Kräfte gegeben hätten. Wenn also der Begriff eines andern Wesens außer der Welt nöthig ist, um mit Verstand und Wahrheit zu begreifen, daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, und daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimme; so ist die Welt nicht das selbständige Wesen, oder, nach der Sprache des Spinoza, nicht die einzige Substanz, nicht Gott [3b]).

[2]) Ben. de Spinoza in Opp. post. Ethic. Defin. III.

[3]) Id.

Warum müßte sie die erste, ewige, selbständige und vollkommenste Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts bliebe, und nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit wirkte, auch von den Wirkungen außer sich nichts empfände?

Zweitens, sind die Kräfte jedes Dinges, in den kleinen sowohl als großen Welttheilen, von dem Verhältnisse der Kräfte ihrer Nachbarn abhängig. Wenn nun diese Abhängigkeit ohn Ende in einem fortgehen sollte, so wäre eine äußere Abhängigkeit der ganzen Natur da, die doch von Nichts außer der Natur abhienge, und sich auf Nichts gründete. Es muß also eine höhere Kraft außer der Welt und Natur seyn, von welcher sie abhängt: und so ist sie nicht schlechterdings nothwendig.

Drittens, stehen die Kräfte der ganzen Welt in einer Verbindung und Einstimmung mit einander. Diese Uebereinstimmung aber steckt nicht in den Kräften an und für sich. Denn, betrachtet man sie einzeln; so enthält keine derselben das Daseyn oder die Beschaffenheit der andern; keine weis von der andern, oder von deren Vorhaben. Nehmen wir sie aber alle zusammen gefasst schon als wirklich an; so folgt auch noch nicht daraus, daß sie zusammen übereinstimmen müssen; sondern eben dieselben Kräfte könnten auch wider einander streiten, wenn nur ein anderer Ort eines jeden Dinges, oder eine andere Ordnung unter allen gesetzt würde; welches man, vermöge der Naturgesetze selbst, als möglich annehmen muß. Dann würde eben diese Natur der Dinge auch wider sich selbst wüten, und alles in ein wüstes Chaos verwandeln können. Folglich zeigt die Natur, so ferne sie eine Uebereinstimmung mit sich selbst hat, die nicht in ihr selbst gegründet ist, daß sie

noch das andere, durch ihr Weſen beſtimmt, und alſo ihre jetzige Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht ſchlechterdings nothwendig. Sie iſt von einem andern Weſen zur Wirklichkeit gebracht, und ihre Beſchaffenheit durch eben daſſelbe beſtimmt worden. Und weil beides ſeinen Grund, außer ihr und ihrem Werkmeiſter, in den Lebendigen hat, um deren willen ſie hervorgebracht, und mit ſolchen Eigenſchaften verſehen iſt, die mit dem Wohl der Lebendigen übereinſtimmen; ſo iſt ſie auch von ihrem Werkmeiſter nicht aus Nothwendigkeit ſeines Weſens, ſondern unter der äußern Bedingung geſchaffen, daß ſie den Lebendigen zum bequemen Wohnplatze dienen ſoll; da ſie ſonſt nicht ſeyn, oder für andere Arten der Lebendigen anders eingerichtet ſeyn würde. Es verhält ſich nicht anders mit ihr, als mit einer jeden Maſchine, deren Daſeyn und Einrichtung weder in ihr ſelbſt, noch in ihrem Werkmeiſter, nothwendigen Grund hat, ſondern ſich bloß auf die geſuchte Uebereinſtimmung mit dem Nutzen der Lebendigen gründet.

Ich weis nicht, was ſich einige Leute unter einer **Nothwendigkeit** vorſtellen, oder vor Zeiten vorgeſtellt haben. Denn ſie ſcheinen faſt ein von allen Dingen abgeſondertes, und für ſich beſtehendes Weſen daraus zu bilden, das die Dinge durch ſeine allerhöchſte Macht, und durch ein ewiges, fatales, unbedingtes Muß, ſeyn heißt, und nur auf eine einzige Weiſe möglich macht. Bey ihnen iſt alſo nicht die Möglichkeit, ſondern die Nothwendigkeit, das erſte, welches ſich von einem Dinge, oder vielmehr vor allen Dingen gedenken läßt; und nichts halten ſie für möglich, als was ſchlechterdings nothwendig iſt. Dergleichen, außer und wider das Weſen der Dinge, angenommene Nothwendigkeit iſt eben ſowohl ein eiteles Hirngedicht, ein leerer Schall und Abgott, als der bloße Zufall, oder eine abgeſonderte

derte Natur. Alle Nothwendigkeit, die nicht in den Dingen ſelbſt oder deren Urſachen liegt, die ohne und wider die Eigenſchaften und das Weſen der Dinge gedacht wird, hat keinen Grund, und iſt ein Blendwerk *).

Was iſt aber offenbarer, als daß die unbedingte Nothwendigkeit von der körperlichen Welt ohne und wider ihr Weſen und ihre Eigenſchaften angenommen werde? Nur unter der beſagten äuſſern Bedingung kann allein alles, was an ihr iſt, nothwendig heißen. Wenn dieſe Bedingung nicht wäre, oder anders wäre, ſo könnte ſie für ſich, und ihrer ſelbſt halber, entweder gar nicht, oder auch anders ſeyn.

Wir ſind vermögend, aus einer jeden Maſchine die Beſchaffenheit der ganzen Welt zu beurtheilen. Die Maſchine beſteht aus einer gewiſſen **Materie**: die Welt auch. Die Materie der Maſchine genießt ihres Daſeyns nicht: die körperliche Welt eben ſo wenig. Es hätte eine andere und mancherley Materie zu der Maſchine dienen können; ein jedes Stück des Metalles einer Art, und auch verſchiedene Art von Metall zu dieſer Uhr: ſo auch in der Welt. Der Regentropfen, welcher dieſe Pflanze wäſſert und nähret, iſt es nicht allein, der ſie hätte nähren können: ein jeder war dazu geſchickt; und eine jede Materie von gleicher Schwere und Feſtigkeit hätte das Innere der Erde ihrenthalben ausfüllen können. Betrachten wir die **Größe** und Vielheit der Materie, daraus eine Maſchine beſteht; ſo liegt in der Materie derſelben ſelbſt kein Grund der beſtimmten Größe. Denn kein Theil weis von ſeinem Nachbarn etwas, und eines Gegenwart ſchließt die andere nicht nothwendig in ſich; es giebt kleine, es giebt große Uhren. Desgleichen laſſen ſich in der Welt Lilliputter und Brobdinjaker, eine Erde, eine Welt im

kleinen, und auch gröſſer gedenken, wenn nur alles dieſelbe Proportion hätte; oder es könnte alles übrige in der körperlichen Welt in ſeinem Gange bleiben, und doch keine lebendige Seele, kein Thier darinn ſeyn. Die Eintheilung einer Maſchine hat in ihrer Materie und ihrem Weſen keinen zureichenden Grund: eine jede Materie kann auf tauſendfältige Art getrennt und getheilt werden. So iſt demnach in der lichten und finſtern Materie der Welt, an und für ſich, nichts, das eben ſo viele, und nicht mehrere Sonnen und Planeten erforderte. Was beſtimmt die Figur der Theile einer Maſchine? Kann eine jede Materie nur einerley Figur haben? oder hat ſie von ſelbſt die Figur, welche der Maſchine zukömmt? Die Figur der Welttheile iſt eben ſo wenig durch die Materie ſelbſt, oder nothwendig beſtimmt. Hat ſich doch die Figur der Erdfläche, nach aller Geſtändniß, geändert. Und gehen nicht unſere neuen Weltbaumeiſter mit ihren Cometen, als der Zimmermann mit ſeiner Art, um, den groſſen Welttheilen eine beliebige Figur zu geben? Der Ort eines jeden Theils der Maſchine iſt ihm an und für ſich gleich, und die Ordnung und Zuſammenfügung ſteckt nicht in ihrer Materie und ihren Kräften; ja, nachdem die Theile ſchon zuſammen gefügt ſind, ſo verändern ſie doch ihre Lage gegen einander, können aufgehalten oder fortgerückt, können gar wieder aus einander genommen werden. In der Naturlehre überhaupt iſt es auch ein ausgemachter Satz, daß ein jedes Ding ſeinen Ort verändern könne, und nicht nothwendig an einem Orte ſey. Ein jeder gegenwärtiger Ort eines jeden Dinges hat nicht in ihm ſelbſt allein, ſondern hauptſächlich in ſeinen Nachbarn Grund, das iſt, in dem Verhältniſſe und Gleichgewichte ſeiner Kräfte, zu den Kräften der benachbarten Theile; ſonſt wird es von einem zum andern fortgeſtoſſen. Und fragt man, was der Ort der benachbarten

barten wieder für Grund habe; so hängt er abermals von ihren Nachbarn ab, und dieses geht in einem fort, durch die ganze körperliche Welt, und ist folglich ein jedes nur wegen der äußern Bedingung seiner Nachbarn an dem Orte, wo es ist. Und mich verlangt zu wissen, ob man diese äußere Bedingung von einem Theile zum andern, vom andern zum dritten, vom dritten zum vierten, und so weiter ins Unendliche schieben kann. Das wäre meines Erachtens so viel, als gar keinen Grund von dem Orte geben; und dazu eine unendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperlichen Welttheile setzen **).

*) [Könnte denn nicht (sagt man) Alles durch sich selbst bestimmt seyn und bestehen, wie es sich mit der mathematischen Nothwendigkeit verhält? — Man erwäge doch nur, was die mathematische Nothwendigkeit sagen will. Es ist ja nichts anders, als die blosse speculative Anwendung der in sich selbst gegründeten allgemeinen Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs auf vollständig deutliche Vorstellungen und Voraussetzungen. Dadurch gelangt aber keine dieser Vorstellungen, kein Zirkel oder Viereck, keine Größe oder Zahl zur Wirklichkeit. Die Gewißheit der Mathematik erstreckt sich deshalben auch nur auf abgesonderte Vorstellungen, deren vollständiger Inhalt im Verstande bestimmt ist, so daß dabey nichts mehr oder weniger im Gegenstande enthalten seyn kann, welches jene Anwendung unsicher machen würde. Will man weiter damit gehen und von Verhältnissen urtheilen, die wir nicht vollkommen einsehen oder erwägen, so fallen wir leicht in Irrthümer. Z. B. — auch bey sinnlichen räumlichen Gegenständen — Ein Kubikzoll Gold und ein Kubikzoll Silber zusammengeschmolzen machen zwey Kubikzoll. Ein Körper fällt in einer Sekunde 15½ Fuß; folglich in zwey Sekunden 31 Fuß. Beides wird falsch befunden — Es ist also klar, daß die Nothwendigkeit mathematischer Wahrheiten und eine innere Nothwendigkeit, vermöge welcher die eingeschränkten abhängigen Wirklichkeiten bestehen sollten, in gar keine Vergleichung gesetzt werden kann. Erst muß eine wirkende Ursache, eine Kraft da seyn, welche die Linien eines Vierecks gezogen oder dargestellt hat, ehe etwas Wirkliches daraus erfolgen kann.]

**) [Ueber

**) [Ueber den Grund der Stellung oder Verbindung aller verschiedenen Theile, welche zu ihrer bestimmten Wechselwirkung erfodert war, schleicht der Verfasser des Systeme de la Nature leise hin, da er P. I. c. 2. p. 24 sagt „Ce mouvement est une suite necessaire des loix immuables, de l'essence et des propriétés inhérentes aux élémens divers, et aux *combinaisons* variées de ces élémens". Ja, er urtheilt gegen sich selbst, da er gleich darauf hinzusetzt: „N'est on pas encore en droit de conclure, qu'il peut y avoir une infinité d'autres combinaisons, capables de produire des mouvemens différens dans la matiere, sans qu'il soit besoin pour les expliquer de recourir à des agens plus difficiles à connoître que les effets, qu'on leur attribue"? Denn, da doch mehrere Stellungen möglich waren, und da der Grund dieser bestimmten nicht in den Theilen selbst liegt, so muß er doch wohl in einer Ursache ausser ihnen gesucht werden, wir mögen nun die Natur derselben und die Art ihrer Wirkung begreiffen oder nicht. Aber diese combinaisons, proportions, compositions, werden immer schon vorausgesetzt, wie p. 29. u. f. f].

§. 15.

Endlich muß die liebe **Natur** eine Nothhelferinn werden. Weil alles in der ganzen körperlichen Welt natürlich zugeht, und natürlicher Weise nichts anders entstehen kann, als was wirklich geschieht; so, schließt man, sey alles schlechterdings nothwendig. Allein, es ist leicht zu sehen, daß aus dem vorausgesetzten zu viel geschlossen werde. Wenn gleich zugestanden würde, daß alles in der Welt natürlich zugeht, und, was natürlich zugeht, nicht anders seyn könne; so folgt doch keine unbedingte Nothwendigkeit, sondern nur eine bedingte mechanische Nothwendigkeit daraus. Denn, wenn ich einmal eine gewisse Maschine, mit bestimmter Zusammenfügung der Theile und Kräfte, setze, und überlasse sie denn ihr selbst, ohne von außen was darinn zu ändern; so geht auch in der Maschine alles natürlich zu, und kann, vermöge der Kräfte und ihrer Regeln in der Ver-

Verbindung der Theile, unmöglich etwas anders darinn entſtehen, als wirklich entſteht. Dennoch aber iſt dieſes, was entſteht, nicht ſchlechterdings nothwendig; ſondern es hängt von einem Werkmeiſter und dem Nutzen der Menſchen ab. Ich meine aber, daß ich eben daſſelbe von der ganzen lebloſen Welt und Natur ſo offenbar erwieſen, als möglich iſt. Woher will man denn das Gegentheil von der Natur erhärten?

Wenn wir die Natur in dieſer Abſicht beſonders unterſuchen wollen; ſo iſt wohl zuvörderſt nöthig, den Begriff deutlich zu beſtimmen, welchen man mit dieſem Worte verknüpfet. Denn es ſcheint, als ob man noch nicht aufhöre, unter dieſem Schleier eine Iſis zu verheelen, das iſt, unter einem unbeſtimmten und ſchwebenden Worte ein Unding für Etwas, eine verborgene Beſchaffenheit (qualitatem occultam) für eine Urſache anzugeben.

Wer klare Begriffe ſucht, kann durch das Wort Natur nichts anders, als die weſentliche Kraft einer jeden wirklichen Subſtanz, verſtehen. Dieſe Bedeutung iſt dem Sinne der Alten, und jedes gemeinen Mannes, geſchweige vernünftiger Weltweiſen, gemäß †). So haben Sonne, Mond, Sterne, Mineralien, Pflanzen, Thiere, ja jedes Stäubchen in der Welt, ihre beſondere Natur, oder eine jedem eigene und von andern unterſchiedene Kraft zu wirken. Erfahrung und Weltweisheit lehren, daß des einen Dinges Kraft und Natur dem andern entgegen ſeyn, und deſſen Bemühen widerſtreben könne. Die ganze Welt, im Großen und Kleinen, beſteht aus lauter gegen einander arbeitenden Kräften. Dieſes beweiſt genugſam, daß wir eigentlich ſo viel verſchiedene Naturen in der Welt, als verſchiedene wirkliche Subſtanzen erkennen müſſen,

und daß es in der That nicht eine einzelne Kraft sey, die alles in allen natürlich wirket.

Weil jedoch alle diese widrigen Kräfte in der Welt durch eine weise Verknüpfung zur Uebereinstimmung gebracht sind, und so ferne auch die ganze Welt zum Eins machen, und als ein solches erhalten; so nimmt man auch die ganze Sammlung aller besondern Kräfte in der Welt, wegen dieser Uebereinstimmung, für Eins, und nennet sie entweder schlechthin **Natur**, oder die **ganze Natur**, naturam rerum vniuersam. Diese Uebereinstimmung so vieler Kräfte hat aber weder in den einzelnen Kräften, noch in allen zusammen genommen, Grund: weil eine jede der andern Daseyn nicht in sich schließt noch erkennet; alle zusammen genommen aber ganz wild und streitend wirken würden, wenn sie eine andere Ordnung hätten. Ihre Uebereinstimmung hebt demnach den wirklichen Unterschied so vieler Millionen Kräfte eben so wenig auf, als man den Unterschied so vieler Millionen Menschen oder Soldaten aufhebt, wenn man sie alle mit den Wörtern, **der Mensch**, **der Soldat**, zusammen fasset. Ein jeder einzelne Mensch in der Welt behält doch für sich seine eigene Natur, oder sein Naturell, ob er gleich mit andern in einer Verbindung und Gesellschaft steht; und ein jeder Kerl in dem Kriegsheere hat seine Stärke für sich, ob er sie gleich, nach eines Winke, mit allen andern vereint und einstimmig anwendet.

Hieraus ist leicht zu erkennen, daß das Wort Natur sehr gemisbraucht, ja zum leeren Tone wird, wenn man darunter, ich weis nicht was für eine einzige Kraft der Welt versteht, die alles in allen wirken soll, von allen Dingen unterschieden ist, und doch weder von einer Seele der Welt, noch außer derselben, von Gott her-

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

§. 1.

Wir können also, vernünftiger Weise, mit unserm Forschen nach der ersten Ursache, bey der Welt und deren Natur nicht stehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen ursprünglich erzeugt haben, noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur ist folglich nicht das erste, selbständige, ewige, nothwendige Wesen; sondern solches muß außer der Welt seyn *), und die Welt in Absicht auf die Lebendigen hervorgebracht haben.

Dieses selbständige, ewige, nothwendige Wesen, welches die ganze Welt, und darinn die leblosen Dinge um der Lebendigen willen, geschaffen hat, ist es, was wir mit dem Worte, Gott, andeuten. Es ist also ein Gott, und wir können unserer gesunden Vernunft, ohne den Begriff von einem solchen Wesen, nicht einmal in den gemeinsten Erfahrungen, von unserm Ursprunge, und der körperlichen leblosen Welt außer uns, Genüge thun.

Wollen wir nun die Eigenschaften dieses erhabenen Wesens, von dem die ganze Welt, und wir selbst mit allen Lebendigen abhängen, weiter erforschen; so stehen

*) [Der Verfaſſer des berüchtigten Syſtème de la Nature merkt ſelbſt, daß er ſich dieſem Vorwurfe ausſetze, ein bloßes Wort, oder einen abgezogenen Begriff für ein eigenes wirkſames Weſen anzunehmen. Er wollte es zwar von ſich ablehnen, da er P. I. c. 1. p. 11. ſagt: „Je ne prétends point perſonnifier cette Nature, qui eſt un être abſtrait: mais j'entends, que l'effet, dont je parle, eſt le réſultat néceſſaire des propriétés de chaqu'un des êtres, qui compoſent le grand enſemble, que nous voyons„. Aber man ſiehet leicht, daß er ſich in der That nicht entſchuldigen kann, ſondern nur ein Wort für das andere in die Stelle ſetzt. So finden wir es überall in dieſem wortreichen Werke; Z. B. p. 10. Le réſultat de l'aſſemblage des différentes matieres — la ſomme totale — le grand tout — le ſyſteme general, u. ſ. f. — Im 5 Cap. ſagt er — „Nous ne pouvons douter, que la Nature ne ſoit très-puiſſante et très-induſtrieuſe", und *Voltaire* (Dict philoſ. Art. Cauſes finales) antwortet ſehr wohl, „Je m'entiens là. Celui, qui eſt aſſez puiſſant et induſtrieux pour former l'homme et le monde eſt Dieu. Vous admettez Dieu malgré vous."]

§. 16.

Wenn wir nun die Kräfte der Dinge in der Welt, es ſey einzeln oder vereint und zuſammen genommen, betrachten; ſo kann ihnen, und alſo der Natur, aus vielen Urſachen, keine andere, als eine bedingte Nothwendigkeit zukommen. Denn erſtlich ſind dieſe Kräfte der Materie, als deren weſentliche Eigenſchaft, wie die Materie ſelbſt, leblos. Wenn nun die lebloſe Materie ſelbſt nicht nothwendig wirklich iſt, ſondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht ſeyn muß; ſo ſind auch derſelben Kräfte oder Natur, zugleich in und mit der Materie auf gleiche Weiſe, um der Lebendigen willen hervorgebracht. Was kann eine lebloſe blinde Kraft, die ſich ihres Bemühens nicht bewußt iſt, ſondern der alle Wirkung ihres Bemühens gänzlich einerley wäre, für ſich ſchlechterdings nothwendig machen?

Warum

*) [Die Ausdrücke — auſſerweltlich, hyperphyſiſch, — täuſchen nur durch einen Doppelſinn. Denn: einmahl verſteht man unter der Welt nur das Sichtbare und Fühlbare, oder die Reihe deſſen, was in die Sinne fällt. So ſagt man mit Recht — Gott iſt von der Welt verſchieden: aber nicht, daß er keinen Einfluß auf dieſelbe habe. — Nimt man aber die Welt, oder die Natur, für den Zuſammenhang von allem was da iſt; ſo gehören allerdings auch die Kräfte, d.i. die kraftbeſitzende Weſen, durch welche die ſinnlichen Erſcheinungen hervorgebracht werden, und ſelbſt die Urkraft, aus welcher alles entſpringet, mit zur Welt, oder zum Ganzen. Alles, Kraft und Wirkung, Selbſtändiges und Abhängiges, iſt unzertrennlich und nothwendig mit einander verbunden — Wenn man alſo ſagt — Die Gottheit ſey auſſerweltlich, ſo heißt dies nur, daß ſie nicht mit zur Reihe der Erſcheinungen gehöre. So kann ich ſagen — die Feder der Uhr, als ein beſonderes kraftäuſſerndes Ding, iſt vom gehenden Werke weſentlich verſchieden, oder gehört nicht zur Reihe des Räderwerks: aber zum Ganzen der Uhr gehört ſie doch allerdings — Von einem Orte der Gottheit, in oder auſer der Welt, ſollte gar nicht die Rede ſeyn. Denn ein Ort bezieht ſich nur auf die Erſcheinung der Ausdehnung, und dieſe nur auf die Form unſerer Sinnlichkeit. Es wird nämlich damit nur das Verhältniß verſchiedener Gegenſtände nach deren Beziehung auf unſer Gefühl oder Geſicht, nicht aber das Verhältniß der Dinge an ſich ſelbſt angezeigt. Ohne Vorausſetzung jener Sinne fände keine Vorſtellung vom Raume Statt: Denn das reine Wahrnehmen der Verſchiedenheit von Gegenſtänden bringt die Vorſtellung des Auſſereinanderſeyns nicht mit ſich. Auch dem Gehöre kommt ſie eigentlich nicht zu. Die zugleich erregten Töne in einer Harmonie erkennt ein geübtes Ohr als verſchiedene Empfindungen, ohne darin etwas räumliches darzuſtellen, welches aber ein Blindgebohrner, der alles auf die Bewegung ſeiner Finger bezieht, hineinmiſchen würde. Denkende Weſen mit andern Werkzeugen müſten ſich demnach daſſelbe Verhältniß von Gegenſtänden ganz anders vorſtellen — Wenn wir alſo ſagen — Gott iſt allgegenwärtig, ſo heißt dies nur — Er wirkt auf Alles. Um aber nicht bey Unkundigen den Begriff von einer Ausdehnung damit zu vermiſchen, mögte man lieber ſagen — Alles iſt Ihm gegenwärtig].

nicht schlechterdings nothwendig sey, sondern von einem andern Wesen außer sich diese Uebereinstimmung erhalten habe.

Viertens, weil jede Wirkung der Kraft, die in jedem Theile der Welt ist, von seinen benachbarten abhängt; so setzt die ganze Natur eine gewisse Stellung und Ordnung der Theile voraus, welche eher gedacht werden, und wirklich seyn mußte, ehe eins ins andere, und so wie jetzt, wirken konnte. Da also die Natur von etwas abhängt, welches eher, als sie selbst, zu setzen ist, und welches in sich selbst nicht einmal nothwendig ist; so kann die Natur nicht schlechterdings nothwendig seyn.

Fünftens, setzen auch alle Regeln der Kräfte, wornach die Natur, es sey in Körpern oder Seelen, wirket, eine Bedingung voraus; keine ist in sich und schlechterdings nothwendig; keine läßt sich geometrisch beweisen. Man nehme in den Körpern die Regeln einer anziehenden oder ausdehnenden Kraft, oder alle beide, oder was man sonst für Gesetze der Bewegung in der Erfahrung gegründet sieht, woraus alle Begebenheiten in der Natur herzuleiten sind: es sind doch keine solche ewige und in sich selbst nothwendige Wahrheiten, als daß zweymal zwey viere sey, oder daß ein Dreyeck drey Winkel habe, welche zwey rechten gleich sind. Man muß außer den Regeln der Naturkräfte, ja außer der Materie selbst, immer etwas annehmen, woraus man versteht, warum die Regeln so, und nicht anders sind *). Sie leiden daher auch nur eine äußere Uebereinstimmung und äußere Vollkommenheit, und können bloß um der Lebendigen willen, folglich unter einer Bedingung, nothwendig seyn. Selbst die Regeln, wornach sich so manche Seelen ganz verschiedener Art richten, sind

nicht

nicht anders nothwendig, als in ſo ferne ſie eine gewiſſe Art des Lebens und der Glückſeligkeit zum Ziele haben. Wenn wir aber ſetzen, daß dieſe, daß jene mögliche Art des Lebens und der Glückſeligkeit hat ſollen zur Wirklichkeit kommen; ſo verſtehen wir erſt, warum ein jedes Thier ſolche Natur bekommen hat, und ſich in ſeinen Handlungen nach dieſen Regeln richtet; warum die Spinne ein Netz webet, warum der Vogel ein Neſt bauet, warum die Schildkröte ſich gegen den Winter vergräbt u. ſ. w. Unter der Bedingung einer gewiſſen Lebensart waren jedem die Regeln und Fertigkeiten ſeiner Natur, ſo und nicht anders zu handeln, nöthig; in ſich ſelbſt und ſchlechterdings ſind ſie nicht nothwendig.

Sechſtens, die Misgeburten, welche zwar ſelten, aber jedoch zuweilen in der Welt wirklich entſtehen, nebſt andern größern Unfällen, von Ueberſtrömungen, Erdbeben, Orcanen, Unfruchtbarkeit, Menſchen- und Viehſterben, lehren uns, daß alles dieſes natürlicher Weiſe möglich iſt. Wenn nun dieſes allerdings nach den Regeln der Kräfte in der Zuſammenfügung der Welt geſchieht; ſo folget, daß auch eine Ordnung und Regel in der Natur möglich ſey, wodurch mehrmals, ja allezeit, dergleichen Unfälle zur Wirklichkeit gebracht würden; folglich ſind die gegenwärtigen Regeln und Ordnung der Natur nicht ſchlechterdings nothwendig.

*) Leibniz Eſſais de Theodicée, §. 345. *J'ay découvert en même temps, que les loix du mouvement, qui ſe trouvent effectivement dans la nature, et ſont verifiées par les experiences, ne ſont pas à la verité abſolument demonſtrables, comme ſeroit une propoſition Geometrique, mais il ne faut pas auſſi, qu'elles le ſoient. Elles ne naiſſent pas entierement du principe de la neceſſité, mais elles naiſſent du principe de la perfection et de l'ordre;*

elles

elles ſont un effet du choix et de la ſageſſe de Dieu. Je puis demontrer ces loix de pluſieurs manieres mais il faut toûjours ſuppoſer quelque choſe, qui n'eſt pas d'une neceſſité abſolument Geometrique. De ſorte que ces belles loix ſont une preuve merveilleuſe d'un Etre intelligent et libre, contre le ſyſteme de la neceſſité abſolue et brute de Strabon ou de Spinoza.

§. 17.

Inzwiſchen zeigt die Erfahrung, daß die jetzt angeregten Unfälle nur ſehr ſelten entſtehen, und alſo bloße unumgängliche Abfälle von Regeln ſeyn müſſen, welche ſonſt durchgehends zu der Lebendigen Beſten übereintreffen. Alle Kräfte der körperlichen Welt und alle Regeln der Bewegung ſind, vermöge unläugbarer Erfahrung, wirkſame Urſachen von dem Wohl der Lebendigen. Die ganze körperliche Natur iſt, ohne ihr eigen Wiſſen, ohne ihre Empfindung oder ihr Vergnügen, zu unſerm Nutzen ſtets geſchäfftig und arbeitſam, und ſie hätte ſich, wenn ſie den größten Verſtand hätte, keine beſſere Maaßregeln dazu nehmen können.

Die Meßkünſtler und Naturkündiger neuerer Zeit haben ein Großes gethan, daß ſie die Geſetze der Bewegung, welche die Natur am Himmel und auf der Erde beobachtet, theils ſchon entdeckt, theils weiter zu erforſchen auf der Spur ſind. Allein, man wird aus allem, was entdeckt iſt, leicht einſehen, daß der Grund aller der Geſetze in dem Wohl der Lebendigen enthalten ſey. Die Geſetze, welche **Kepler, Newton, Leibnitz,** in den Bewegungen der Planeten beobachtet, ſind eben diejenigen, welche uns Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit gewähren. Das Geſetz der Schwere giebt unſerer Erdkugel die Feſtigkeit, und macht ſie auf allen

Seiten

Seiten wohnbar. Und die Wasserwagsregeln ergießen uns die Ströme und Seen über den ganzen Erdboden, und machen ihn schiffbar. Die Spannung und übrige Beschaffenheit der Lufttheilchen ist das Mittel zur geschwinden Fortpflanzung des Lichts und Schalles, des Wachsthums der Pflanzen und des Lebens der Thiere. Der Bruch der Lichtstralen und ihre Zurückprellung, nebst allen optischen Regeln, geben uns tausend Vortheile im Sehen. Es wäre aber der Mühe werth, daß ein verständiger Mann alle die Gesetze der Natur, welche uns die Meßkunst und Naturlehre an die Hand giebt, auf die Weise deutlich und umständlich erklärte, daß ein jeder den vielfachen Nutzen, welcher dadurch den Lebendigen geschafft wird, und den Schaden, welchen eben dieselben haben würden, wenn die Regeln anders wären, begreiflich erkennen könnte.

Diese Betrachtung füllet die große Lücke, welche wir noch in der Weltweisheit haben, und verknüpft nicht allein die Meßkunst mit der Naturlehre, sondern auch die Naturlehre mit der Metaphysik, die wirkenden Ursachen mit den Endursachen; und zeigt den ganzen Zusammenhang der Dinge aus einer Quelle der Vollkommenheit und Weisheit. Es ist allerdings vernünftig, daß man die Wirkungen selbst aus sichern Erfahrungen lerne; und daß man den nächsten Grund der Wirkungen in den wirkenden Ursachen und deren Kräften und Regeln suche: allein, es ist auch nicht weniger vernünftig, wenn die wirkenden Ursachen und deren Regeln nicht in sich und schlechterdings nothwendig, und nicht durch sich selbst verständlich sind, sondern eine Bedingung voraus setzen, warum sie so wirken, daß man darnach forsche; weil sonst unserm Verstande kein Genüge geschieht, so lange er keinen zureichenden Grund findet.

Dasjenige, um deswillen ein Ding ist oder geschieht, nennet man eine Endursache oder Absicht. Da nun die körperliche Welt und ihre Natur keine innere Nothwendigkeit ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit hat, sondern von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn muß; so müssen wir nicht allein eine wirkende Ursache, von welcher die Welt hervorgebracht ist, sondern auch eine Endursache oder Absicht dieser Wirkung annehmen, und dieselbe in dem Wohl der Lebendigen suchen, wo wir anders unserm Verstande durch zureichenden Grund Genüge thun wollen *).

*) [Giebt es denn allgemeine Wahrheiten? Können wir mit unserm Verstande allgemeine Wahrheiten einsehen? — Können wir damit weiter reichen als die Erfahrung anweiset? — Allgemeine Wahrheiten sind die in sich selbst gegründet sind und sich also auf jeden Gegenstand erstrecken müssen — Seyn und Nicht seyn, So und anders seyn sind Fälle, die sich einander, und also alle Wirklichkeit aufheben, oder in Nichts zerfallen — Der Satz der Einstimmung. — Ein Ding ist das was es ist, enthält, was es enthält, und was zusammen bestehen soll muß zusammenstimmen oder des Widerspruchs — Seyn und Nicht seyn, so seyn und nicht so seyn, kann unter einerley Bedingung nicht Statt finden — sind also nothwendige Wahrheiten, nicht allein in Ansehung unsers Verstandes, sondern in Ansehung selbst der Natur aller möglichen Dinge. Sie werden nicht erst durch unsern Verstand bestimmt, sondern dieser muß sich nach ihnen richten, weil seine Kraft ihnen angemessen ist, so wie das Auge nach den Regeln des Lichts eingerichtet seyn muß, wenn es sehen soll; nicht aber verschiedene Augen auch verschiedene Gesetze des Lichts zu Stande bringen könnten. Daß wir sie also einsehen, entspringt unmittelbar aus der Natur unserer Vernunft, als welche auf dem Vermögen des Vergleichens beruhet. Das Vergleichen aber erstreckt sich ja über alles, was ist, seyn kann, oder nur vorausgesetzt wird. Es müssen also diese Sätze für jeden Verstand gelten, d. i. für jedes Vermögen das, was man wahrnimt oder denkt, zu unterscheiden. Man kann demnach auch nicht

nicht ſagen, daß wir dieſe Einſicht der Geſetze des Denkens nur aus der Erfahrung abziehen. Man betrachte nur den Unterſchied der Erfahrungsſätze, Z. B. der Geſetze der Mechanik, oder der Naturkräfte. Hundert und hundert Erfahrungen geben keine Gewißheit des Allgemeingültigen. Z. B. Die Anziehung wirkt nach Verhältniß der Maſſen: dennoch zieht ein kleiner Magnet ſtärker an als die ganze Erdkugel. Schwerere Körper ſinken in leichtern flüßigen: doch ſiehe! das Gold kann in einer leichten Flüßigkeit ſchwimmen. Von jenen allgemeinen Wahrheiten aber wiſſen wir zuverſichtlich a priori, daß ſie ohne Ausnahme gelten müſſen, und nur deswegen weil ſie ſich in allen Gegenſtänden, darüber wir urtheilen, d. i. die wir vergleichen, unmittelbar darbieten müſſen, läſſt ſich das Gegentheil davon nicht gedenken. Eben deswegen können wir ſie auch weiter als die Erfahrung reicht anwenden, ohne leere Hirngeſpinſte zu machen, indem wir urtheilen, was mit dem wirklich wahrgenommenen zuſammenſtimme oder nicht, und alſo ſich ſo oder anders verhalten müſſe. Die Gewißheit der Mathematik beruhet auch nur auf dieſen nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten. Der Mathematiker muß ſie bey allen ſeinen Beweiſen und Schlüſſen zum Grunde legen, die alle auf nichts hinaus lieffen, wenn nicht nothwendig Einſtimmung wahr, und Widerſpruch falſch ſeyn müſte. Mittelſt jener Grundſätze aber kann er eben ſo ſicher von ſeinen Vorausſetzungen urtheilen, als von dem was er vor Augen ſiehet, und kann mehr daraus folgern, da jede Wahrnehmung doch nur einen beſondern Fall, und keinen allgemeingeltenden Satz geben würde. Ja, wir können ſagen, daß der Mathematiker auch den Satz des zureichenden Grundes, oder des beſtimmten Verhältniſſes von Urſache und Wirkung, annehmen müſſe. Denn, wenn etwas ohne Grund ſo oder anders ausfallen könnte, ſo mögte auch wohl die Figur, die mit demſelben Halbmeſſer um einen Punkt gezogen wird, nicht allemahl Zirkelrund werden. — Der Satz des zureichenden Grundes, oder der Cauſalität, hängt, wenn wir ihn entwickeln, in der That mit dem des Widerſpruchs zuſammen. Wir verſtehen nämlich darunter, daß alles was nicht ſelbſtändig iſt, nothwendig auch nur unter einer gewiſſen Bedingung exiſtiren, oder davon abhangen müſſe. Setzt man, daß etwas nicht ſelbſtändiges ohne zureichenden Grund oder Urſache exiſtiren könne; ſo ſagt man, daß unter einerley Bedingung ein

doch nicht blos unter dem Empfundenen oder Wahrgenommenen Statt; sondern auch unter diesem und dem was damit zusammenhängt, oder was ihm widerspricht. So können wir also aus dem Wahrgenommenen mit Grunde urtheilen, was dem zufolge weiter seyn, oder nicht seyn muß. 2) Können wir auch Voraussetzungen von Gegensätzen machen, und darnach urtheilen, daß dieses nicht seyn kann; folglich jenes seyn muß. So schließt auch der Mathematiker auf Verhältnisse, die er nicht in der Erfahrung vor sich hatte. Daß es mögliche Erfahrungen sind, kann nicht den Grund zu allgemeingültigen Folgerungen geben, sondern blos die in sich gegründeten Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs, die nicht erst durch Erfahrung Wahrheit werden und auch ausser aller Erfahrung sicher bleiben — So schliessen wir also auch, nach den eingeprägten Gesetzen unserer Vernunft, aus allen Wirkungen, die wir in der erscheinenden Welt, sowohl in uns selbst als ausser uns wahrnehmen, auf einen ersten Grund der Ordnung, welcher nicht in den Kräften der einzelnen Wesen enthalten seyn kann, nämlich auf das Daseyn eines selbständigen Wesens, das nicht Wirkung, nicht abhängig, sondern die Quelle von Allem ist. Diese Folgerung ist demnach keine blosse Voraussetzung eines Zusammenhanges in Gedanken, sondern sie muß auf ein wirkliches thätiges Wesen treffen, da aus dessen Kraft Wirkung fliesset. Freilich können wir von der innern Natur und den Eigenschaften dieses Wesens nichts begreifen, sondern nur von Verhältnissen urtheilen. Das ursprüngliche Wissen und selbständige Wirken der Gottheit hat auch mit unserm mittelbaren, abbildlichen, successiven Denken, und unserm abhängigen Wollen und Wirken gewiß keine innere Aehnlichkeit. Wenn wir also von Eigenschaften Gottes reden so bedeutet es nur, daß sich seine Aeusserungen zu dem wir wahrnehmen und folgern können, so verhalten, als w Verstand, Weisheit, Macht, Güte, Vorsicht neh wir eingestehen, daß diese menschliche Eigensch dem Grade nach, sondern auch in Ansi Beschaffenheit und ihres Grundes, nämli den selbständigen Kraft der Gott

§.

Wenn nun alles, w in seinem einzigen selb

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

§. 1.

Wir können also, vernünftiger Weise, mit unserm Forschen nach der ersten Ursache, bey der Welt und deren Natur nicht stehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen ursprünglich erzeugt haben, noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur ist folglich nicht das erste, selbständige, ewige, nothwendige Wesen; sondern solches muß außer der Welt seyn *), und die Welt in Absicht auf die Lebendigen hervorgebracht haben.

Dieses selbständige, ewige, nothwendige Wesen, welches die ganze Welt, und darinn die leblosen Dinge um der Lebendigen willen, geschaffen hat, ist es, was wir mit dem Worte, Gott, andeuten. Es ist also ein Gott, und wir können unserer gesunden Vernunft, ohne den Begriff von einem solchen Wesen, nicht einmal in den gemeinsten Erfahrungen, von unserm Ursprunge, und der körperlichen leblosen Welt außer uns, Genüge thun.

Wollen wir nun die Eigenschaften dieses erhabenen Wesens, von dem die ganze Welt, und wir selbst mit allen Lebendigen abhängen, weiter erforschen; so stehen

uns nur zween Wege offen. Wir können verſuchen, was aus dem erſten Begriffe von Gott durch genaue Vernunftſchlüſſe zu erkennen iſt; wir können auch ſeine Vollkommenheiten in ſeinem Werke, als einem ſinnlichen Spiegel der göttlichen Kräfte und Eigenſchaften, wahrnehmen. Wenn beides ſeine zureichende Klarheit und Deutlichkeit hat, und mit einander übereinſtimmt; ſo werden wir deſto ſicherer ſeyn können, daß wir uns von einem ſo unermeßlichen Weſen, mit unſerer ſchwachen Vernunft, wenigſtens keine falſche Vorſtellung gemacht haben, wenn ſie gleich ſehr unvollkommen ſeyn wird.

Es bleibt zwar unſerm Verſtande, zumal in Dingen, die ſo erhaben und von dem Sinnlichen ſo entfernt ſind, vieles verborgen, wie und auf was Weiſe dieſes und jenes beſchaffen oder möglich ſey: allein ein Zweifel, der bloß auf Mangel der Einſicht und auf Unwiſſenheit gegründet iſt, hat gegen klare und deutliche Einſicht der Einſtimmung oder des Widerſpruchs keine Statt. Wenn wir ſo folgern wollten: ich begreife nicht, wie es zugeht, alſo iſt es nicht; ſo würden wir die offenbarſten Dinge, ſelbſt in der Natur, als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thieriſche Fertigkeiten, ja unſere eigenen Handlungen verläugnen müſſen. Und gewiß, wer die Naturlehre mit der Lehre von Gott unpartheyiſch vergleicht, der wird in jener eben ſo viel unerforſchliches für ſeinen Verſtand, als in dieſer, finden. Man muß daher ſtets die Gränzen der menſchlichen Vernunft, welche uns die klare und deutliche Einſicht des Zuſammenhangs der Dinge bezeichnet, wohl bemerken; und das, was man im hellen Lichte ſieht, darum nicht verläugnen, weil noch eins und anderes übrig bleibt, das man nicht ſo klar und deutlich erkennen kann.

*) (Die

alſo der Gegenſtand göttliches Wirkens. Dies iſt jedoch gänzlich verſchieden von der Beziehung, welche ſich bey unſern Wirken auf äuſſere Gegenſtände findet. Denn dieſe ſind uns ohne unſer Zuthun gegeben: die Welt aber beſtehet nur durch Gott und iſt durchaus abhängig von ſeinem ſelbſtändigen Weſen — „Zwiſchen Endlichem und Unendlichem (ſagt man) iſt kein Verhältniß". — Wohl: aber man muß nicht die göttliche Kraftäuſſerung als auf einzelne Gegenſtände angewandt anſehen; ſondern den ganzen Umfang ſeiner Wirkung, die nicht in Zeit oder Raum vertheilt iſt, bedenken. Wenn dieſe nun, wie wir vorausſetzen müſſen, alles mögliche befaßt, ſo iſt auch die Kraftäuſſerung der Gottheit unendlich, uneingeſchränkt, oder vollkommen, d. i. ſeinem Weſen angemeſſen].

§. 4.

Es ſind aber auch außer Gott, durch ſeine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Erfahrung lehrt, in der Welt wirklich geworden. Da nun die Welt entſtanden iſt, und in Gottes lebendiger Kraft der erſte Grund alles deſſen zu ſuchen iſt, was entſteht und wirklich wird; ſo muß auch in der göttlichen Kraft etwas ſeyn, woraus ſich die Wirklichkeit und Beſchaffenheit der Welt verſtehen läßt.

Nun ſieht man alſobald: weil zur Hervorbringung eines wirklichen Dinges außer ſich eine Macht, oder ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehört, daß man Gott eine ſolche **Macht** beylegen müſſe, welche wenigſtens ihrer Wirkung, oder der Größe der Welt, gleich iſt. Allein, da auch ſonſt kein zufällig Ding überhaupt möglich iſt, welches nicht urſprünglich von Gott, als dem erſten Weſen, entſtünde; ſo muß in Gott eine Macht ſeyn, die alles Mögliche in ſich faſſet. Und das nennen wir eine **Allmacht**. Eben dieſes erhellet auch aus der Unendlichkeit Gottes. Denn, wäre ſeine Macht keine Allmacht, ſo würde ja außer

der-

§. 2.

Gott iſt, vermöge des erſten Begriffes, ſelbſtändig, ewig, und ſchlechterdings nothwendig [1]). Daher aber kann man ihn auch nicht anders, als **unveränderlich**, gedenken. Denn, wäre er ſo beſchaffen, daß etwas in ihm entſtünde, was vormals in ihm noch nicht wirklich war; ſo ließe ſich nicht ſagen, daß er in ſeiner wirklichen Beſchaffenheit ſchlechterdings nothwendig ſey; ſondern er könnte ſich auch anders verhalten, er würde bald in dieſem, bald in jenem Zuſtande ſeyn. Solcher verſchiedene auf einander folgende Zuſtand würde auch ſein Daſeyn der Zeit unterwerfen; welches ſeine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringt nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man ſie auch noch ſo ſehr vermehret [2]). Und wie könnte er denn ſelbſtändig ſeyn? das iſt, wie könnte alle ſeine Wirklichkeit in ſeinem eigenen Weſen allein völligen Grund haben? Das Weſen iſt unveränderlich: ſo muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Weſen da, und unveränderlich ſeyn. Gott iſt demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechſel, ſtets derſelbe, und ſich vollkommen ähnlich.

Aus dieſer Eigenſchaft fließt weiter, daß er in allem, was ſein Weſen in ſich ſchließt, **unendlich**, oder ohne Schranken ſey. Denn, was Schranken hat, in dem iſt ein mehrers, oder etwas anders möglich, als es ſchon wirklich an ſich hat. So hat unſer Verſtand Schranken, weil noch ein mehrers oder anders gedacht werden kann, als wir jetzt wiſſen und verſtehen. Unſere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehrers oder anders ausgerichtet werden kann, als wir durch unſere Stärke auszurichten vermögend ſind. Wenn nun das, was in einem eingeſchränkten Dinge über das Wirkliche möglich iſt, entſteht; ſo geſchieht eine Veränderung in demſelben.

Daher

Daher iſt wechſelsweiſe wahr: Alles was Schranken hat, iſt veränderlich; und alles, was veränderlich iſt, hat Schranken. So iſt denn auch im Gegentheile alles Unendliche unveränderlich, und alles Unveränderliche unendlich. Gott iſt alſo unendlich, ſo ferne alles, was in ihm möglich iſt, zugleich, und auf einmal da iſt.

Ich folgere auch daraus, daß er **einzig** ſey, oder daß nicht mehrere Götter ſeyn können. Denn, wenn mehrere Götter wären, ſo müßten ſie außer einander und von einander unterſchieden ſeyn. Weil nun nichts von dem andern unterſchieden ſeyn kann, wenn nicht etwas iſt, worinn ſie unterſchieden ſind; ſo müßte auch etwas ſeyn, worinn zween oder mehrere Götter von einander unterſchieden wären; der eine müßte etwas an ſich haben, was der andere nicht an ſich hätte: der eine würde etwa was denken, wollen, können, was der andere nicht gedächte, wollte oder könnte. So wäre außer dem, was der eine gedächte, wollte oder könnte, noch ein mehrers zu gedenken, zu beſchließen und auszurichten möglich. Wie würde man alſo ſagen können, daß dieſes letzteren Gottes Verſtand, Wille und Vermögen unendlich ſey? Das iſt, er wäre kein Gott. Es iſt daher ein ſicherer Schluß: alles, wovon viele und verſchiedene einzelne Dinge, Arten, Gattungen und Stufen möglich ſind, das iſt endlich und eingeſchränkt; weil außer dem, was einem jeden wirklich zukömmt, noch ein anders und mehrers der Art möglich iſt. Hergegen iſt das Unendliche nicht nur eins, ſondern ſchlechterdings einzig, ſo daß unmöglich mehrere und andere unendliche Dinge ſeyn können. Eben dieſe Eigenſchaft Gottes kann auch aus ſeiner Nothwendigkeit hergeleitet werden. Denn eins iſt nothwendig; ein ſelbſtändig Weſen muß ſeyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, ſo iſt kein zureichender Grund, warum eben

zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tausend, und immer mehr gesetzt würden; wie auch die Vielgötterey der Heiden weist, die ihre Zahl der Götter immer vermehrt haben, und nimmer recht bestimmen können oder wollen [3]).

[1]) Siehe die I. Abh. §. 1. 2.

[2]) Siehe die I. Abh. §. 8. und die III. Abh. §. 6 sq.

[3]) Von dieser Betrachtung, und allem was dahin gehöret, will man uns zwar gänzlich zurück weisen, da man sagt — „von übersinnlichen Wesen, dazu vornehmlich die Gottheit zu rechnen ist, könnten wir gar nicht urtheilen oder etwas behaupten.“ — Der Ausspruch ist indessen erst wohl zu untersuchen. Daß wir die Natur und innere Beschaffenheit übersinnlicher Wesen, auch der eingeschränkten, abhängigen, und vielmehr des Selbständigen, nicht zu erkennen vermögen, hat seine vollkommene Richtigkeit. Fürs erste aber wollen wir nur vom Daseyn derselben urtheilen, und dieses aus den Wirkungen, die wir empfinden. Auf andere Weise können wir von keinem Dinge urtheilen oder etwas wissen. Sollen wir aber diesen Schritt über die sinnlichen Erscheinungen nicht thun; so bleibt nichts übrig als eine Welt leerer Einbildungen. Denn, keinen Gegenstand an sich selbst erkennen wir durch die Sinne, sondern nur die daher erregten Veränderungen in uns selbst. Halten wir dieses für Wahrnehmung des eigentlichen Gegenstandes; so ist es eine Täuschung. Die Vernunft gebeut uns also Wesen anzunehmen, in welchen der Grund jener Erscheinungen zu suchen ist und ihnen Kräfte zuzuschreiben, aus welchen die Veränderungen der Sinnenwelt entspringen, obwohl wir nie diese Wesen selbst, oder das, worin ihre Kraft bestehet, weder durch die Sinne noch durch den Verstand einzusehen vermögen. Alle diese wahren kraftäussernden Wesen sind demnach an und für sich selbst übersinnlich, und ohne diesen vorauszusetzen wären alle Erscheinungen nur ein leerer Traum in uns. Dies wollen doch selbst diejenigen nicht sagen, welche einen Idealismus lehren, und welche nach derselben Denkungsart eigentlich Egoisten seyn, d. i. nichts ausser sich selbst zugestehen müssen — Wir können also nicht umhin von Wirkungen überall auf Grund und Ursache zu schliessen. Auch unsere Sinnenwerkzeuge sind schon so eingerichtet, daß wir uns

Daher ist wechselsweise wahr: Alles was Schranken hat, ist veränderlich; und alles, was veränderlich ist, hat Schranken. So ist denn auch im Gegentheile alles Unendliche unveränderlich, und alles Unveränderliche unendlich. Gott ist also unendlich, so ferne alles, was in ihm möglich ist, zugleich, und auf einmal da ist.

Ich folgere auch daraus, daß er **einzig** sey, oder daß nicht mehrere Götter seyn können. Denn, wenn mehrere Götter wären, so müßten sie außer einander und von einander unterschieden seyn. Weil nun nichts von dem andern unterschieden seyn kann, wenn nicht etwas ist, worinn sie unterschieden sind; so müßte auch etwas seyn, worinn zween oder mehrere Götter von einander unterschieden wären; der eine müßte etwas an sich haben, was der andere nicht an sich hätte: der eine würde etwa was denken, wollen, können, was der andere nicht gedächte, wollte oder könnte. So wäre außer dem, was der eine gedächte, wollte oder könnte, noch ein mehrers zu gedenken, zu beschließen und auszurichten möglich. Wie würde man also sagen können, daß dieses letzteren Gottes Verstand, Wille und Vermögen unendlich sey? Das ist, er wäre kein Gott. Es ist daher ein sicherer Schluß: alles, wovon viele und verschiedene einzelne Dinge, Arten, Gattungen und Stufen möglich sind, das ist endlich und eingeschränkt; weil außer dem, was einem jeden wirklich zukömmt, noch ein anders und mehrers der Art möglich ist. Hergegen ist das Unendliche nicht nur eins, sondern schlechterdings einzig, so daß unmöglich mehrere und andere unendliche Dinge seyn können. Eben diese Eigenschaft Gottes kann auch aus seiner Nothwendigkeit hergeleitet werden. Denn eins ist nothwendig; ein selbständig Wesen muß seyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, so ist kein zureichender Grund, warum eben

doch nicht blos unter dem Empfundenen oder Wahrgenommenen Statt; sondern auch unter dieſem und dem was damit zuſammenhängt, oder was ihm widerſpricht. So können wir alſo aus dem Wahrgenommenen mit Grunde urtheilen, was dem zufolge weiter ſeyn, oder nicht ſeyn muß. 2) Können wir auch Vorausſetzungen von Gegenſätzen machen, und darnach urtheilen, daß dieſes nicht ſeyn kann; folglich jenes ſeyn muß. So ſchließt auch der Mathematiker auf Verhältniſſe, die er nicht in der Erfahrung vor ſich hatte. Daß es mögliche Erfahrungen ſind, kann nicht den Grund zu allgemeingültigen Folgerungen geben, ſondern blos die in ſich gegründeten Sätze der Einſtimmung und des Widerſpruchs, die nicht erſt durch Erfahrung Wahrheit werden und auch auſſer aller Erfahrung ſicher bleiben — So ſchlieſſen wir alſo auch, nach den eingeprägten Geſetzen unſerer Vernunft, aus allen Wirkungen, die wir in der erſcheinenden Welt, ſowohl in uns ſelbſt als auſſer uns wahrnehmen, auf einen erſten Grund der Ordnung, welcher nicht in den Kräften der einzelnen Weſen enthalten ſeyn kann, nämlich auf das Daſeyn eines ſelbſtändigen Weſens, das nicht Wirkung, nicht abhängig, ſondern die Quelle von Allem iſt. Dieſe Folgerung iſt demnach keine bloſſe Vorausſetzung eines Zuſammenhanges in Gedanken, ſondern ſie muß auf ein wirkliches thätiges Weſen treffen, da aus deſſen Kraft Wirkung flieſſet. Freilich können wir von der innern Natur und den Eigenſchaften dieſes Weſens nichts begreifen, ſondern nur von Verhältniſſen urtheilen. Das urſprüngliche Wiſſen und ſelbſtändige Wirken der Gottheit hat auch mit unſerm mittelbaren, abbildlichen, ſucceſſiven Denken, und unſerm abhängigen Wollen und Wirken gewiß keine innere Aehnlichkeit. Wenn wir alſo von Eigenſchaften Gottes reden, ſo bedeutet es nur, daß ſich ſeine Aeuſſerungen zu dem, was wir wahrnehmen und folgern können, ſo verhalten, als was wir Verſtand, Weisheit, Macht, Güte, Vorſicht nennen, obgleich wir eingeſtehen, daß dieſe menſchliche Eigenſchaften nicht allein dem Grade nach, ſondern auch in Anſehung ihrer innern Beſchaffenheit und ihres Grundes, gänzlich von der allumfaſſenden ſelbſtändigen Kraft der Gottheit verſchieden ſeyn müſſen].

§. 3.

Wenn nun alles, was in Gott iſt und ſeyn kann, in ſeinem einzigen ſelbſtändigen Weſen nothwendigen Grund

Grund hat; so stimmt alles, was in ihm ist, mit seinem eigenen Wesen überein. Diese Uebereinstimmung alles göttlichen, mit seinem eigenen Wesen, ist seine innere selbständige **Vollkommenheit**, welche mithin auch ewig, nothwendig, unendlich und einzig ist. Ein körperlich lebloses Ding kann weder selbständig seyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es ist nichts in ihm selbst, welches sein Daseyn und seine Beschaffenheit bestimmt, oder womit alles in seinem Wesen übereinstimmen könnte*). Gott kann also nicht körperlich noch leblos seyn; sondern er muß ein unkörperlich Leben haben, daß seinen übrigen Eigenschaften gemäß, folglich selbständig, nothwendig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und schlechterdings das allervollkommenste ist.

Ein jedes Leben begreift eine wirksame Kraft. Da nun Gottes Leben selbständig ist; so muß in demselben der erste Grund alles dessen gesucht werden, was in und außer ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit kömmt, und möglich ist*). Weil es aber eine unkörperliche Lebenskraft ist, so können wir sie innerlich nicht anders, als durch **Verstand** und **Willen**, wirksam gedenken; gleichwie auch die äusserliche Schöpfung, dadurch die Welt um der Lebendigen willen, das ist, nach Absicht hervorgebracht ist, zeigt. Wenn nun ein Wesen Verstand und Willen hat, so rechnen wir es zu der Zahl der Geister. Gott ist also ein **Geist**; und weil er unendlich ist, so stellet sich sein Verstand alles Mögliche auf einmal in der größten Deutlichkeit vor; und sein Wille hat auf einmal gewollt und beschlossen, was er für gut finden kann*).

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelpunkt, womit alle dessen Bemühungen übereinstimmen, besteht in der **Lust** und **Glückseligkeit**. Da nun die Lust nichts

anders

doch nicht blos unter dem Empfundenen oder Wahrgenommenen Statt; sondern auch unter diesem und dem was damit zusammenhängt, oder was ihm widerspricht. So können wir also aus dem Wahrgenommenen mit Grunde urtheilen, was dem zufolge weiter seyn, oder nicht seyn muß. 2) Können wir auch Voraussetzungen von Gegensätzen machen, und darnach urtheilen, daß dieses nicht seyn kann; folglich jenes seyn muß. So schließt auch der Mathematiker auf Verhältnisse, die er nicht in der Erfahrung vor sich hatte. Daß es mögliche Erfahrungen sind, kann nicht den Grund zu allgemeingültigen Folgerungen geben, sondern blos die in sich gegründeten Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs, die nicht erst durch Erfahrung Wahrheit werden und auch ausser aller Erfahrung sicher bleiben — So schliessen wir also auch, nach den eingeprägten Gesetzen unserer Vernunft, aus allen Wirkungen, die wir in der erscheinenden Welt, sowohl in uns selbst als ausser uns wahrnehmen, auf einen ersten Grund der Ordnung, welcher nicht in den Kräften der einzelnen Wesen enthalten seyn kann, nämlich auf das Daseyn eines selbständigen Wesens, das nicht Wirkung, nicht abhängig, sondern die Quelle von Allem ist. Diese Folgerung ist demnach keine blosse Voraussetzung eines Zusammenhanges in Gedanken, sondern sie muß auf ein wirkliches thätiges Wesen treffen, da aus dessen Kraft Wirkung fliesset. Freilich können wir von der innern Natur und den Eigenschaften dieses Wesens nichts begreifen, sondern nur von Verhältnissen urtheilen. Das ursprüngliche Wissen und selbständige Wirken der Gottheit hat auch mit unserm mittelbaren, abbildlichen, successiven Denken, und unserm abhängigen Wollen und Wirken gewiß keine innere Aehnlichkeit. Wenn wir also von Eigenschaften Gottes reden, so bedeutet es nur, daß sich seine Aeusserungen zu dem, was wir wahrnehmen und folgern können, so verhalten, als was wir Verstand, Weisheit, Macht, Güte, Vorsicht nennen, obgleich wir eingestehen, daß diese menschliche Eigenschaften nicht allein dem Grade nach, sondern auch in Ansehung ihrer innern Beschaffenheit und ihres Grundes, gänzlich von der allumfassenden selbständigen Kraft der Gottheit verschieden seyn müssen].

§. 3.

Wenn nun alles, was in Gott ist und seyn kann, in seinem einzigen selbständigen Wesen nothwendigen

Grund

alſo der Gegenſtand göttliches Wirkens. Dies iſt jedoch gänzlich verſchieden von der Beziehung, welche ſich bey unſern Wirken auf äuſſere Gegenſtände findet. Denn dieſe ſind uns ohne unſer Zuthun gegeben: die Welt aber beſtehet nur durch Gott und iſt durchaus abhängig von ſeinem ſelbſtändigen Weſen — „Zwiſchen Endlichem und Unendlichem (ſagt man) iſt kein Verhältniß". — Wohl: aber man muß nicht die göttliche Kraftäuſſerung als auf einzelne Gegenſtände angewandt anſehen; ſondern den ganzen Umfang ſeiner Wirkung, die nicht in Zeit oder Raum vertheilt iſt, bedenken. Wenn dieſe nun, wie wir vorausſetzen müſſen, alles mögliche befaßt, ſo iſt auch die Kraftäuſſerung der Gottheit unendlich, uneingeſchränkt, oder vollkommen, d. i. ſeinem Weſen angemeſſen].

§. 4.

Es ſind aber auch außer Gott, durch ſeine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Erfahrung lehrt, in der Welt wirklich geworden. Da nun die Welt entſtanden iſt, und in Gottes lebendiger Kraft der erſte Grund alles deſſen zu ſuchen iſt, was entſteht und wirklich wird; ſo muß auch in der göttlichen Kraft etwas ſeyn, woraus ſich die Wirklichkeit und Beſchaffenheit der Welt verſtehen läßt.

Nun ſieht man alſobald: weil zur Hervorbringung eines wirklichen Dinges außer ſich eine Macht, oder ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehört, daß man Gott eine ſolche **Macht** beylegen müſſe, welche wenigſtens ihrer Wirkung, oder der Größe der Welt, gleich iſt. Allein, da auch ſonſt kein zufällig Ding überhaupt möglich iſt, welches nicht urſprünglich von Gott, als dem erſten Weſen, entſtünde; ſo muß in Gott eine Macht ſeyn, die alles Mögliche in ſich faſſet. Und das nennen wir eine **Allmacht**. Eben dieſes erhellet auch aus der Unendlichkeit Gottes. Denn, wäre ſeine Macht keine Allmacht, ſo würde ja außer

der-

derſelben noch etwas möglich ſeyn, das ſie nicht ausrichten könnte, und ſie würde folglich Schranken haben. Da aber die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirklich geworden, nicht ewig iſt, noch ſeyn kann; ſo folget, daß ſie von Gott aus Nichts hervorgebracht ſey. Ich habe ſchon oben gezeigt, daß dieſer Begriff nichts widerſprechendes in ſich halte, und daher nichts unmögliches vorſtelle. Aber wir Menſchen haben freylich kein Vermögen, daß dieſem ähnlich wäre; können alſo auch die Art und Weiſe, wie ſolches möglich iſt, nicht begreifen, noch aus ſolchem Mangel der Einſicht einen Zweifel wider die Sache ſelbſt ziehen [5]).

Daß er aber ſeine Macht zur Hervorbringung einer Welt, die er ſich gedacht hatte, anwenden wollen; ſolches kann man keiner innern unbedingten Nothwendigkeit ſeiner Natur und ſeines Weſens beymeſſen. Sonſt würde die Welt mit Gottes Weſen eine unzertrennliche Verknüpfung haben, und, ſo zu reden eine Perſon mit ihm ausmachen: ſo würde alles, was in der Welt iſt und geſchieht, in Gott ſelbſt ſeyn und geſchehen: mit einem Worte, die Welt wäre ſein Körper, und er die Seele der Welt. Das kann aber nicht ſeyn. Die Welt iſt veränderlich; demnach würde auch Gott durch die Welt veränderlich werden, weil ſie ein weſentlicher Theil von ihm wäre. Die Welt und alles, was in der Welt iſt, hat Schrancken; demnach würde auch Gottes Weſen ſo ferne eingeſchränkt und endlich ſeyn. Die Dauer der Welt beſteht in einer Zeit, und ſie kann nicht ewig ſeyn; demnach würde auch Gott der Zeit unterworfen und ſo ferne nicht ewig ſeyn. Die Welt iſt größtentheils körperlich; demnach würde ſich auch Gott in dieſem Körper bewußt ſeyn, das iſt, ſinnlich fühlen, und vom Körper abhängen; folglich nicht das allervollkommenſte Leben, und die allervollkommenſte

Glück-

Glückseligkeit besitzen. Die Welt enthält Lebendige, die wegen ihrer Schranken, bloß einer niedrigern Lust fähig sind, welche dazu noch durch Schmerz und Unlust gestöret wird, und oft aus der Unvollkommenheit eine betrügliche Nahrung suchet; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieser Welt lebte, sich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückseliger gemacht haben. Dieses alles widerspricht den göttlichen Eigenschaften, und folglich seinem Wesen. Demnach widerspricht es seinem Wesen und seinen Eigenschaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nothwendigkeit seiner eigenen Natur hervorgebracht hätte [5b]).

Es bleibt also nichts übrig, als daß die Vorstellung der äußern möglichen Dinge, in seinem unendlichen Verstande, seinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannichfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freie Wahl verstattet habe, welche jedoch mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmte. Gott hat nämlich, vermöge seiner Natur, an seinen eigenen Vollkommenheiten Lust. Er stellt sich aber, nach dem Verstande, nicht allein sich selbst, sondern auch alle außer ihm mögliche Dinge, mit ihrer verschiedenen Vollkommenheit vor. Nun wissen wir Menschen aus unserer eigenen Empfindung, daß ein Geist nicht allein an seiner eigenen, sondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückseligkeit Lust haben kann. Demnach läßt sich auch begreifen, daß dieses gleichfalls dem größten Geiste ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in seiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menschen an der Vollkommenheit eines andern Lust haben: so ist doch allezeit bey uns eine Begierde nach unserer eigenen mehrern Vollkommenheit und Glückseligkeit, und also ein Mangel mit zum

Grunde zu legen. Das läßt ſich aber von Gott nicht ſagen, als deſſen Vollkommenheit und Glückſeligkeit nichts kann hinzugeſetzt werden, weil ſie unendlich iſt. Gott kann alſo die Welt, in dem Verſtande, nicht um ſein ſelbſt willen geſchaffen haben. Allein, auch die körperliche Welt iſt, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit fähig, und kann ihres eignen Daſeyns nicht genießen; ſondern kann nur in ſo weit vollkommen genannt werden, als ihr Daſeyn und ihre Beſchaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinſtimmt Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern um der Lebendigen willen geſchaffen haben. Die Lebendigen aller Arten ſind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Bewegungsgrund zur Schöpfung genommen hat; weil ſie einer innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit fähig waren, und weil Gott ſich ein Vergnügen daraus machte, aus ſeiner unendlichen Fülle den außer ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und ſo viel Vollkommenheit und Glückſeligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um deswillen ein verſtändiges Weſen etwas zur Wirklichkeit bringt, wird ſeine Abſicht oder ſein Zweck genannt. Gott handelt alſo in der Welt mit **Abſicht**, und dieſe iſt auf das Wohl der Lebendigen gerichtet; alles aber in der Welt, was dieſe Abſicht zur Wirklichkeit bringen kann, iſt unter die Mittel der göttlichen Abſicht zu zählen. Da nun alles in der Welt, durch die Kräfte der Dinge, das iſt, durch die Natur, ihrem Weſen gemäß, zur Wirklichkeit kömmt, ſo iſt das Weſen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Abſichten.

Ein unendlicher Verſtand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichſte einſieht, weis

ſeine

seine Absichten und deren Mittel zu der völligsten Uebereinstimmung zu bringen: und das ist die größte **Weisheit**. Ein Wille, der an aller möglichen Lust und Glückseligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird auch geneigt seyn, dieselbe zu bewirken: und das ist die größte **Güte**. Wir können also von Gottes Schöpfung und deren Absichten nicht anders denken, als daß sie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie sie durch seine unendliche Macht wirklich geworden sind.

5) Siehe die III. Abh. §. 6 sqq.

5b) [Es läuft hier eigentlich wohl auf einen Wortstreit hinaus. Denn alles, was Gott wirket, mußte doch, wie der Verfasser nachmals sagt, mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmen, oder vielmehr aus diesen nothwendigen Eigenschaften erfolgen. Den Gegenstand seiner Wirkungen stellt er sich freylich außer sich vor, und so ist auch der objective Bewegungsgrund zur Wirkung, nämlich die Hervorbringung aller Stufen der Vollkommenheit aller möglichen eingeschränkten Wesen, und darunter insbesondere die Glückseligkeit der Lebendigen, in so ferne es wirklicher Gegenstand ist, außer Gott. Aber der innere Grund dessen, was wir die Bestimmung seines Willens nennen, bleibt doch in ihm selbst, folglich so **nothwendig**, als sein Wesen. Ohne Wirkung wäre Gott nicht vollkommen, nicht Gott: und so auch nicht ohne die möglichst vollkommenste Wirkung. Daß wir Menschen hier in einer gewissen **Freiheit** einen Vorzug setzen, ist nur eine irrige Vorstellung: denn was wäre eine Freiheit, die etwas Wenigers oder Schlechters auszuführen fähig seyn sollte, als was der göttlichen Kraft möglich war? Eben das ist die vollkommenste Freiheit Gottes, daß kein Grund in ihm oder außer ihm ihn abhalten **konnte** das Vollkommenste zu wirken. Wenn wir in unsern Entschlüssen schwanken, und zuvor erwägen und wählen müssen, so rührt dieß ja nur von unserer begränzten Einsicht her. Sähen wir das Beste mit einem Blick, so würden wir es auch nothwendig ohne Bedenken wählen, und wären gewiß desto vollkommenere Wesen. Indessen ist die **Nothwendigkeit** der Wirkung Gottes keines-

weges eine abſolute, phyſiſche oder blinde Nothwendigkeit, ſondern ſie iſt moraliſch. Nämlich, nur unter der Vorausſetzung, daß Gott das Beſte und zum Glück der Lebendigen dienlichſte würken muſte, war es auch nothwendig, ſo und nicht anders zu wirken. Da dieſes alſo nur die Bedingung iſt, ſo ſpricht man auch mit Recht dem Daſeyn und der Beſchaffenheit der Welt eine abſolute in ſich gegründete Nothwendigkeit ab, und kann ihr nur eine bedingte, in Gottes Eigenſchaften gegründete, zuſchreiben. — Ferner: die Wirkungen Gottes, da ſie aus ſeiner Vorſtellungskraft entſpringen und immer nur durch dieſe Kraft ihr Daſeyn haben, ſind doch auch nicht ſo von ſeinem Weſen abgeſondert, als die Gegenſtände menſchlicher Wirkungen, deren Daſeyn nicht von uns abhängt, ſondern mit denen wir nur in einer wechſelſeitigen Beziehung ſtehen. — Was endlich die Einwürfe von den Unvollkommenheiten oder Einſchränkungen der Geſchöpfe betrifft, als ob ſelbige ſich auf den Schöpfer mit bezögen; ſo fallen dieſe weg, wenn wir nicht die Theile, ſondern das Ganze, betrachten, welches in der Vorſtellung Gottes da iſt, und wenn wir dieſe Schöpfung in allem Umfange, wie die Kraft des Schöpfers, unendlich ſetzen. Hier iſt keine veränderliche Folge, ſondern eine Ueberſchauung von allem, und alle mögliche eingeſchränkte Wirkungen zuſammen machen eine uneingeſchränkte aus. Die Vorſtellungen von Zeit, Raum, Körper, und was davon abhängt, ſind nur Erſcheinungen der Beziehung auf unſere begränzte Vorſtellungskraft, und ſo ſtellen wir uns auch die Eigenſchaften oder Wirkungen Gottes als verſchieden oder neben einander beſtehend vor: er aber ſtellt ſich die Weſen vor, wie ſie durch ſeine Kraft wirklich ſind, und dieſe Kraft, dieſe Wirkung, iſt unzertrennlich. So ſcheinen alſo uns auch nur Unvollkommenheiten in der Schöpfung zu ſeyn, weil wir die Dinge außer dem Zuſammenhange betrachten: im Ganzen aber iſt alles Uebereinſtimmung. S. X. Abh. §. 2.]

§. 5.

Wie uns nun dieſer Weg des Erkenntniſſes Gottes von den erſten Begriffen ſeiner Selbſtändigkeit, Nothwendigkeit und Ewigkeit, zu ſeinen weiſen und gütigen Abſich-

Abſichten in der Schöpfung der Welt geführet hat: ſo werden wir rückwärts durch die Betrachtung der Welt, vermittelſt der darinn liegenden Abſichten, zu eben dem Erkenntniſſe des Daſeyns Gottes und ſeiner Eigenſchaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt ſahen wir, da das Lebendige in der Welt einen Urſprung, und doch nicht von dem Lebloſen gehabt, das Lebloſe aber auch den Grund ſeines Daſeyns und ſeiner Beſchaffenheit nicht in ſich ſelbſt haben, das iſt, nicht ſelbſtändig, nothwendig und ewig ſeyn kann, daß die ganze Welt von einem wahrhaftig ſelbſtändigen, nothwendigen, ewigen Werkmeiſter, und zwar das Lebloſe um der Lebendigen willen, das iſt, mit Abſicht auf die Lebendigen und deren Wohl, hervorgebracht ſeyn müſſe. Hierinn liegt unmittelbar ſeine **Macht**, welche die Welt mit allem dem, was darinn iſt, zur Wirklichkeit gebracht: hernach ſeine **Güte**, welche die Luſt und Glückſeligkeit der möglichen Lebendigen zum Zwecke gehabt: und ſeine **Weisheit**, welche zu dieſem gütigen Zwecke die Natur ſowohl der lebloſen Dinge, als der lebendigen ſelbſt, nach einſtimmigen Regeln, als das kürzeſte Mittel, erwählt hat. Und dieſe drey Eigenſchaften des Schöpfers müſſen der Wirkung gleich, das iſt, **unermeßlich**, und nach der Art zu wirken **unendlich** ſeyn. Denn, wir mögen die Welt, und was darinn iſt, nach ihrer Größe und Mannichfaltigkeit, oder nach ihrer Uebereinſtimmung und Vollkommenheit betrachten; ſo überſteigt ſie in allen Stücken alles Maaß, was wir erdenken können. In ſo ferne aber zwiſchen dem Seyn und Nichtſeyn ein unendlicher Abſtand iſt, ſo ſetzt die Welt, welche das Seyn durch des Schöpfers Macht, Güte und Weisheit erhalten hat, da ſie vorher nicht war, unendliche Eigenſchaften und Vollkommenheiten voraus.

Ein ſolcher Schöpfer nun muß nicht allein eine unendliche **Kraft**, ſondern auch, ſo ferne er dieſelbe nach unendlicher Güte und Weisheit äußert, den vollkommenſten **Verſtand** und **Willen** haben: folglich der größte **Geiſt** ſeyn, der ein ihm gemäßes **Leben** und innere **Vollkommenheit, Luſt** und **Glückſeligkeit** beſitzt. Weil nun die Welt durch die Verknüpfung der wirkenden und Endurſachen ein einziges Ganzes ausmacht: und hergegen in einem einzigen Weſen, das den vollkommenſten Verſtand und Willen, und eine unendliche Kraft beſitzt, völliger Grund des Daſeyns der Welt zu finden iſt: ſo würden mehrere Schöpfer ohne zureichenden Grund und umſonſt erdacht *). Er iſt alſo **einzig**, und vermöge ſeiner Unendlichkeit können auch nicht mehrere ſeyn: mithin iſt er auch das **nothwendige, ewige, ſelbſtändige, erſte** Weſen, wovon alle Wirklichkeit anderer Dinge abhängt, und was wir Gott nennen.

*) [Garve ſagt (Anmerk. zu Ferguſon p. 365.): „In der Welt hängt alles zuſammen: jeder Theil der Materie wird durch alle übrigen bewegt. Der Geiſt, welcher einen menſchlichen Körper bauen ſollte, mußte die ganze materielle Welt in ſeiner Gewalt haben. Der Geiſt, welcher einem Atom ſeine Richtung geben wollte, mußte zugleich die Richtung aller übrigen Atomen dem erſten gemäß anordnen. Ich kann mir alſo nur Eine einzige, thätige, geiſtige Kraft vorſtellen, welche der Grund alles Lebens der einzelnen Weſen, und der Grund aller der Ordnung in der Materie iſt, die zur Unterſtützung und Aeußerung des Lebens gehöret. Dieſe Kraft iſt es, die wir Gott nennen.“ (und p. 369): „Die Menſchen erkannten nur einen Gott, ſobald ſie einſahen, daß es nur eine Welt gäbe“].

§. 6.

Beide Wege des Erkenntniſſes legen nichts zum Grunde, als was ein jeder Atheiſt zugeſtehen muß: näm-

nämlich auf der einen Seite, daß etwas selbständiges, nothwendiges, ewiges seyn müsse; auf der andern aber, daß die Welt aus lebendigen und leblosen Dingen bestehe. Beide aber führen uns dennoch zu einerley Eigenschaften des ersten Wesens; wodurch die Wahrheit desto mehr bestärkt wird. Besonders aber treffen sie in den Absichten, als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, zusammen. Denn, fangen wir von den ersten Begriffen eines selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesens an; so läßt sich dasselbe nicht anders, als lebendig, und wenn es außer sich wirksam ist, als um der Lebendigen willen, das ist, mit Absicht auf die Lebendigen, wirksam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerst, so ferne sie aus lebendigen und leblosen Dingen besteht, die beide den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich haben; so finden wir, daß das Leblose nicht um sein selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, also aus Absicht auf dieselben, hervorgebracht seyn müsse. Demnach wird auch besonders die Lehre von den Absichten in der Natur, durch diese Uebereinstimmung, bestärkt; wiewohl dieselbe schon für sich fest steht, ehe man noch zu den Eigenschaften des ersten Wesens hinauf gestiegen ist, weil sie allein auf der Leblosigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieser allgemeine Beweis der Absichten fließt demnach nicht aus der äußerlichen Einrichtung der Welt, sondern aus einer innern Beschaffenheit der Materie. Er gründet sich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, sondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf etwas willkührliches und zweideutiges, sondern auf etwas wesentliches. Er läßt auch keine Ausflucht übrig, daß etwa die vermeinte Absicht einem Ungefähr oder einer blinden Nothwendigkeit zuzuschreiben sey, sondern eben dieselbe Beschaffenheit der Materie, woraus die Absichten fließen,

hebt zugleich Nothwendigkeit und Zufall auf. Es hat mir um so viel nöthiger gedünkt, auf solchen Beweis zu denken, weil derjenige, den man bisher schlechthin aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge geführt hat, noch nicht hat verhindern können, daß nicht Leute, die gern eine jede Gelegenheit zu Ausflüchten ergreifen, alle die herrliche Ordnung und Einrichtung der Welt lieber einem Ungefähr, die meisten einer blinden Nothwendigkeit zugeschrieben hätten.

Es sey ferne von mir, daß ich den Beweis von der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge verachten, oder für schwach halten sollte. Ich sehe ihn vielmehr für sehr gut und stark an: aber ich glaube auch, daß er bisher mehr dazu eingerichtet worden, daß er durch große Klarheit, als daß er durch Deutlichkeit, überzeugen sollte. Allerdings ist es einem jeden, der nicht frevenlich spitzfindig seyn will, offenbar, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen gemacht sey, und daß überhaupt alle und jede Einrichtung in der Welt, vom größten bis zum kleinsten, Weisheit und Absicht zeige, die einer gleichsam mit Händen greifen kann; so daß einer entweder die Natur nicht kennen, oder schamroth werden muß, wenn er sich und andere überreden will, daß solche Uebereinstimmung mit dem Nutzen der Lebendigen entweder von einem wüsten Zufalle, oder von einer blinden Nothwendigkeit, herrühre. Unterdessen fehlte es doch bisher, bey dieser Folgerung von der Uebereinstimmung in der Welt auf die Absichten, an einem allgemeinen und deutlichen Beweise, daß solche Uebereinstimmung nothwendig von einer Absicht eines Werkmeisters herrühren müsse, und sonst keinen Grund haben könne. Nun aber ist hier ein allgemeiner deutlicher Grund gegeben, warum eine körperliche leblose Welt sowohl von einem Werkmeister,

als

nämlich auf der einen Seite, daß etwas selbständiges, nothwendiges, ewiges seyn müsse; auf der andern aber, daß die Welt aus lebendigen und leblosen Dingen bestehe. Beide aber führen uns dennoch zu einerley Eigenschaften des ersten Wesens; wodurch die Wahrheit desto mehr bestärkt wird. Besonders aber treffen sie in den Absichten, als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, zusammen. Denn, fangen wir von den ersten Begriffen eines selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesens an; so läßt sich dasselbe nicht anders, als lebendig, und wenn es außer sich wirksam ist, als um der Lebendigen willen, das ist, mit Absicht auf die Lebendigen, wirksam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerst, so ferne sie aus lebendigen und leblosen Dingen besteht, die beide den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich haben; so finden wir, daß das Leblose nicht um sein selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, also aus Absicht auf dieselben, hervorgebracht seyn müsse. Demnach wird auch besonders die Lehre von den Absichten in der Natur, durch diese Uebereinstimmung, bestärkt; wiewohl dieselbe schon für sich fest steht, ehe man noch zu den Eigenschaften des ersten Wesens hinauf gestiegen ist, weil sie allein auf der Leblosigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieser allgemeine Beweis der Absichten fließt demnach nicht aus der äußerlichen Einrichtung der Welt, sondern aus einer innern Beschaffenheit der Materie. Er gründet sich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, sondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf etwas willkührliches und zweideutiges, sondern auf etwas wesentliches. Er läßt auch keine Ausflucht übrig, daß etwa die vermeinte Absicht einem Ungefähr oder einer blinden Nothwendigkeit zuzuschreiben sey, sondern eben dieselbe Beschaffenheit der Materie, woraus die Absichten fließen,

6. Dasjenige, was den Grund seines wirklichen Daseyns, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in einem andern Dinge außer sich hat, ist von einer wirkenden Ursache hervorgebracht: und da es von derselben nach eines andern Dinges Wesen und Natur bestimmt worden, so muß es um deswillen, und also aus Absicht, seyn hervorgebracht worden.

7. Demnach muß die körperliche leblose Welt von einem Werkmeister, aus Absicht auf andere als leblose Dinge, und also nach Uebereinstimmung mit dem Wesen und der Natur der Lebendigen, hervorgebracht seyn.

Demnach muß auch alle Uebereinstimmung der körperlichen Welt mit dem Wesen der Lebendigen eine Absicht ihres Werkmeisters seyn. Steht nun dieses, als ein allgemeiner Obersatz, fest und unbeweglich, wie erwiesen; so können alle wunderwürdige Uebereinstimmungen der Dinge in der Welt, welche uns die Kenner der Natur und ihres Urhebers vorstellen, als lauter Untersätze aus einer klaren Erfahrung, oder als Beispiele angesehen werden, welche nunmehro, vermöge des Obersatzes, einen sicheren Schluß gewähren, und so ferne allen Einwürfen Trotz bieten.

§. 7.

Man darf sich nicht wundern, daß Leute, die sich der Religion entreißen wollen, mit aller Macht gegen die Absichten in der Natur streiten. Man sollte aber kaum denken, daß andere, die in der That Religion haben, in dem Stücke jenen gefolgt wären. Allein, anstatt daß es leicht gewesen wäre, den klaren Mittelbegriff des Schlusses in einen deutlichen zu verwandeln, und den Beweis dadurch zu schärfen; so haben sich einige vielmehr bemühet, den Begriff zu verdunkeln, mithin

auch

auch die Folgerung als schwach und unzulänglich zu verwerfen. Ihre Gründe sind zum Theil auch so beschaffen, daß sie ebenfalls einem Atheisten gerecht seyn können, wenn sie gleich, nach der Urheber Meinung, dazu nicht angewandt werden sollten. Es giebt noch andere, welche die Betrachtung der Absichten von der Naturlehre, die Endursache von den wirkenden, abgesondert wissen wollen. Und das hat mehrern Schein. Jedoch gehen sie darinn wohl zu weit, wenn sie keine Verknüpfung unter beiden erkennen, allen Einfluß der Endursachen in das Erkenntniß der Natur läugnen, oder wohl gar von den Endursachen an sich verächtlich sprechen.

§. 8.

Was haben aber erstlich die großen Weltweisen, welche gar alle Absichten in der Natur verläugnen, für einen scheinbaren Einwurf dagegen? Den wüsten Zufall, und die blinde Nothwendigkeit der Natur habe ich ihnen schon benommen, und will das Gesagte hier nicht wiederholen. Können sie aber sonst beweisen, daß eine körperliche Welt, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, keine Einrichtung nach gewissen Absichten leide? Ich dächte, das wüßten sie aus menschlichen Maschinen besser. Deren Materie ist doch aus der Natur genommen, und also überhaupt einer Art mit der Materie der Welt. Nun war diese Materie der Maschine vorhin noch keine Maschine, war also nicht nothwendig, was sie werden kann; litte aber doch, daß sie, nach kluger Absicht, zum Nutzen der Menschen, in die Verknüpfung einer Maschine gebracht ward, und würde ohne solche Absicht nimmer eine solche Maschine geworden seyn. Ist aber die ganze körperliche Welt, an sich, was anders, als eine Maschine? Bewegen sich nicht ihre Theile durch gewisse Kräfte, nach gewissen Regeln, der Verknüpfung gemäß, und zwar zum Besten der Menschen und aller

Lebens-

Lebendigen? Woher ſollte denn hier eine Abſicht unmöglich Statt finden, und dem Weſen und der Beſchaffenheit der Welt widerſprechen? Sie können auch nicht ſagen, daß die Abſichten ohne Noth, Grund und Urſache in die Natur eingeführt würden, und daß das, was natürlich zugeht, keines Verſtandes und keiner Abſichten bedürfe. Ich habe vielmehr überhaupt bewieſen, daß es eine lebloſe Materie mit ihrer Wirklichkeit, Einrichtung und blinden Naturkraft, ohne Werkmeiſter, und ohne Abſicht eines Werkmeiſters, was unmögliches und unverſtändliches ſey. Was kann denn für ein Einwurf übrig bleiben?

Ich will noch mehr ſagen: daß ſich die Leute, welche allen Verſtand und alle Abſicht in der Natur aufzuheben ſuchen, durch ihre eigene Empfindung und Denkungsart widerlegt finden. Denn ich traue ihnen erſtlich zu, daß ſie in der Betrachtung und Forſchung der Natur ein Vergnügen des Verſtandes finden. Und wer könnte ſo viehiſch ſeyn, daß er davon keine Empfindung hätte, wenn er die Natur einmal der Betrachtung gewürdigt hat? Nun kann bey Menſchen zwar wohl eine ſinnliche Luſt durch den Kützel unſerer Nerven entſtehen, ohne daß man ſelber Verſtand dabey braucht, oder in den körperlichen Dingen einen Verſtand wahrnimmt: aber es kann kein Vergnügen des Verſtandes an körperlichen Dingen entſtehen, als aus der Einſicht desjenigen Verſtandes, der ſich in den Körpern zeigt, und der unſern Verſtand ſelbſt bildet und vollkommener macht. Das Auge wird zwar durchs Licht, das Ohr durch die Harmonie, die Zunge durch den ſüßen Geſchmack gekützelt; aber der Verſtand iſt allein für Verſtand, und was daraus fließt, empfindlich. Was alſo Menſchen in der Proportion, Schönheit, Ordnung und Uebereinſtimmung der Natur für Vergnügen des Verſtandes finden, das beruhet lediglich darauf, daß ſie Verſtand, Abſicht,

Kunſt

Kunst und Weisheit, wenigstens undeutlich, in den Dingen erblicken, und von dieser Einsicht den angenehmsten Eindruck in ihrem Verstande bekommen. Ohne solche Einsicht des in der Natur herrschenden Verstandes würde uns kein Vergnügen, als was von einem sinnlichen Kützel entsteht, übrig bleiben. Diejenigen widerlegen und verläugnen sich also selbst, die ein vernünftiges Vergnügen an der Betrachtung der Natur zu finden gestehen, und doch keinen Verstand in der Natur zu sehen vorgeben.

Wie aber? dünken sie sich nicht auch wegen des Kenntnisses der Natur, wegen ihrer Wissenschaften und Künste, die sie erlernt oder erweitert haben, verständig, weise, klug und gelehrt zu seyn? Und allerdings ist es eine große Vollkommenheit des Verstandes, wenn ein Mensch den Bau der Welt, den Lauf der Sterne, die Regeln der Bewegung, die Meßkunst, die Mechanik, die Hydrostatik, die Optik weis; wenn er die Ursachen der Veränderungen am Himmel, im Luftkreise, in den Mineralien, Pflanzen und Thieren einsieht; wenn er insonderheit auch sich selbst kennet, und, wie sein Verstand und Wille zu bessern, sein Thun zur Glückseligkeit einzurichten sey, versteht. Aber was ist alles dieses Wissen, und die daraus erfundene Kunst, was alle unsere Vollkommenheit des Verstandes anders, als ein sehr schwacher Abdruck desjenigen Verstandes, der Regeln, Wissenschaft, Kunst, Weisheit und Absichten, welche in der Natur herrschen? Da, da, in der Natur, ist die wirkliche Baukunst, die wirkliche Astronomie, Geometrie, Mechanik, Hydrostatik, Optik, Physik, da sind die wirklichen Regeln und Gesetze der Bewegung, der Wahrheit, der Pflichten und Glückseligkeit, wovon wir etwas weniges durch Denkbilder gefasst haben. Ist denn nun die unvollkommene Abbildung des Wirkli-

chen

chen ein Verſtand und eine Weisheit; und in dem vollkommenſten Urbilde ſollte es keine ſeyn? Sie mögen ſich alſo ſelber Antwort geben, warum ſie ſich Verſtand und Weisheit zueignen, und dieſe dennoch ihrem einzigen Lehrmeiſter abſprechen?

Ich mögte ferner wiſſen, ob ſie nicht tauſendfältige Vollkommenheiten in den Dingen der Welt wahrnehmen, und daran einen inniglichen Gefallen haben, wenn ſie gleich, für ihre einzelne Perſon, keinen Nutzen davon ſchöpfen? Heben ſie aber die Abſichten in der Welt auf; ſo fällt alle Vollkommenheit der Dinge weg, und das Vergnügen an denſelben hat keinen Grund. Denn, innere Vollkommenheit hat für ſich in der lebloſen Materie keine Statt. Was hätte man denn an einer Mühle oder Maſchine für Gefallen, die ſich für ſich ewig rund drehete, oder andere dergleichen erzeugte, ohne daß ſie ſelbſt oder ihre Nachkommen Empfindung oder Nutzen davon hätten? Die äußere Vollkommenheit aber verſchwindet, ſo bald die Uebereinſtimmung mit dem Wohl der Lebendigen nicht nach Abſicht beſtimmt iſt. Denn ſo iſt jedes Ding, das zu meinem Nutzen dienet, nur wie ein gefundener Stein, der eben in die Lücke meines Gebäudes paſſet; dabey ich mich zwar über deßen Nutzen freuen, aber nicht über die Vollkommenheit des Steins ſelbſt vergnügen kann. Ich überlaſſe es alſo den abſichtsfreien Herren, unpartheyiſch zu unterſuchen, woher ihr Vergnügen an der Vollkommenheit der Dinge entſteht, oder worinn dieſer ihre Vollkommenheit ſelbſt beſtehen ſoll, wenn ſie weder innerlich noch äußerlich iſt.

Allein, ich darf mich auch auf ihre eigenen Urtheile berufen, die ſie aus keinem andern Grunde, als aus den Abſichten, folgern können. Wenn ſie eine Pflanze ſehen, die mit gewundenen Klammern ausgerüſtet iſt; ſo ſchließen ſie, es ſey ein Gewächs, das ſich an andre

halten

halten muß. Wäre keine Abſicht in der Natur; ſo könnte das eben ſo gut unnöthig, als zu einem Nutzen ſeyn. Wenn ſie einen unbekannten Vogel ſehen, deſſen Zehen mit einer Haut zuſammen geheftet ſind; ſo werden ſie alſobald ſagen, das ſey ein Waſſervogel. Gewiß, aus keinem andern Grunde, als aus dem Verhältniſſe des Mittels zur Abſicht. Ueberhaupt zweifeln ſie ja wohl nicht, daß die Thiere eine Seele, oder Leben und Empfindung haben. Woher wiſſen ſie doch das? Sie ſchlieſſen es ex argumento analogiæ, aus der Aehnlichkeit. Aber dieſer Schluß kann keine Feſtigkeit haben, wenn ſich die Aehnlichkeit nicht auf eine und dieſelbe allgemeine Abſicht gründet. Nämlich, weil die Werkzeuge der Sinne um der Empfindung willen ſind; ſo haben auch die Thiere eine Empfindung, und folglich eine Seele. Ich werde ihnen auch zum Theil nicht Unrecht thun, wenn ich ſage, daß ſie lebendige Einwohner in den Planeten erkennen. Woher ſind ſie aber anders auf die Gedanken gekommen, als aus der Abſicht deſſen, was ſie in den Planeten beobachten? Denn, weil bey uns Land und Waſſer, Berge und Thäler, Regen und Sonnenſchein, Tag und Nacht, Sommer und Winter, um der Lebendigen willen ſind, und dieſelben Dinge ſich auch auf den Planeten befinden; ſo müſſen dieſe Dinge auch in den Planeten um der Lebendigen willen ſeyn. Iſt dieſes nicht der Grund ihrer Meinung; ſo haben ſie gar keinen. Denn bey allen dieſen Beiſpielen läßt ſich nicht ſagen, daß die Folgerung aus wirkenden Urſachen entſtehe. Keines hält den Grund der Wirklichkeit deſſen, was daraus geſchloſſen wird, nothwendig in ſich; ſondern jedes könnte auch ohne den Nutzen für ſich ſeyn. Es kann alſo die Folgerung bloß nach den Endurſachen gültig ſeyn. Woher verwerfen ſie denn die Endurſachen, wenn ſie ſich derſelben täglich in Schlüſſen von natürlichen Dingen bedienen? Sie machen es wie diejenigen,

welche

ordentliche Bewegung hervorgebracht (il eſt vrai, qu'il n'étoit guères probable, que le hazard les eût fait mouvoir comme ils ſe meuvent); und doch unmittelbar darauf ſpricht: inzwiſchen bleibt doch einige Wahrſcheinlichkeit übrig; und ſo bald das iſt, kann man nicht ſagen, daß die Gleichförmigkeit nothwendig von einer Wahl herrühre. (Il y reſtoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire, que cette uniformité ſoit l'effet neceſſaire d'un choix). Er hat aber vielleicht nur damit ſagen wollen, es bliebe doch noch ein möglicher Fall übrig[16]); und hat dieſen Einen möglichen Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der Wahrſcheinlichkeit beehret. Wenn wir aber eigentlich ſprechen wollen, ſo iſt wohl noch lange nicht wahrſcheinlich, was eine bloſſe innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu ſetzen iſt. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen, durch ein Ungefähr, wegfalle, habe ich daher erwieſen, weil der Zufall, oder das Ungefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach ſolchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinſtimmung abweichen, und derſelben widerſprechen[17]).

Der zweite Einwurf des Herrn von Maupertuis ſcheint von größerer Wichtigkeit zu ſeyn. Newton ſchließe bloß aus ſeiner Unwiſſenheit der natürlichen Urſache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüßigen Materie dahin geriſſen, und ſo beweiſe ihre gleichförmige Bewegung kein Daſeyn Gottes. Ich zweifle nicht, daß Newton ſo viel von natürlichen Urſachen eingeſehen, als irgend Carteſius, oder andere, welche die Planeten durch Wirbel herum-

Gottes aus dem von ihm so genannten Gesetze der Sparsamkeit, oder der kleinsten Handlung in der Natur [7]), auf solche Art zu erheben, daß er zuvor andere Beweise, insonderheit aber denjenigen, der sich auf die Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge beruft, zu verkleinern und zu entkräften sucht. Er richtet seine Einwürfe hauptsächlich wider den großen Newton, welcher diesen Beweis für einen der überzeuglichsten gehalten, und sich insonderheit auf die Gleichförmigkeit oder Ordnung in der Bewegung der Planeten, nach einerley Richtung in fast concentrischen Kreisen, und auf die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem Baue der thierischen Körper berufen hatte.

Der Herr von Maupertuis sagt auf das erste [8]): es wäre freilich keine Wahrscheinlichkeit, daß ein Ungefähr diesen einen Fall der Ordnung sollte hervorgebracht haben, da mehr als eine Million unordentlicher Fälle möglich waren; unterdessen bliebe doch noch einige Möglichkeit übrig. Und daher könnte man nicht sagen, daß diese Ordnung nothwendig aus einer Wahl habe entstehen müssen. Aber noch mehr, spricht er [9]), der Schluß des Hrn. Newtons gründet sich bloß auf sein Unvermögen, eine natürliche Ursache der Ordnung zu geben; dagegen andere Weltweise die Gleichförmigkeit der Bewegung von einem Strome einer flüßigen Materie, wovon die Planeten fortgerissen würden, erklärt hätten. Daher dürfte dabey weder ein sonderbares Ungefähr, noch eine Wahl vorausgesetzt werden: und es erhellete daraus das Daseyn Gottes eben so wenig, als aus jeder andern der Materie eigenen Bewegung.

Gegen die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem körperlichen Baue der Thiere erinnert er [10]), man könne der Aehnlichkeit jedoch auch die große Unähnlichkeit entgegen stellen, welche zwischen einem Adler und einer

Fliege, einem Hirſche und einer Schnecke, einem Wallfiſche und einer Auſter ſey; ſo daß andere Weltweiſen lieber aus der Mannichfaltigkeit der Bildung einen Beweis des Daſeyns Gottes hätten nehmen wollen. Er wiſſe nicht, ob eins oder anderes beſſer gegründet ſey. Die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Theile in dem Baue der thieriſchen Körper mit ihren Bedürfniſſen gäbe einen gründlichern Beweis [11]): Denn es ſchienen allerdings ihre Füße zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre Augen zum Sehen, ihr Mund zum Eſſen, ihre Zeugungsglieder zur Fortpflanzung von einem verſtändigen Urheber gebildet zu ſeyn, und es ſey umſonſt daß die Feinde der Vorſehung darauf antworteten: der Nutzen ſey nicht der Zweck, ſondern die Wirkung und Folge des Baues der Theile, die ein Zufall gebildet hätte. Dennoch könnte man ſagen [12]), daß der Zufall auch unzählige Misgeburten hervorgebracht hätte, welche aber nothwendig umgekommen wären, weil ſie nicht alles gehabt, was zur Erhaltung nöthig war: und jene wären allein übrig geblieben, weil ſie zum Glücke alles gehabt, was ihnen nöthig war.

Ueberhaupt, ſagt der Herr von **Maupertuis** [13]), ſey uns Menſchen das Verhältniß der Dinge zum Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannichfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und ihre Abſicht einſehen und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es ſey auch unanſtändig, und der größten Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringſten Kleinigkeiten hinein gienge; wie ein gewiſſer Engländer Gott auch in den Falten der Haut des Nashornthieres geſucht hätte. Laſſet uns, ſpricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlaſſen, welche das Läppiſche (Frivolité) derſelben nicht merken [14]). Man muß,

muß, nach ſeiner Meinung, das höchſte Weſen nicht in Kleinigkeiten, oder in den Theilen der Welt, deren Verhältniß uns unbekannt iſt, ſondern in den großen Erſcheinungen ſuchen, die ſo allgemein ſind, daß ſie keine Ausnahme leiden, und ſo einfach, daß wir ſie ganz überſehen können [15]). Und dieſes iſt denn ſein allgemeines Geſetz der Sparſamkeit.

6) Siehe den Avant-Propos zu ſeinem Eſſay de Cosmologie: où l'on examine les preuves de l'exiſtence de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature, und die Hiſtoire de l'Academie de Berlin, 1746. p. 268. ſqq. Es wäre höchſt unbillig, wenn man den Hrn. v. M. mit dem Verdachte beladen wollte, als ob er die Religion ſelbſt umzuſtoßen oder zu ſchwächen ſuchte, worüber er in der Vorrede zu ſeinen Werken klagt; man weis das Gegentheil auch aus ſeiner Lebensart. Es ſcheint ſogar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er ſelbſt die Merkmale der Weisheit und Abſichten in der Natur, zumal im Großen, erkennet, und nur dem Beweiſe, der aus den Abſichten in den kleinern Theilen der Natur genommen iſt, ſeinen rechten Werth und ſeinen Grad der Stärke beſtimmen will. Aber in der That ſtellt er ihn überhaupt ſo ſchwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und ſelbſt für ſein Geſetz der Sparſamkeit nichts übrig bleibt.

7) Dieſes Geſetz oder dieſe Regel, drückt er in der Vorrede ſeiner Werke ſo aus: *que dans toutes les Diſtributions de mouvement qui ſe font dans la Nature, la Quantité d'Action (qui eſt la ſomme des produits des Maſſes par les Eſpaces qu'elles parcourent et par les viteſſes avec leſquelles elles les parcourent) étoit toûjours la plus petite qu'il fut poſſible: Que dans le Repos, les corps qui ſe tenoient en équilibre devoient être placés de maniere que s'il y arrivoit quelque petit mouvement, la Quantité d'Action fut la moindre.* Die Streitigkeiten, welche über dieſes principium entſtanden ſind, kleben noch in ſo friſchem Andenken, daß ich nöthig finde, davon einige Nachricht zu geben; zumal, da eine ſo große Menge kleiner Wechſelſchriften

Fliege, einem Hirſche und einer Schnecke, einem Wallfiſche und einer Auſter ſey; ſo daß andere Weltweiſen lieber aus der Mannichfaltigkeit der Bildung einen Beweis des Daſeyns Gottes hätten nehmen wollen. Er wiſſe nicht, ob eins oder anderes beſſer gegründet ſey. Die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Theile in dem Baue der thieriſchen Körper mit ihren Bedürfniſſen gäbe einen gründlichern Beweis [11]: Denn es ſchienen allerdings ihre Füße zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre Augen zum Sehen, ihr Mund zum Eſſen, ihre Zeugungsglieder zur Fortpflanzung von einem verſtändigen Urheber gebildet zu ſeyn, und es ſey umſonſt daß die Feinde der Vorſehung darauf antworteten: der Nutzen ſey nicht der Zweck, ſondern die Wirkung und Folge des Baues der Theile, die ein Zufall gebildet hätte. Dennoch könnte man ſagen [12], daß der Zufall auch unzählige Misgeburten hervorgebracht hätte, welche aber nothwendig umgekommen wären, weil ſie nicht alles gehabt, was zur Erhaltung nöthig war: und jene wären allein übrig geblieben, weil ſie zum Glücke alles gehabt, was ihnen nöthig war.

Ueberhaupt, ſagt der Herr von **Maupertuis** [13], ſey uns Menſchen das Verhältniß der Dinge zum Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannichfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und ihre Abſicht einſehen und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es ſey auch unanſtändig, und der größten Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringſten Kleinigkeiten hinein gienge; wie ein gewiſſer Engländer Gott auch in den Falten der Haut des Nashornthieres geſucht hätte. Laſſet uns, ſpricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlaſſen, welche das Läppiſche (Frivolité) derſelben nicht merken [14]. Man muß,

muß, nach ſeiner Meinung, das höchſte Weſen nicht in Kleinigkeiten, oder in den Theilen der Welt, deren Verhältniß uns unbekannt iſt, ſondern in den großen Erſcheinungen ſuchen, die ſo allgemein ſind, daß ſie keine Ausnahme leiden, und ſo einfach, daß wir ſie ganz überſehen können [15]). Und dieſes iſt denn ſein allgemeines Geſetz der Sparſamkeit.

[6]) Siehe den Avant-Propos zu ſeinem Eſſay de Cosmologie: où l'on examine les preuves de l'exiſtence de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature, und die Hiſtoire de l'Academie de Berlin, 1746. p. 268. ſqq. Es wäre höchſt unbillig, wenn man den Hrn. v. M. mit dem Verdachte beladen wollte, als ob er die Religion ſelbſt umzuſtoßen oder zu ſchwächen ſuchte, worüber er in der Vorrede zu ſeinen Werken klagt; man weis das Gegentheil auch aus ſeiner Lebensart. Es ſcheint ſogar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er ſelbſt die Merkmale der Weisheit und Abſichten in der Natur, zumal im Großen, erkennet, und nur dem Beweiſe, der aus den Abſichten in den kleinern Theilen der Natur genommen iſt, ſeinen rechten Werth und ſeinen Grad der Stärke beſtimmen will. Aber in der That ſtellt er ihn überhaupt ſo ſchwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und ſelbſt für ſein Geſetz der Sparſamkeit nichts übrig bleibt.

[7]) Dieſes Geſetz oder dieſe Regel, drückt er in der Vorrede ſeiner Werke ſo aus: *que dans toutes les Diſtributions de mouvement qui ſe font dans la Nature, la Quantité d'Action (qui eſt la ſomme des produits des Maſſes par les Eſpaces qu'elles parcourent et par les viteſſes avec leſquelles elles les parcourent) étoit toûjours la plus petite qu'il fut poſſible: Que dans le Repos, les corps qui ſe tenoient en équilibre devoient être placés de maniere que s'il y arrivoit quelque petit mouvement, la Quantité d'Action fut la moindre.* Die Streitigkeiten, welche über dieſes principium entſtanden ſind, kleben noch in ſo friſchem Andenken, daß ich nöthig finde, davon einige Nachricht zu geben; zumal, da eine ſo große Menge kleiner Wechſelſchriften

davon vorhanden iſt, daß allein die Titel einen groſſen Raum erfordern würden. So viel wird jedem erinnerlich ſeyn, daß, auſſer der Berlinſchen Academie der Wiſſenſchaften viele Mathematiker das Principium ſelbſt (nämlich ſo wie es abgefaſſt iſt) ſogar für falſch erklärt haben, weil die Fälle theils kein Minimum, ſondern ein Nihil, theils auch zuweilen ein Maximum geben: und ſo ferne man es als wahr zulaſſen könnte, würde man doch falſche Schlüſſe machen müſſen, um das Daſeyn und die Vollkommenheiten Gottes daraus herzuleiten. Ich will die algebraiſche Berechnung der Kräfte und Wirkſamkeit in der Welt gerne andern überlaſſen, welche beſſer davon urtheilen können. Aber in dem metaphyſiſchen Felde, wo aus dieſem Principio ein weiſer Stifter dieſer Regel der Sparſamkeit geſchloſſen werden ſoll, läßt es uns noch viele Blöſſen übrig. Es iſt 1) auszumachen, daß die kleinſte Handlung in der Natur nicht die einzig mögliche, und alſo nicht an ſich und ſchlechterdings nothwendig ſey: und 2) wenn mehrere Wege und Mittel möglich ſind, daß die Natur nicht von ungefähr und gleichſam im Blinden auf den kürzeſten Weg gerathen können. Dann aber 3) wenn eine äuſſere weiſe Direction, une intelligence, une ſageſſe ordonnatrice, daraus folgen ſoll, wird allemal erſt zu beweiſen ſeyn, daß die Sparſamkeit einen Zweck oder eine Abſicht, und zwar etwas Gutes, und unter allen Guten das Beſte, zur Abſicht habe. Denn auch das Böſe könnte durch die kürzeſten Mittel ausgerichtet werden; und das wäre keine Weisheit. Was hatte denn Herr Maupertuis Urſache, die Abſichten in ſeinem coſmologiſchen Beweiſe zu verwerfen, und ſogar das Böſe in der Welt zu vergröſſern?

[8]) Oeuvres p. 5. *Si l'on conçoit, comme Newton, que tous les corps celeſtes attirés vers le Soleil, ſe meuvent dans le vuide; il eſt vrai qu'il n'étoit guères probable que le hazard les eût fait mouvoir comme ils ſe meuvent*: (Er hatte geſagt, daß ſich die Unwahrſcheinlichkeit der Stellung der Planeten in einer Zone, durch einen Zufall, verhalte, wie $17^5 - 1$: das iſt, wie 1,419,856 zu 1.) *il y reſtoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité ſoit l'effet néceſſaire d'un choix,*

[9]) Oeuvres p. 6. *Mais il y a plus: l'alternative d'un choix, ou d'un hazard extrême, n'eſt fondée que ſur l'impuiſ-*

puiſſance, où étoit Newton, de donner une cauſe phyſique de cette uniformité. Pour d'autres Philoſophes, qui font mouvoir les Planètes dans un Fluide qui les emporte, ou qui ſeulement modere leur mouvement, l'uniformité de leur cours ne paroit point inexplicable: elle ne ſuppoſe plus ce ſingulier coup du hazard, ou ce choix, et ne prouve pas plus l'exiſtence de Dieu, que ne feroit tout autre mouvement imprimé à la Matière.

10) Ibid. *Si l'uniformité qu'on obſerve dans pluſieurs (Animaux) étoit une preuve, cette preuve ne ſeroit elle pas démentie par la variété infinie q'on obſerve dans pluſieurs? — Que l'on compare un aigle avec une mouche, un cerf avec un limaçon, une baleine avec une huitre; et qu'on juge de cette uniformité. En effet d'autres Philoſophes veulent trouver une preuve de l'exiſtence de Dieu dans la variété des formes et je ne ſai, lesquels ſont les mieux fondés.*

11) Ibid. *L'Argument tiré de la convenance des différentes parties des Animaux avec leurs beſoins paroit plus ſolide. Leurs piés ne ſont-ils pas faits pour marcher, leurs ailes pour voler, leurs yeux pour voir, leur bouche pour manger, d'autres parties pour reproduire leurs ſemblables? Tout cela ne marque-t-il pas une intelligence et un deſſein qui ont préſidé à leur conſtruction? — C'eſt en vain que le plus grand ennemi de la Providence y répond, que l'uſage n'a point été la but, qu'il a été la ſuite de la conſtruction des parties des Animaux: que le hazard aïant formé les yeux, les oreilles, la langue, on s'en eſt ſervi pour entendre, pour parler.*

12) Ibid. p. 7. *Mais, ne pourroit-on pas dire, que dans la combinaiſon fortuite des productions de la Nature — il n'eſt pas merveilleux, que cette convenance ſe trouve dans toutes les eſpeces qui actuellement exiſtent? Le*

hazard, diroit-on, avoit produit une multitude innombrable d'Individus; un petit nombre ſe trouvoit conſtruit de maniere que les parties de l'Animal pouvoient ſatisfaire à ſes beſoins; dans un autre infiniment plus grand il n'y avoit ni convenance, ni ordre: tous ces derniers ont peri: — les ſeuls qui ſoient reſtés ſont ceux où ſe trouvoit l'ordre et la convenance.

13) Ibid. p. 8. *Les corps des Animaux et des Plantes ſont des machines trop compliquées, dont les dernieres parties échappent trop à nos ſens, et dont nous ignorons trop l'uſage et la fin, pour que nous puiſſions juger de la ſageſſe et de la puiſſance qu'il a fallu pour les conſtruire.* Ibid. p. 12. *Ne nous arrêtons donc pas à la ſimple ſpeculation des objets les plus merveilleux. L'organiſation des Animaux, la multitude et la petiteſſe des parties des Inſectes, l'immenſité des corps celeſtes, leurs diſtances, et leurs revolutions, ſont plus propres à étonner notre eſprit qu' à l'éclairer.*

14) Ibid. p. 7. *Preſque tous les Auteurs modernes, qui ont traité de la Phyſique ou de l'Hiſtoire naturelle, n'ont fait qu'étendre les preuves qu'on tire de l'organiſation des Animaux et des Plantes; et les pouſſer jusques dans les plus petits détails de la Nature. Pour ne pas citer des exemples trop indécens, qui ne ſeroient que trop communs, je ne parlerai que de celui, qui trouve Dieu dans les plis de la peau d'un rhinoceros; parce que cet Animal, étant couvert d'une peau très dure, n'auroit pas pu ſe remuer ſans ces plis. N'eſt ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par des tels argumens? — Laiſſons ces bagatelles à ceux qui n'en ſentent pas la frivolité.* Herr Maup. wiederholet eben dieſes Tom. VIII. der Academie de Berlin, da er dem Herrn Chevalier d'Arcy auf ſeine Reflexions ſur le Principe de la moindre action in der Hiſt. de l'Acad. des Sciences 1749.

maaßet? Der Hauptzweck, und gleichſam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capitel, die uns am meiſten betreffen, ſteht uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in beſondern Fällen lehrt uns nur behutſamer ſeyn, und die Regeln zu ſchließen genauer beobachten; auch mehrere Erfahrung abwarten.

19) Ariſtoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einfluſſe eines Geſetzes in eine Stadt: und nachdem er gewieſen, wie ſich alles in einer Stadt nach dem Geſetze richtet, ſo fügt er hinzu: οὕτως ὑπολητέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. νόμος μὲν γαρ ἡμῖν ἰσηκλινὴς, ὁ Θεὸς, εὐδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. ſo muß man auch von der großen Stadt, ich meine der Welt, denken. Darinn iſt Gott unſer Geſetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbeſſerung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: *Mundum eſſe quaſi communem urbem et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero ſagt lib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca ſchreibt in ſeiner Conſolatione ad Marciam cap. 18. *Puta, naſcenti me tibi venire in conſilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus aeternisque devinctam, indefatigata coeleſtium officia volventem.* Philo de Vita Moſis p. 661. c. edit Francf. ſagt, daß Moſes die Schöpfung der Welt, als einer großen Stadt (μεγαλοπόλεως) zuerſt beſchrieben hätte, damit er in ſeinen Geſetzen für die Iſraeliten die Verfaſſung der ganzen Welt abbilden mögte (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

*) [Und, je mehr wir noch erforſchen, lernen, deſto mehr entdecken wir nur Spuren, die eben dahin zeigen. So noch neuerlich bey dem Nutzen des Otheinholens, der Wirkung einſaugender Gefäſſe, u. ſ. w.]

†) Siehe oben §. 6. am Ende.

††) Siehe die III. Abh. §. 9.

†††) Siehe oben § 4. am Ende.

20) Die allgemeine Abſicht der Schöpfung der Welt, um der Lebendigen willen, iſt ſowohl durch Vernunft als Erfahrung außer Gefahr des Irrthums geſetzt. Wenn aber die Frag von beſondern Dingen iſt, wozu dieſes, wozu jenes beſtimmt ſey, ſo iſt hauptſächlich auf zweierley Weiſe möglich zu irren: einmal, wenn man aus der bloſſen Geſchicklichkeit eines Dinges zu einem gewiſſen Nutzen ſchließt, daß ſolches die wirkliche Abſicht ſey. Denn, eine und dieſelbe Beſchaffenheit eines Dinges kann mancherley Urſache, Nutzen und Abſicht haben; und demnach iſt auch das Gegentheil von dem, was man muthmaaßet, möglich. Zweitens kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge ſchließt. Denn, die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle: als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweier Geſchlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Geſetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden ſoll. So hat der Herr von Hagedorn deſſen Anmerkungen ſo gut Muſter ſind, wie man mit Verſtande leſen, als die Gedichte, wie man edel denken und ſchreiben ſoll, auf der 65. Seite, aus den Schriften der ſchwediſchen Akademie, aus dem Reaumür und Gould angemerkt, daß es Inſecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man ſich folglich in Beſtimmung der Endurſachen leicht betrügen könne. Unterdeſſen würde man ſich noch ſtärker vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen ſchlöſſe: alſo giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchſtens nur zur Zierde dienen. Reaumür ſagt gar wohl, (Mem. pour les Inſectes T. I. p. 30. edit. Amſterd. 1737. 8.). das hieße von der höchſten Weisheit allzu klein gedacht. So ſagt er Tom. II. P. I. p. 85. von den Schmetterlingen weiblichen Geſchlechts an der Eiche, welche große Flügel haben, wie die Männchen, und doch nimmer fliegen, ſondern nur kriechen, und nicht einmal weit kriechen, als ob ſie gar nicht wüßten, daß ſie Flügel hätten: *Mais l'agitation des ailes lui eſt peut-être neceſſaire pour la fin que la nature paroit avoir toujours en vue, pour la conſervation de l'Eſpece.* Wenn man aber von dem beſondern Endzwecke gewiſſer Dinge auf obangeregte zwiefache Weiſe ſchließt, ſo

giebt

giebt es nur Muthmaaßungen, die jedoch um so viel mehr Wahrscheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darstellet. Daß dieses aber nicht gewiß sey, und trügen könne, das macht den Endursachen keinen besondern Vorwurf, weil man sich in Erforschung der wirkenden Ursachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muthmaaßen bedient, und nothwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geschicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Ursache muthmaaßlich abnimmt. Die Gewißheit entsteht bey den Endursachen, so wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich ist. So habe ich von den Planeten geschlossen, daß sie Einwohner haben, weil selbige als leblose Dinge nicht um ihrer selbst willen, und also bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn können. So schließen wir insgemein, daß die Thiere ein Leben und eine Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Ursache, als um der Empfindung willen, haben bestimmt seyn können.

§. 13.

Nun aber muß es auch unanständig, und an sich lächerlich heißen, die Weisheit des höchsten Wesens in solchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Insekten, in einer Falte vom Felle des Nashorn-Thieres, und hundert andern dergleichen läppischen Dingen zu suchen.

Der Herr von **Maupertuis** hat uns vielleicht nur wollen zu verstehen geben, daß alle bisher angestellte Betrachtungen der Natur, gegen sein Gesetz der Sparsamkeit, nur Bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beispielen etwas heraus suchen, das klein und verächtlich schien. Sonst wußte er wohl, daß **Derham** in seiner Astrotheologie und Physicotheologie, und andere dergleichen Weltweise, von dem Größten bis zum Kleinsten, von dem Ganzen bis zu seinen geringsten Theilen herunter gestiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeigt hatten. Aber es war

ge einer an ſich von ungefähr entſtandenen Bildung? wie könnte er, ſage ich: dieſes geſtehen, und doch im Ernſte von eben dem **Epikurus** und **Lucretius** eine Hypotheſe borgen, woraus daſſelbe fließt, was er umſonſt zu ſeyn erkläret? Denn hätte ein Zufall, nach Millionen übel gerathenen Erzeugungen von thieriſchen Leibern, auch endlich einmal wohlgerathene treffen können; ſo wäre ja in der That der Nutzen jedes Theils nicht eine Abſicht, ſondern eine bloße Folge des glücklichen Zufalles. Da man nun für unmöglich halten muß, daß der Herr von **Maupertuis** ſo wenig Einſicht in den Zuſammenhang der Gedanken haben könne, dadurch ihm verborgen bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Worten ſetze, was er verworfen hatte; ſo muß man glauben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wider die Uebereinſtimmung der Theile in dem Baue der thieriſchen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vorſehung nichts rechtes einzuwenden.

§. 12.

Wenn der Herr von **Maupertuis** überhaupt die menſchliche Unwiſſenheit von dem Verhältniſſe und von dem Nutzen und der Uebereinſtimmung der Dinge, folglich auch von den göttlichen Abſichten, vorſchützt; ſo ſcheint er eines Theils dieſe Unwiſſenheit viel zu weit zu dehnen, andern Theils auch allzuviel daraus zu ſchließen. Es iſt einmal zu weit getrieben, daß Menſchen gar nichts von dem Verhältniſſe der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinſtimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. **Ariſtoteles** hat ſchon die Welt als eine große Stadt Gottes angeſehen [19]; und man erkennet genug, daß die lichten und finſtern Kugeln, woraus ſie beſteht, zu lauter Wohnungen für Lebendige geſchickt und angelegt ſind.

Nie-

Niemand ist so unwissend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Systems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdboden davon genießen, so weit einsehen und empfinden sollte, als genug ist, die weise und gütige Vorsorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist so blind, daß er den Gebrauch der größern Theile der thierischen und menschlichen Körper nicht finden könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen, die Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommenste eingerichtet sind. Mit einem Worte, man sage mir, ob Derham Nieuwentydt und andere dergleichen Naturkündiger, welche die Welt und ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinstimmung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet, gar nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches für wahr angenommen haben; oder ob das noch nicht genug sey, die Weisheit und Absicht des Schöpfers daraus zu erkennen *). Wenn man aber weder die gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntniß, das wir Menschen haben, und uns in so vielen Schriften vor Augen gelegt ist, verläugnen, oder umstoßen kann: wie schickt es sich denn, daß man sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nichts zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtlich von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie mehr dienten, das Gemüth in Verwundrung und Erstaunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleuchten?

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmung der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen wir ein, daß noch ein größeres, ja unendliches Feld übrig sey, welches unsere engen Schranken des Verstandes nimmer ausmessen werden. Aber, soll man daraus schließen, daß wir auch das nicht sehen, was uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, daß wir uns in keinem

Stücke

Stücke etwas zu erforschen unterfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite und unergründliche Tiefe unerforscht lassen müssen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wissenschaften so abhold seyn wird; warum sollen wir uns dieser Wahrheiten von den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer Gemüthsberuhigung am meisten gelegen ist, gänzlich entäußern, und nicht so viel, als uns möglich ist, davon zu erkennen suchen? Und was wird endlich aus unserer Sittlichkeit und Tugend werden, wenn wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der göttlichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese Betrachtung auf; so bleibt nichts übrig, als eine bloße Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft; so weis ich nicht, wie weit der Herr von Maupertuis dieses will gedehnt wissen. Müssen wir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente oder Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der weisen Einrichtung der Dinge erkennen können? und sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äußerste scharfsichtig sind? Das hieße ich zu viel verlangt, zu hart geschlossen. Sonst aber meine ich, daß wir doch in neuern Zeiten durch die Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleinern Theile hinein geschauet haben, als unsere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahne gesetzt sind, als ob die Bildung der kleinern Thiere, und der kleinern Theile aller Thiere und Pflanzen nur ein roher Zusammenfluß von allerley Urstoffen sey. Vielmehr sehen wir dabey deutlich vor Augen, daß die Käse-Miete eben so künstlich in allen Theilen gebildet sey, als der Elephant und Mensch; und daß ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel des Schmetterlings, ein Samenstäubchen einer Blume, eben so genau ausgearbeitet sey, als das Ganze. Die Vernunft aber lehrt uns überhaupt

haupt, daß keine Vollkommenheit im Ganzen seyn könne, wo sie nicht aus der Uebereinstimmung der kleinsten Theile erwächst.

Man pflegt sonst dieser Betrachtung entgegen zu setzen, daß wir uns in der Bestimmung der göttlichen Absichten sehr leicht betrügen könnten: theils, weil des höchsten Wesens Gedanken für unsern niedrigen Verstand so verborgen wären, als die geheimen Rathschläge eines Königs für einen Fuhrmann; theils, weil auch die sichtbarsten Dinge keinen sichern Schluß gewährten, daß sie zu irgend einem Gebrauche und Nutzen, oder zu welchem sie bestimmt worden. Aber so scheinbar auch dieses lautet, so bauet es doch auf falschem Grunde zu viel.

Es ist eben so falsch, daß Gottes, als daß des König; Absichten, lauter Geheimnisse für die Niedrigen bleiben sollen: es ist auch falsch, daß wir keine Regeln hätten, woraus von den göttlichen Absichten etwas sichers zu schließen sey. Ein König macht doch auch verschiedene seiner Absichten durch Gesetze, Verordnungen, Herolde, Befehle, allen und jeden kund, so viel ihnen zu wissen nöthig und nützlich ist. Muß man auch eben seinem geheimen Rathe mit beygewohnt haben, um aus seinen Anstalten zu sehen, daß er sein Reich groß und mächtig, seine Unterthanen begütert und glücklich machen will? Kann man nicht aus seinen Festungen und aus seiner Mannschaft, ohne in sein Cabinet zu dringen, abnehmen, daß er das Land vor äußerlichem Angriffe in Sicherheit zu stellen sucht? Kann man nicht aus vielen andern Einrichtungen und Verordnungen urtheilen, daß er Bevölkerung und Wohlstand im Lande zu erhalten trachtet? So hat sich auch Gott nicht unbezeugt gelassen. Es sind Dinge in der Natur, die auch den Einfältigsten eine leserliche Schrift werden,

daraus ſie den Verſtand und die Geſinnung des Schöpfers erkennen können und ſollen. Ja, ich dürfte wohl ſagen: wie Staatskluge mehr von eines Königs geheimen Abſichten einſehen, ſo können auch wahre Weltweiſe manches in der Natur entdecken, daß den Unverſtändigen ein Geheimniß war.

Dieſe Deutung iſt auch nicht wild und zügellos. Wir haben eines Theils bey dem, was wir erfahren, die Regel, daß aller Nutzen der Dinge eine göttliche Abſicht ſey †). Andern Theils ſteht überhaupt feſt, daß nichts umſonſt, ſondern alles zum Nutzen der Lebendigen ſey ††): daß das Weſen und die Natur der Dinge Mittel göttlicher Abſichten ſind †††): daß folglich die beſondere Beſchaffenheit eines jeden Dinges, wenn das Gegentheil nicht Statt findet, die beſondern Beſtimmungen zu dieſem oder jenem Nutzen anzeige; und daß ſolches durch die Aehnlichkeit anderer bekannten Dinge noch mehr beſtätigt werde.

Geſetzt aber, daß wir uns zuweilen in beſondern Fällen mit Muthmaaßungen zu weit wagten, wozu dieſes oder jenes diene, und alſo irreten [20]): ſo folgt doch daraus nicht, daß wir gänzlich zur Entdeckung der göttlichen Abſichten unfähig ſind, und mit dieſer Bemühung nur lauter Irrthümer häufeten. Die Entdeckung der wirkenden Urſachen in der Natur iſt ja ſo ſehr den Vergehungen des menſchlichen Verſtandes unterworfen, als die Entdeckung der Endurſachen; und niemand wird doch ſo übereilt ſchlieſſen, daß die ganze Naturlehre über unſere Vernunft gehe, lauter Irrthümer hervorbringe, und gar nicht zu treiben ſey. Soll man darum ein lehrreiches Buch gar nicht leſen, weil man nicht alles darinn verſtehen kann? oder irret man desfalls allenthalben, weil man etwa bey ein und anderer dunkeln Stelle den Sinn des Urhebers falſch muthmaaßet?

maaßet? Der Hauptzweck, und gleichſam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capitel, die uns am meiſten betreffen, ſteht uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in beſondern Fällen lehrt uns nur behutſamer ſeyn, und die Regeln zu ſchließen genauer beobachten; auch mehrere Erfahrung abwarten.

19) Ariſtoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einfluſſe eines Geſetzes in eine Stadt: und nachdem er gewieſen, wie ſich alles in einer Stadt nach dem Geſetze richtet, ſo fügt er hinzu: οὕτως ὑπολητέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. νόμος μὲν γαρ ἡμῖν ἐστιν, ὁ Θεὸς, εὐδαιμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. ſo muß man auch von der großen Stadt, ich meine der Welt, denken. Darinn iſt Gott unſer Geſetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbeſſerung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: *Mundum eſſe quaſi communem urbem et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero ſagt lib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca ſchreibt in ſeiner Conſolatione ad Marciam cap. 18. *Puta, naſcenti me tibi venire in conſilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus aeternisque devinctam, indefatigata coeleſtium officia volventem.* Philo de Vita Moſis p. 661. c. edit Francf. ſagt, daß Moſes die Schöpfung der Welt, als einer großen Stadt (μεγαλοπόλεως) zuerſt beſchrieben hätte, damit er in ſeinen Geſetzen für die Iſraeliten die Verfaſſung der ganzen Welt abbilden mögte (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

*) [Und, je mehr wir noch erforſchen, lernen, deſto mehr entdecken wir nur Spuren, die eben dahin zeigen. So noch neuerlich bey dem Nutzen des Otheemholens, der Wirkung einſaugender Gefäſſe, u. ſ. w.]

†) Siehe oben §. 6. am Ende.

††) Siehe die III. Abh. §. 9.

†††) Siehe oben § 4. am Ende.

20) Die allgemeine Abſicht der Schöpfung der Welt, um der Lebendigen willen, iſt ſowohl durch Vernunft als Erfahrung außer Gefahr des Irrthums geſetzt. Wenn aber die Frag von beſondern Dingen iſt, wozu dieſes, wozu jenes beſtimmt ſey, ſo iſt hauptſächlich auf zweierley Weiſe möglich zu irren: einmal, wenn man aus der bloſſen Geſchicklichkeit eines Dinges zu einem gewiſſen Nutzen ſchließt, daß ſolches die wirkliche Abſicht ſey. Denn, eine und dieſelbe Beſchaffenheit eines Dinges kann mancherley Urſache, Nutzen und Abſicht haben; und demnach iſt auch das Gegentheil von dem, was man muthmaaßet, möglich. Zweitens kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge ſchließt. Denn, die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle: als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweier Geſchlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Geſetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden ſoll. So hat der Herr von Hagedorn deſſen Anmerkungen ſo gut Muſter ſind, wie man mit Verſtande leſen, als die Gedichte, wie man edel denken und ſchreiben ſoll, auf der 65. Seite, aus den Schriften der ſchwediſchen Akademie, aus dem Reaumür und Gould angemerkt, daß es Inſecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man ſich folglich in Beſtimmung der Endurſachen leicht betrügen könne. Unterdeſſen würde man ſich noch ſtärker vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen ſchlöſſe: alſo giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchſtens nur zur Zierde dienen. Reaumür ſagt gar wohl, (Mem. pour les Inſectes T. I. p. 30. edit. Amſterd. 1737. 8.). das hieße von der höchſten Weisheit allzu klein gedacht. So ſagt er Tom. II. P. I. p. 85. von den Schmetterlingen weiblichen Geſchlechts an der Eiche, welche große Flügel haben, wie die Männchen, und doch nimmer fliegen, ſondern nur kriechen, und nicht einmal weit kriechen, als ob ſie gar nicht wüßten, daß ſie Flügel hätten: *Mais l'agitation des ailes lui eſt peut-être neceſſaire pour la fin que la nature paroit avoir toujours en vue, pour la conſervation de l'Eſpece.* Wenn man aber von dem beſondern Endzwecke gewiſſer Dinge auf obangeregte zwiefache Weiſe ſchließt, ſo

giebt

giebt es nur Muthmaaßungen, die jedoch um so viel mehr Wahrscheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darstellet. Daß dieses aber nicht gewiß sey, und trügen könne, das macht den Endursachen keinen besondern Vorwurf, weil man sich in Erforschung der wirkenden Ursachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muthmaaßen bedient, und nothwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geschicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Ursache muthmaaßlich abnimmt. Die Gewißheit entsteht bey den Endursachen, so wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich ist. So habe ich von den Planeten geschlossen, daß sie Einwohner haben, weil selbige als leblose Dinge nicht um ihrer selbst willen, und also bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn können. So schließen wir insgemein, daß die Thiere ein Leben und eine Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Ursache, als um der Empfindung willen, haben bestimmt seyn können.

§. 13.

Nun aber muß es auch unanständig, und an sich lächerlich heißen, die Weisheit des höchsten Wesens in solchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Insekten, in einer Falte vom Felle des Nashorn-Thieres, und hundert andern dergleichen läppischen Dingen zu suchen.

Der Herr von **Maupertuis** hat uns vielleicht nur wollen zu verstehen geben, daß alle bisher angestellte Betrachtungen der Natur, gegen sein Gesetz der Sparsamkeit, nur Bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beispielen etwas heraus suchen, das klein und verächtlich schien. Sonst wußte er wohl, daß **Derham** in seiner Astrotheologie und Physicotheologie, und andere dergleichen Weltweise, von dem Größten bis zum Kleinsten, von dem Ganzen bis zu seinen geringsten Theilen herunter gestiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeigt hatten. Aber es war

ſeinem Zwecke nicht gemäß, der größern und allgemeinern Gegenſtände ſolcher Unterſuchung zu erwähnen.

Man mögte aber auch fragen: Müſſen denn alle Menſchen erſt große Meßkünſtler, Algebraiſten, und tiefe Naturkündiger werden, ehe ſie von ihres Schöpfers Daſeyn und Weisheit überführt ſeyn können? Hat denn das neu entdeckte Geſetz der Sparſamkeit ein mehreres Licht, oder einen allgemeinen Beyfall, ſelbſt unter den Gelehrten? Warum ſollen wir die offenbaren und jedermanns Einſicht gemäßen Spuren der göttlichen Vollkommenheiten übergehen und verachten? Warum ſoll man die Wahl des Beſten bloß in einem allgemeinen Geſetze ſuchen, in beſondern Fällen aber die Augen verſchließen oder irre werden? Iſt es nicht beides gut, und dienſam, das Göttliche in der Natur allenthalben, wo es zu entdecken iſt, es ſey im Kleinen oder im Groſſen, wahrzunehmen?

Aber ich mögte auch wiſſen, was wir für einen Maaßſtab oder für eine Wagſchaale haben, wodurch wir etwas für groß und wichtig, oder für Kleinigkeiten und geringſchätzige Dinge erklären. Auf die Ausdehnung wird es ja hier nicht ankommen, daß das nur allein groß wäre, was wir mit Klaftern und Zentnern ausmeſſen können. Wenn wir aber den Maaßſtab der Weisheit nehmen, ſo weis ich nicht, ob eine einzige Bagatelle in der ganzen Natur zu finden iſt; und ich fürchte, daß einer ſich nur ſelbſt verächtlich macht, der das Geringſte in der Natur verachtet, weil es alles Muſter der größten Weisheit ſind. Für unſern Verſtand iſt auch das Kleinſte und Geringſte noch zu groß, zu wunderbar, unbegreiflich, ja unendlich. An ſich aber iſt alles auf den größten und edelſten Zweck gerichtet, welcher ſich erdenken läßt, nämlich die Welt mit Leben, Luſt und Glückſeligkeit zu erfüllen; und die Mittel,

tel, deren Verhältniß zu diesem Zwecke wir einsehen können, sind so vollkommen damit einstimmig, daß allenthalben ein unendlicher Verstand bey dem besten Willen hervorleuchtet.

In dieser Ordnung der Dinge kann also nichts klein seyn, was mit der großen Absicht auf das Wohl der Lebendigen eine weise Verknüpfung hat. Je vollkommener Gott selbst ist, desto weniger ist es ihm anständig, auch nur das geringste in der ganzen Naturkette ohne Absicht, unnöthig, unbedachtsam oder verkehrt zu thun, oder nur obenhin, im Großen, und fürs Auge zu bilden. Derjenige stellet demnach die Natur auf eine Gott anständige Weise vor, der sie bis ins Innerste und Kleinste weislich ausgearbeitet darstellet; und wir erkennen die Größe der göttlichen Weisheit in der Natur nicht eher deutlich, genau und gründlich, als bis wir in alle Arten der Thiere, und in die innere Einrichtung, Natur und Verrichtung der einfachern Theile, so weit wir können, hinein gehen. Selbst die allgemeinen Regeln der Bewegung beweisen ihres Urhebers Weisheit nicht anders, als so ferne sich ihr Nutzen in jedem besondern Falle, und ihr Zusammenhang mit dem Wohl aller Arten der Lebendigen zeiget.

Der Herr von **Maupertuis** drückt sich selbst darüber gar schön mit diesen Worten aus [21]: **Alles in der Natur ist mit einander verknüpft. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Planeten gegen die Sonne zieht.** Aber ich kann ihm nicht beipflichten, wenn er hinzusetzt: **Allein, das Gewebe der Spinne ist es nicht, worinn wir die Beweise der Weisheit des Schöpfers suchen müssen.** Wie? wenn auch darinn unter andern eine zur Erhaltung des Thierleins unverbesserliche Kunst enthal-

ten iſt, welche die Spinne nicht ſelbſt erſonnen, noch durch Unterweiſung, Beiſpiele und Uebung erlernet, ſondern lediglich von ihrem Schöpfer, ſtatt der Vernunft, zum erblichen Beſitze bekommen hat: warum ſollen wir nicht darauf achten [22])? Iſt es wohl durch einen andern Weg thunlich, die große Wahrheit, daß Gott allen Lebendigen die zu ihrem Wohl dienlichſten Mittel gegeben, in ihrer Wirklichkeit überzeuglich zu erkennen, als wenn wir jedes Thieres Werkzeuge, Natur, Triebe und Fertigkeiten aufmerkſam betrachten?

Ich finde auch nicht, daß der Herr von **Maupertuis** Urſache hatte, den Engländer lächerlich zu machen, der von dem Rhinoceros, mit einem Paar Worten im Vorbeigehen, bemerkte, daß dieſes ſonſt ſo dick- und harthäutige Thier von dem weiſen und gütigen Schöpfer, bei den Gelenken, mit einer gefaltenen, ſehr ſanften und biegſamen Haut verſehen wäre. Denn da dieſes bloß bei den Fugen der Glieder, wo ſie ſich regen und ſtrecken ſollen, nicht aber außer den Gelenken, beobachtet wird; und da das Thier dieſe Geſchicklichkeit ſeiner Haut zur Bewegung ſchon aus Mutterleibe mit auf die Welt bringt, nicht aber durch wirkliches Bewegen und Dehnen der Haut erwirbt: was iſt denn lächerliches darinn, daß einer dieſes, als einen Umſtand, worinn ſich die weiſe Vorſehung des Schöpfers für das Thier, und die Wahl der bequemſten Mittel zum Zwecke äußern, bemerket? Es iſt eine ähnliche und ſchöne Anmerkung, die der Herr **von Haller** in gleicher Abſicht von der Härte der Haut unter den Füßen der Thiere macht [23]). **Warum, ſagt er, hat das Thier, und nicht der Menſch, unter den vier Füßen, die es tragen ſollen, ſchon im Mutterleibe Verhärtungen; da dieſem nur unter den längeren Füßen, weil nur dieſe ihn zu tragen gewidmet ſind,** eine

eine harte Ueberhaut anerschaffen ist? Nämlich auch hier ist zum voraus für den Gebrauch der Theile weislich gesorgt, ehe wir gebohren werden. Mehrere dergleichen Umstände haben auch andere vernünftige Männer bei der Haut und Schale der Menschen und Thiere in großer Anzahl beobachtet, die deswegen sehr unzeitig würden belacht werden, weil sie von der Haut und von Thieren hergenommen sind; aber allezeit der Betrachtung würdig bleiben, weil sie offenbare Beispiele der Weisheit und Güte des Schöpfers enthalten.

Jedoch der Herr von **Maupertuis** sucht diese Folgerung durch eine andere zu verspotten [24]). **Was würde man**, spricht er, **von demjenigen sagen, der die Vorsehung deswegen läugnete, weil die Schale der Schildkröte weder Falten noch Gelenke hat? Aber die Folgerung dessen, der die Vorsehung durch die Haut des Rhinozeros beweist, hat nicht mehr Stärke. Drum lasset uns solche läppische Kleinigkeiten denen anheim geben, die deren Nichtswürdigkeit nicht einsehen.** Der Herr von **Maupertuis** hat so weit Recht: die Folgerung von der Schildkröte, welche er jemanden in den Mund legt, ist läppisch und nichtswürdig genug. Aber kann er im Ernste glauben, daß ein einziger vernünftiger Mensch die andere Folgerung dieser ähnlich, und die Vergleichung für aufrichtig halten wird? Er bürdet dem Engländer auf, als ob er schlechthin so geschlossen hätte: weil ein Thier Falten in der Haut hat, so muß eine Vorsehung seyn. Auf die Weise, spricht denn Herr **Maupertuis**, müßte auch aus dem Gegentheile das Gegentheil folgen: weil die Schildkröte keine Falten in ihrer Schale hat, so giebt es keine Vorsehung. Der Unterschied aber ist: der Rhinoceros hat biegsame Falten in seiner dicken

Haut bey den Gelenken, wo es zum Bewegen der Glieder nöthig war; aber die Schildkröte hat keine Falten und Gelenke in der harten Schale, wo es zum Bewegen unnöthig war. Denn ein anders iſt es mit dem Armadill, der Falten in ſeiner harten Decke auf dem Rücken hat, weil er ſich in eine Kugel zuſammen rollet; aber die Schildkröte brauchte dergleichen nicht, ſondern vielmehr eine feſte Schale, worunter das Thier auch gegen Laſtwagen geſichert iſt. Dieſes iſt der eine Fehler in der Vergleichung, daß es nicht entgegen geſetzte Fälle ſind, und daß der Herr von Maupertuis, ſolches zu verbergen, diejenigen Umſtände mit Fleiß weggelaſſen, welche ſolches entdecken konnten. Denn eigentlich konnten dem Falle vom Rhinoceros nur zweene entgegen geſetzt werden, wenn entweder ein Thier in der Haut biegſame Falten hätte, wo es unnöthig war, oder wenn eines keine biegſame Falten hätte, wo es doch nöthig war. Dann würde auch die Folgerung richtiger ſeyn: alſo zeiget ſich darinn keine Vorſehung. Aber ſolcher Folgerung hat der Schöpfer ſchon vorgebeuget, indem keines der gegenſeitigen Fälle in der Natur zu finden iſt. Demnach verfällt auch der Herr von Maupertuis in einen zweiten Fehler, daß er auf ſeiner Seite übel ſchließt: weil die Schildkröte keine Falten und Gelenke hat (wo es nicht nöthig war): alſo giebt es keine Vorſehung. Vielmehr, da ſie auf dem Rücken keine unnöthige Falten, ſondern eine feſte Schutzwehre, hat, darunter ſie ſich ganz verbergen kann; übrigens aber, am Leibe, Kopfe und Füßen, mit biegſamer Haut und Gliedern, ſo viel als nöthig war, verſehen iſt: ſo läßt ſich auch daraus, wie aus tauſend andern Dingen, wahrnehmen, daß der Schöpfer, zur Erhaltung ſeiner Geſchöpfe, nichts verſäumet, und doch auch nichts umſonſt gemacht habe. Nun laſſe ich jeden urtheilen, auf wen die Beſchuldi-

gung

gung des Läppiſchen und Lächerlichen in der Folgerung des Hrn. von Maupertuis falle.

21) Oeuvres P. 25. *Tout eſt lié dans la Nature: l'Univers tient au fil de l'araignée, comme à cette force qui pouſſe ou qui tire les planetes vers le Soleil: mais ce n'eſt pas dans le fil de l'araignée, qu'il faut chercher les preuves de la ſageſſe de ſon Auteur.*

22) Ich werde die Kunſt in dem Gewebe einer Spinne einigermaaßen in der folgenden Abhandlung §. 21. beſchreiben.

23) Vorrede zu Büffons allgemeinen Hiſtorie der Natur, II. Th. C. 12. Der berühmte Herr B. S. Albinus, Academicar. Annotat. lib. I. p. 27. macht eben die Anmerkung: *Exuvias variis embryonibus de manibus pedibusque integras detraxi: detraxi etiam parvulis, qui aſſecuti nondum erant longitudinem digitalem. Pertenues inveni, totasque translucidas, qua parte ad dorſum manus pedisque pertinent, craſſiores autem magisque opacas et albicantes, totasque firmiores, qua ad volam, quaque ad plantam et ad partes internas digitorum. Ex quo intelligitur, natura differre cuticulam iis in locis, et non preſſione tantummodo continua et attritione ſolidari per aetatem et in craſſitudinem creſcere.* Eben derſelbe ſagt lib III. p. 79, er habe ſich dieſe Beobachtung als die ſeinige zueignen können, weil er ſie ſchon von 30 Jahren her öffentlich vorgetragen; und der Herr Raaw, ein Schweſterſohn des großen Boerhave, habe ſie im J. 1738, und Graveſands Frauen Bruder, Secretaire, ſchon im Jahre 1727 in ſeiner Diſſ. inaug. de communibus corporis humani integumentis §. 10. aus ſeinen Anweiſungen bekannt gemacht. Das würde er nicht geſchrieben haben, wenn er nicht der Meinung wäre, daß Entdeckungen, welche des Schöpfers Vorſehung zeigen, ſo klein ſie auch ſcheinen mögten, dem Menſchen, der ſie zuerſt gefunden, zur wahren Ehre gereichen. Und Galenus de uſu Partium lib. III. cap. 10. ſq., wo er eben von der Haut des Menſchen an den Füßen geredet hatte, dachte gar nicht verächtlich von ſolchen Bemühungen, ſondern ſchreibt:

„Darinn ſetze er die wahre Verehrung Gottes, nicht wenn er ihm viele hundert Opfer von Stieren und eine Menge Rauchwerk darbrächte; ſondern wenn er ſelbſt erkennete und andern zeigte, wie weiſe, wie mächtig, wie gütig derſelbe ſey. Dieſes aber erhelle daraus, daß er die ganze Welt ſo ſchön eingerichtet, und keinem Geſchöpfe etwas Gutes habe mangeln laſſen.“

24) Oeuvres p. 7. *N'eſt-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par de tels argumens? Que diroit-on de celui qui nieroit la Providence, parce que l'écaille de la tortue n'a ni plis, ni jointures? Le raiſonnement de celui qui la prouve par la peau du rhinoceros eſt de la même force. Laiſſons ces bagatelles à ceux qui n'en ſentent pas la frivolité.*

§. 14.

Ja ſpricht er [25]), wenn ich auch alle die Beweiſe von Ordnung und Uebereinſtimmung in den Theilen der thieriſchen Körper gelten laſſe; ſo werde ich doch jählings durch eine ſchlimme Folgerung geſtöret. Eine Schlange iſt künſtlich gebildet; aber wozu dienet ſie, als den Menſchen zu tödten? Eine Mücke und Ameiſe heißen uns die Sorge der Vorſehung für ihre Eier und Jungen bewundern; aber wozu das? um ein Inſect hervorzubringen, das dem Menſchen beſchwerlich iſt, und von dem erſten Vogel aufgefreſſen, oder von einer Spinne beſtrickt wird. Ueberhaupt, ſagt er [26]), hat vielen großen Geiſtern gedünkt, daß die Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge ſo genau nicht beobachtet wäre, daß man nicht in Verwirrung gerathen ſollte, wie die Welt eines höchſtweiſen und mächtigen Weſens Werk ſeyn könnte. Die Erdfläche ſey zur Hälfte mit dem Meere bedeckt; auf der Erde ſähe man ſchroffe Felſen, gefrorne Landſchaften, brennenden Sand, viel giftige Pflanzen und ſchädliche Thiere: und unterſuchte man die Sitten der Einwohner,

ſo

so fände man Lügen, Diebstahl, Todtschlag, und allerley Laster viel häufiger, als die Tugend. Ueberdem wären die unglückseligen Menschen mit allerley Plagen, als Podagra, Steinschmerzen, und andern Krankheiten, wenigstens mit Sorgen und Verdruß überhäuft. Ob das eine Welt sey, welche ihres Schöpfers Weisheit und Güte zeige [27])? Vielmehr mögte man, wenn sonst nichts bessers darinn wäre, gedenken, daß sie ja so wohl ein Werk der bösen Geister, oder eines blinden Schicksals seyn mögte, als eines so vollkommenen Geistes. Denn [28]) die bloße Absicht sey zum Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers nicht genug, wenn der Bewegungsgrund und äußerste Zweck nicht auch was Gutes sey. Man würde einen Künstler nicht bewundern oder loben, der mit vieler Geschicklichkeit und Verstande eine Maschine gemacht hätte, die entweder niemanden nützlich, oder wohl gar schädlich wäre. — Man sieht daraus genugsam, wie der Herr von Maupertuis, um den Werth seines neuen Gesetzes der Sparsamkeit zu erhöhen, zuletzt alle Einwürfe selbst gegen die Vollkommenheit der Welt, und gegen die Vorsehung des Schöpfers und dessen weise und gute Absichten, in den bittersten Auszug gebracht hat. Man wird also zuerst von ihm mit Verwunderung erwarten, wie er diese von ihm selbst geschärften Einwürfe heben werde, und ihm besondern Dank schuldig seyn, wenn er es auf eine noch deutlichere und gründlichere Art thun kann, als es bisher geschehen ist. Er versichert uns wenigstens [29]), wenn wir sein Gesetz der Sparsamkeit annehmen, so sollten wir nur die Augen aufthun, und die ganze Welt durchgehen; dann würden alle die Erscheinungen, welche vorhin, bey der Unwissenheit der weisesten Gesetze, wovon sie entspringen, nur einen dunkeln und undeutlichen Beweis von dem Daseyn Gottes gewährten, zur Demonstration werden; und was sonst

hätte

hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nothwendige Folge der Geſetze, ſeyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anſtoß ſehen, daß Misgeburten erzeugt, und Laſter begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

Hier haben wir alſo den größten Zweifelsknoten, nach dem Geſetze der Sparſamkeit, kurz und gut durchgeſchnitten. Allein, ich mögte fragen, wie wird nun alles durch die kleinſte Bewegung des Hrn. von **Maupertuis** ſo leicht zur Demonſtration des Daſeyns Gottes und ſeiner Weisheit und Güte? Laſſet uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinſten Handlung oder Bewegung geſchieht, ſo muß ein Gott ſeyn, der nach weiſer Wahl das Beſte erkohren. Wie? wenn die kleinſte Handlung an ſich die einzige mögliche, und alſo ſchlechterdings nothwendig wäre: woher folgert man denn, daß ſie durch eine weiſe Wahl eines Urhebers geſtiftet worden? Oder, wenn man ſie auch nur als natürlich nothwendig annehmen will: was verweiſt uns auf einen freien Geiſt, der es ſo geordnet hat? Der Herr von **Maupertuis** hatte dem Herrn **Newton** dieſen Einwurf gemacht, und er macht ihn ſich auch nun ſelber. Seine Antwort darauf aber lautet ſo [30]): **Wenn es wahr iſt, daß die Geſetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper ſind; ſo beweiſt eben dieſes die Vollkommenheit des höchſten Weſens, da nämlich alle Dinge ſo geordnet ſind, daß eine blinde nothwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verſtändigſte und freieſte Geiſt vorſchrieb.** Das iſt eine vortreffliche Demonſtration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann: Die natürliche Nothwendigkeit der *kleinſten* Handlung beweiſt die weiſe Wahl eines höchſten

sten Wesens: warum? weil sie des verständigsten und freiesten Geistes Vorschrift ausrichtet. Setzet dieses nicht eben dasjenige voraus, was zu beweisen war? Oder, wenn dieses eine gültige Antwort heissen soll: warum konnte sie dem Hrn. von Maupertuis nicht eben denselben Einwurf gegen Newtons Ordnung der Planeten heben [31])?

Allein, wir wollen annehmen, das Gesetz der kleinsten Handlung beweise den verständigsten und freiesten Geist: so würde es doch, nach des Hrn. von Maupertuis eigenem Urtheile, noch gar nicht dessen Weisheit und Güte beweisen, wenn der Zweck und Bewegungsgrund nicht etwas Gutes ist [32]). Und wie kann er denn doch die Betrachtung der göttlichen Absichten in der Natur verwerfen oder belachen; da sein eigener Grundsatz keinen Beweis von eines höhern Wesens Weisheit und Güte giebt, wo er nicht gewisse Absichten voraus setzt? Denn, in der körperlichen Bewegung liegt an sich nichts Gutes, sie mag klein oder groß seyn; sondern sie ist höchstens nur ein Mittel, das sowohl zum Bösen als Guten angewandt werden kann. Könnte denn nicht auch lauter Böses oder wenigstens viel Böses, durch die kleinste Bewegung ausgerichtet werden? Wie kann also das Gesetz der kleinsten Bewegung an sich selbst die Weisheit und Güte des Schöpfers darthun, so lange man nicht sieht, daß es zum Guten angewandt sey, oder, wie könnte es eine Antwort gegen das Böse, das wirklich in der Welt ist, geben? Sind darum Misgeburten, giftige Thiere und Pflanzen, Laster, Schmerz und Tod nichts Böses, weil sie durch die kleinste Bewegung hervorgebracht werden? Würde nicht das menschliche Herz, wenn die Sache bloß auf Bewegung ankäme, wünschen, daß doch der so verständige und freie Geist lieber im Bösen sparsamer, und in der Bewegung etwas freigebiger gewesen wäre?

hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nothwendige Folge der Geſetze, ſeyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anſtoß ſehen, daß Misgeburten erzeugt, und Laſter begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

Hier haben wir alſo den größten Zweifelsknoten, nach dem Geſetze der Sparſamkeit, kurz und gut durchgeſchnitten. Allein, ich mögte fragen, wie wird nun alles durch die kleinſte Bewegung des Hrn. von **Maupertuis** ſo leicht zur Demonſtration des Daſeyns Gottes und ſeiner Weisheit und Güte? Laſſet uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinſten Handlung oder Bewegung geſchieht, ſo muß ein Gott ſeyn, der nach weiſer Wahl das Beſte erkohren. Wie? wenn die kleinſte Handlung an ſich die einzige mögliche, und alſo ſchlechterdings nothwendig wäre: woher folgert man denn, daß ſie durch eine weiſe Wahl eines Urhebers geſtiftet worden? Oder, wenn man ſie auch nur als natürlich nothwendig annehmen will: was verweiſt uns auf einen freien Geiſt, der es ſo geordnet hat? Der Herr von **Maupertuis** hatte dem Herrn **Newton** dieſen Einwurf gemacht, und er macht ihn ſich auch nun ſelber. Seine Antwort darauf aber lautet ſo [30]): **Wenn es wahr iſt, daß die Geſetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper ſind; ſo beweiſt eben dieſes die Vollkommenheit des höchſten Weſens, da nämlich alle Dinge ſo geordnet ſind, daß eine blinde nothwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verſtändigſte und freieſte Geiſt vorſchrieb.** Das iſt eine vortreffliche Demonſtration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann: Die natürliche Nothwendigkeit der *kleinſten Handlung* beweiſt die weiſe Wahl eines höch-

ſten

sten Wesens: warum? weil sie des verständigsten und freiesten Geistes Vorschrift ausrichtet. Setzet dieses nicht eben dasjenige voraus, was zu beweisen war? Oder, wenn dieses eine gültige Antwort heissen soll: warum konnte sie dem Hrn. von Maupertuis nicht eben denselben Einwurf gegen Newtons Ordnung der Planeten heben [31])?

Allein, wir wollen annehmen, das Gesetz der kleinsten Handlung beweise den verständigsten und freiesten Geist: so würde es doch, nach des Hrn. von Maupertuis eigenem Urtheile, noch gar nicht dessen Weisheit und Güte beweisen, wenn der Zweck und Bewegungsgrund nicht etwas Gutes ist [32]). Und wie kann er denn doch die Betrachtung der göttlichen Absichten in der Natur verwerfen oder belachen; da sein eigener Grundsatz keinen Beweis von eines höhern Wesens Weisheit und Güte giebt, wo er nicht gewisse Absichten voraus setzt? Denn, in der körperlichen Bewegung liegt an sich nichts Gutes, sie mag klein oder groß seyn; sondern sie ist höchstens nur ein Mittel, das sowohl zum Bösen als Guten angewandt werden kann. Könnte denn nicht auch lauter Böses oder wenigstens viel Böses, durch die kleinste Bewegung ausgerichtet werden? Wie kann also das Gesetz der kleinsten Bewegung an sich selbst die Weisheit und Güte des Schöpfers darthun, so lange man nicht sieht, daß es zum Guten angewandt sey, oder, wie könnte es eine Antwort gegen das Böse, das wirklich in der Welt ist, geben? Sind darum Misgeburten, giftige Thiere und Pflanzen, Laster, Schmerz und Tod nichts Böses, weil sie durch die kleinste Bewegung hervorgebracht werden? Würde nicht das menschliche Herz, wenn die Sache bloß auf Bewegung ankäme, wünschen, daß doch der so verständige und freie Geist lieber im Bösen sparsamer, und in der Bewegung etwas freigebiger gewesen wäre?

Es läßt ſich aber auch nicht begreifen, daß das Böſe in der Welt eine nothwendige Folge dieſes Geſetzes ſeyn ſollte. Sind denn Stürme, Erdbeben, Ueberſtrömungen, Kriege, Mord, Brand, und alle Laſter, Früchte der kleinſten Bewegung? Wenn alle ſchädliche Thiere und Kräuter gar nicht erſchaffen wären, ſo würde deſto weniger Bewegung in der Welt ſeyn. Ja, man mögte vielmehr aus dieſem Geſetze folgern, daß ſehr viel Gutes und alle Lebendige hätten wegbleiben müſſen, damit ja nicht ſo viel Regens und Bewegens, Geräuſches und Lärmens in der Welt entſtünde, ſondern alles todt und ſtille wäre, und die ganze Natur ſein geruhig und ſanft ſchliefe.

Man hätte alſo wünſchen mögen, daß der Herr von **Maupertuis** uns auf der einen Seite deutlicher erkläret hätte, wie das Geſetz der Sparſamkeit das Gute nothwendig erzeuge, und ſich dadurch als eine Regel der Weisheit erweiſe; auf der andern aber ſo wenig Böſes, als nur möglich war, zulaſſe. Denn, an ſich ſcheint weder Böſes noch Gutes daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht weiſe und gütige Abſichten vorausgeſetzt werden, wozu das Geſetz der Sparſamkeit, als ein Mittel, angewandt worden, ſo kann man aus dieſem Geſetze an ſich keine Weisheit, oder Wahl des Beſten, erkennen, noch das zugelaſſene Böſe damit zuſammen reimen. Um ſo viel weniger iſt zu begreifen, wie der Herr von **Maupertuis** wider den Beweis aus der Abſicht und der Uebereinſtimmung in der Natur ſtreitet, da er ihn ja ſo ſehr, als andere, nöthig hat. Das Schlimmſte iſt, daß er die Betrachtung des Guten in der Welt verdunkelt, ſchwächt, verkleinert, verlacht, des Böſen aber häufet und ſchärfet; und uns alsdenn, wenn er uns mitten in bekümmerte Gedanken hineingeführet hat, verläßt.

21) Oeuvres

25) Oeuvres p. 8. ſq. *Que ſert-il, dans la conſtruction de quelque Animal, de trouver des apparences d'ordre et de convenance? lorsqu'après nous ſommes arrêtés tout à coup par quelque concluſion facheuſe? Le ſerpent, qui ne marche ni ne vole, n'auroit pu ſe derober à la pourſuite des autres Animaux, ſi un nombre prodigieux de vertebres ne donnoit à ſon corps tant de flexibilité, qu'il rampe plus vite que pluſieurs Animaux ne marchent etc. Tout cela n'eſt-il pas admirable? Mais à quoi tout cela ſert-il? à la conſervation d'un Animal, dont la dent tuë l'homme. — Suivez la production d'une Mouche ou d'une Fourmi: ils vous font admirer les ſoins de la Providence — tout cela aboutit à produire un Inſecte incommode aux hommes, que le premier oiſeau devore, ou qui tombe dans les filets d'une Araignée.*

26) Oeuvres p. 9. *De très grands Eſprits — — n'ont pu s'empêcher d'avouer, que la convenance et l'ordre ne paroiſſent pas ſi exactement obſervés dans l'Univers, qu'on ne fût embaraſſé pour comprendre, comment ce pouvoit être l'Ouvrâge d'un Etre tout ſage et tout puiſſant. Le mal de toutes les eſpeces, le desordre, le crime, la douleur, leur ont paru difficiles à concilier avec l'Empire d'un tel Maître. Regardez, ont-ils-dit, cette Terre; les mers en couvrent la moitié, dans le reſte, vous verrez des rochers eſcarpés, des regions glacées, des ſables brulans. Examinez les moeurs de ceux qui l'habitent; vous trouverez le menſonge, le vol, le meurtre, et par tout les vices plus communs que la vertu. Parmi ces Etres infortunés, vous en trouverez pluſieurs deſeſpérés dans les tourmens de la goutte et de la pierre, pluſieurs languiſſans dans d'autres infirmités que leur durée rend inſupportables; preſque tous acablés de ſoucis et de chagrins.*

27) Oeuvres p. 11. *Tant de plantes venimeuſes et d'Animaux nuiſibles, produits et conſervés ſoigneuſement*

dans

dans la Nature, ſont-ils propres à nous faire connoître la ſageſſe et la bonté de celui qui les créa? Si l'on ne decouvroit dans l'Univers que de pareilles choſes, il pourroit n'être que l'Ouvrage des Demons. — il vaudroit autant, que l'Univers dût ſon origine à un deſtin aveugle, que s'il étoit l'Ouvrage d'une telle Intelligence.

28) Ibid. *Que cet Univers dans mille occaſions nous préſente des ſuites d'effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence et des deſſeins; c'eſt dans le but de ces deſſeins qu'il faut chercher la ſageſſe. L'habilité dans l'exécution ne ſuffit pas; il faut que le motif ſoit raiſonnable. On n'admireroit point, on blâmeroit l'Ouvrier; et il ſeroit d'autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adreſſe à conſtruire une machine qui ne ſeroit d'aucune utilité, ou dont les effets ſeroient dangereux.*

29) Oeuvres p. 25. *Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce ſpectacle nous cauſe; tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la ſageſſe des loix à qui il doit ſon origine, n'étoit qu'une preuve obſcure et confuſe de l'exiſtence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonſtration: et ce qui auroit pu cauſer du ſcandale, ne ſera plus qu'une ſuite neceſſaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, ſans en être ébranlés, naître des Monſtres, commettre des Crimes, et nous ſouffrirons avec patience la Douleur.*

30) Oeuvres p. 13. *Mais, pourroit-on dire, quoique les règles du mouvement et du repos n'ayent été juſqu'ici démontrées que par des hypotheſes et des experiences, elles ſont peut-être des ſuites neceſſaires de la nature des corps; et n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établiſſement, vous attribuez à une Providence,*

ce

ce qui n'eſt l'effet que de la Neceſſité. S'il eſt vrai que les loix du mouvement et du repos ſoient les ſuites indiſpenſables de la nature des corps, cela méme prouve encore la perfection de l'Etre ſuprême: c'eſt que toutes choſes ſoient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle et neceſſaire exécute ce que l'intelligence la plus eclairée et la plus libre preſcrivoit.

31) Siehe oben die 9te Anmerkung.

32) Siehe die 28ſte Anmerkung.

§. 15.

Es erhellet aus ſeinem eigenem Beiſpiele, daß man ſowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zuſammenhange der Dinge, und was derſelbe mit ſich bringt, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers ſehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor die Absicht oder Endurſache feſt geſetzt hat. Wie ich nun dieſes bereits überhaupt gethan habe; ſo wird auch daraus klar ſeyn, daß die äußerſte Absicht der Schöpfung ſo gütig, groß und edel ſey, als möglich, und daß die ganze Anlage und Einrichtung der Welt, nebſt den Geſetzen und Regeln der Natur, damit übereinſtimme; welches denn überhaupt genug iſt, die Vollkommenheit ſowohl des Werkes, als des Werkmeiſters, zu erkennen. Ehe ich aber die Einwürfe von beſondern Theilen verſtändlich heben kann, ſo wird auch zuvor nöthig ſeyn, daß ich die beſondern Absichten bey den Thieren und Menſchen auf unſerm Erdboden ausführlicher darthue. Dann wird ſich beſſer erklären laſſen, daß ihnen ſo viel Vollkommenheit und Gutes von dem Schöpfer angediehen ſey, als nach jedes Weſen in der Verknüpfung der Dinge möglich war; und daß der Mangel einer mehrern Vollkommenheit, oder das Böſe, keine göttliche Absicht ſey,

ſondern theils in dem eingeſchränkten Weſen der verknüpften Dinge unvermeidlichen Grund der Möglichkeit habe, theils in ſeiner wirklichen Zulaſſung neue Beweiſe der Weisheit und Güte des Schöpfers darreiche.

Ich werde alſo hier noch auf keine Einwürfe gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten. Es kann uns fürs erſte genug ſeyn, daß man überhaupt ſchon ſieht, wie unzeitig und unbillig ſie angebracht, und wie ſchlecht ſie daher gehoben ſind. Denn, wie kann man von eines Dinges und ſeines Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es weder im Zuſammenhange, und nach ſeiner Abſicht, noch in ſeinen Theilen, der Betrachtung werth zu halten? Wie könnte man ſich mit jemanden einlaſſen, der hie und da aus des weiſeſten Königs Verordnungen etwas ergriffe, daß ihm widrig ſchiene, um es zu tadeln; und wenn er gefragt würde, ob er denn die übrigen, ſo viel möglich, in ihrem Zuſammenhange betrachtet hätte, zur Antwort gäbe, er verſtünde theils nichts davon, theils handelten ſie von allerley nichtswürdigen Kleinigkeiten, die einem Könige unanſtändig, und der Mühe nicht werth wären? Man würde ihn vielmehr erſuchen, daß er ſich nicht übereilen, ſondern erſt Zeit und Gedult geben mögte, die beſondern Abſichten der Verordnungen, zur Erhaltung jedes Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen zu erforſchen, und hiernächſt alles in der Verknüpfung des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn aller und jeder Anſtalten ihren Grund noch nicht völlig begreifen könnte, ſeine Unwiſſenheit der Weisheit des Königs nicht zur Laſt zu legen. Sollten wir nicht ſo billig und beſcheiden von den göttlichen Werken urtheilen, als Sokrates von den dunkeln Schriften des Heraklitus? Er las ſie doch ohne Verachtung; er bemühete ſich um ihre wahre Meinung; er ſuchte keine widrige aus

ſchwe-

schweren Stellen zu erzwingen; sondern wie er gefragt ward, was er davon hielte, gab er zur Antwort: was ich verstehen kann, das ist vortrefflich; darum vermuthe ich, das andere wird gleicher Art seyn, was ich nicht verstehe [33]).

[33]) Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν ξυνῆκα, γενναῖα· οἶμαι δὲ, καὶ ἃ μὴ ξυνῆκα.

§. 16.

Aber, sprechen andere, als Naturkündiger: behaltet eure Endursachen unserthalben für euch, mischet sie nur nicht mit in die Naturlehre, wo sie gar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume verleiten. Es ist bekannt, was Carteſius und Baco dawider gesagt [34]); und viele der Neuern gehen darinn noch weiter, so daß sie die Endursachen nicht allein aus der Naturlehre als unfruchtbar und trüglich verweisen, sondern sie auch an sich selbst, und in der Metaphysik, kaum mehr wollen gelten lassen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr Hasse gegen dieselben, fast alle erste Begriffe und Grundsätze der Wahrheit, als unnütze Grillen, verwerfen.

Der eine meinet [35]): die Vollkommenheit, worauf die Absicht gerichtet sey, und der zureichende Grund, den man darinn suche, wären nur moralische Wesen, die nach menschlichen Absichten erschaffen wären; willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht hätten; Gegenstände unserer Neigungen und Leidenschaften, die anstatt, daß sie was Wirkliches hervorbringen sollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unsern Neigungen verwirreten: aus Endursachen etwas schliessen wollen, sey nichts anders, als die Wirkung für die Ursache annehmen. Es heißt bey einem andern [36]): Man nennet ein Systeme der Endursachen denjenigen Theil der Physik, oder vielmehr Me-

taphyſik (oder vielleicht weder der einen noch der andern), welcher den Zweck hat, die Geſetze der Natur, vermittelſt der Abſichten, welche der Urheber der Natur ſich dabey vorgeſetzet hat, zu entdecken. Dieſe Theorie gründet ſich auf ſo wahre, aber ſo unfruchtbare, und ſo oft trügliche Sätze, als daß nichts ohne zureichenden Grund geſchieht, daß die Natur durch die einfachſten Mittel handelt, und auf einige andere, die eben ſo gewiß, aber auch eben ſo unnütze ſind. Der Kanzler Baco, welcher wohl einſah, daß dieſe Art zu philoſophiren für Entdeckungen nicht fruchtbar ſey, verglich ſie mit einer Gottgeweiheten Jungfrau, die nichts gebieret; welches mit eben ſo feinem Witze, als wahr, geſaget iſt. Ein berüchtigter Epikurus neuerer Zeit, der ſeine beſondern Urſachen hatte, wider die Abſichten in der Natur, und alle Spuren der göttlichen Weisheit zu ſtreiten, ſagt nicht allein von dem zureichenden Grunde [37]), daß es bloß ein Satz ſey, der zum gewiſſen Lehrgebäude erfunden worden, und der in der Erforſchung von Wahrheiten ganz und gar keinen Nutzen habe; ſondern er fügt noch, damit er ja allen Zügel geſunder Vernunft abwerfe, hinzu: Die Leibnitziſche Philoſophie bauet auch noch auf einem andern Grundſatze, der noch unnützer iſt; das iſt der Satz des Widerſpruches.

Nun will ich den erſteren Herren des la Mettrie ſeine Ausſchweifungen gar nicht beimeſſen; aber war es zur Behauptung ihrer Meinung nöthig, eine Sprache zu führen, die den Atheiſten ganz gerecht iſt? Denn, wer Gott aus der Natur wegdenken, und alle Ehrbarkeit unter Menſchen aufheben will, der muß ſich durch

keine

keine Widersprüche aufhalten lassen, und um keinen zureichenden Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze, bekümmern. Konnten die Endursachen gar nicht aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meinung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweiheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckte, daß sie auch mit Absichten schwanger gehen [38]).

Aber im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob die Endursachen einen Theil der Physik oder Metaphysik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fragen, theils ob sie an sich Grund haben; theils, ob sie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas beitragen können; theils ob sie mit denselben in der Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

34) Siehe, was Cudworth im Syſtemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. §. 59 ſqq. und Parker de Deo et provid. Diſſ. III. Sect. 16. p. 283 ſqq. dagegen erinnert haben.

35) Herr Büffon in ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Natur, I. Th. II. Band p. 45. ſq. und p. 20.

36) Der Herr Verfaſſer von den Melanges de Litterature, d' Hiſtoire et de Philoſophie Vol. I. p. 257. ſagt von dem Syſteme des cauſes finales: *On appelle ainſi cette partie de la Phyſique, ou plûtôt de la Metaphyſique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre) qui a pour but de decouvrir les loix de la Nature par la fin que ſon auteur s'eſt propoſée en établiſſant ces loix. Cette Theorie eſt fondée ſur des axiomes ſi vrais, mais ſi peu féconds, et ſouvent ſi trompeurs, que rien ne ſe fait ſans raiſon ſuffiſante, que la nature agit toûjours par les voies les plus ſimples, et ſur quelques autres auſſi certains, et auſſi inutiles. Le Chancelier Bacon, qui avoit ſenti, combien cette maniere de philoſopher étoit une voie ſterile pour les decouvertes, la comparoit avec beaucoup de fineſſe et de verité, à une vierge conſacrée à Dieu, qui ne produit rien.*

37) Mr. de la Mettrie Abregé des Syſtemes §. 3. nennet das Principe de la Raiſon ſuffiſante, *un Principe de Syſteme, et fort inutile dans la recherche de la verité*, und fügt hinzu: *la Philoſophie de Mr. Leibnitz porte encore ſur un autre principe, mais moins, et encore plus inutile, c'eſt celui de contradiction.* Welch ein Philoſoph!

38) Ich bediene mich dieſer Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz ſuchte, ſondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert Urtheil, witzig ſeyn ſoll: daß ſich die Wahrheit durch ſo genannte bon mots ſo wenig umſtoßen als beweiſen laſſe. Lord Bolingbroke ſagt in ſeinen Works Vol. III. p. 403 nicht unbillig von dieſem Ausdrucke Bacons, *that the Chancellor expreſſes himſelf rather prettily than truly.* Es iſt überdieß nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Widerſpruches als unnütz verwerfen, aus ihren

ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden Grund, und widersprechende Dinge seyn unmöglich, oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr Käſtner dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B. p. 45. ſq. der Hiſtoire der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber es geht manchem, wie dem Bourgeois-Gentilhomme, er redet Proſe, und weis es ſelbſt nicht. Wenn man alſo nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln ſeines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, ſo iſt die Verachtung der Regeln nicht anders anzuſehen, als eines Menſchen, der die Grammatik und Optik für unnütz erklärt, weil er, auch ohne dieſe Wiſſenſchaften, ſprechen und ſehen kann. Das iſt wahr; aber er kann auch deſto leichter irren, deſto weniger die Wahrheit erfinden und einſehen, deſto weniger ſich und andere davon überführen. Der Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen deutlichen, ſondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meinet, Leibnitz hätte unter dieſem Namen bloß die Endurſachen verſtanden und erheben wollen; wie Herr Käſtner abermals p. 44. ſehr wohl bemerkt. La Mettrie nennet es daher auch ein Principe de Syſteme. Man ſieht aber daraus, warum die Herren dem zureichenden Grunde, oder vielmehr der Vernunft, ſelbſt feind werden, weil ſie fürchten, ſie mögten dadurch auch zum Erkenntniſſe der Endurſachen geführt werden. Ich bedaure, daß ich dieſen Satz auch noch vielen meiner ungegründeten Landesleute verſtändlich zu machen Urſache habe. Leibnitz ſagt mit dieſem Ausdrucke des zureichenden Grundes, oder desjenigen, woraus ſich völlig verſtehen läßt, warum etwas ſey, nichts anders, als was das Wort Principe überhaupt undeutlich ſagt: erſtlich, alles dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas in einem Dinge innerlich möglich oder nothwendig ſey (das iſt, ein Principium eſſendi, oder das Weſen und Weſentliche); ingleichen dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas wirklich ſey oder werde (Principium fiendi, oder die wirkenden Urſachen mit ihren Kräften und deren Regeln und Maaße); ferner dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum etwas wahr ſey, oder warum unſere Gedanken

mit den Dingen, und mit einander übereinſtimmen (Principium cogitandi, oder die Grundſätze aller Wahrheiten); endlich dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum man etwas wolle oder wollen müſſe (Principium volendi, oder die Gründe der freien Handlungen und Sittlichkeit). Meint nun jemand, daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i. ohne Verſtand und Einſicht, was einem beliebt, von den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß dieſer Zwang nur ein Principe de Syſteme ſey: ſo kann man ihm ſeine wilde Philoſophie gern laſſen. Will man noch eine nähere Erklärung haben, was völlig verſtehen heiße; ſo dienet zur Nachricht, es heißt ſo viel, als klar und deutlich einſehen, ob eins mit dem andern einerley ſey oder nicht, dem andern widerſpreche oder nicht. Durch dieſe deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewiſſer; und es zeigt ſich, daß Metaphyſik, Mathematik, Phyſik, Logik, Ethik, zuſammen hängen, und eine gemeinſchaftliche Regel haben.

§. 17.

Ich habe oben gezeigt, daß die Endurſachen oder Abſichten in dem Weſen körperlicher Dinge gegründet ſind, weil kein lebloſes Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht ſein Weſen, ſeine Beſchaffenheit, nebſt ſeiner Wirklichkeit, aus Abſicht auf die Lebendigen beſtimmt worden. Der Herr B. aber giebt die Endurſachen, oder die Abſichten auf die Vollkommenheit, für moraliſche Weſen aus, die bloß nach menſchlichen Abſichten erſchaffen ſind; für willkührliche Verhältniſſe, die wir allgemein gemacht haben; für moraliſche Uebereinſtimmungen mit unſern Neigungen, wodurch die Wirklichkeit der Dinge verkehrt vorgeſtellet wird. Er geſteht denn doch ſo viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinſtimmung mit menſchlichen Abſichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das läugnen? Wir ſuchen Augen, Ohren, Naſe, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Luſt zu leben, ſondern auch

unſer

unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiermit stimmt der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beiderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äußerlichen Dinge, und die Regeln, wornach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handlungen. Hiermit stimmen abermals die ganze äußerliche Welt, und unsere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzte Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fragt sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemacht haben? Das wäre lächerlich, zu sagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind wirklich, und das Verhältniß zu uns ist in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unsere Gedanken, Neigungen und Wille können dasselbe nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns daran ergötzen; und in solchem Begriffe ist Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es ist, vorstellet. Nun ist diese Ueber-

dans la Nature, ſont-ils propres à nous faire connoître la ſageſſe et la bonté de celui qui les créa? Si l'on ne decouvroit dans l'Univers que de pareilles choſes, il pourroit n'être que l'Ouvrage des Demons. — il vaudroit autant, que l'Univers dût ſon origine à un deſtin aveugle, que s'il étoit l'Ouvrage d'une telle Intelligence.

28) Ibid. *Que cet Univers dans mille occaſions nous préſente des ſuites d'effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence et des deſſeins; c'eſt dans le but de ces deſſeins qu'il faut chercher la ſageſſe. L'habilité dans l'exécution ne ſuffit pas; il faut que le motif ſoit raiſonnable. On n'admireroit point, on blâmeroit l'Ouvrier; et il ſeroit d'autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adreſſe à conſtruire une machine qui ne ſeroit d'aucune utilité, ou dont les effets ſeroient dangereux.*

29) Oeuvres p. 25. *Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce ſpectacle nous cauſe; tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la ſageſſe des loix à qui il doit ſon origine, n'étoit qu'une preuve obſcure et confuſe de l'exiſtence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonſtration: et ce qui auroit pu cauſer du ſcandale, ne ſera plus qu'une ſuite neceſſaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, ſans en être ébranlés, naître des Monſtres, commettre des Crimes, et nous ſouffrirons avec patience la Douleur.*

30) Oeuvres p. 13. *Mais, pourroit-on dire, quoique les règles du mouvement et du repos n'ayent été juſqu'ici démontrées que par des hypotheſes et des experiences, elles ſont peut-être des ſuites neceſſaires de la nature des corps; et n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établiſſement, vous attribuez à une Providence,*

ce

ce qui n'eſt l'effet que de la Neceſſité. S'il eſt vrai que les loix du mouvement et du repos ſoient les ſuites indiſpenſables de la nature des corps, cela même prouve encore la perfection de l'Etre ſuprême: c'eſt que toutes choſes ſoient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle et neceſſaire exécute ce que l'intelligence la plus eclairée et la plus libre preſcrivoit.

31) Siehe oben die 9te Anmerkung.

32) Siehe die 28ſte Anmerkung.

§. 15.

Es erhellet aus ſeinem eigenem Beiſpiele, daß man ſowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zuſammenhange der Dinge, und was derſelbe mit ſich bringt, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers ſehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor die Abſicht oder Endurſache feſt geſetzt hat. Wie ich nun dieſes bereits überhaupt gethan habe; ſo wird auch daraus klar ſeyn, daß die äußerſte Abſicht der Schöpfung ſo gütig, groß und edel ſey, als möglich, und daß die ganze Anlage und Einrichtung der Welt, nebſt den Geſetzen und Regeln der Natur, damit übereinſtimme; welches denn überhaupt genug iſt, die Vollkommenheit ſowohl des Werkes, als des Werkmeiſters, zu erkennen. Ehe ich aber die Einwürfe von beſondern Theilen verſtändlich heben kann, ſo wird auch zuvor nöthig ſeyn, daß ich die beſondern Abſichten bey den Thieren und Menſchen auf unſerm Erdboden ausführlicher darthue. Dann wird ſich beſſer erklären laſſen, daß ihnen ſo viel Vollkommenheit und Gutes von dem Schöpfer angediehen ſey, als nach jedes Weſen in der Verknüpfung der Dinge möglich war; und daß der Mangel einer mehrern Vollkommenheit, oder das Böſe, keine göttliche Abſicht ſey,

ſondern theils in dem eingeſchränkten Weſen der verknüpften Dinge unvermeidlichen Grund der Möglichkeit habe, theils in ſeiner wirklichen Zulaſſung neue Beweiſe der Weisheit und Güte des Schöpfers darreiche.

Ich werde alſo hier noch auf keine Einwürfe gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten. Es kann uns fürs erſte genug ſeyn, daß man überhaupt ſchon ſieht, wie unzeitig und unbillig ſie angebracht, und wie ſchlecht ſie daher gehoben ſind. Denn, wie kann man von eines Dinges und ſeines Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es weder im Zuſammenhange, und nach ſeiner Abſicht, noch in ſeinen Theilen, der Betrachtung werth zu halten? Wie könnte man ſich mit jemanden einlaſſen, der hie und da aus des weiſeſten Königs Verordnungen etwas ergriffe, daß ihm widrig ſchiene, um es zu tadeln; und wenn er gefragt würde, ob er denn die übrigen, ſo viel möglich, in ihrem Zuſammenhange betrachtet hätte, zur Antwort gäbe, er verſtünde theils nichts davon, theils handelten ſie von allerley nichtswürdigen Kleinigkeiten, die einem Könige unanſtändig, und der Mühe nicht werth wären? Man würde ihn vielmehr erſuchen, daß er ſich nicht übereilen, ſondern erſt Zeit und Gedult geben mögte, die beſondern Abſichten der Verordnungen, zur Erhaltung jedes Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen zu erforſchen, und hiernächſt alles in der Verknüpfung des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn aller und jeder Anſtalten ihren Grund noch nicht völlig begreifen könnte, ſeine Unwiſſenheit der Weisheit des Königs nicht zur Laſt zu legen. Sollten wir nicht ſo billig und beſcheiden von den göttlichen Werken urtheilen, als Sokrates von den dunkeln Schriften des Heraklitus? Er las ſie doch ohne Verachtung; er bemühete ſich um ihre wahre Meinung; er ſuchte keine widrige aus

ſchwe-

ſchweren Stellen zu erzwingen; ſondern wie er gefragt ward, was er davon hielte, gab er zur Antwort: was ich verſtehen kann, das iſt vortrefflich; darum vermuthe ich, das andere wird gleicher Art ſeyn, was ich nicht verſtehe [33]).

[33]) Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν ξυνῆκα, γενναῖα· οἶμαι δὲ, καὶ ἃ μὴ ξυνῆκα.

§. 16.

Aber, ſprechen andere, als Naturkündiger: behaltet eure Endurſachen unſerthalben für euch, miſchet ſie nur nicht mit in die Naturlehre, wo ſie gar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume verleiten. Es iſt bekannt, was **Carteſius** und **Baco** dawider geſagt [34]); und viele der Neuern gehen darinn noch weiter, ſo daß ſie die Endurſachen nicht allein aus der Naturlehre als unfruchtbar und trüglich verweiſen, ſondern ſie auch an ſich ſelbſt, und in der Metaphyſik, kaum mehr wollen gelten laſſen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr Haſſe gegen dieſelben, faſt alle erſte Begriffe und Grundſätze der Wahrheit, als unnütze Grillen, verwerfen.

Der eine meinet [35]): die Vollkommenheit, worauf die Abſicht gerichtet ſey, und der zureichende Grund, den man darinn ſuche, wären nur moraliſche Weſen, die nach menſchlichen Abſichten erſchaffen wären; willkührliche Verhältniſſe, die wir allgemein gemacht hätten; Gegenſtände unſerer Neigungen und Leidenſchaften, die anſtatt, daß ſie was Wirkliches hervorbringen ſollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unſern Neigungen verwirreten: aus Endurſachen etwas ſchlieſſen wollen, ſey nichts anders, als die Wirkung für die Urſache annehmen. Es heißt bey einem andern [36]): **Man nennet ein Syſteme der Endurſachen denjenigen Theil der Phyſik, oder vielmehr Me-**

taphyſik (oder vielleicht weder der einen noch der andern), welcher den Zweck hat, die Geſetze der Natur, vermittelſt der Abſichten, welche der Urheber der Natur ſich dabey vorgeſetzet hat, zu entdecken. Dieſe Theorie gründet ſich auf ſo wahre, aber ſo unfruchtbare, und ſo oft trügliche Sätze, als daß nichts ohne zureichenden Grund geſchieht, daß die Natur durch die einfachſten Mittel handelt, und auf einige andere, die eben ſo gewiß, aber auch eben ſo unnütze ſind. Der Kanzler Baco, welcher wohl einſah, daß dieſe Art zu philoſophiren für Entdeckungen nicht fruchtbar ſey, verglich ſie mit einer Gottgeweiheten Jungfrau, die nichts gebieret; welches mit eben ſo feinem Witze, als wahr, geſaget iſt. Ein berüchtigter Epikurus neuerer Zeit, der ſeine beſondern Urſachen hatte, wider die Abſichten in der Natur, und alle Spuren der göttlichen Weisheit zu ſtreiten, ſagt nicht allein von dem zureichenden Grunde [37]), daß es bloß ein Satz ſey, der zum gewiſſen Lehrgebäude erfunden worden, und der in der Erforſchung von Wahrheiten ganz und gar keinen Nutzen habe; ſondern er fügt noch, damit er ja allen Zügel geſunder Vernunft abwerfe, hinzu: Die Leibnitziſche Philoſophie bauet auch noch auf einem andern Grundſatze, der noch unnützer iſt; das iſt der Satz des Widerſpruches.

Nun will ich den erſteren Herren des la Mettrie ſeine Ausſchweifungen gar nicht beimeſſen; aber war es zur Behauptung ihrer Meinung nöthig, eine Sprache zu führen, die den Atheiſten ganz gerecht iſt? Denn, wer Gott aus der Natur wegdenken, und alle Ehrbarkeit unter Menſchen aufheben will, der muß ſich durch

keine

keine Widersprüche aufhalten lassen, und um keinen zureichenden Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze, bekümmern. Konnten die Endursachen gar nicht aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meinung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweiheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckte, daß sie auch mit Absichten schwanger gehen [38]).

Aber im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob die Endursachen einen Theil der Physik oder Metaphysik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fragen, theils ob sie an sich Grund haben; theils, ob sie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas beitragen können; theils ob sie mit denselben in der Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

34) Siehe, was Cudworth im Syſtemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. §. 59 ſqq. und Parker de Deo et provid. Diſſ. III. Sect. 16. p. 183 ſqq. dagegen erinnert haben.

35) Herr Büffon in ſeiner allgemeinen Hiſtorie der Natur, I. Th. II. Band p. 45. ſq. und p. 20.

36) Der Herr Verfaſſer von den Melanges de Litterature, d' Hiſtoire et de Philoſophie Vol. I. p. 257. ſagt von dem Syſteme des cauſes finales: *On appelle ainſi cette partie de la Phyſique, ou plûtôt de la Metaphyſique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre) qui a pour but de decouvrir les loix de la Nature par la fin que ſon auteur s'eſt propoſée en établiſſant ces loix. Cette Theorie eſt fondée ſur des axiomes ſi vrais, mais ſi peu féconds, et ſouvent ſi trompeurs, que rien ne ſe fait ſans raiſon ſuffiſante, que la nature agit toûjours par les voies les plus ſimples, et ſur quelques autres auſſi certains, et auſſi inutiles. Le Chancelier Bacon, qui avoit ſenti, combien cette maniere de philoſopher étoit une voie ſterile pour les decouvertes, la comparoit avec beaucoup de fineſſe et de verité, à une vierge conſacrée à Dieu, qui ne produit rien.*

37) Mr. de la Mettrie Abregé des Syſtemes §. 3. nennet das Principe de la Raiſon ſuffiſante, *un Principe de Syſteme, et fort inutile dans la recherche de la verité*, und fügt hinzu: *la Philoſophie de Mr. Leibnitz porte encore ſur un autre principe, mais moins, et encore plus inutile, c'eſt celui de contradiction.* Welch ein Philoſoph!

38) Ich bediene mich dieſer Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz ſuchte, ſondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert Urtheil, witzig ſeyn ſoll: daß ſich die Wahrheit durch ſo genannte bon mots ſo wenig umſtoßen als beweiſen laſſe. Lord Bolingbroke ſagt in ſeinen Works Vol. III. p. 403 nicht unbillig von dieſem Ausdrucke Bacons, *that the Chancellor expreſſes himſelf rather prettily than truly.* Es iſt überdieß nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Widerſpruches als unnütz verwerfen, aus ihren

ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden Grund, und widersprechende Dinge seyn unmöglich, oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr Käſtner dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B. p. 45. sq. der Historie der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber es geht manchem, wie dem Bourgeois-Gentilhomme, er redet Prose, und weis es selbst nicht. Wenn man also nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln seines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, so ist die Verachtung der Regeln nicht anders anzusehen, als eines Menschen, der die Grammatik und Optik für unnütz erklärt, weil er, auch ohne diese Wissenschaften, sprechen und sehen kann. Das ist wahr; aber er kann auch desto leichter irren, desto weniger die Wahrheit erfinden und einsehen, desto weniger sich und andere davon überführen. Der Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen deutlichen, sondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meinet, Leibnitz hätte unter diesem Namen bloß die Endursachen verstanden und erheben wollen; wie Herr Käſtner abermals p. 44. sehr wohl bemerkt. La Mettrie nennet es daher auch ein Principe de Systeme. Man sieht aber daraus, warum die Herren dem zureichenden Grunde, oder vielmehr der Vernunft, selbst feind werden, weil sie fürchten, sie mögten dadurch auch zum Erkenntnisse der Endursachen geführt werden. Ich bedaure, daß ich diesen Satz auch noch vielen meiner ungegründeten Landesleute verständlich zu machen Ursache habe. Leibnitz sagt mit diesem Ausdrucke des zureichenden Grundes, oder desjenigen, woraus sich völlig verstehen läßt, warum etwas sey, nichts anders, als was das Wort Principe überhaupt undeutlich sagt: erstlich, alles dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas in einem Dinge innerlich möglich oder nothwendig sey (das ist, ein Principium essendi, oder das Wesen und Wesentliche); imgleichen dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas wirklich sey oder werde (Principium fiendi, oder die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und deren Regeln und Maaße); ferner dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas wahr sey, oder warum unsere Gedanken

mit den Dingen, und mit einander übereinſtimmen (Principium cogitandi, oder die Grundſätze aller Wahrheiten); endlich dasjenige, woraus man völlig verſtehen kann, warum man etwas wolle oder wollen müſſe (Principium volendi, oder die Gründe der freien Handlungen und Sittlichkeit). Meint nun jemand, daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i. ohne Verſtand und Einſicht, was einem beliebt, von den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß dieſer Zwang nur ein Principe de Syſteme ſey: ſo kann man ihm ſeine wilde Philoſophie gern laſſen. Will man noch eine nähere Erklärung haben, was völlig verſtehen heiße; ſo dienet zur Nachricht, es heiße ſo viel, als klar und deutlich einſehen, ob eins mit dem andern einerley ſey oder nicht, dem andern widerſpreche oder nicht. Durch dieſe deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewiſſer; und es zeigt ſich, daß Metaphyſik, Mathematik, Phyſik, Logik, Ethik, zuſammen hängen, und eine gemeinſchaftliche Regel haben.

§. 17.

Ich habe oben gezeigt, daß die Endurſachen oder Abſichten in dem Weſen körperlicher Dinge gegründet ſind, weil kein lebloſes Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht ſein Weſen, ſeine Beſchaffenheit, nebſt ſeiner Wirklichkeit, aus Abſicht auf die Lebendigen beſtimmt worden. Der Herr B. aber giebt die Endurſachen, oder die Abſichten auf die Vollkommenheit, für moraliſche Weſen aus, die bloß nach menſchlichen Abſichten erſchaffen ſind; für willkührliche Verhältniſſe, die wir allgemein gemacht haben; für moraliſche Uebereinſtimmungen mit unſern Neigungen, wodurch die Wirklichkeit der Dinge verkehrt vorgeſtellet wird. Er geſteht denn doch ſo viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinſtimmung mit menſchlichen Abſichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das läugnen? Wir ſuchen Augen, Ohren, Naſe, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Luſt zu leben, ſondern auch

unſer

unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiermit stimmt der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beiderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äußerlichen Dinge, und die Regeln, wornach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handlungen. Hiermit stimmen abermals die ganze äußerliche Welt, und unsere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzte Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fragt sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemacht haben? Das wäre lächerlich, zu sagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind wirklich, und das Verhältniß zu uns ist in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unsere Gedanken, Neigungen und Wille können dasselbe nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns daran ergötzen; und in solchem Begriffe ist Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es ist, vorstellet. Nun ist diese Ueber-

einſtimmung der Dinge mit unſern Neigungen, das iſt mit unſerm Wohl, dasjenige, was ich eine äußerliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach iſt dieſe Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menſchen, durch oder nach unſerm Willkühr und Abſichten, geſchaffen hätten; ſondern ſie iſt, ehe wir noch Abſichten hatten, in dem Weſen und in der Natur der Dinge, und unſerer ſelbſt, feſt gewurzelt. Oder, wird ſie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einſicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Urſachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menſchen erſchaffen genannt werden; welches ungereimt wäre.

Ich habe dieſen Kunſtgriff bey dem Herrn B. an vielen Orten bemerkt. Wenn er gegen eine Erfahrung, oder gegen Schlüſſe, die ihm nicht anſtehen, ſtreitet; ſo ſpricht er nur, um ſolche verhaßt zu machen, ſie ſeyn willkührlich: und darinn beſteht ſeine ganze Widerlegung. Wir müſſen es aber gerade umkehren. Denn, wer das Verhältniß, was vor und ohne unſern Willen wirklich iſt, und in der Natur und ihren Regeln Grund hat, für willkührlich ausgiebt, der verfährt in ſolchem Urtheile ſelbſt willkührlich, und hat nicht die Wahrheit der Dinge, ſondern bloß ſeine Abneigung, zum Grunde. Wir werden unten noch mehrere Beyſpiele ſolches Verfahrens zu beobachten Gelegenheit haben. Sollte man dem Herrn B. ſeine willkührlichen Sätze und Hypotheſen nehmen: was bliebe denn von ſeinem ganzen Syſteme übrig?

Wir verſtehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinſtimmung der Dinge mit unſern Neigungen und mit unſerm Wohl, das iſt, die äuſſere Vollkommenheit der Welt, in der Natur ſelbſt, und nicht in unſerm Willen, Grund habe. Nun frage

ich

ich weiter: woher kömmt denn diese Uebereinstimmung mit unserm Wohl, oder die äußerliche Vollkommenheit der Welt? Ist diese Frage unnütz? so müßte die Sache schon aus der Welt oder Natur selbst völlig verständlich seyn; oder, mit Leibnitz zu reden, so müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieser Uebereinstimmung in sich halten, und diese folglich schlechterdings nothwendig seyn. Aber eine äußerliche Vollkommenheit und Uebereinstimmung eines leblosen Dinges, mit einem andern, kann nicht schlechterdings nothwendig seyn, und in ihm selbst Grund haben, weil ihm alles einerley ist, und seine Beschaffenheit so wenig, als seine Wirklichkeit, durch sein eigen Wesen bestimmt wird, sondern, wie eine jede leblose Maschine, von einem Werkmeister, um der Lebendigen willen, oder in Absicht auf deren Nutzen, seine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch diese Absichten wird das Daseyn und die Beschaffenheit der Welt sowohl als einer Maschine verständlich; an sich selbst aber ist und bleibt alles unverständlich.

Daraus kann auch Hr. B. erkennen, warum man alle Wirkungen der Natur, die zum Nutzen der Lebendigen gereichen, vernünftiger Weise für Endursachen halten müsse: das ist, für solche Wirkungen, die in den Gedancken des Urhebers der Natur der Zweck gewesen sind, zu dessen Hervorbringung die Welt als ein Mittel hat dienen sollen; daß folglich der erste Grund aller Wirklichkeit und Beschaffenheit natürlicher Dinge in dieser Absicht zu suchen ist. Es scheint, Hr. B. habe dieses durch den Ausdruck lächerlich machen wollen, da er saget: **Diejenigen, welche die Frage, warum gewisse Dinge vorhanden** (er könnte auch sagen, so, und nicht anders beschaffen) **sind, durch die Endursachen zu beantworten glauben, be-**

merken nicht, daß ſie die Wirkung für die Urſache anſehen, Allein, er wird doch durch ſeine Urſachen Endurſachen verſtehen, die er eben genannt hatte, und nicht mit Worten ſpielen wollen, oder uns andichten, daß wir die Wirkungen für die wirkenden Urſachen hielten. Aber ſelbſt das Wort Endurſache, oder Abſicht, wird niemand den Wirkungen im andern Verſtande beilegen, als objective, ſo ferne dieſe Wirkungen ein Gegenſtand der Abſichten des Werkmeiſters waren. Und was iſt denn darinn ungereimtes? Er wird ja ſelber wiſſen, was ſchon die Schulweiſen ganz recht geſagt haben, das ultimum in executione ſey primum in intentione, die Wirkung, welche zuletzt entſteht, ſey das erſte in der Abſicht geweſen. Wie kann er aber ſo dreiſte ſagen, die Verhältniſſe der Sachen zu uns hätten gar keinen Einfluß in ihren Urſprung? Vielmehr, wenn keine gewiſſe Abſicht bey einem lebloſen Dinge voraus geſetzt wird, welche ein übereinſtimmendes Verhältniß mit dem Nutzen der Lebendigen ſucht; ſo fällt ſogar aller Begriff ſeines Weſens und ſeiner Beſchaffenheit und Wirklichkeit weg. So lange man nicht weis, was Leber, Milz, Pancreas, und andere Gefäße, in den menſchlichen und thieriſchen Leibern für Nutzen und Verrichtung haben; ſo kennet man dieſe Gefäße auch noch nicht. Ein jedes Ding in der Welt, deſſen Nutzen in dem Zuſammenhange wir noch nicht wiſſen, iſt uns wie ein unbekanntes mathematiſches Inſtrument, eine unbekannte Maſchine. Wenn man nicht die Abſicht einer Uhr, Mühle, oder jeden Maſchine, d. i. ihr Verhältniß mit dem Nutzen der Menſchen, ſetzt; ſo weis man nicht, was eine Uhr, eine Mühle oder jede Maſchine ſey: und will man ſie mit Verſtand als wirklich und ſo beſchaffen gedenken, wie ſie iſt; ſo muß man ſich auch gedenken, daß dieſe Abſicht

ſicht einen Werkmeiſter bewogen habe, ſie hervor zu bringen, und ſo einzurichten.

§. 18.

So ferne hat demnach die Betrachtung der Abſichten in der Natur vernünftigen Grund. Aber hilft ſie uns etwas im Erkenntniſſe der Natur; oder iſt ſie vielmehr da, als unnütz und ſchädlich, zu entfernen? Ich halte dafür, man kann der Sache zu viel und zu wenig thun. Wer etwa dächte: ich ſehe die Endurſache der Dinge überhaupt ein, alſo weis ich auch die beſondern Abſichten und die Mittel zur Ausrichtung dieſes und jenes Endzwecks, der würde ſich eben ſo ſehr betrügen, als wenn einer meinte, daß er aus den allgemeinen Geſetzen der Bewegung nun ſchon alle beſondere, ohne weitere Erfahrung, finden könnte. Denn, eines Theils wiſſen wir aus der allgemeinen Abſicht auf das Wohl der Lebendigen nicht die beſondern Abſichten, oder die Arten aller möglichen Lebendigen, heraus zu bringen: andern Theils können die zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur Wirklichkeit gebracht werden, und unſer Verſtand reicht bey weitem nicht dahin, alle Aufgaben der göttlichen Abſichten durch den kürzeſten Weg, oder die weiſeſten Mittel, aufzulöſen. Wir würden ſelbſt in menſchlichen Stiftungen und Werken bloß aus der allgemeinen Abſicht nichts ſicheres ſchließen. Wenn man daher, ohne weitere Erforſchung der Natur, bloß nach unſerer wenigen Einſicht, errathen wollte, welche Dinge in der Welt ſeyn, was ſie für eine Beſchaffenheit haben, wozu ſie beſtimmt ſeyn, und wie ſie wirken müßten; ſo würden wir mehrentheils irren, höchſtens nur muthmaaßen.

Allein, auf der andern Seite geht man auch zu weit, als ob man aus den Endurſachen, nicht einmal

mit

mit Zuziehung der Naturgeschichte, neue Wahrheiten in der Naturlehre, von dem Daseyn gewisser Dinge, von ihrer Beschaffenheit, und von ihrer Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer mit Erfindungen umgegangen ist, der weis wohl, daß man die Natur durch mancherley Wege beschleichen müsse, und wird leicht begreifen, ob und was sich, aus der Verbindung allgemeiner Sätze mit den besonderen der Erfahrung, schließen lasse. Wie ich nun auf die Weise oben die Regeln angegeben habe, wornach man, aus der allgemeinen Absicht der Schöpfung, die besondern Absichten schließen kann †): so lassen sich auch Wege zeigen, worauf man die Spur zu den Mitteln der Absichten in der Natur, und deren Art zu wirken, findet. Aber ich will hier die Sache lieber augenscheinlicher durch Beispiele bewähren.

Ich habe oben schon einige Beispiele gegeben, wie das argumentum analogiæ, oder der Schluß aus der Aehnlichkeit der Dinge, in der Naturwissenschaft, mit großem Vortheile gebraucht sey, da es sich doch hauptsächlich auf das Verhältniß der Dinge, als Mittel, mit einer schon bekannten allgemeinen Absicht, gründet *). So geben auch die Regeln der Weisheit theils Irrthümer, theils Wahrheiten in der Naturlehre zu erkennen. Denn woher schlossen die Alten, **Anaximander**, **Philolaus**, **Aristarchus** von Samos, **Plato** und **Nicetas** von Syracus, ꝛc. woher **Copernicus**, daß die Erde sich bewegen müßte? Sie wußten dieses gewiß noch nicht aus Erfahrungen, oder bekannten Bewegungsgesetzen, darzuthun. Sie schlossen es bloß daher, weil es ungereimt seyn würde, daß das, welches durch die Drehung einer einzigen kleinen Kugel ausgerichtet werden konnte, durch Wälzung des ganzen Himmels um unsere Erde sollte zuwege gebracht seyn. Woher dachten die Alten, daß es Gegenfüßer geben müßte,

woher

woher **Columbus**, das nach Westen noch mehrere Länder seyn würden **), als weil beides dem göttlichen Zwecke, die Erde zum Wohnhause für die Lebendigen, insonderheit Menschen, zu bereiten, gemäß wäre?

Die Regel der Stätigkeit, (lex continuitatis) welche **Leibnitz** entdeckt hat, und nachher viele vernünftige Weltweise als wahr und richtig erkannt haben, vermöge deren alles in der Welt in Einem fortgeht, und nirgend eine Lücke oder ein Sprung in der Natur anzutreffen ist, ist nichts, als eine Regel der Weisheit [39]); und dient doch, nicht allein viele Irrthümer aus der Naturlehre zu verbannen, sondern auch viele unbekannte Wahrheiten zu entdecken. **Leibnitz** schließt bey einer gewissen Gelegenheit daraus [40]): daß auch thierartige Pflanzen [oder pflanzenartige Thiere] in der Welt seyn müßten, und daß die Beobachtung der Natur dereinst dergleichen, es sey in der Erde oder im Wasser, entdecken würde. Und siehe, daß er aus dieser Regel der Weisheit richtig geschlossen habe, das hat die neuere Erfahrung bestätigt, da man solche thierartige Pflanzen wirklich gefunden; ich meine die **Polypen** des Trembley, welche in ihrer Vermehrung, auch wenn sie zerschnitten werden, und die **Corallen** und **Madreporen**, welche, beides in ihrer Vermehrung und ihrem Wuchse, den Pflanzen gleich scheinen, und doch ein Leben haben [40b]). Daher zweifle ich nicht, **Leibnitz** habe Recht gehabt, zu sagen [41]), daß sein Grundsatz zur Entdeckung vieler andern wichtigen Wahrheiten dienen würde, wenn man ihm nachgienge.

Wenn wir nachforschen, woher **Newton** gefolgert habe, daß die Pol-Axe der Erden sowohl, als aller übrigen Planeten, kürzer seyn müsse, als der Durchmesser des Aequators; oder daß die Erde, ihrer Ründe nach, so zu reden, einer Pomeranze ähnlicher

seyn

seyn müsse, als einer Citrone: so findet sich, daß er zwar viele andere sonst bekannte Wahrheiten zum Grunde gelegt, aber daß doch guten Theils auch die göttlichen Absichten, und die Wahl des Besten, einen Einfluß in den Beweis gehabt [42]). Denn in der Drehung der Erde um ihre Polaxe stehen die bewegten Theile um den Aequator am weitesten von der Axe ab: folglich haben sie den größten Schwung, oder das größte Bemühen, sich von der Axe zu entfernen. Dadurch wird ihre Schwere, oder ihre Senkung zum Mittelpunkte der Erde, desto geringer, als derer, die nach den Polen zugehen: mithin sind alle Theile um und gegen den Aequator leichter, als diejenigen, die nach den Polen zulaufen. Bey solcher Beschaffenheit aber würde die Erde kein Gleichgewicht haben, wenn die Leichtigkeit der Theile um den Aequator nicht durch ihre Menge ersetzt würde, damit sie den schweren Theilen gegen die Pole am Gewichte gleich käme. Denn, wenn sich die Erde auch bey der verschiedenen Schwere ohne Schwanken drehen, und wohnbar seyn könnte; so würde das doch nur angehen, wenn alle ihre Theile lauter festes Land wären. Da aber auch die Erdfläche zum Theile mit Wasser bedeckt ist, so würde dieses flüßige Element, bey dem Drehen, von den schwerern Theilen, das ist, von den Polen, zu den leichteren, oder gegen den Aequator, hindrängen, und daselbst hoch aufschwellen, und folglich alles Land überschwemmen und unwohnbar machen; gleichwie das übrige, nach den Polen, der mehresten Flüßigkeit beraubt und dürre bleiben würde.

Wenn Newton dieses allein von der Erde schlösse: so mögte man sagen, er gründe sich bloß auf die Erfahrung, daß die Erde um den Aequator wirklich bewohnt sey. Allein, da er es auf alle Planeten zieht, so gründet er sich auf die allgemeine Absicht des Schöpfers,

und

und die weiseſten Mittel dazu. Er ſetzt: Die Planeten müſſen in ihrer Bewegung ein Gleichgewicht haben. Und warum das? kann ſich eine Kugel nicht auch ſchwankend bewegen? nicht um den Aequator mit lauter Waſſer überſchwemmt ſeyn? Es iſt an ſich möglich, und kein anderer Grund, daß ſolches nicht zu ſeyn geſchloſſen wird, als in den weiſen und gütigen Abſichten Gottes, damit die Planeten deſto wohnbarer wären für die Lebendigen.

Ich muß dieſem Beiſpiele ein anders von der Entdeckung des Hrn. Johann Bernoulli hinzufügen. Der hatte gefunden, daß ſich ein Körper, beim ſchiefhängenden Ablaufe, am geſchwindeſten in einer Cycloidenlinie bewege. Nun ſetzt er von der ſchiefen Brechung des Lichts in unſerm Dunſtkreiſe zum Grunde, das Licht muß ſich ſo geſchwinde, als nur möglich iſt, bewegen. Demnach ſchließt er, daß das Licht durch unſern Dunſtkreis in einer Cycloide zu uns komme. Er ſetzt alſo in der Anwendung ſeines erfundenen Satzes auf das Licht voraus, das Licht müſſe ſich ſo geſchwinde, als möglich, bewegen; welches doch nicht geometriſch bewieſen werden kann, ſondern bloß eine metaphyſiſche Wahrheit iſt, die daraus fließt, daß in der Natur nichts umſonſt geſchehe, oder vielmehr, daß Gott in der Natur ſeine Abſichten weislich, oder auf die kürzeſte Weiſe erhalte *). Es iſt demnach auch dieſer Grundſatz, zur Erfindung phyſiſcher Wahrheiten, nicht unnütze, gleichwie ihn ſchon andere berühmte Männer zum Beweiſe anderer Eigenſchaften und Regeln der Bewegung des Lichts und anderer Körper angewandt haben [43]).

Und ſelbſt der Herr von Maupertuis ſcheint ſein Geſetz der Sparſamkeit, oder der kleinſten Handlung, aus dem Grundſatze, daß die Natur durch die einfachſten oder kürzeſten Mittel handele, genommen zu ha-

ben, ob er es gleich nicht will an ſich kommen laſſen[44]). Ich will ihm ja den Ruhm dadurch nicht benehmen, daß er dieß allgemeine Principium auf die Geſetze der Bewegung auch mehrentheils glücklich angewandt habe. Allein, ob er die kleinſte Handlung oder Bewegung allenthalben richtig für das einfachſte und kürzeſte Mittel angenommen habe, das iſt eine andere Frage. Die allgemeinen Grundſätze laſſen ſich auf die Natur nicht anders ſicher anwenden, als wenn man andere erkannte Wahrheiten, und ſelbſt die Erfahrung, zu Hülfe nimmt. Denn, wenn **Bernoulli** zu ſeinem Oberſatze, **das Licht muß ſich ſo geſchwinde, als nur möglich bewegen**, den Unterſatz willkührlich angenommen hätte: **Nun bewegt es ſich in gerader Linie am geſchwindeſten**: ſo würde er geirret haben; nicht, weil ſein metaphyſiſcher Satz trüglich war, ſondern weil er einen falſchen Unterſatz damit verbunden hätte. Da er aber vorher ausgemacht hatte, daß die Cycloide diejenige ſey, in welcher ſich ein Körper im ſchiefen Ablaufe am geſchwindeſten bewegt: ſo war ihm der allgemeine metaphyſiſche Satz, in Verbindung mit einer ſchon bekannten Wahrheit, fruchtbar, und erzeugte eine neue Wahrheit *).

†) Siehe oben §. 4.

*) Siehe §. 8.

) Wollte man ſagen, daß **Columbus ſich vielleicht auf alte Nachrichten, etwa des **Martin Behaim** aus dem Geſchlechte von Schwarzach, wie **Joh. Fried. Stuvenius** de vero novi orbis inventore will, gegründet haben mögte: ſo bleibt, bey dieſer an ſich unwahrſcheinlichen Muthmaaßung doch allemal gewiß, daß er auf erwähnte Weiſe, auch ohne fremde Erfahrung, zu ſeiner Entdeckung hätte geführt werden können.

44) Leibnitz ſagt in einem Briefe, bey dem Hrn. König in ſeinem Appel au Public, p. 44 ſq. *Je penſe avoir de bon-*

bonnes raiſons pour croire, que toutes les differentes claſſes des Etres, dont l'aſſemblage forme l'Univers, ne ſont dans les idées de Dieu, qui connoit diſtinctement leurs gradations eſſentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne ſouffre pas qu'on en place d'autres entre deux, à cauſe que cela marqueroit du deſordre et de l'imperfection — Tous les ordres des Etres naturels ne forment qu'une ſeule chaîne, dans laquelle les différentes claſſes, comme autant d'anneaux, tiennent ſi étroitement les unes aux autres, qu'il eſt impoſſible aux ſens et à l'imagination de fixer préciſement le point, où quelqu'une commence, ou finit. Ariſtoteles hat ſchon einen Begriff von dieſer Naturkette gehabt, wenn er T II Opp. p. 549 B. ſchreibt: *ἡ γὰρ φύσις μεταβαίνει συνεχῶς ἀπὸ τῶν ἀψύχων εἰς τὰ ζῶα, διὰ τῶν ζώντων μὲν, οὐκ ὄντων δὲ ζώων, οὕτως ὥστε δοκεῖν πάμπαν μικρὸν διαφέρειν θατέρου θατέρου τῷ σύνεγγυς εἶναι.* Die morgenländiſchen und griechiſchen Weltweiſen haben eben dieſe Regel der Stätigkeit auf die Geiſterwelt angewandt.

402) Eben daſelbſt p. 46. *Ainſi l'exiſtence de Zoophytes, par exemple, ou comme Buddeus les nomme, de Plant-Animaux, n'a rien de monſtrueux; mais il eſt même convenable à l'ordre de la Nature qu'il y en ait. Et telle eſt la force du Principe de continuité chez moi, que non ſeulement je ne ſerois point étonné d'apprendre, qu'on eut trouvé des Etres, qui par rapport à pluſieurs proprietés, par exemple, celle de ſe nourrir, ou de ſe multiplier, puiſſent paſſer pour des végétaux à auſſi bon droit que pour des animaux, et qui renverſaſſent les regles communes, bâties ſur la ſuppoſition d'une ſeparation parfaite et abſolue des differens ordres des Etres ſimultanés, qui rempliſſent l'Univers; j'en ſerois ſi peu étonné, dis-je, que même je ſuis convaincu qu'il doit y en avoir de tels, que l'Hiſtoire naturelle parviendra peut-être à les connoitre un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivants, que leur petiteſſe dérobe aux obſer-*

vations communes, et qui ſe trouvent cachés dans les entrailles de la Terre et dans l'abîme des Eaux. Leibnitz kann hier keine ſolche pflanzenartige Thiere, als urticas, ſpongias &c. gemeint haben, dergleichen die Alten, nämlich Ariſtoteles de partibus animalium lib. IV. cap. 5. Tom. II. Opp. p. 549 ſq. und Plinius lib. IX. cap. 45. ſchon gekannt und jener ἐπαμφοτερίζοντα φυτῷ καὶ ζώῳ τὴν φύσιν nennet, dieſer als ſentientia, quæ neque animalium neque fruticum, ſed tertiam quandam ex utroque naturam habent, beſchreibt, Leibnitz auch ſelbſt aus Budäo mit dem Namen Zoophytes beleget. Denn, wenn dieſe ihm gleich aus dem Ariſtoteles und Plinius nicht bekannt geweſen wären; ſo würde er ſie doch bey dem Aldrovandus, Jonſton und andern ganz gemeinen Geſchichtſchreibern der Natur gefunden haben. Er nimmt hier ja auch ſolche Zoophytes ſchon als wirklich exiſtirend an, und ſagt nur, daß ſie keine Misgeburten der Natur wären; aber er geht in der Anwendung ſeines Grundſatzes weiter zu ſolchen Geſchöpfen, die den Pflanzen in der Nahrung und Vermehrung noch näher kommen ſollten, dergleichen man zu ſeiner Zeit nicht wirklich entdeckt hatte, und die man vielleicht in Klimms erdichtete unterirdiſche Welt verwieſen hätte. Leibnitz aber ſagt, nach meinem Grundſatze müſſen ſie ſeyn, und man wird ſie dereinſt finden. Trifft nun dieſes nicht bey den Polypen, Corallen und Madreporen ein, die wir erſt neuerlich, mit Gewißheit, theils als pflanzenartige Geſchöpfe, die aus dem Mutterſtamme wachſen, und ſich auch durch Zerſchneidung vermehren laſſen, erkannt, theils mit wirklich thieriſchem Leben begabt geſehen?

40b) [Von der Natur und den Eigenſchaften der Pflanzenthiere oder vielfachen Thiere, in wie ferne ſie nämlich entweder den Pflanzen ähnlich ſind, oder ihre thieriſche Natur zeigen, habe ich in dem Anhange zu der dritten Ausgabe der Betrachtungen über die Triebe der Thiere gehandelt. Neuere Entdeckungen haben dieſe ſonderbaren Eigenſchaften völlig beſtätigt. Man ſehe *Ellis* natural hiſt. of Zoophytes: by *Solander.* Lond. 1786. 3. und *Cavolini* Memorie per ſervire alla ſtoria de' polipi marini: in Napoli. 1785. 4. Dieſer hat auch nicht allein das Hervorbringen ihrer Eier (oder vielmehr Jungen) ſondern auch deren lebendige Bewegung beobachtet, welches der berühmte Spallanzani gleichfalls bezeuget].

41) Eben

41) Eben daſelbſt: *Le Principe de Continuité eſt donc hors de doute chez moi, et pourroit ſervir à établir pluſieurs vérités importantes dans la veritable Philoſophie, laquelle s'élevant au-deſſus des ſens et de l'imagination, cherche l'origine des Phenoménes dans les Regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce ſiècle n'eſt point fait pour les recevoir.*

42) Man findet dieſen Beweis, auf eine jedem begreifliche Weiſe, ſo erklärt, in der Voyage Hiſtorique de l'Amerique Meridionale, fait par Don George Juan et Don Antoine d'Ulloa, pour determiner la Figure et la Grandeur de la Terre, Amſterd. et Leipz. 1752. 4. in dem II. Vol. im Diſcours Préliminaire p. 9--13. Newton ſelbſt, welcher ſeinen Lehrſatz auf alle Planeten insgemein zieht, beruft ſich unter andern auf die Ueberſchwemmung, welche ſonſt um den Aequator alles Land bedecken würde. Siehe Philoſophiae Nat. Principia Mathematica, T. III. P. I. Propoſ. XVIII. theorem. XVI.

*) S. Herrn Käſtners Anmerkung zu dem Auszuge des Eſſay de Coſmologie par. M. de Maupertuis. Hamb. Mag. VI. B p. 334.

43) Der Hr. d'Alembert will die Regel, welcher ſich Bernoulli bedienet hat, ungerne für metaphyſiſch angeſehen haben, und ſpricht: man könne ſie für bloß geometriſch halten. Melanges Vol. I. p. 257. *Pour revenir à la ſolution, que donne Mr. Bernoulli du probleme dont il s'agit, le principe metaphyſique en apparence, ſur lequel cette ſolution eſt appuyée peut n'être regardé, ſi l'on veut, que comme un principe purement géometrique, et la ſolution n'y perdra rien de ſon merite.* Das ſi l'on veut iſt freilich ſeinem Willen gemäß. Denn er ſuchet die Endurſachen und alle Regeln der Weisheit, welche ſich darauf beziehen, aus der Naturlehre als unnütze und trüglich zu verwerfen. (Siehe oben Anm. 36.) Aber es iſt ganz unerweislich, daß der Bernoulliſche Grundſatz ſollte geometriſch ſeyn; und Hr. Bernoulli ſelbſt T. I. Opp. p. 189. nennt ihn metaphyſiſch, gleichwie er auch offenbar iſt: *Fermatius in epiſtola ad de la Chambre* (v. Epiſt. Carteſii Lat. T. III. epiſt. 43. p. 147. et Fermatii Opera Mathem.

p. 156 ſqq.) *ſtabilivit, radium luminis ex medio rariori in denſius transeuntem ita refringi ad perpendicularem, ut habita ratione temporis, radius (qui a puncto luminante ad punctum illuminatum ſucceſſive procedere ſupponitur) viam faciat breviſſimam: ex quo principio oſtendit, ſinum anguli incidentiae eſſe ad ſinum anguli refractionis in mediorum ratione data directa raritatum, vel reciproca denſitatum, id eſt, in ipſa ratione velocitatum, quibus radius media penetrat. Quod poſtea acutiſſimus Leibnitius in Actis Erud. 1682. p. 185 ſqq. et mox celeb. Hugenius in ſuo tractatu de Lumine p. 40. ſuccinctius demonſtrarunt, ipſumque principium phyſicum,* VEL METAPHYSICVM POTIVS — *validiſſimis argumentis adſtruxerunt.* Eben daſelbſt p. 192. ſchreibt er: *Antequam finiam, non poſſum, quin iterum admirationem meam prodam, animo revolvens inexſpectatam illam identitatem Tautochronae Hugenianae noſtraque Brachyſtochronae. Quod notabile praeterea exiſtimo, illud eſt, quod haec identitas in ſola hypotheſi Galilaei reperitur: adeo ut vel ex eo conjicere liceat, illam naturae eſſe conſentaneam; quod quemadmodum ſemper operari ſolet modo ſimpliciſſimo, ita et hic per unam eandemque lineam praeſtet duo diverſa officia, cum in quavis alia hypotheſi duabus ad id opus eſſet lineis, alia nempe pro oſcillationibus aeque diuturnis, et alia pro celerrimo deſcenſu.* Eben der Hr. Bernoulli, wenn er T IV. p. 265 ſqq. den Mittelpunkt der Schwere, um welchen ſich ein jeder gewirbelter Körper auf einer Fläche von ſelbſt drehet, durch andere Berechnungen gefunden hatte, verſucht auch p. 270 ſq. eben daſſelbe aus der Regel der Weisheit zu beſtimmen, daß nämlich die Natur, wenn man ſie, ſo zu reden, den Punkt ſelbſt wählen läßt, allemal denjenigen nimmt, welcher der bewegenden Kraft die geringſte Hinderung macht, oder da die Bewegung am leichteſten wird. *En ergo*, ſpricht er, *exemplum naturae operantis per modum ſimpliciſſimum, ut quaſi ex inſtinctu ſapienter agere videatur. Quem quidem modum, licet indirectum, a filio quoque meo*

Daniele

Daniele obſervatum fuiſſe intellexi, poſtquam dudum hæc ſcripſeram. Interim, quamvis cauſæ finales ex phyſicis proſcribantur vulgo, mirari tamen ſatis non poſſumus, quod Naturæ effectus, ex legibus pure mechanicis explicati, conſpirent ſemper cum generaliſſimo Canone metaphyſico, qui nobis dictat, Naturam nihil facere fruſtra, ſemper agere per viam breviſſimam &c. &c.

44) Preface de l'Eſſay de Coſmologie: *Ceux, qui ne ſont pas aſſez inſtruits dans ces matieres, ont crû, que je ne faiſois ici que rebattre l'ancien Axiome qui porte, que la Nature agit toujours par les voyes les plus ſimples. Mais cet Axiome, — eſt ſi vague que perſonne n'a encor ſçû dire, en quoi il conſiſte.* Der Hr. von Maupertuis konnte von dem Satze mit Wahrheit nichts weiter ſagen, als was man von allen allgemeinen Grundſätzen ſagen muß, daß ſie, allein genommen, die Beſtimmung der beſondern Dinge nicht in ſich halten, und ſo ferne keinen ſichern Schluß auf das Beſondere geben, wenn man nicht einen andern bewährten Unterſatz damit verknüpft. Wer aber dieſelben desfalls vague, oder gar unnütze und trüglich heißen wollte, der würde nur zeigen, daß er ſie nicht zu gebrauchen wiſſe. Was ſoll man denn von denen Herren denken, welche alle dergleichen Sätze des Widerſpruchs, der Uebereinſtimmung, des zureichenden Grundes, der Stätigkeit, des nicht zu unterſcheidenden, der kürzeſten Mittel ꝛc. für ſolche anſehen? Jedoch, ich habe ſchon darauf geantwortet: die Herren brauchen ſie in der That, und wiſſens nur nicht, oder wollen es nicht wiſſen; brauchen ſie aber auch daher oft verkehrt. Und ſo urtheilt auch Herr König in ſeinem Appel au Public. p 109 ſq. von dem Herrn Maupertuis, was den Satz der kürzeſten Mittel betrifft. Der Herr v. Fontenelle hat dieſen Satz ſchon mit dem Namen der Sparſamkeit belegt in ſeinen Entret. ſur la pluralité des Mondes prem. Soir, wo er das Copernicaniſche Syſtema mundi mit dem Ptolemaiſchen in Vergleichung ſtellet. Marquiſe: *Il ſembleroit, que vôtre Philoſophie eſt une eſpece d'enchère, où ceux qui offrent de faire les choſes à moins de frais, l'emportent ſur les autres.* Fontenelle: *Il eſt*

vray, et ce n'eſt que par là qu'on peut attraper le plan ſur le quel la Nature a fait ſon ouvrage. Elle eſt d'une Epargne extraordinaire, tout ce qu'elle pourra faire d'une maniere qui lui coutera un peu moins, quand ce moins, ſeroit preſque rien, ſoyez ſûre, qu'elle ne le fera que de cette maniere - là. Cette épargne neanmoins s'accorde avec une magnificence ſurprenante, qui brille dans tout ce quelle a fait. C'eſt que la magnificence eſt dans le deſſein et l'épargne dans l'execution. Il n'y a rien de plus beau qu'un grand deſſein, qu'on execute à peu de frais.

*) [Selbſt Hume, da er am Ende ſeinen Spitzfindigkeiten entſagt, bemerkt, daß wirklich die klare Ueberzeugung von Endurſachen, oder einer weiſen Abſicht bey Einrichtung der Natur, uns überall in unſerm Nachdenken leitet. Er äuſſert ſich alſo (Dialogues concern. nat. rel. p 131). „Daß die Natur nichts umſonſt wirke, iſt als Grundſatz in allen Schulen feſt geſetzt worden: und dieſes, ohne daß man es auf Religion [oder einen göttlichen Urheber] deuten wollte, bloß, weil es die Betrachtung der Naturwirkungen zeigte. Aus feſter Ueberzeugung davon wird ein Zergliederer, der ein neues Organ oder Gefäß entdeckt hat, nie zufrieden ſeyn bis er auch den Nutzen und Zwek deſſelben ausgeſpürt hat. Ein vorzüglicher Grund des Copernicaniſchen Weltſyſtems iſt auch der Satz, daß die Natur durch die einfachſten Wege wirket, und die geſchickteſten Mittel zu jedem Zwecke wählt. So beſtätigen uns die Aſtronomen oft, ohne daß ſie es denken, dieſen ſtarken Grund zur Erkenntniß und Verehrung Gottes. Eben ſo auch andere Nachforſchungen, und alle Wiſſenſchaften führen uns faſt unvermerkt dahin, daß wir einen erſten verſtändigen Urheber der Natur erkennen müſſen. Dieſes hat um ſo mehr Gewicht, weil es nicht die eigentliche Abſicht dabey war"].

§. 19.

Ich könnte noch viel andere Beiſpiele der vornehmſten Meßkünſtler und Naturkündiger anführen, deren Erfindung oder Beweis bloß aus den Endurſachen und Re-

Regeln der Weisheit geholet worden ist. Allein, ich will mich nicht ohne Noth damit aufhalten. Jedoch, wenn wir diesen Nutzen der Endursachen gleich bey Seite setzen; was hinderts denn, daß diese Betrachtung nicht wenigstens mit der Naturlehre verknüpft werden sollte? Niemand versteht ein Ding aus dem Grunde, als der die ersten Ursachen davon weis [45]). Wenn nun die wirkenden Ursachen an sich nicht verständlich sind, sondern allemal die Fragen übrig lassen, warum sie wirken, und was die Wirkung nutzen solle; so verweist uns die Naturlehre selbst auf eine höhere Wissenschaft, die man mit ihr verbinden müsse. Kann man sagen, daß der die Natur der Thiere genugsam kennet, der bloß weis, daß die Spinne ein Netz webet, der Storch davon fliegt, der Seefisch die Ströme hinan geht; und nicht weis, zu welchem Ende dieses geschieht? Kennet der den Bau der thierischen Körper und Pflanzen zulänglich, der nichts weiter, als die Theile, und deren Zusammenfügung einsieht, den Gebrauch und Nutzen aber nicht weis [45b])? Und was würde man von einem Künstler sagen, der die Werke der Kunst nach ihrem Innern kennte, und selbst nachahmen könnte, aber ihre Absicht nicht verstünde? Würde der sich selber, oder andern Genüge thun, warum er ein jedes so, und nicht anders mache? würde er sein Werk ohne Zweck zur Vollkommenheit bringen? würde er die Kunst erweitern und verbessern? Das meiste ist: wir kennen unsere eigene Natur nicht recht, wenn wir nicht zugleich auf die Absichten des Schöpfers achten, wozu er uns bestimmt hat; und wir würden einen verkehrten Weg zur Glückseligkeit einschlagen, die Tugend zum Blendwerke machen, und keine Hoffnung der Unsterblichkeit haben, wenn wir die göttlichen Absichten nicht stets bey unsern natürlichen Begebenheiten vor Augen hätten.

Alle Wiſſenſchaften haben, wie die Dinge ſelbſt, eine Verknüpfung mit einander: wer ſie durch eine Wüſte von einander ſcheidet, der wird den Grund einer jeden nur ſehr ſchlecht, den Zuſammenhang des Ganzen aber nicht einſehen. Ich mögte wiſſen, was ſich Menſchen von der ganzen Welt oder Natur, ohne Abſicht, für einen Begriff machen könnten, was es doch für eine Subſtanz, Maſchine oder Thier ſey? womit alles in derſelben übereinſtimme? worinn ihr Weſen beſtehe, wem ſie von Ewigkeit rege und geſchäfftig geweſen, und noch unaufhörlich arbeite? Ohne die äußerſte Abſicht, welche alle Theile, und ſelbſt die wirkenden Urſachen zur Uebereinſtimmung gebracht hat, iſt lauter wüſtes Ungefähr, lauter Zerrüttung und Unordnung in der Welt und ihren Begebenheiten: nichts hängt weiter mit dem andern zuſammen, als durch lebloſe blinde und unverſtändige Urſachen, welche weder erklären, warum die Dinge zugleich bey und neben einander da ſind, noch warum ſie ſo beſchaffen ſind, oder in einander wirken. Selbſt diejenigen, welche die Welt durch eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben und nach einander ſind, erklären, geben einen gar zu trockenen, abgeſonderten und unvollkommenen Begriff davon, nach welchem man auch denken mögte, daß die Uhr, daß der Baum, daß der Hund eine Welt ſey.

Wenn wir aber die Welt als eine Wohnung aller möglichen Lebendigen anſehen, darinn alles übrige um der Lebendigen willen iſt; ſo läßt ſich daraus allein verſtändlich begreifen, warum eine körperliche Welt da iſt, die ſonſt für ſich ſelbſt ihres Daſeyns nicht genießt; warum ſie in ſo viele Theile von einerley runden Figur zertheilet und dieſe Kugeln in ſolcher Ordnung und in ſolchem Abſtande von einander geſtellt ſind, daß immer eine lichte von mehreren finſtern umgeben wird; warum

ſich

sich die finstern Kugeln um die lichten wälzen, Tag und Nacht und Jahrszeiten haben; warum sie in einem dünnen Aether schwimmen, und mit einem dickern Dunstkreise umgeben sind; warum sie mit so mancherley Pflanzen, Bäumen und Kräutern besetzt worden; warum diese und jene allgemeine und besondere Regeln der Natur oder Bewegungskraft Statt haben. Selbst in dem ganzen Thierreiche begreife ich nun, daß jedes Thieres körperlicher Bau, Werkzeuge und Kräfte nach der Seele, und daß der Seele Triebe und Fertigkeiten nach einer gewissen Art des Lebens eingerichtet sind; alle mit einander aber alle mögliche Arten des Lebens begreifen, und eine zusammenhängende Naturkette ausmachen, darinn keine Lücke seyn, kein Glied ausbleiben sollte, welches des Lebens, der Lust und Glückseligkeit fähig war.

Wenn wir die Natur nicht nach dieser Absicht, und nach der Uebereinstimmung mit derselben betrachten; so muß nothwendig alle innere und äußere Vollkommenheit der Welt, alle Ordnung und Schönheit der Theile, alle Weisheit und Kunst des Werkmeisters, in unsern Gedanken verschwinden. Das wahre Vergnügen der Seele an den herrlichen Mustern eines unendlichen Verstandes, der den unsern durch seine Werke bilden konnte, und an der überschwenglichen Güte und Vorsorge für uns und alle Lebendige, höret gänzlich auf. Wir lernen alsdenn in der ganzen Naturgeschichte und Wissenschaft nichts, als die Verschiedenheit der Figuren und die nächsten Ursachen einer räumlichen Bewegung; Dinge, die dem Gemüthe allein nicht Nahrung und Beruhigung geben können. Alle mühsame Beobachtungen und Versuche zur Erkenntniß der Natur werden, außer dem Nutzen, welchen Künstler und Aerzte davon haben können, ein bloßes Spielwerk und eine Zeit verschwen-

dens

dende Tändeley. Sollte es denn nicht erlaubt ſeyn, den Nutzen der Naturwiſſenſchaft allgemeiner und edler zu machen, und unſern Geiſt ſowohl, als den Leib, daraus zu beſſern, Regeln der Weisheit und Güte daraus zu nehmen, Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu dem allervollkommenſten Weſen, wovon unſer Seyn und Wohl abhängt, daraus zu ſchöpfen, und endlich unſere Hoffnung auf ein beſſeres und dauerhafteres Leben zu ſtellen, wornach uns der Schöpfer durch die Natur verlangen heißt?

45) Leibnitz ſpricht in einem Briefe, welchen Hr. König in ſeinem Appel au Public heraus gegeben, p. 52. vom Carteſio: *Auſſi ne veut-il point que ſon Dieu agiſſe ſuivant quelque fin, et c'eſt pour cela qu'il retranche de la Philoſophie la recherche des cauſes finales, ſous ce pretexte ſpecieux, que nous ne ſommes pas capables de connoître les fins de Dieu: au lieu que Platon a fait voir que, ſi Dieu eſt l'Auteur des choſes, et qu'il agit ſuivant la ſageſſe, la veritable Phyſique eſt de ſavoir les fins et les uſages des choſes: car la ſcience eſt de ſavoir les raiſons: et les raiſons de ce qui a été fait par entendement, ſont les cauſes finales ou deſſeins de celui qui les a faites, leſquelles paroiſſent par l'uſage et la fonction, qu'elle font, et pour cette raiſon la conſideration de l'uſage des parties eſt ſi utile dans l'Anatomie.* Eben derſelbe ſagt in Actis Erud. 1682. p. 186. *Itaque errant valde, ne quid gravius dicam, qui cauſas finales cum Carteſio in phyſica rejiciunt, cum tamen, præter admirationem divinæ ſapientiæ, pulcherrimum nobis principium præbeant inveniendi earum quoque rerum proprietates, quarum interior natura nondum tam clare nobis cognita eſt, ut cauſis efficientibus proximis uti, machinasque, quas conditor ad effectus illos producendos finesque ſuos obtinendos adhibuit, explicare valeamus, etc.*

45b) Sehr

45b[Sehr unrecht und gegen die Erfahrung ist es, wenn man vorgiebt — „Absichten vorauszusetzen hiesse die Zwecke statt der Mittel annehmen, und mache uns nur träge in Untersuchung der letztern. Wir müsten uns nur um die Natur der Dinge, wie sie da sind, bekümmern, und nicht, wozu ihre Einrichtung dienen solle“ — Der alte und immer mehr bewährte Satz, daß in der Natur nichts umsonst so oder anders eingerichtet sey, ist doch gewiß nicht unfruchtbar gewesen, sondern hat von jeher desto mehr zur nähern Untersuchung ihrer Gesetze angespornt, je mehr wir Uebereinstimmung zu weisen Zwecken darinn wahrnehmen konnten. „Durch blosses Herumtappen, (sagt Herr Kant, im deutsch. Merk. 1788. Jan. p. 40) ohne einleitendes Princip, wonach man zu suchen habe, wird nicht leicht etwas zweckmäßiges erfunden“. — Wird man wohl den Triebwerken der Harrisonschen Uhr weniger nachzuspüren bemühet seyn, wenn man den Zwek oder Nutzen jedes Theils einzusehen sucht? Haben wir deswegen vernachläßigt den Bau der Leber und ihrer verschiedenen Gefässe genauer zu untersuchen, weil wir in spätern Zeiten lernten, daß sie zur Bereitung der Galle, und diese zur Verdauung, diente, oder, sollen wir von diesem Zwecke unsere Aufmerksamkeit ganz wegwenden? Schöpften wir nicht schon manche Vortheile aus der Entdeckung desselben, und glauben wir dann damit die Art und Weise zu erklären, wie die Bereitung der Galle eigentlich bewirkt werde? Freilich wollen wir auch immer, wo wir können die Mittel erforschen, dadurch etwas in der Natur zu Stande gebracht wird: aber der Nutzen einer Einrichtung, und dieser ist es ja was wir Zweck oder Absicht nennen, ist uns vielmahls offenbar, da wir hingegen nicht einzusehen vermögen, durch welche Kräfte und auf was Weise selbiger bewirkt werde. Daß die verschiedene Dichtigkeit der Theile des Auges, ihre Durchsichtigkeit, ihre Form, die Ausbreitung der Nervenhaut auf schwarzem Grunde, u. s. w. zur Vollkommenheit des Gesichts diene, können wir mit Wohlgefallen bemerken: wie aber diese verschiedenen Theile, in der Maasse und Form, sich an dem Orte nach gewissen Gesetzen haben fügen und bilden müssen, d. i. die innern physisch wirkenden Kräfte der Natur, werden wir nie einzusehen vermögen. Und, wenn wir nun bloß die physischen Ursachen einsähen, wäre diese Erkenntniß wohl so viel werth, als auf die Einstimmung aller Einrichtung zum wohlthätigen Zwecke,

der

der Augen mit den Geſetzen des Lichts, der Ohren mit den Geſetzen des Schalles, und ſo überall auf den ſchönen Zuſammenhang, dadurch alle Weſen zum Wohl der Lebendigen einſtimmen, zu ſehen?]

Die fünfte Abhandlung.

Von den beſondern Abſichten Gottes in dem Thierreiche.

§. 1.

Nun können wir unſern großen Weg ohne Anſtoß weiter fortſetzen, nachdem alle Hinderniſſe weggeräumt ſind. Wir ſehen ein gewiſſes Ziel vor uns, das uns nicht irren läßt; und je näher wir ihm treten, deſto klärer und deutlicher muß es uns werden. Gott hat alles um der Lebendigen willen, und dieſe zu ihrem Wohl erſchaffen. Laſſet uns denn in das Thierreich hineingehen und die beſondere Ausführung dieſer herrlichen Abſicht genauer betrachten, damit wir ein lebhafteres Bild der unermeßlichen Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers erhalten, endlich aber auch auf uns ſelbſt, und den vorzüglichen Zweck, wozu wir beſtimmt ſind, kommen mögen.

Ich will die Grundſätze, wornach ich in dieſen Folgerungen verfahre, zur Deutlichkeit aus einander ſetzen; ſo kann ein jeder von der Gewißheit der Schlüſſe deſto beſſer

beſſer urtheilen. Es fließt aber alles aus dem vorhin bewieſenen, und aus den allgemeinen Wahrheiten, des Widerſpruchs, der Einſtimmung, des zureichenden Grundes, des Stätigen, u. ſ. w.

1. Das Lebloſe in der Welt, mit allen ſeinen Kräften und Wirkungen hat keine innere Vollkommenheit, und iſt ſo wenig von ſelbſt, als um ſein ſelbſt willen; ſondern alles muß um der Lebendigen willen, und alſo in Abſicht auf dieſelben, geſchaffen ſeyn.

2. Der Körper der Lebendigen hat auch in ſich keinen Grund ſeines Seyns und ſeiner Beſchaffenheit; ſondern er iſt in ſolcher Beſchaffenheit um der Seele willen hervorgebracht.

3. Die Seelenkräfte und deren Regeln, welche die Lebendigen mit ſich auf die Welt bringen, ſind alle auf eine gewiſſe Art des Lebens, der innern Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit gerichtet.

4. Es iſt und geſchieht alſo nichts in der Welt umſonſt: ſondern

5. Alles, was in der Welt iſt und geſchieht, das iſt und geſchieht, nach Abſicht des Schöpfers, zum Wohl der Lebendigen.

6. Alles, was in dieſer allgemeinen äußerſten Abſicht der Schöpfung begriffen, und den göttlichen Vollkommenheiten gemäß iſt, das iſt für eine Abſicht Gottes zu erkennen und von ihm geſchaffen. Und umgekehrt:

7. Aller Nutzen der Lebendigen iſt göttliche Abſicht.

8. Das Weſen, die Eigenſchaften und die Natur der Dinge, nebſt ihren Regeln, ſind die Mittel, wodurch die göttliche Abſicht in der Verknüpfung zur Wirklichkeit kömmt.

9. Die Geſchicklichkeit eines Dinges zum gewiſſen Nutzen für die Lebendigen giebt eine Vermuthung, daß ſelbiger die göttliche Abſicht ſey; jedoch, weil ein Ding mehrerley Nutzen haben kann, keine Gewißheit.

10. Eine Geſchicklichkeit eines Dinges zum gewiſſen Nutzen für die Lebendigen, welche nach der Erfahrung ähnlicher Fälle dazu wirklich gebraucht iſt, giebt eine Wahrſcheinlichkeit, daß ſolch Ding ebenfalls dieſelbe Abſicht habe: und dieſe Wahrſcheinlichkeit wird deſto größer, je mehr Erfahrung davon vorhanden, und je größer die Aehnlichkeit iſt.

11. Wenn aber eine Vollkommenheit und ein Nutzen der Lebendigen in der Beſchaffenheit der Dinge den einzigen und nothwendigen Grund hat, und das Gegentheil nicht ſeyn kann; ſo iſt es gewiß, daß ſolche Beſchaffenheit dieſe Abſicht habe.

12. Beſonders hat die Bemühung der Seelenkräfte, mit ihren Regeln und Fertigkeiten, ein gewiſſes Ziel, das nicht trügen kann.

13. Es iſt der Weisheit und Güte Gottes gemäß, die bequemſten Mittel zu den beſten Abſichten zu wählen.

14. Was alſo der Beſchaffenheit und Natur der Dinge, und den bequemſten Mitteln zur beſten Abſicht entgegen zu ſeyn erkannt wird, das können wir nicht für göttliche Abſicht halten.

15. Je größer die Mannichfaltigkeit der Lebendigen iſt, je bequemer und einziger, in der Mannichfaltigkeit, die Mittel zu jeder Art des Lebens und zu jedes Wohl ſind, und je größer das Muſter des Verſtandes, der Kunſt und geſchickten Wahl iſt, daß ſie uns geben; deſto deutlicher erkennen wir darinn die göttliche Abſicht, Weisheit und Güte.

Dieſer Grundſätze werde ich mich nachmals noch zum öftern bedienen; jetzt aber will ich nur zweierley daraus folgern, welches die Abſicht des Schöpfers in ihrer vollen Größe und nach der offenbarſten Weisheit und Güte darſtellet. Erſtlich ſage ich nach der ſechſten Regel: Wenn die äußerſte Abſicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen alle mögliche Lebendige befaſſet, die noch irgend eines Grades der Glückſeligkeit fähig waren, und wenn es der unendlichen Weisheit, Güte und Macht Gottes gemäß war, ſolche hervor zu bringen; ſo iſt auch Gottes Abſicht wirklich geweſen, alle mögliche Lebendige von allen Arten und Stufen der Vollkommenheit hervor zu bringen, und ſelbige ſind demnach wirklich in der Welt. Zweitens, will ich nach der funfzehnten Regel zeigen, daß nichts in der Welt, zumal im Thierreiche, die Abſichten des Schöpfers, und die darinn liegende Weisheit und Güte, klärer vor Augen lege, als die Triebe, Fertigkeiten oder Künſte der unvernünftigen Thiere.

§. 2.

Die allgemeine und äußerſte Abſicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen heißt uns erſtlich ſchließen, daß alle mögliche Lebendige aller Arten und Stufen darinn begriffen ſind. Denn dieſes iſt den unendlichen Vollkommenheiten Gottes ſowohl als ſeinem äußerſten Zwecke gemäß. Er hat alle mögliche Arten und Stufen der innern Vollkommenheit und des Lebens in ſeiner Vorſtellung gehabt: er hat an aller möglichen Glückſeligkeit der Lebendigen einen Gefallen: und ſeine Macht kann alles, was er denkt, und was ihm gefällt, zur Wirklichkeit bringen. Warum ſollte er ſeine Vollkommenheiten nicht ſo unendlich in der Schöpfung ausgedrückt haben, als ſie in der That ſind? Was ſollte ſeiner Weisheit, Güte oder Macht, was ſollte ſeinem

Zwecke der Schöpfung Schranken ſetzen? Ihm iſt alles mögliche Gute leicht zu bedenken, zu ordnen, zu machen: alle mögliche Lebendige von jeder Art und Stufe der Glückſeligkeit ſind ſeiner Abſicht gleich gemäß und lieb: warum ſollte er nicht allen das Leben gegönnet, und die ganze Welt mit jeder möglichen Art und Stufe der Luſt und Glückſeligkeit erfüllet haben?

Die Regel der Stätigkeit, welche in der vollkommenſten Weisheit gegründet iſt, leidet auch keine Lücke oder Zerrüttung in der Kette verſchiedener möglichen Dinge, die ein verknüpftes Ganzes ausmachen ſollten. Dergleichen leeren Raum in der Reihe der Weſen (vacuum formarum) haben die Schulweiſen ſchon, obgleich nach undeutlicher Einſicht verabſcheuet, und darum in der Stufenleiter der Natur keine Sproſſe wollen fehlen laſſen. Die möglichen Grade der Vollkommenheiten ſchließen ſo feſt an einander, daß es unmöglich iſt, zwiſchen ihnen weder einige andere zu erdenken, noch etliche wegzulaſſen. Wir haben aber die Schöpfung nicht anders, als einen Ausdruck ſolcher göttlichen Vorſtellung, anzuſehen. Alle Vollkommenheiten hängen in ihrer Wirklichkeit eben wie in ihrer Möglichkeit zuſammen, wenn ſie ein Ganzes ausmachen ſollen. Sie verhalten ſich wie die möglichen Kegelſchnitte, wovon keiner in einem wirklichen Kegel fehlen kann. Was auch dazwiſchen weggelaſſen würde, das bliebe ohne zureichenden Grund weg, und zertrennte die Verbindung; was unter allen ausgeleſen würde, das wäre der Weisheit, die den Zuſammenhang überſieht, entgegen, und machte das Ganze unvollkommen.

Wenn wir aber die Welt, nicht nur dem Raume und der Zeit nach, ſondern auch nach den Arten und Stufen der Dinge, als voll und ſtets in einem fortgehend, betrachten: ſo erſcheint ſie uns in ihrer wahren

Voll-

Vollkommenheit, als ein Werk, das des unendlichen Schöpfers würdig iſt. Denn die Stufen der Vollkommenheit wachſen, eines Theils, mit der Mannichfaltigkeit der Dinge, die mit einander übereinſtimmen: und keine Mannichfaltigkeit kann größer ſeyn, als die, welche alle mögliche Arten der Dinge enthält. Andern Theils wächſt die Vollkommenheit mit der mehrern Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen, und keine Uebereinſtimmung kann größer ſeyn, als diejenige iſt, darinn alle Arten des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit vereinigt ſind, und darauf alle äußere Einrichtung der körperlichen lebloſen Dinge zielet.

§. 31.

Die Erfahrung weiſt uns auf unſerm Erdboden, wie die Natur vom Menſchen allmählig bis auf Thierpflanzen herunter ſteigt. Es ſind neben uns Thiere, die uns am Verſtande und an Sinnen etwas nahe kommen; es giebt aber auch ſolche, von denen wir kaum glauben können, daß ſie ein Leben haben. Demnach ſind auch die unedelſten auf dem Lande und im Waſſer, welche auf unſerm Erdballe dauren konnten, nicht weggelaſſen. Welche Mannichfaltigkeit von wunderbarer Bildung, Werkzeugen, Bewegung, Sinnen, Trieben, Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart, iſt nicht zwiſchen der oberſten und unterſten Stufe? So, daß wir völlig Urſache haben zu denken, daß hier alle Arten der Thiere wirklich ſind, welche hier möglich waren. Daher wird es auch den Naturforſchern ſo ſchwer, das Thierreich in gewiſſe Claſſen, Geſchlechter und Arten einzutheilen, weil immer zwiſchen denen, welche man durch gewiſſe Kennzeichen von einander abgeſondert, und in gewiſſe Bezirke eingeſchränket, noch Mittlere ſind, welche von beiden benachbarten etwas an ſich haben, und die Ver-

bindung der verschiedenen Arten machen helfen. Es verhält sich damit eben so, wie mit den Farben, die sich unvermerkt in einander verlieren, daß man nicht fähig ist, einer jeden ihre Gränze zu bestimmen. Man erkennt also heutiges Tages fast durchgängig, daß die Regel der Stätigkeit in dem Thierreiche auf unserm Erdboden wirklich beobachtet sey [1]).

Gleichwie es aber auf dem Erdboden, außer Europa, oder außer kleinern Ländern, Thiere giebt, die zu ihrer Wirklichkeit nothwendig ein ander Land, andere Luft, Wärme, Nahrung, als in Europa oder Deutschland ist, erforderten; so darf man nicht zweifeln, daß noch Millionen andere Thiere möglich sind, die zu ihrem Daseyn einen ganz andern Wohnplatz, als unser Erdboden ist, brauchten, und die so wenig bey uns, als wir im Monde, Saturnus oder Mercurius, leben könnten. Das Reich der Möglichkeit ist durch die Erdeinwohner lange nicht erschöpft. Die Mannichfaltigkeit der Bildung, und alles dessen, was zum körperlichen Leben gehört, läuft für unsern Verstand ins Unendliche. Und wie sollte nicht eine größere Verschiedenheit an Sinnen, Trieben, Fertigkeiten, Künsten, an den Seelenkräften und Schranken des Verstandes, und auch an Art des Lebens, der Lust und Glückseligkeit möglich seyn? Die andern wohnbaren Weltkugeln können ja eben so wenig umsonst, noch um ihrer selbst willen, sondern bloß um der Lebendigen willen seyn. Denn an sich genießen diese leblosen Körper ihres Daseyns nicht, und uns ist das allerwenigste davon bekannt oder nutzbar.

Wie? wenn hier die einzige Insel von Britannien, oder noch eine weit kleinere, der Maldivischen, allein Lebendige in sich hielte; der übrige Erdboden aber zur ewigen Wüste verdammt wäre; und also alle Thiere, die anderwärts auf unserm Erdboden leben können,

fehl-

fehlten? würden wir solche Verfassung mit einem zureichenden Grunde, zumal bey der gesetzten Absicht des Schöpfers, zusammen reimen können? Wir müssen uns aber, in der Cosmographie, die ganze Welt als ein Land mit vielen Inseln vorstellen. Und da ist unser Erdboden gewiß eine sehr kleine Maldivische Insel in dem großen Weltmeere. Was wäre denn für ein Grund zu erdenken, warum diese kleine Insel allein belebt, alles übrige aber todt und ohne Empfindung wäre? oder warum so viele gleich bequeme Wohnungen der Sterne und Planeten nicht eben sowohl, als die Erdkugel, besetzt und bevölkert worden? Woher wären wir denn allein der Wirklichkeit werth? Was bestimmte diese Absonderung des kleinsten Theils der Welt von dem übrigen Ganzen? wäre nicht die Welt größten Theils ohne zureichenden Grund?

Setzen wir hergegen, daß alle mögliche Lebendige, in verschiedene Hauptclassen vertheilt, wirklich sind; so hat alles in der Welt seinen zureichenden Grund *). Daß nämlich so viele, so große, und so mancherley Weltkugeln sind, das hat seinen Grund, weil nicht alle mögliche Gattungen der Lebendigen bey einer Art Luft, Licht, Wärme, Nahrung und dergleichen bestehen konnten: und weil so viele Wohnhäuser da seyn mußten, als verschiedene Hauptgattungen der Lebendigen von einer allgemeinen Aehnlichkeit der Natur möglich waren. Es hat seinen Grund, daß die lichten Kugeln immer mit einigen finstern zusammen gepaaret worden; daß diese sich um jene bewegen; daß sie verschiedene Tages- und Jahreslänge haben; daß sie sich in gewisser Weite von einander halten; und was sonst mehr in der großen Anlage der Welt beobachtet wird. Denn es gereicht alles den Lebendigen zum Vortheile, welches ohne diese umsonst seyn würde **). In Gott selbst werden nun-

mehro nicht, ohne Urſache, Schranken ſeiner Vollkommenheiten, oder ein bloßer und beſonderer Wille ohne Bewegungsgrund angenommen. Die Welt, ſein Werk, bekömmt einen ſteten Zuſammenhang, und wird ein Ausdruck und Spiegel ſeines unendlichen Verſtandes, dadurch er ſich alles Mögliche vorgeſtellet; ſeiner unendlichen Vernunft, dadurch er aller möglichen Dinge Wahrheit, Uebereinſtimmung und Vollkommenheit eingeſehen; ſeiner unendlichen Weisheit, die alle mögliche innere Vollkommenheit und Luſt der Lebendigen zum Zwecke geſetzt, und aller übrigen Dinge Beſchaffenheit, Einrichtung, Verknüpfung und Kräfte zu den bequemſten Mitteln dieſes Zweckes geordnet; ſeiner unendlichen Güte, da er einer jeden möglichen Art der Lebendigen ihr Leben, und ihre Art der Luſt und Glückſeligkeit, deren ein jedes in der Verknüpfung der Dinge fähig war, gegönnet; und ſeiner unendlichen Macht, dadurch er aller ſo mannichfaltigen Dinge, Weſen und Natur in der vollkommenſten Ordnung und Uebereinſtimmung zur Wirklichkeit gebracht, und ohne Abnahme oder Zerrüttung beſtändig erhält.

*) So urtheilen Bradley, Röſel, Donati, Büffon, Maupertuis, Valisneri, Bonnet und viele andere geſchickte Naturkündiger. [S. *Jo. Hermann* Tabula affinitatum animalium. Argent. 1783. 4.]

**) So dachte ſchon Cicero, nach des Platonis Anleitung in Timaeo, ſive de Univerſo cap. X. ſect. 31. *Quot igitur et quales animalium formas mens, in ſpeciem rerum intuens, poterat cernere, totidem et tales in hoc mundo ſecum cogitavit effingere.* Und cap. IV. Sect. 9. *Quod pulcherrimum in rerum natura intelligi poteſt, et quod ex omni parte abſolutiſſimum eſt, cum Deus ſimilem mundum efficere vellet, animal unum, adſpectabile, in quo omnia animalia continerentur, effecit.*

**) [Dieſe

**) [Dieſe Einrichtungen flieſſen allerdings natürlich aus der Beſchaffenheit des Stoffes und den eigenen Kräften deſſelben, z. B. den Regeln der Anziehung, u. ſ. f. Aber, das Daſeyn ſolcher Art Materien, die mit ſolchen Kräften begabt waren und ſich ſo neben einander befanden, muß doch erſt vorausgeſetzt werden um die Wirkung hervor zu bringen. Das war alſo eben hier zu betrachten, daß dieſe Beſchaffenheiten, dieſe Regeln ſo geordnet ſind, daß nunmehro alles natürlich oder nothwendig daraus erfolgen und zu einem ſolchen Zwecke dienen muß — „Was aus den allgemeinen Geſetzen der Natur flieſſet iſt nicht Wirkung des blinden Zufalles oder der unvernünftigen Nothwendigkeit. Es gründet ſich zuletzt doch alles in der höchſten Weisheit, aus welcher die Einrichtung und Uebereinſtimmung der allgemeinen Beſchaffenheiten zum Vortheile der Lebendigen entſpringet.“ Kant Allgem. Naturgeſch. und Theorie des Himmels. S. 168. vergl. S. 78 u. f.]

§. 4.

Das Zweite, was ich mir in dieſer Abhandlung auszuführen vorgeſetzt habe, betrifft ein gar ausnehmend Beiſpiel der göttlichen Weisheit und Vorſehung in den Trieben der unvernünftigen Thiere, welche allein genug ſind, einen jeden zu überführen, daß ein unendlicher Verſtand, nach den gütigſten Abſichten, zum Wohl einer jeden Art der Lebendigen, in der Natur herrſche. Es iſt wahr, man bemerkt allenthalben, wo man nur hinſieht, Spuren der weiſeſten Vorſorge; und ſelbſt die äußerliche Bildung der Thiere kann uns, durch den mannichfaltigen künſtlichen Bau des Leibes, durch den Gebrauch und Nutzen der Theile, und durch deren Uebereinſtimmung mit jedes Lebensart, zum Erkenntniſſe des großen Werkmeiſters führen. Allein, ihre Handlungen, darinn ſie tauſenderley unerlernte Künſte mit angebohrner Fertigkeit, zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung, ausüben, enthalten noch deutlichere Merkmale einer höhern Vernunft, welche für die unverſtän-

digſten Thiere gedacht, und ihnen ſo mancherley unverbeſſerliche Erfindungen zu ihrem Beſten, mit der Natur und Geburt einzuflößen gewußt hat, daß ſie dieſelbe ſofort blindlings, und dennoch ohne Fehl, ins Werk ſetzen können.

Man bemerkt nämlich bey allen Thieren, die keine Vernunft beſitzen, gewiſſe natürliche Triebe, Inſtincte oder Bemühungen, dadurch ſie dasjenige, was ihnen die vollkommenſte Vernunft zu ihrem Wohl hätte anrathen können, ohne alle eigene Ueberlegung, Erfahrung und Uebung, ohne allen Unterricht, Beyſpiel oder Muſter, von der Geburt an, mit einer erblich fertigen Kunſt, meiſterlich zu verrichten wiſſen. Dergleichen Triebe weiſen uns die Seidenwürmer, Raupen und mehrere Inſecten, welche ſich zu ihrer Verwandelung in ein eyförmiges ſanftes Bette einſpinnen, oder in die Erde vergraben; die Bienen, wenn ſie für ſich und ihre Geſellſchaft abgemeſſene Vorrathskammern bauen, und Speiſe auf den Winter zuſammen tragen; die Vögel, wenn ſie zur Ausbrütung ihrer künftigen Eier bequeme Neſter flechten, die Eier ämſig ausbrüten, und die Jungen aus dem Kropfe, oder mit zugeſchleppter Speiſe füttern: die Fiſche, wenn ſie ihren Laich auszuſchütten, weite Reiſen in der See thun, und die ſüßen Waſſer der Ströme hinan gehen. Und überhaupt iſt keine Art unvernünftiger Thiere, welche nicht, ſtatt der Vernunft, ihre beſondere erb- und eigenthümliche Fertigkeiten und Künſte, zur nöthigen Bewegung, Nahrung, Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung bekommen hätte.

Man findet alſo in dem Thierreiche die vollkommenſte Kunſt- und Werkſchule gebohrner Meiſter: man ſieht darinn Erfindungen, welche aus dem tiefſten Erkenntniſſe der Natur und Wiſſenſchaften gefloſſen, und

zu jedes Nutzen angewandt sind: man beobachtet in ihrer aller Haushaltung gewisse Ordnungen, Regeln und Gesetze, welche nach jedes Beschaffenheit und Umständen klüglich eingerichtet, und sowohl einzelnen Thieren, als ganzen Geschlechtern, ersprießlich sind. So wenig nun Kunst, Wissenschaft und Klugheit, ohne Verstand und Absicht, [und ohne vorhergehende Erfahrung] in Handlungen Statt haben können: so wenig kann man alles dieses den unvernünftigen Thieren selbst beimessen. Es offenbaret sich darinn ein unendlicher Verstand, welcher aller möglichen Erfindung und Wissenschaft ursprüngliche Quelle ist, und ein Mittel gewußt hat, der blinden Natur jeder Geschöpfe ihr benöthigtes Theil davon, als eine Fertigkeit, einzupflanzen. Es offenbaret sich eine unermeßliche Weisheit, die nicht allein die körperliche Welt nach den Thieren, und alle Theile der thierischen Leiber nach ihrer Seelen Beschaffenheit, sondern auch die Fähigkeiten und Regeln der Seelenkräfte selbst, nach eines jeden bestimmten Art des Lebens, aufs geschickteste eingerichtet hat. Es offenbaret sich eine ewige Vorsehung, welche das, was jedem Thiere, nach seinen wesentlichen Schranken, an Leibes- und Seelenkräften, zu seiner Erhaltung mangelte, durch angebohrne Fertigkeiten so weit ersetzet, daß alle Arten dadurch in einer gewissen Proportion erhalten werden. Es offenbaret sich eine allgemeine Güte, welche aller möglichen lebendigen Daseyn und mögliche Lust und Glückseligkeit sich zur Absicht gemacht, und bey den unvollkommenern, durch die blinden Naturtriebe, als durch die bequemsten Mittel, zur Wirklichkeit bringen wollen.

Ich gestehe es gerne, daß mir diese Betrachtung des Thierreiches manche vergnügte Stunde und manchen Vortheil geschafft hat. So unerschöpflich ihre Mannichfaltigkeit ist, so voller neuen Beweise ist sie auch

von einer unendlichen Weisheit und Güte, welche in der Natur herrſchen. Sie lehrt mich Gott, die Welt, und mich ſelbſt beſſer erkennen, und ſolch Erkenntniß zu meiner Glückſeligkeit anwenden. In dieſer Naturgeſchichte ſind keine leeren Wörter, Einbildungen, Hirngeburten, oder bloße Muthmaaßungen, wie in menſchlichen Lehrgebäuden der Weltweisheit und Naturwiſſenſchaft; ſondern hier ſieht man die Wahrheit in ihrer Wirklichkeit klar vor Augen, daß man ſie mit Händen greifen kann. Hier iſt kein ſolch Gewebe von Unverſtand, Ohnmacht, Eitelkeit, Thorheit und Bosheit, womit die Geſchichte und Erfahrung von menſchlichen Händeln unſere Gedanken guten Theils erfüllet; ſondern hier findet man lauter Urbilder der Proportion, Schönheit, Ordnung, Uebereinſtimmung, Abſicht, Weisheit, Kunſt, Klugheit, Güte und Vorſehung. Hier wird alſo unſer Verſtand, nach dem unendlichen Verſtande, durch Einſicht der größten Vollkommenheit; und unſer Wille, nach dem allerbeſten Willen, zur Erfüllung der edelſten Abſichten des Schöpfers, und zur wahren Liebe gegen uns und andere Menſchen, gebildet. Und wir werden inſonderheit aus der Vergleichung der Thiere, mit unſerer Natur lernen, daß wir zu einer weit höhern und dauerhaftern Glückſeligkeit, als die Thiere, von unſerm Schöpfer beſtimmt ſind.

Laſſet andere ſich eine Weile, ohne und wider die Betrachtung der weiſeſten Abſichten des Schöpfers auf die Lebendigen, etwas in natürlichen Dingen zu wiſſen dünken: ihre Wiſſenſchaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinaus laufen, oder wenigſtens zu ihrer innern Gemüthsberuhigung und Glückſeligkeit nichts beytragen. Laſſet ſie ſogar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreiche verächtlich und lächerlich zu machen ſuchen [2]): ſie verrathen mehrentheils

rentheils dadurch nur den letzten Verſuch einer ſchon verzweifelnden Atheiſterey, welche der Schule, die ihnen dienſame und unwiderlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben ſpottet. Und dennoch werden ſie oft, wo nicht bey dem körperlichen Baue der Welt und ihrer Einwohner, gewiß über die Triebe und Künſte der Thiere ſtutzen, und in eine verwunderungsvolle Verwirrung gerathen [3]). Man wird es mir daher, nach meinem Zwecke, um ſo weniger verargen, wenn ich wenigſtens die Hauptſtücke dieſer lehrreichen Materie, welche noch von niemanden nach Würden ausgeführt iſt, kürzlich berühre, und es dennoch der Mühe werth achte, ihr künftig, wo ich lebe, eine weitläuftigere Abhandlung zu widmen *).

[3]) La Mettrie, l'Homme Plante, chap. 3. *S'amuſe qui voudra à nous ennuyer de toutes les Merveilles de la Nature; que l'un paſſe ſa vie à obſerver les Inſectes; l'autre à compter les petits Oſſelets de la membrane de l'Ouie de certains Poiſſons, à meſurer même, ſi l'on veut, à quelle diſtance peut ſauter une Puce, pour paſſer ſous ſilence tant d'autres miſerables objets; pour moi, qui ne ſuis curieux que de Philoſophie — la Nature active ſera toujours mon ſeul point de vuë. J'aime à la voir au loin, en grand comme en général, et non en particulier, ou en petits details, qui, quoique neceſſaires juſqu'à un certain point dans toutes les Sciences, communément ſont la marque de peu de génie de ceux qui s'y livrent.* Gewiß, ein großer Geiſt, ein großer Philoſoph! der das Buch der Natur leſen und verſtehen kann, ohne ſich um die elenden Kleinigkeiten der Buchſtaben zu bekümmern; der nur ein Paar allgemeine Titel flüchtig überſehen darf, und dann ſchon beſſer weis, was der Inhalt ſey, und was man davon urtheilen müſſe, als andere, welche ſich die unnütze Mühe geben, es ſtückweiſe mit Bedacht durchzugehen.

Ich bin erinnert worden, des Hrn. Büffon bey dieſer Gelegenheit nicht zu vergeſſen. Ich bedaure, daß eines ſo verdienten Mannes Anſehen dieſer groſſen Wahrheit hinderlich geworden iſt. Aber es iſt gewiß, er hat im II. Th. II. B. p. 42 ſqq. viel Witz und Kunſt verſchwendet, daß er die Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte in der Natur, und beſonders in den Trieben der Thiere, zum Gelächter machen mögte. Zu ſeinem Unglücke wagt er ſich an die von groſſen Naturforſchern ſo ſchön beſchriebene Bienenrepublik, da die allgemeine und billige Achtung für Perſonen und Sachen, zumal im Gegenſatze ſeiner übel gerathenen Erklärung, ihm ſein Gelächter mit einem dreyfachen Wiederhalle zurück ſchicken muß. Gleich anfangs verräth er ſich durch eine ungetreue Vorſtellung der gegenſeitigen Meinung, als ob jemand (er zielt hauptſächlich auf den Hrn. Réaumür) den Bienen eine verſtändige Einſicht der feinſten Geometrie und zierlichſten Baukunſt, eine Wiſſenſchaft des Zukünftigen, moraliſche Abſichten, Liebe zum gemeinen Beſten und zum Vaterlande, Ehrerbietung für den Fürſten, Fleiß, Sparſamkeit, Billigkeit, Vorſicht, Klugheit u. ſ. w. beilegte. Solche Meinung hegen die wahren Beobachter nicht; und ein Paar ſeiner Landesleute, welche dergleichen Redensarten zur Munterkeit brauchen, erklären ſich doch zum öftern, wie ſie alles wollen verſtanden wiſſen. Dennoch heißt Hr. B. dieſes eine Begeiſterung, da man deſto mehr bewundert, je weniger man Vernunftſchlüſſe machet; Wunderwerke, welche nicht vorhanden ſind, und welche die Beobachter nur willkührlich in die Bienen legen, um uns damit zu betäuben und zu täuſchen; eine Sittenlehre und Theologie der Inſekten, die er mit Unwillen predigen höre. Billig, ſagt er, ſollte eine Fliege in dem Kopfe eines Naturforſchers nicht mehr Raum einnehmen, als ſie in der Natur einnimmt; und dieſe wundervolle Republik wird in den Augen der Vernunft nie etwas anders ſeyn, als ein Schwarm kleiner Thiere, die keine andere Verbindung mit uns haben, als daß ſie uns Honig und Wachs geben. — Wer hat wohl, ſpricht er, den gröſten Begriff vom höchſten Weſen? Der, welcher ihn ſieht die Welt ſchaffen, das Daſeyn der Dinge ordnen, die Natur auf unveränderliche und beſtändige Geſetze gründen;

oder derjenige, der sich bemühet, ihn aufmerksam zu finden, wie er eine Republik von Fliegen regieren soll, und sehr beschäfftigt, auf was Art sich der Flügel eines Käfers falten müsse. — Ist dieses wohl die Sprache einer ruhigen Vernunft, welche Wahrheit und Nutzen mit Aufrichtigkeit sucht, oder vielmehr eines von Vorurtheilen getriebenen Affects, der die Dinge nach seiner Absicht willkührlich verdrehet? Hat wohl Herr Reaumur (in der Stelle T. V. P. II. Mem. 8. p. 4. u. 16. ff. worauf er zielt) behauptet, daß die Bienen ein geometrisches Problema auflösen könnten? Oder wer hat sonst gesagt, daß die Bienen Verstand, Wissenschaften, Tugenden und moralische Absichten hätten? Vielmehr ist es gerade das Gegentheil, was wir bemerkenswürdig finden: nämlich, daß sie zu ihrem und zum allgemeinen Besten blindlings eben so geschickt handeln, als ihnen die schärfste Vernunft, durch Wissenschaft der Geometrie und Baukunst, als die größte Weisheit, durch kluge Gesetze und Verordnungen, als die reinste Liebe, durch Fleiß und Dienstpflichten, hätten zu handeln anweisen können. Und hiervon ist die Frage, wie das zugehe? da gewiß Hrn. Büffons bloß mechanische Erklärung überaus seichte klingt. Soll aber eine Fliege im Kopfe des Naturforschers einen so kleinen Raum einnehmen: warum machte sich denn Hr. B. seine mikroskopischen Thierlein, die noch eine Millionmal kleiner sind, durch viele Kunst und Mühe so groß? Dachte er vielleicht, etwas darinn zu finden, das mehr nach seinem Sinne wäre, als göttliche Weisheit? oder hat er uns was anders daraus erzwungen, als bloße willkührliche und falsche Hypotheſen von der Erzeugung und Fortpflanzung der Thiere? Muß denn die Weisheit in ihren Werken erst bey Klaftern ausgemessen werden, ehe sie uns betrachtungswürdig scheinen soll? oder geben die herrlichen Verordnungen des Schöpfers im Reiche der Lebendigen nicht ja so großen Begriff von ihm, als die, welche wir in der leblosen Welt bemerken? War es nöthig, Gotte menschliche Schwachheiten, eine mühsame Achtsamkeit und große Beschäfftigung anzudichten, damit er uns nicht auch im Kleinen groß, und seine Vorsehung bis zu den geringsten Geschöpfen liebreich erscheinen mögte? Wie weise dagegen die Büffonische Erklärung der Bienenrepublik und aller Naturtriebe der Thiere nach seinen Hypothesen gerathen sey, das wird sich drunten (V. Abh. §. 12.) zeigen.

3) La Mettrie Traité de l'ame, chap. XI. §. 2. *L'inſtinct conſiſte dans des diſpoſitions corporelles purément mechaniques, qui font agir les animaux ſans nulle deliberation, indépendement de toute experience, et comme par une eſpèce de néceſſité; mais cependant* (CE QUI EST BIEN ADMIRABLE) *de la maniere qui leur convient le mieux pour la conſervation de leur être.* It. l'Homme Plante, in fine: *L'inſtinct des Bêtes donné à l'Homme naiſſant n'eut point ſuffi à toutes les infirmités qui aſſiegent ſon Berceau. Toutes leurs Ruſes ſuccomberoient ici. Donnez reciproquement à l'Enfant le ſeul inſtinct des Animaux qui en ont le plus, il ne pourra ſeulement pas lier ſon Cordon Ombilical, encore moins chercher le Teton de ſa Nourrice. Donnez aux Animaux nos prémieres incommodités, ils y periront tous.* La Mettrie läßt ſich hier doch von ſeiner groſſen Weltphiloſophie zu den verachteten Thieren herunter: er ſieht die genaue Uebereinſtimmung der Triebe und Handlungen eines jeden Thieres mit ſeiner Erhaltung: er erkennet, daß ſolches nicht von ihrer Vernunft oder Erfahrung herrühre: er kömmt darüber in groſſe Verwunderung! Sollte er ſich wohl hierauf ſelbſt mit ſeinem blinden Mechanismo, und mit ſeiner Art von Nothwendigkeit, im Herzen Genüge gethan haben?

Der Hr. v. Maupertuis, welcher ſonſt die Betrachtung der Thiere für nichtswürdig, und den Beweis aus der Uebereinſtimmung ihrer körperlichen Theile für ſchwach hält, bricht doch in ſeiner Venus Phyſique cap. ult. bei der Uebereinſtimmung ihrer Triebe mit ihrem Wohl, in geheimnißvolle Fragen aus: Ob nicht dieſer Trieb, der ſchon in den Theilchen des Samens verborgen ſey, zureiche, dieſe Theilchen zu vereinigen, und hernach zu bewegen? Und da dieſes durch eine verſtändliche Mechanik, oder auch durch den Willen ſelbſt, nicht genug zu erklären ſtehe, ob man ſichs als eine vorbeſtimmte Harmonie zwiſchen den körperlichen Theilen und dem Willen vorſtellen müſſe? Ob dieſer Trieb, als in einer Republik, allen Theilchen, oder als in einer Monarchie, nur einem einfachen Theile einwohne? und ob in dem letzteren Falle dieſer eine Theil das Weſen eines Thieres ausmache? oder auch gar

nach

nach dem Tode lebe, und in einem neuen Leibe erſcheinen könne? Es ſcheint alſo wohl, daß ihm der thieriſche Trieb bewundernswürdig, und doch ſein Geſetz der Sparſamkeit, oder kleinſten Bewegung, ſo wenig, als andere Hypotheſen, zur Auflöſung dieſer Fragen zulänglich gedünkt habe.

*) [Dieſes Werk, nämlich: Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptſächlich über ihre Kunſttriebe, iſt nachmals herausgekommen, und zum dritten Mal, nach des Verfaſſers Tode, nebſt ſeinen hinterlaſſenen angefangenen Betrachtungen über die beſondern Arten der thieriſchen Kunſttriebe, Hamb. 1773. 8. aufgelegt. Es iſt darinn nicht mit Hypotheſen der Anfang gemacht, und darnach die Erſcheinungen, mit Vorbeigehung der nicht paſſenden, ſo gut als möglich zu deuten geſucht worden; ſondern es iſt der Grund damit gelegt, daß zuförderſt wohlbewährte Erfahrungen über die verſchiedenen Arten dieſer Triebe geſammlet, und ſelbige nach zweckmäßigen Geſichtspunkten ſo geordnet worden, daß ſie allemal zu weiterm Nachdenken dienen könnten, und wohl werth wären, zuvor ſämmtlich erwogen zu werden, ehe man einen allgemeinen Ausſpruch über die Beſchaffenheit der thieriſchen Kunſttriebe wagen ſollte].

§. 5.

Die Arten der Thiere, welche auf unſerm Erdboden leben, ſind zwar noch bey weitem nicht alle ausfündig gemacht worden; jedoch rechnet ein fleißiger Naturforſcher *) von bekannten vierfüßigen Thieren hundert und funfzig Gattungen; wiewohl er alle verwandte Arten nur für eine Gattung rechnet; da ſonſt wenigſtens tauſend anzunehmen wären. Von Vögeln zählt er fünfhundert Gattungen; von Fiſchen eben ſo viel, und mit den Schalthieren (teſtaceis) über dreytauſend; von Inſecten über zwanzigtauſend Gattungen. Dieſe ſind an einzelnen Thieren, eine mehr, die andere weniger zahlreich und fruchtbar; jedoch bleibt eine jede mit andern in einem gewiſſen Verhältniſſe, und keine Art iſt noch, ſo lange die Erde ihre jetzige Einrichtung hat, durch eine

andere

andere überhand nehmende verdrängt oder vertilgt worden; sondern sie dauren alle in gebührender Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit fort *). Es wimmelt daher alles im Wasser, in der Luft, auf der Erde, unter der Erde, von Lebendigen; und es ist kein bequemes Räumchen übrig, das nicht mit seinen Arten der Thiere erfüllet wäre.

Ich will nicht wiederholen, was die große Einrichtung der Welt zu dieser Thiere Leben und Erhaltung beitrage, und wie die ganze Natur, in ihren Bewegungskräften, zu dem Ende arbeitsam und geschäftig sey. Ein jeder sieht auch wohl, daß außer den zuträglichen Elementen, von Erde, Wasser, Luft, Licht und Wärme, für so viele Millionen Münde, ein genugsamer Vorrath von täglicher Speise bereit seyn müsse, und daß, bei der Mannichfaltigkeit des Geschmacks und Lebens, entweder die Zungen und der Körper nach der Kost, oder auch diese nach jener eingerichtet seyn müsse, wenn jedem seine Nahrung wohl schmecken, und gut bekommen soll. So könnte auch nicht jede Größe und Bildung jedem gerecht seyn: sondern wir bemerken daher einen erstaunlichen Abstand vom Wallfische bis zum kleinsten Gewürme und beseelten Staube; und eine wunderwürdige Mannichfaltigkeit in der äußerlichen Gestalt und Bildung, in den Werkzeugen des Lebens, der Sinne, der Bewegung und Fortpflanzung. Alles und jedes aber stimmet bey jedem Thiere mit einer gewissen Art des Lebens überein, wozu es bestimmt ist. Gebet dem einen die Größe, Bildung und Werkzeuge des andern; es wird damit seine Art des Lebens nicht führen können, sondern umkommen, oder sich zur Quaal seyn müssen. Wenn daher auch in gewissen Werkzeugen, die sie alle nöthig haben, eine allgemeine Aehnlichkeit seyn muß, so findet sich doch selbst in dem Aehnlichen,

nach

nach jedes Thieres Art, eine unendliche Verschiedenheit. Die mehresten Thiere haben Augen, und können sehen; aber keines Auge ist vollkommen mit anderer Thiere Augen einerley, auch würde keines Thieres Augen sich für andere, noch anderer Augen sich für dieses schicken. Und so verhält es sich mit der Bekleidung des Leibes, mit Ohren, Nase, Mund, Magen und andern Gliedmaaßen **).

Diese allen menschlichen Witz und Verstand übersteigende Mannichfaltigkeit der körperlichen Beschaffenheit in den verschiedenen Arten der Thiere, und diese so genaue Uebereinstimmung, sowohl der ganzen Natur, als aller und jeder Theile der lebendigen Körper, mit jedes bestimmten Art zu leben, zeigen klärlich, daß des Schöpfers Absicht gewesen, alle Arten von Leben, Lust und Glückseligkeit, die nur auf unserm Erdboden möglich waren, einzuführen; und daß er die Schöpfung, nach dieser Regel seiner allgütigen Absicht, mit unendlicher Weisheit und Macht vollführt habe. Jedoch würde bey den unvernünftigen Thieren alle körperliche Uebereinstimmung umsonst gewesen seyn, wenn Gott ihren Seelen nicht auch angebohrne und erbliche Triebe, Fertigkeiten und Künste, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig waren, eingeprägt hätte. Und diese sind es, in welchen ich hier die Absichten Gottes, nebst seiner Weisheit und Güte, darzustellen gedenke.

*) Sieur Ray, Existence et Sageſſe de Dieu manifeſtée dans les Oeuvres de la Creation, p. 6 ſqq. Man kann wohl in diesem Stücke keine genaue Aufzählung aller Arten der Lebendigen verlangen. Theils ist unser Verzeichniß von den Unterthanen des Thierreichs noch sehr mangelhaft, theils sind auch die Kenner der Natur mit sich in der Abtheilung nicht einig, ob sie viele Arten, Gattungen, Ordnungen und Classen machen, oder viele in eins werfen sollen. Der Hr. Ar-

chiater Linnäus, hat in ſeinen Amoenitatibus Academicis Vol. II. Diſp. XIX. §. 21. eine andere Rechnung aufgeſtellt. [Neuere Entdeckungen, theils mit bloßen Augen, theils mit Vergröſſerungsgläſern, haben die Anzahl in jeder Thierklaſſe ſchon viel gröſſer gefunden, und gewiß ſind uns noch weit mehr Arten unbekannt. Man ſehe hierüber Herrn Hofrath Zimmermanns, in Braunſchweig, Geographiſche Geſchichte III. B. beſonders die Einleitung, über die Größe des Thierreichs, wo er die Anzahl der verſchiedenen Thierarten, auf dem Lande, im Waſſer, und in der Luft, mit genugſamer Wahrſcheinlichkeit über ſieben Millionen ſchätzt. Er macht dabei die gegründete Bemerkung, daß die Anzahl der verſchiedenen Mineralien ſchon weit von den Pflanzenarten, dieſe aber von den lebendigen Thieren noch mehr denn zehnfach übertroffen werde.]

*) [Es ſind alſo alle die Thiere, welche ſich für die jetzige Beſchaffenheit unſerer Erde ſchicken, nach ihrem eigenen äußern und innern Baue, nach ihrer Fortpflanzung, und nach ihren Trieben, wie auch nach dem Verhältniſſe mit andern lebendigen und lebloſen Geſchöpfen, ſo weislich eingerichtet, daß ihre Art beſtehen und fortdauren kann. Daß aber eine vormalige andere Beſchaffenheit unſers Erdbodens auch andere Thierarten erfordert habe, iſt leicht zu begreifen. Und ſo iſt nicht zu läugnen, daß vor der großen Veränderung, welche mit deſſen Oberfläche, und wer weis, mit welchen andern Verhältniſſen? vorgegangen iſt, andere Thierarten da geweſen ſind, die ſich jetzt nicht mehr finden, ſondern von welchen, und vielleicht nur von den größten, nur die Ueberbleibſel unter der jetzigen Oberfläche der Erde hie und da entdeckt werden. Ich will nicht einmal die Verſteinerungen der großen Ammonshörner u. d. gl. zum Beweiſe anführen, da man ſagen mögte, daß dergleichen Schalthiere noch irgendwo im Abgrunde des Meeres verborgen leben könnten. Aber die ſehr großen Landthiere, deren Gerippe wir finden, könnten uns bey der jetzigen Kenntniß des Erdbodens gewiß nicht verborgen bleiben. Zu ſolchen untergegangenen Thieren gehören vornehmlich die in verſchiedenen Welttheilen gefundenen ſogenannten Mammontsknochen (in Sibirien Mammontovacakoſt genannt) von einem den Elephanten ähnlichen und gleichfalls mit Hauern verſehenen, aber größern, und an Backenzähnen, wie auch übriger Beſchaffenheit der Kinnladen u. ſ. f. ganz verſchiedenen Thiere. (S. Philoſ. Trans. Vol. LVII. p. 464. 468. tab. 21. und Doct. Will.

Will. Hunters genaue Vergleichung derſelben mit den Elephantenſchädeln Vol. LVIII. p. 34. imgl. *Buffon* Hiſt. nat. Suppl. T. V. p. 510.) Außer dieſen aber ſind auch noch verſchiedene andere unbekannte Thiergerippe entdeckt, deren Gebiß zeigt, daß es reißende Thiere geweſen, die nicht allein gröſſer, ſondern auch anders gebauet als die jezt lebenden waren. Herr Joh. Fried. Eſper hat eine ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere in den Grüften der obergebürgiſchen Lande des Marggrafthums Bayreuth, Nürnb. 1774. Fol. herausgegeben. Eben dergleichen befinden ſich auch in Hölen anderer Länder. Der berühmte Zergliederer Pet. Camper, auf deſſen genaue Kenntniß und Vergleichung man ſich verlaſſen kann, beſaß nicht allein ſolche Stücke und Kinnladen von 3 oder 4 verſchiedenen Thieren, ſondern auch einen ganzen Schedel, und fand das Verhältniß davon zu dem Schedel des gröſten Seebären, welcher Thiergattung er übrigens ähnlich iſt, wie 3 zu 2. Was die Stufenfolge alles Möglichen betrifft, ſo iſt ſelbige ja nicht bloß in dem uns Gegenwärtigen, ſondern in allen Zeiten und Orten des Ganzen zu ſuchen. Herr Eſper macht auch bei dieſen Thierknochen folgende gegründete Bemerkung (p. 90.): „Mir ſcheint es ein Beweis der gröſten Weisheit und genaueſten Vorſehung zu ſeyn, daß Thiere zu gewiſſen Abſichten für gewiſſe Zeiten erſchaffen ſind, deren Geſchlecht alsdann, wenn dieſe Abſichten erreicht ſind, wieder von der Schaubühne abtritt. Denn, wenn die beſtmöglichſte Bevölkerung der Erde, eine der wichtigſten Abſichten Gottes, zur Wirklichkeit kömmt, ſo müſſen ſich der Leopard, der Löwe, der Tiger verlieren. Sie haben ihre Abſicht erreicht: ſie haben der allzugroßen Vermehrung der gewächsfreſſenden Thiere gewehret: ſie haben hiedurch die Erhaltung des Reichs der Pflanzen, in Abweſenheit der Menſchen, bewirkt.“]

**) [Das Zweckmäßige, oder die Abſicht in der Einrichtung der organiſchen Weſen, erhellet beſonders daraus, daß wir allenthalben in der Zuſammenfügung ihrer verſchiedenen Theile Abweichungen von der Einförmigkeit bemerken, die gerade ſo beſchaffen ſind, daß eben in dieſem Falle und auf dieſe Weiſe ein Nutzen daraus erfolgt. So bilden Werkzeuge, die nicht allein von allen andern Theilen in demſelben Körper verſchieden, ſondern auch bey verſchiedenen Thieren anders eingerichtet ſind, ein Auge, welches eben dem Elemente und der Lebensart des Thieres angemeſſen iſt. Gemeine Anziehungs-

kräfte aller Dinge konnten dies nicht wirken: auch die umgebenden Dinge, darauf ſich das Werkzeug beziehet, konnten es nicht hervorbringen, und das Bedürfniß des Thieres ſchafft doch die Mittel nicht ihm abzuhelfen. Es muſte alſo eine die geſamten Naturkräfte überſehende und einrichtende Kraft ſeyn, welche in ihrer Wirkung auf jenes Bedürfniß abzielte. So zeigen auch Muskelfaſern, Gefäſſe u. ſ. w. ihre ſehr verſchiedene Richtung, Befeſtigung und Beſchaffenheit, nachdem ſie dieſem oder jenem Bedürfniſſe dienen — Daß dieſe Einrichtung weiſe und zum Beſten der Lebendigen beſtimmt ſey, erſehen wir noch ferner daraus, weil ſie nicht bloß dasjenige enthält ohne welches das Thier nicht beſtehen könnte, ſondern vor andern möglichen offenbar vorzüglich iſt und ſich auch auf Wohlſeyn und Bequemlichkeit erſtreckt. Denn, daß z. B. der Menſch ſich mit viel wenigerm behelffen, und doch nicht nur fortleben, ſondern auch ſeine Geſchäfte verrichten könnte, zeigen diejenigen, welche an verſchiedenen Theilen Mangel oder Gebrechlichkeit haben — Zu ſagen, daß nur Gefäſſe ſich bilden, erweitern, verengern, ausbreiten oder vereinigen dürften, um den organiſchen Bau von Pflanzen oder Thieren **natürlich** hervor zubringen, giebt keinen Aufſchluß, woher ſie ſich eben an dieſem Orte, auf dieſe Weiſe ſo oder ſo ſchicken muſten. — Hiezu kommt noch, daß alles in der Bildung dem Nutzen ſo **genau angemeſſen**; nichts unnützer Weiſe, oder nur mit Verſchwendung angebracht iſt. So fehlen manchen Thieren dieſe oder jene Gliedmaaſſen, oder Sinnenwerkzeuge, dergleichen ſie nämlich bey ihrer Lebensart nicht gebrauchen, oder deren ſie wohl **entbehren** konnten, und nicht bloß ſolche, deren Daſeyn durch andere vernichtet würde. — „Gleichwohl ſagt man, werden doch zuweilen unnütze Gliedmaaſſen, oder wenigſtens überflüßige Theile entdeckt: der Bildung von Misgeburten, die nicht leben können, zu geſchweigen.“ — Ich übergehe, daß wir manches fälſchlich für unnütz halten können, weil wir den eigentlichen Zweck der Eintheilung nicht einſehen, oder nicht denſelben Nutzen davon finden, den wir, nach andern uns bekannten Fällen, vermutheten, wie es ſich ja ſchon bey manchen Theilen durch ſpätere Unterſuchung gezeigt hat, und, daß ſelbſt derer Fälle, wo uns etwas unnütz ſcheint, ſo wenige vorkommen, da hingegen Ordnung und Zweckmäßigkeit überall hervor leuchtet. — Wir wollen nur von ſolchen Beiſpielen reden, wo das Ueberflüßige offenbar zu ſeyn ſcheinet. Dergleich

gleichen ſind die verſteckten Gelenkknochen in den ungelenken Floſſen der Wallfiſch-Arten und einiger Robben, die einen Arm mit Hand und Fingern darſtellen. (Man ſehe z. B. von dem Braunfiſche, Delphinus phocæna, *I. D. Maior*, Eph. N. C. Dec. I. ann. 3. Obſ. 20. p. 34. und vom Seebären, phoca urſina, Stellers Beſchreibung von Meerthieren p. 114 ſq.) Nun erwäge man aber, daß der Bau der Thiere nicht an einzelnen Arten, wie vom Töpfer mit der Hand, bewerkſtelligt werden, ſondern durch eine vielumfaſſende Kraft, aus den Anziehungsgeſetzen der Grundtheilchen zu Stande gebracht werden muſte: (S. unten vom Bildungstriebe: VIII. §. Anm. 2b) ferner, daß die erwähnten Geſchöpfe, ob ſie gleich im Waſſer leben, ihrer innern Einrichtung nach nicht den Fiſchen, ſondern den Säugethieren verwandt ſind. Der Bildungstrieb alſo, wenn er für jede Gattung dieſer Klaſſe zureichend ſeyn ſollte, muſte zu der vollſtändigſten Bildung von Gliedmaaßen geſchickt ſeyn. Dies ward nun ſehr bequem erhalten, indem die Knochen, welche ſonſt zu Vordergliedmaaßen dienen, hier in die Bruſtfloſſen verſteckt wurden, wo ſie zwar überflüßig, aber keinesweges nachtheilig ſind. Dadurch wurden dann dieſe, von den andern ihrer Klaſſe ſo ſehr abweichende Thiere, ohne eigentliche Arme zu haben, doch zu den Bedürfniſſen ihres Lebens, und zu der bewundernswürdigen Fortpflanzung ihres Geſchlechts, vollkommen geſchickt gemacht. Wenn wir alſo tiefer nachforſchen, ſo müſſen wir vielmehr auch in dieſer Einrichtung dieſelbe Weisheit und Sparſamkeit erkennen, welche, ohne überflüßigen Aufwand von Kräften, mit den einfachſten Mitteln ſo verſchiedene Zwecke zu erhalten gewuſt hat, ſo daß die ähnlichen, oder am ähnlichen Orte gelegenen Theile, mit der nach verſchiedener Lebensart erfordeten Abänderung, ſehr mannigfaltigen Nutzen leiſten, wie dann die Vordergliedmaaßen, mit ähnlichem Baue, zum Greiffen, Klettern, Gehen, Fliegen, Schwimmen dienen. — Auf gleiche Weiſe könnten auch andre Fälle (wie IV. §. 12. Anm. 20.) gerechtfertigt werden. Ja, auch die Misgeburten zeigen noch eben die allgemeine zum Zweck zielende Bildungskraft, wenn gleich der Erfolg durch Nebenumſtände geſtöret ward — Daß demnach überall zuſammenſtimmende Wirkungen aus den Bewegungsgeſetzen ſo unzählbarer, und verſchiedener, unwiſſender Theile erfolgen müſſen, deutet klärlich auf eine abſichtliche Anordnung, und auf die Weisheit deſſen, der ſie entworfen hat].

§. 6.

Die Menſchen handeln zwar, ihrer Meynung nach, allemal, aber in der That nicht allemal, zu ihrem eigenen Beſten; oder ſie erwählen auch zu ihrem Zwecke untüchtige Mittel. Sie haben unter vielen ächten Künſten und Wiſſenſchaften, die zu ihrer Nothdurft, Vollkommenheit und Bequemlichkeit gereichen, auch manche eitle, unnütze, oder wohl gar falſche und ſchädliche Kunſt und Wiſſenſchaft erfunden; und ein gut Theil befleißigt ſich gar nicht etwas zu lernen, oder ſie werden höchſtens in der erwählten Kunſt nur Brudler und Pfuſcher. Bey den Thieren hingegen geſchieht, nach ihren Trieben, keine Handlung umſonſt, ungeſchickt, oder verkehrt; und ſie haben keine einzige eitle oder falſche Kunſt, ſondern es iſt alles zu ihrem und ihres Geſchlechts Wohl und Nothdurft unentbehrlich, alles in ſeiner Art vollkommen. Die Fertigkeiten oder Künſte bey ihnen ſind ſo mancherley, als tauſendfältig ihre Arten ſind; dennoch iſt kein einzig Thier aller Arten in ſeinem Geſchäffte unwiſſend und unvollkommen; alle und jede ſind geborne Künſtler und Meiſter.

Damit man den mannichfaltigen Nutzen der thieriſchen Triebe einigermaaßen überſehen könne: ſo will ich nur einige Gattungen davon erzählen. Ein jedes Thier kennt ſein Element, und begiebt ſich von ſelbſt dahin, wenn es auch in einem fremden ans Licht gekommen wäre. Ein jedes weis ſich alſofort nach ſeines Elements und Körpers Beſchaffenheit regelmäßig und fertig zu bewegen: und dieſe Bewegung iſt von tauſendfältiger Art. Sie wiſſen überhaupt alle die Werkzeuge ihrer Gliedmaaſſen dazu, wozu ſie nütze ſeyn können, fertig zu gebrauchen. Sie kennen ſogleich ohne Irrthum ihr dienliches Futter, und wiſſen es von dem ſchädlichen zu unterſcheiden; ja, man bemerkt, daß auch manche,

bey

bey einer Krankheit oder Verletzung, ein wirksames Genesmittel zu erwählen geschickt sind. Steht ihnen ihr Futter nicht sogleich vor dem Maule; so haben sie dagegen auch eine Geschicklichkeit, sich ihrer Kräfte und Werkzeuge zur Bemächtigung der Speise zu bedienen, oder ihrer Beute durch Geschwindigkeit nachzueilen, oder ihren Feind durch tausenderley List und Kunstwerke zu berücken. Braucht die Speise einer Bereitung; so wissen sie nach jedes Art vollkommen damit umzugehen. Ist sie zum Vorrathe zu sammlen; so bereiten sie sich Vorrathskammern, schleppen und tragen die Speise auf vielerley Weise, alle aber zu rechter Zeit, auf den Winter zusammen, bewahren sie vor Verderben, und genießen sie haushälterisch. Andere ziehen ihrem Futter in fremde und weit entlegene Gegenden nach; und wissen den Weg dahin ohne Landcharte und Compaß zu finden. Andere, die des Winters keiner Speise bedürfen, begraben sich zum halbjährigen Schlafe in die Erde, oder senken sich zu eben dem Ende unter Wasser.

Haben sie einer besondern Wohnung nöthig; so dürfen sie die Baukunst nicht erst lernen: ein jedes gräbt, bohrt, zimmert, spinnt, flicht, klebt sich, auf seine Weise, eine dienliche Wohnung, nach einem beständigen, in die Seele geprägten, künstlichen Risse. Andere wissen sich einen verborgenen Ort zum Schlupfwinkel auszusuchen, welcher eben die Dienste thut. Bedürfen sie einer Decke; so bringen sie schon eine Weber- und Schneiderkunst mit sich, und verändern und verneuern ihre Kleidung, mit dem Wachsthume, nach ihrer Größe. Wird ihnen die Haut oder Schale zu enge; so besitzen sie auch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich aus dem alten Kleide, ob es gleich aus einem Stücke gemacht ist, und an alle Theile des Leibes fest anschließt, heraus zu winden oder zu ziehen. Wenn

etwa nicht allein eine Entkleidung, ſondern eine gänzliche Verwandelung der Geſtalt, mit ihnen vorgehen ſoll; ſo entziehen ſie ſich vorher der Luft und den Feinden, graben oder ſpinnen ſich, auf mancherley Art, künſtlich und vorſichtig ein, oder hängen und binden ſich wenigſtens in einem verborgenen und ſichern Orte feſt an. Sie wiſſen aber auch ihr Grab oder ihren Kerker behende zu eröffnen, ohne ihre zarten und neuen Glieder zu verletzen.

Haben ſie etwa ihre Feinde in der Welt; ſo kennen ſie auch ſchon ihre natürlichen Waffen, und wollen ſich wohl eher, als ſie dieſelbe bekommen haben, damit wehren; oder ſie entwiſchen auch dem Feinde durch Geſchwindigkeit und Liſt; ſo, daß dadurch eine Art Thiere der andern allemal die Wage hält, und nichts, als der Ueberfluß, verloren geht. Können ſie einzeln nicht füglich leben; ſiehe, ſo halten ſie ſich zu einander; ſie verſtehen ſich unter einander durch eine Art von Sprache; ſie folgen einem Könige und Heerführer, oder einer Königinn und deren Willen; ſie bauen und niſteln gemeinſchaftlich, nach einerley Anlage; ſie ſammlen zum allgemeinen Beſten, ſie pflegen und füttern ihre Jungen durch einander; ſie wehren ſich mit vereinten Kräften, ſie reinigen ihr Neſt, ſie tragen ihre Todten aus; ein jedes Mitglied der Republik richtet ſich aufs genauſte nach weiſen und unwandelbaren Geſetzen und Ordnungen.

Wenn die Zeit der Begattung kömmt, ſo kennt ein jedes ſeine Art und ſeines Gatten Stimme: ſie wiſſen alle die gehörige Stellung zur Paarung anzunehmen, und des Gattens Zeugungs- und Geburtsglied zu treffen. Iſt es nöthig, ein Neſt für die künftigen Jungen zu bereiten; ſo bauen ſie es bey Zeiten, künſtlich, ſicher, bequem und räumlich genug: ſie brüten einzeln oder auch wechſelsweiſe:

ſie

ſie wärmen, ſie vertheidigen ihre Jungen; ſie ſäugen, füttern und entwöhnen dieſelben. Sonſt, wo die Jungen ſogleich für ſich zu rechte kommen können, ſo legen ſie nur die Eier dahin, wo die Jungen von ſelbſt durch die Wärme aufkommen, und ihr Futter alsdenn vor ſich finden; ſie legen dieſelben einzeln und zerſtreut, oder in einem Haufen beyſammen, nachdem die Jungen geſellig oder nicht geſellig ſind; und wenn die Jungen an dem Orte ihres Aufenthalts nicht füglich fortkommen können, ſo thun ſie wohl weite Reiſen zu Waſſer oder zu Lande, ihren Samen auszuſtreuen, oder ihre Brut abzulegen*).

*) [In den allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere hat der Verfaſſer §. 61. und 85. alle Kunſt-Triebe nach ihrem Nutzen und ihren verſchiedenen Eigenſchaften, in gewiſſe ſchickliche Klaſſen geordnet].

§. 7.

Daß alle dieſe Handlungen zu jedes Thieres und ſeines Geſchlechts Erhaltung nothwendig ſind, braucht keines Beweiſes. Wenn ſich aber jemand noch mehr davon überzeugen will, ſo darf er nur den Thieren ihre Arbeit ſtören, oder etwas daran ändern; ſo wird er ſehen, daß ſie entweder umkommen, oder ungeſtalt und gleichſam zu Krüppeln werden, oder ihr Geſchlecht nicht fortpflanzen können [5]). Wer auch verſuchen wollte, eine beſſere Veranſtaltung für jedes Thier zu erfinden, und alle ſeine Naturkunde, Wiſſenſchaft und Witz zu Hülfe riefe, der wird geſtehen müſſen, daß er ſich vergeblich bemühet habe; oder, wenn er ſich eine ſolche Erfindung träumen ließe, würde er nur ſeine Unwiſſenheit und ſeinen Unverſtand verrathen.

Wenn es nun auch nur Handlungen wären, die der bloße Bau ihres Körpers und ihrer Gliedmaaßen nothwendig mit ſich brächte; wie ſich etwa ein Carteſius,

ein Materialiſt, oder ein Leibnitziſcher Harmoniſt die Sache vorſtellen mögte: ſo würde man ſich doch ſolche Maſchinen, mit ihren künſtlichen Verrichtungen, unmöglich ohne einen Werkmeiſter gedenken können, der die innere Natur der Dinge völlig gekannt, und ihre Verknüpfung in der Welt voraus geſehen; der das Verhältniß derſelben gegen einander, und ihre Uebereinſtimmung und Vollkommenheit genau ermeſſen; der die vorgeſtellte verſchiedene Vollkommenheit der Dinge zur Wirklichkeit bringen wollen, und tauſend Erfindungen gehabt, dieſelbe durch mancherley innere verborgene Triebfedern zu bewirken. Eine bloße Maſchine, die bald ruhet, bald geht, kriecht, fliegt, hüpfet, ſchwimmt, und zwar nicht ins Wilde, ſondern an jedem Orte in der Welt, und zu jeder Zeit, nach dem Striche, und der Geſchwindigkeit und Abwechſelung, wie es nöthig war, ihren Untergang zu vermeiden, oder etwas Gutes zu erlangen; die bald ißt und trinkt, was, und wie viel ſie zu ihrem Unterhalte verdauen kann; die bald ſpinnt, webet, gräbt, bauet, ſammlet, wann und wie es ihre Erhaltung nach den Regeln der Kunſt erfordert; die ſich bald paaret, zeuget, gebiert, brütet, füttert, und alſo wieder andere Maſchinen ihres gleichen hervorbringt und nachläßt: eine ſolche Maſchine, ſage ich, wenn ſie möglich wäre, könnte in ſich ſelbſt den Grund ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit nicht haben, ſondern müßte von einem unendlich weiſen Werkmeiſter, der ſich die ganze Welt in ihrer Verknüpfung aufs deutlichſte vorgeſtellt hat, mit Abſicht hervorgebracht ſeyn.

Allein, die Sache verhält ſich bey den Thieren nicht ſo, daß ſie bloße Maſchinen wären. Eine Maſchine kann nicht anders, als um der Lebendigen willen, und ein organiſcher Körper nicht anders, als um einer Seele *willen*, ſeyn. Auch hält alsdenn, wenn die Thiere eine

Seele

Seele haben, der bloße Körper nicht zureichenden mechaniſchen Grund in ſich, daß ihre Handlungen ſo auf einander folgen, wenn nicht eine Vorſtellung der Seele vorhergegangen und dazwiſchen gekommen iſt, welche die Handlungen beſtimmet. Denn in ihrem Körper ſind tauſendfältig verſchiedene Bewegungen, in tauſendfältig verſchiedener Ordnung auf einander, gleich möglich, und eine folgt nicht nothwendig aus der andern, oder auf die andere. Daß alſo die Bewegung, zu dieſer Zeit, an dieſem Orte, und zwar zum Nutzen, auf eine geſchickte Weiſe und mit Fertigkeit erfolgt; das iſt eine Wirkung ihrer Seele, welche nach Vorſtellungen handelt.

*) Ich will nur ein Paar Exempel zur Probe anführen, welche ich von unſerm vortrefflichen Herrn Röſel entlehne, deſſen Beobachtungen nicht weniger, als ſeine Zeichnung und Malerey, die Natur getreulich und ſchön ausdrücken. Nachdem derſelbe (in ſeiner Nachtvögel II. Claſſe n. I. §. 6). der ſchwarzhaarichten Bärenraupe [Phalaena bomb. Caja] äuſſeres rauhes Geſpinnſte, worinn ſie alle ihre Haare flicht, und ihr inneres weiches und ſanftes Krankenbette beſchrieben, ſo fügt er hinzu: Die Haupt-Urſache, warum dergleichen Raupen ſich ein ſo ſanftes Lager bereiten, iſt diejenige, weil die Puppe zu Anfange der Verwandlung ſehr weich und zärtlich iſt. Denn ich habe beobachtet, daß, wenn dergleichen Puppen, zu dieſer Zeit, auf harten und unebenen Boden, oder auch nur im Sande liegen, ſich gleich davon Schrunden und Narben in die weiche Haut drücken, welche auch mit der Haut verhärten, worauf aber allemal entweder ein ungeſtalter, oder gar kein lebendiger Papilion zum Vorſchein kömmt. Man kann ſich einen artigen Zeitvertreib ſchaffen, wenn man dieſen Raupen zuſieht, indem ſie an ihrem Geſpinnſte arbeiten. Wann das äuſſerſte groſſe Geſpinnſte völlig fertig iſt, und man reiſt daſſelbe an einem Orte ein wenig auf, ſo iſt gleich die Raupe da, und flickt das Loch wieder zu, läſt ſich auch die Mühe nicht dauren, ſolches ſo oft zu thun, als man ſie durch neues Aufreiſſen dazu zwingt.

zwingt. Denn ſie will ſowohl wider Kälte und Regen, als auch wider die Schlupfweſpen, ſicher verwahrt ſeyn. Doch wenn es gar zu oft kömmt, ſo entgehen ihr endlich die Kräfte darüber, und wird dieſelbe an ihrer Verwandelung aufgehalten, oder dazu völlig untüchtig gemacht. Eben derſelbe bemerkt auch an mehrern Orten, daß diejenigen Raupen, welche bey ihrer Verwandelung in die Erde graben, und dabey zärtlich ſind, ihr ausgehöhltes Gewölbe mit einem Geſpinnſte oder Kleiſter tapezieren, damit es beſſere Haltung habe, und ihnen der etwa hereinfallende Sand keine Beſchwerniß verurſache. Der Wurm, woraus der Hirſchkäfer [Lucanus Cervus] wird, gräbt ſich gleichfalls in die Erde, und beſchließt ſich in einen eirunden, harten Ballen. Da iſt aber zu bewundern, daß diejenigen Ballen, worinn die Männlein liegen, eine viel längere Höhle haben, als die, welche ſich die Weiblein bauen; und dieſes deswegen, weil der männliche Schrödter ſeine Hörner, die zuvor auf der Bruſt lagen, ausſtrecken muß, ehe er aus ſeiner Höhle bricht. (Roeſel Erdkäfer I. Claſſe n. IV. §. 6.) Würde ſich der männliche Wurm nicht eine längere Höhle graben, als der weibliche; ſo würde er, nach Abwerfung der Haut, ſeine Hörner nicht ausſtrecken können, zum Krüppel werden, und nicht einmal aus der Erde wieder hervorkommen. So iſt den Würmern bey ihrer Verwandelung auch die Lage in ihrem Bette nicht einerley. Der Haſelſtauden-Holzwurm [Cerambyx cylindrius] frißt ſich ſonſt mit dem Kopfe unterwärts ins Mark des Holzes; aber wenn er ſich verwandeln ſoll, ſo kehrt er ſich um, den Kopf oberwärts; ſonſt könnte er nicht heraus kriechen. Man ſpalte das Aeſtchen und lege den Wurm nur verkehrt, ſo iſt er verloren. (Röſel Erdkäfer II. Claſſe n. II. §. 6.) Auch die, welche ein eiförmiges Geſpinnſte machen, als die Seidenwürmer, ſorgen vorher dafür, daß das Ende des Eies, wo der Kopf des Papilions durchdringen ſoll, lockerer ſey, daß es ſich von ſelbſt aus einander geben kann. Schneidet man das Ei in die Länge auf, und legt die Puppe darinn verkehrt, nähet alsdenn das Loch wieder zu: ſo wird der Papilion nicht heraus kommen können. (Röſels Supplement Tab. VII, VIII. §. 16. p. 53. Siehe auch Tab. XLIX. §. 5. p. 286).

§. 8.

§. 8.

Wenn man nun bey den Thieren eine Wirkung des Körpers auf die Seele, durch ſinnliche Empfindungen, annimmt, ſo laſſen ſich doch ihre Triebe daraus allein nicht zureichend erklären. Ich will zugeben, daß ſie durch eine ſinnliche Empfindung, wie wir Menſchen, zur Handlung erweckt werden, ich will ſogar einräumen, daß durch ſolchen körperlichen Eindruck, in gewiſſen Fällen, auch ihre Einbildungskraft und ihr Gedächtniß rege gemacht wird: ſo kann doch dieſer reizende Eindruck in nichts anderm, als in Luſt oder Schmerzen, beſtehen. Dieſes aber kann weiter nichts in der Seele nach ſich ziehen, als daß ſie das Gute und Angenehme zu erhalten, und das Böſe und Widrige von ſich zu entfernen ſucht: es kann aber der Seele die Art zu handeln, und deren Fertigkeit oder Kunſt, nicht einprägen, noch ſolche Handlungen hervorbringen, die in der vorigen Erfahrung keinen Grund haben.

Was das erſte betrifft, ſo können wir uns zum Beweiſe einen Seidenwurm vorſtellen, der ſich vor ſeiner Verwandelung in ein künſtlich Ei ſpinnt. Nun mögte man ſagen, daß die zur Seide reifgewordene Materie dem Wurme eine unangenehme Empfindung verurſachet, und daß er, als davon überladen, ſelbiger los zu werden trachtet. Aber, warum zieht oder ſpinnt ſie kein ſolcher Wurm in einer Unordnung heraus, daß ſie ſich anhänge, wie es fällt? warum heftet er ſie nicht irgend ſo an, daß er ſelbſt außer dem Gewebe bliebe? warum macht er ein regelmäßig Ei daraus, darinn er ſelbſt beſchloſſen iſt, und zwar ſo, daß das Gewebe äußerlich lockerer und gröber, inwendig ordentlicher, dichter und feiner wird? Ein gewiſſer Naturkundiger [6]) ſucht das Einſpinnen der Raupen überhaupt aus einer ſchmerzlichen Empfindung zu erklären. Wenn ſich näm-

lich

lich ihr klebriger Saft gehäuft hätte, und ſie von deſſen Menge gedrückt würden, ſo müßten ſie ſich vor Schmerzen krümmen und winden: auf ſolche Weiſe zögen ſie den Faden immer weiter heraus, und um ſich herum, und führen damit fort, entweder weil der Paroxysmus fortdaure, oder aufs neue anſetze, oder weil ſie dabey eine Erleichterung merkten; bis ſie ſich ganz eingeſponnen hätten. Ich tadele es nicht, daß man durch eine Hypotheſe verſucht, wie weit ſich die thieriſchen Triebe aus der Empfindung erklären laſſen: allein, ich glaube, daß alle dieſe Erfindungen vergeblich, und zum Theile lächerlich ſeyn werden. Gegenwärtige ſtimmt erſtlich mit der Handlung des Thierchens ſelbſt gar nicht überein, als welches ſich nicht vor ungeduldigen Schmerzen krümmt und windet, ſondern langſam, und, ſo zu reden, bedächtlich und vorſichtig herumkriecht, einen bequemen Ort ausſucht, und als nach Abſicht und Kunſtriſſe arbeitet. Wie könnte auch die wilde Bewegung, welche von Schmerzen entſteht, eine ordentliche Eifigur, und bey allen eine gleich regelmäßige hervorbringen? Und was bekommen denn die Würmer für eine künſtliche Colik, die ihre Haare, oder zernagte Blätter, oder zerkieftes Holz, geſammletes Stroh, Stoppeln, Gras, Sand, ja kleine Schneckenhäuſer, ordentlich in ihr Gewebe mit hinein und um ſich herum flechten? Was die Spinne, welche ein hängendes Netz um Stralen aus einem Mittelpunkte, in die Runde webt? Was für eine bloße Empfindung kann die Vögel treiben, ein holes Neſt aus Sträuchen und Haaren an einen Baum zu heften oder zu hängen, oder aus Leimen, Koth und Stoppeln an eine Wand zu kleben? Welcher ſinnliche Reiz bringt es mit ſich, daß die Bienen nicht allein den Honig der Blumen zu ihrer Nahrung einſaugen, ſondern auch die Blumenſtäubchen zum Wachſe mitnehmen, und von einem Fuße zum andern an ihre hintern Schenkel ſchieben, davon

in dem Stocke reguläre, längliche Sechsecke bilden, und den Honig zum Vorrathe da hinein ſchütten *)? Tauſend andere dergleichen zu geſchweigen. Es muß gewiß eine Idee oder ein Denkbild, als ein Muſter und eine Vorſchrift von jedes Werke und Handlung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen ſelbſt da ſeyn. Ueberdem aber muß das wirkſame Bemühen der Seelen nach dieſem Urbilde zu handeln gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an ſich haben. Wir Menſchen bringen keine wirkliche Ideen, und keine oder ſehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, ſondern erwerben ſie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müſſen gleich anfangs in dem Zuſtande gebildet ſeyn, in welchen unſere Seele erſt durch Erfahrung und lange Uebung geſetzt wird **).

*) Hrn. Chriſtlob Mylius Gedanken über den natürlichen Trieb der Inſekten, in dem Hamburgiſchen Magazin I. Band VI. Stück p. 183 ſqq.

*) Der alte Mathematicus Pappus hatte ſchon die ſparſame Bauart der Bienen bewundert, da ſie die ſechseckige Figur zu ihren Zellen wählen. Aber zu der Zeit wußte man die Frage von dem Größten und Kleinſten noch nicht durch die Analyſin infinitesimalem genau aufzulöſen. Der Herr Réaumür Mém. des Inſectes T. V. P. II. p. 4 macht eine geometriſche Aufgabe daraus: Une quantité de matiere de cire étant donnée, en former des cellules égales et ſemblables, d'une capacité determinée, mais la plus grande qu'il eſt poſſible par rapport à la quantité de matiere qui eſt employée, et des cellules tellement diſpoſées qu'elles occupent dans la Ruche le moins d'eſpace qu'il eſt poſſible. Er zeigt ſelbſt die Schicklichkeit der gewählten ſechseckigten Figur, zur Erſparung des Raums und der Materie, ſo weit ſich ſolches ohne viele Geometrie thun läßt. Da aber dieſe ſechseckigten Zellen einen Pyramidal-Boden haben, der aus drey Rhombis beſteht; ſo gab er dem Hrn. König, als einem in der höheren Meßkunſt ſehr geübten Mathematico, das Problema auf: Entre toutes

les

les cellules exagones à fond pyramidal (poſſibles) compoſé de trois rhombes ſemblables et égaux, determiner celle qui peut-être conſtruite avec le moins de matiere. (Siehe daſelbſt p. 16.) Und dieſer beſtimmte den groſſen Winkel des Rhombi, der die wenigſte Materie erfordere, auf 109 Grad 26 Minuten, (Hiſt. de l'Acad. des Sciences 1739. p. 40 ſqq.) der engliſche Mathematicus Maclaurin aber auf 109 Grad, 28 Minuten, 16 Secunden. (Philoſophical Transact. Num. 471. p. 565-571.) Und ſiehe die Erfahrung, welche Maraldi von dem groſſen Winkel des Rhombi der Wachszellen genommen hat, zeigte ungefähr 110 Grad, (Mem. de l'Acad. 1712. p. 405.) Ich ſage ungefähr: denn in einer ſo kleinen Figur läßt ſich der Winkel faſt nicht genauer meſſen. Es erhellet ſo viel daraus, daß der Bau der Bienenzellen, in der Wirklichkeit, die geſchickteſte Auflöſung des geometriſchen Problematis darſtellet: wie mit der gröſten Erſparung des Raumes und der Materie die meiſten und bequemſten Zellen ſowohl für die Brut, als für den Honig und den Wachsvorrath der Bienen, anzulegen wären? Eine Auflöſung und Kunſt, die nicht aus der Theorie dieſer Fliege, noch aus ihrem Mechaniſmo flieſt; ſondern ihren Seelen durch eine angeborne Fertigkeit von dem eingeprägt worden, der durch ſeinen unendlichen Verſtand Figur, Maaß und Zahl der Dinge, wie im Gröſten, ſo im Kleinſten, aufs genauſte und weislichſte zu beſtimmen gewußt hat.

**) [Herr Profeſſor Klügel zeigt mit geſchickter Berechnung (Hannöv. Magaz. 1772. 23. St. p. 354 u. f.), „daß, wenn man den groſſen Winkel des Rhombus am Dache der Bienenzellen 109 Grad 28 Min. und den kleinen 70 Grad 32 Min. ſetzt, welches mit der Ausmeſſung ſo viel möglich übereintrifft; alsdenn die Rhomben gegen einander und gegen die Seitenflächen der Zellen, ſo wie dieſe unter ſich, allenthalben einen Neigungswinkel von 120 Graden machen, und daß daraus die gröſte mögliche Erſparung des Wachſes, bey dem Baue eines pyramidaliſchen Daches der Zellen, erfolge.“ — Dieſes zugeſpitzte Zwiſchendach aber befördert die Feſtigkeit vortrefflich, und kann auch eben deswegen dünner gemacht werden, als wenn es flach ſeyn ſollte. Er meint nun, daß ein gewiſſes Gefühl der Bienen, die Wachsflächen mit einer Neigung von 120 Graden an einander zu fügen, beinahe zureiche, den Bau der Zellen zu erklären, indem ſie denſelben

bey

bey der Spitze des Zwischenbodens anfangen. Aber: an den beyden Seiten der Scheiben schließen sie doch die Zellen mit einer ebenen Fläche, oder ganz geringen Wölbung, und folglich beynahe rechtem Winkel. Sie machen auch nach Erfordern allerley andern Bau, der nicht nach einem solchen Winkel verfertigt wird, als welcher nur an den ordentlich zusammengefügten Zellen befindlich ist: sie bauen ganz anders gestaltete Zellen für die künftigen Weibchen, u. s. w. — Ein anderer Gelehrter hatte das ganze Geheimniß des Zellenbaues in den sechseckigt zusammengestellten Augen der Bienen suchen wollen. Aber sie fangen ja eben bey dem Zwischenboden an, wo sie nur lauter Rhomben vor sich haben: und woher das Maaß der verschiedenen Seiten? Ja, sollten sie auch wohl eine ganze Fläche, oder den Durchschnitt einer Zelle übersehen können? Sie haben auch bey der Arbeit nicht diesen sechseckigten Durchschnitt, sondern die Seitenwand der Zellen vor sich, und müssen ihre mikroskopischen Augen gewiß so nahe daran bringen, daß sie nur einen kleinen Theil davon übersehen können. Und dann, woher die erwähnten Abänderungen von der sechseckigten Figur? Was erklärt den so mannichfaltigen Bau der verschiedenen Bienen- und Wespen-Arten? (Siehe Réaumur Mém. T. VI. P. I.) — So werden wir allemal finden, daß man bey den einfachen mechanischen oder sinnlichen Erklärungen der Kunsttriebe der Thiere nur auf gut Glück hingerathen habe, ohne sich zuvor um die eigentlichen Umstände zu erkundigen, und daß, ohne angenommene vom Schöpfer bestimmte Einrichtung ihrer Vorstellungskraft, davon wir uns freilich keinen eigentlichen Begriff machen können, keine Hypothese zutreffe. — Herr von Hagaras sagt, bey Erwägung der innern dunkeln Vorstellungen: Nonne instinctus animalium, nunquam satis admirandi, etiam tales obscuras perceptiones probant? (Diss. de vi substantiali p. 40.) S. auch Garve zu Fergusons Moralphilosophie, p. 313.]

§. 9.

Ich sage aber zweitens, daß die bloße sinnliche Empfindung, auch nebst der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse, darum unzureichend sey, die thierischen Triebe zu erklären, weil das, was sie zu verrichten und zu er-

langen ſuchen, in der jetzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelſt dieſer ſinnlichen Kräfte, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, und in Zuſammenhaltung des vergangenen, ſeinen zukünftigen ähnlichen Zuſtand ſehen, und zu deſſen wirklicher Hervorbringung ſinnlich gereizt werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker ſieht, und ſonſt gekoſtet hat, in Erwartuug gleicher Süßigkeit, nach deſſen Geſchmacke ſich ſehnt. Aber bey den Trieben verhält es ſich nicht alſo. Sie bemühen ſich, eine noch nie verſuchte oder ſonſt geſehene Handlung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon ſie weder gegenwärtige, noch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten. So iſt demnach weder die vorhabende Handlung ſelbſt und deren Kunſt und Fertigkeit, noch das Gute, welches dadurch erhalten werden ſoll, in der Empfindung des Gegenwärtigen, oder in der ſinnlichen Vorſtellung vergangener Erfahrung, gegründet: mithin entſtehen die Triebe der Thiere nicht bloß und allein von dem Eindrucke des Körpers in die Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Ei gekrochen iſt, ſo iſt ihr Bemühen ſchon da, ein Gewebe zu machen, dergleichen ſie nimmer verſucht, geſehen oder gelernt hat; und ohne daß ſie eine Erfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken in der Welt ſind, daß ſie ihr zur Nahrung dienen, und auf ſolche Weiſe können gefangen werden. Und ſo verhält es ſich mit vielen andern Trieben: mit der Sammlung der Speiſe auf den Winter, und deren ſicherer Verwahrung in bereiteten Vorrathskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel in entfernte Länder; mit dem weiten Zuge der Seefiſche nach entlegenen Küſten und Strömen, wenn ſie laichen wollen; mit dem Begraben und Erſäufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem Bauen der Neſter zur Legung der Eier und Ausbrütung der Jungen. Es iſt alles ein willkührli-

ches Bemühen ihrer Seele nach einer zukünftigen Handlung, deren Vorstellung so wenig, als die fertige Ausübung, von ihrer jetzigen oder vorigen Empfindung den Ursprung nimmt, geschweige, daß sie das Gute, welches daraus entstehen wird, aus der Erfahrung wissen sollten.

Eben daraus erhellet denn auch, daß die Thiere das, was sie thun, nicht aus Beispielen, Nachahmung oder Unterrichte anderer gelernt, nicht durch Versuche und Uebung allmählig zur Vollkommenheit gebracht haben. Denn, welches Muster ihres Werkes hat die junge Spinne zu ihrem Gewebe, welches der Seidenwurm zu seinem Eie jemals vor sich gehabt? Dennoch machen sie alles von selbst eben also, wie ihre Voráltern. Ein Vogel wird zwar in seinem Neste jung und groß, aber er hat doch der Verfertigung desselben nicht beigewohnt, und bekümmert sich auch um dessen Bau und Anlage nicht, sondern nur um sein Futter und um Wärme von den Eltern; bald, wenn er fliegen und sich selber rathen kann, geht er davon, und wird wohl gar von den Eltern aus dem Neste gestoßen. Dennoch weis er hernach, wenn er sich auch paaret, ein ganz ähnliches Nest eben so gut anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung oft gesehen und die Nachahmung lange versucht hätte. Welche Unterweisung, welche Schule, welche Lehrart hätte den Thieren das einflößen können, daß sie gleich Meisterstücke machen, und nicht erst brudeln, oder durch öftere Versuche vollkommener werden? Der Seidenwurm und viele andere Thiere machen ihr Kunststück nur ein einzig Mal im ganzen Leben und haben gewiß nie dergleichen gesehen: dennoch ist es gleich ohne einiges Vorbild so vollkommen, als möglich. Die aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die Spinnen, machen ihr Gewerke deswegen zuerst nichts schlechter und langsamer, noch mit der Zeit hurtiger und besser.

§. 10.

So iſt denn in den Körpern der Thiere, oder in deſſen ſinnlichem Eindrucke in ihre Seele, oder in deren ſinnlichen Vorſtellung, Einbildungskraft und Gedächtniſſe, mit einem Worte, in ihrer äußern Erfahrung, kein zureichender Grund der thieriſchen Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie ſind ihnen nicht von außen eingeprägt, und auf eine ſinnliche Art zur Vollkommenheit gebracht worden; es muß eine innere natürliche Beſchaffenheit oder Fähigkeit der Seele ſeyn, in welcher dieſe Fertigkeiten liegen. Allein, auch da werden wir den erſten und zureichenden Grund ſolcher klugen und fertigen Handlungen nicht finden. Vernunft, Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbſterfindung, und was ſonſt zu menſchlichen Künſten etwas beygetragen haben mag, kann man den Thieren nicht beilegen, noch daraus ihre Künſte herleiten.

Hätten die Thiere das, was ihnen nützlich iſt, durch eigene natürliche Fähigkeit der Seelen erdacht; ſo müßten ſie einen weit vollkommenern Verſtand haben, als wir Menſchen. Denn das ganze menſchliche Geſchlecht hat mit vereinten Kräften, ſo viele tauſend Jahre herdurch, an der Erfindung ihrer Künſte arbeiten müſſen, ehe ſie allmählig zu dem jetzigen Grade der Vollkommenheit gebracht ſind; und wir können noch nicht ſagen, daß wir das, was uns nützlich iſt, ſo vollkommen machen, als doch jedes Thier das Seinige, in ſeiner Art, alſobald nach der Geburt verrichtet. Welcher Menſch würde ſich aber das unternehmen können, alles, was er braucht und wünſcht, ohne Unterweiſung und Vorbild, aus eigener Fähigkeit zu erſinnen, und ſogleich zur Vollkommenheit zu bringen, wie doch die Thiere thun? Was müßte denn den Thieren nicht für ein unvergleichlich ſchärferer Verſtand, als den Menſchen, beiwohnen,

wenn

wenn ſie ihre Künſte aus eigener Einſicht hervorgebracht hätten! Das iſt aber ungereimt zu ſagen, und läuft wider alle Erfahrung, die wir von den Thieren haben.

Den Menſchen, und ich glaube allen Lebendigen, die eine eingeſchränkte Vernunft beſitzen, iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß ſie, ohne alle Erfahrung von einzelnen wirklichen Dingen, etwas erfinden. Denn dieſes ſetzt einen Verſtand voraus, der die erſte Quelle aller Möglichkeit und vor aller Wirklichkeit iſt. Wenn wir auch alle menſchliche Erfindungen unterſuchen: ſo werden wir ſehen, daß ſie auf etwas ſchon bekanntes gegründet ſind; wie ſich hergegen aus Nichts Nichts gedenken oder erfinden läßt. Demnach hilft uns die Vernunft, vor aller Erfahrung, zur Erfindung nichts, ſondern wir erfinden das Unbekannte aus dem Bekannten, das iſt, aus dem, was wir zuerſt durch die Sinne, als wirklich und möglich, angenommen haben. Da nun kurz vorher erwieſen iſt, daß ſich die Triebe und Fertigkeiten der Thiere auf keine vorige Erfahrung gründen; ſo iſt nicht möglich, daß ſie aus ihrer eigenen Erfindung, oder aus einer Vernunftskraft und Witz, entſtehen ſollten.

Was zudem in der Erfindung eines jeglichen Grund hat, das würde auch, wie in menſchlichen Erfindungen, nach eines jeden Fähigkeit und Umſtänden verſchieden ſeyn. Allein, die Vögel bauen ihre Neſter, jedes nach ſeiner Art, wie zu Adams Zeiten; und der eine Bienenſtock in Europa hat keine andere Regierungsart oder andere Geſetze, als die andern in Aſien. So nehmen auch die Künſte bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die Zimmer-und Baukunſt der Biber iſt nicht mit den Jahrhunderten der Welt geſtiegen, oder vor Zeiten roher geweſen. Alle Fertigkeiten aller und jeder Thiere ſind gleich anfangs mit dem erſten Weltalter, und ſo

lange als Menſchen denken können, ſo vollkommen geweſen, als möglich und nöthig war. Die neuern Thiere haben keinen Vorzug vor den alten; wie hergegen auch keine Nachläßigkeit, oder unwiſſende Barbarey, oder falſcher Geſchmack, unter ihnen einreißt. Sie ſind alle und jede, durch ihre Natur, zu dem, was ſie nöthig haben, geſchickt, und ſodann auch in gewiſſe unveränderliche Gränzen der Vollkommenheit eingeſchloſſen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren ihre Erfindungen angegeben hätten; ſo würden ſie nicht bey einerley Künſten bleiben, ſondern in ihren allgemeinen Begriffen und Grundſätzen die Möglichkeit anderer Künſte eben ſowohl, als der ihrigen, einſehen. Und wenn ſie gleich keine Nothdurft triebe, darauf zu denken, ſo würde doch die gehoffte mehrere Bequemlichkeit und Luſt einen genugſamen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber dieſes alles findet ſich bey keinem Thiere: es erſinnet, verſucht, und übt nichts neues und mehreres, als ihr Trieb mit ſich bringt.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, mit welchem ſie zu ihrem und ihres Geſchlechts Beſten ſo klug und künſtlich handeln, ihren Seelen hauptſächlich zukommen, und doch weder durch ſinnliche Erfahrung, Beyſpiele, Unterricht und Uebung erworben, noch durch Ueberlegung, Vernunft und Witz erfunden ſind; ſo folgt nothwendig, daß ſie eine weſentliche, eingepflanzte, angeborne Eigenſchaft ihrer Seelen ſind, nach welcher ſie ſogleich, als ſie das Leben haben, ohne einiges Nachdenken und Mühe, blindlings, und mit ſehr undeutlicher Vorſtellung, gleichſam als im Schlafe, und ſpielend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menſchen haben ſehr wenige, ja faſt gar keine dergleichen angeborne Fertigkeiten, es mögte denn etwa

das

das Saugen der Kinder dahin gerechnet werden: allein, wir wissen doch aus unsern erworbenen Fertigkeiten, daß sie nicht ohne alle Vorstellung und Entschließung der Seele geschehen, aber daß dieselbe, je grösser jede Fertigkeit ist, desto weniger Klarheit und Deutlichkeit brauchen, und dennoch, nach solchem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Bemühen, leicht, hurtig und richtig ausgeübt werden. Selbst das, was wir langsam mit vieler Achtsamkeit, Ueberlegung und deutlicher Vorstellung aller Theile der Handlung gelernt haben, als das Lesen, Singen, Spielen auf dem Claviere u. s. w. verwandelt sich mit zunehmender Fertigkeit in Handlungen, die als von selbst, ohne Mühe und Nachdenken, aus einem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Vorsatze fließen. Dieser erworbene Zustand der Vollkommenheit unserer Seelen, da ihnen nun nützliche Fertigkeiten und Künste beiwohnen, ist derjenige, worinn die thierischen Seelen zugleich mit ihrem ersten Seyn und Leben geschaffen sind. Und der war ihnen zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung schlechterdings nothwendig. Denn, wenn sie ihre nützlichen Künste erst durch allerley Erfahrungen, Versuche, Unterweisung und Uebung lernen, oder selbst durch Nachdenken und Witz erfinden sollten; so würden sie tausendmal eher umkommen, ehe sie sich in den Zustand setzten. Mancher ihr Leben ist auch so kurz, daß es nicht viel Erfahrungen gewähren kann: zu geschweigen, daß ihre niedrigen Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz ungeschickt wären, jemals in ihrem ganzen Leben, solche Künste und Fertigkeiten zu erdenken oder zu lernen.

§. 11.

Man mag demnach die thierischen Triebe, Fertigkeiten und Künste, nach den Regeln der Körper oder

der Seelen betrachten; ſo iſt in beiden Fällen offenbar, daß ſie einen alles überſehenden Verſtand zur erſten Urſache haben müſſen. Denn, wären die Thiere bloße oder auch harmoniſche Maſchinen (nach des Cartes, der Materialiſten und Leibnitzens Hypotheſe); ſo würden dieſelben keinen Grund ihres Seyns und ihrer Beſchaffenheit in ſich ſelbſt haben, ſondern von einem Werkmeiſter um eines andern willen, oder zu einem gewiſſen Zwecke gemacht ſeyn, und zwar von einem ſolchen Werkmeiſter, der in der deutlichſten Einſicht der Verknüpfung aller Dinge vorausgeſehen, welche Handlungen jede Maſchine, in jeder Zeit und an jedem Orte in der Welt, zu ihrer eigenen Erhaltung des Lebens derſelben, zu verrichten hätte. Sieht man aber die Thiere an als lebendige Seelen, die mit einem organiſchen Körper durch einen wirkſamen Einfluß verbunden ſind; ſo iſt offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und Künſte, weder aus der Erfahrung, noch ohne Erfahrung aus der eigenen Erfindung entſtehen können, daß ſie von einem Verſtande herrühren, der zu der Erfindung keiner Erfahrung braucht, ſondern die erſte Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrheit, Wiſſenſchaft, Künſte und Vollkommenheiten iſt; der für jedes Thieres Natur und Lebensart die dienlichſten Künſte auserſehen, und ein Mittel gewußt hat, den einfältigſten Seelen eine von ihnen ſelbſt nicht erdachte, erlernte oder geübte Kunſt und Klugheit, ſo leicht, ſo vollkommen, und mit Fertigkeit beizubringen, und erblich einzuverleihen.

Es iſt zugleich offenbar, daß dieſer unendliche Verſtand mit Abſicht, Weisheit, Güte und Vorſehung für jedes Thieres Erhaltung, Wohl und Glückſeligkeit, verbunden ſey; damit auch den möglichen Lebendigen unvollkommener Arten der Mangel höherer Seelenkräfte an ihrem Seyn und Wohlſeyn nicht hinderlich wäre.

Denn

Denn die Thiere unterſcheiden ſich vom Menſchen weſentlich darinn, daß ſie keine Vernunft, und die daraus entſpringenden Vortheile, ſondern nur Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß einigermaaßen mit uns gemein haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung und an Sprache fehlt; ſo können ſie ſelbſt aus ihrer ganz undeutlichen und anſchauenden Vorſtellung ſinnlicher Dinge keine allgemeinen Begriffe und Wahrheiten, oder Künſte, Wiſſenſchaften und Pflichten erfinden, noch dieſelben andern durch Unterricht beybringen. Wenn ihnen alſo nichts weiter, als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre; ſo würden ſie, von der Geburt an, in vollem Mangel aller Erfahrung, Unterweiſung und eigenen Nachdenkens, tauſendmal umkommen müſſen. Denn ſie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaaßen und Werkzeuge, nebſt des ganzen Leibes Bewegung nicht wiſſen, ihr Element nicht kennen, ihre Nahrung nicht unterſcheiden, noch zu ſuchen, zu erhalten, zu bereiten oder zu ſammlen, im Stande ſeyn; ſie würden ihre Kleidung nicht weben oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen, ihre Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhalten können; ſie würden entweder die Zeugungshandlung ſelbſt zu verrichten ungeſchickt ſeyn, oder doch der Brut keine bequeme Stelle oder Neſt ausfündig machen, noch dieſelbe zu ſäugen, zu füttern und zu erziehen fähig oder willig ſeyn. Allein, dieſem Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorſehung des Schöpfers aufs weiſeſte abgeholfen, da er, ſo zu reden, ſelbſt für ſie, nach ſeiner vollkommenſten Vernunft, gedacht, geſorget, und erfunden, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und ſolche unverbeſſerliche Künſte allen Thieren, ohne ihr eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine erbliche Fertigkeit eingepflanzt hat; daß ſie nunmehr nach blinden Kräften dennoch ſo klüglich verfahren, als es ihnen keine eingeſchränkte Vernunftskraft hätte angeben können.

Es muß alſo einer entweder die Natur der Thiere gar nicht kennen, oder gar nicht mit Nachdenken erwägen, wenigſtens ſeinen Affect ſtatt des Verſtandes bey ſich herrſchen laſſen, wenn er in den Künſten und Fertigkeiten der unvernünftigen Thiere nicht einen höhern Verſtand, eine Abſicht und Weisheit wahrnähme, die alles Vermögen der Thiere, ja allen Witz und alle Wiſſenſchaft der Menſchen, weit übertreffen, und die dem unendlich weiſen und gütigen Urheber der Natur allein zuzuſchreiben ſind.

§. 12.

Aber vielleicht weis Herr von **Büffon**, welcher keine Theologie aus der Naturgeſchichte gepredigt haben will, eine kürzere und beſſere Erklärung der thieriſchen Naturtriebe. Denn er verhöhnet die Bewunderer der göttlichen Weisheit und Güte in ſolchen Dingen, die man vielmehr durch Vernunftſchlüſſe ergründen ſollte †). Es iſt billig, daß wir hören, wie er uns dazu anweiſet.

Er will nämlich alle Triebe und Handlungen der Thiere, beinahe auf carteſiſche Art, maſchinenmäßig erklären; ſo, daß alles, auch ohne Seele, aus bloßer Erſchütterung der ſinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes ſeinen Urſprung nehme, und daß auf ſolche Wirkung eine Gegenwirkung des Gehirnes und der Nerven, das iſt, eine Bewegung des Thieres erfolge, welche der Natur des Thieres und dem äußerlichen Eindrucke gemäß ſey. Er nimmt daher den Thieren, mit der Seele, nicht allein Verſtand und Willen, Ueberlegung und Vernunftſchlüſſe, Witz und Erfindung, ſondern auch Begriffe, Einbildungskraft und Gedächtniß; als ob er alles aus einfachen Bewegungsregeln körperlicher Theile verſtändlich machen wollte. Dennoch verläßt er dieſen mechaniſmum bald, und geht zugleich darinn vom

Car-

Carteſius ab, daß er die bloße Erſchütterung der ſinnlichen Werkzeuge und des Gehirnes, auch ohne Seele, für eine wirkliche, theils äußere, theils innere Empfindung ausgiebt: und daher den Thieren ein Bewußtſeyn des gegenwärtigen Zuſtandes, und Träume, Erfahrung und Nachahmung, Luſt und Schmerz, Neigung und Abneigung zueignet. Denn er meint, daß auch bey Menſchen die Seele mit Träumen und dergleichen thieriſchen Begebenheiten nichts zu ſchaffen habe.

Dieſe Grundlage wird vielleicht, manchem ſehr willkührlich, und dazu übel zuſammenhängend ſcheinen; und wir hätten reiche Gelegenheit, Anmerkungen darüber zu machen. Allein, wir wollen uns dabey nicht aufhalten, weil ein jeder voraus ſehen kann, daß eine Erklärung der Triebe, welche auf dieſen Grund gebauet wird, weder recht mechaniſch, noch recht ſeelenmäßig ſeyn kann; ſondern auf beiden Seiten hinken muß. Um ſo mehr wird man nur verlangen zu wiſſen, wie Hr. Büffon die gar beſondern Verrichtungen der Bienen, ohne an ihren Schöpfer zu gedenken, ohne Seele, ohne Begriffe, ohne Einbildungskraft und Gedächtniß, hieraus verſtändlich machen wolle. Er iſt aber gar bald damit fertig. Ihre Geſellſchaft, ſpricht er, iſt bloß eine phyſiſche und nothwendige Vereinigung, da zehntauſend junge Bienen auf einmal und an einem Orte zur Welt gebracht werden, die ſich genöthigt ſehen, bloß um ihr Leben fortzuſetzen, ſich auf irgend eine Art zu ordnen. Da ſie nun alle mit gleichen Kräften gegen einander wirken; ſo müſſen ſie, wenn ſie ſich auch anfangs geſchadet hätten, dennoch, je länger ſie dieſes thun, endlich einander den möglichſt mindeſten Schaden thun, das iſt, einander helfen. Wenn nämlich eine jede Biene den möglichſt größten Raum in einem gegebenen Raume einzunehmen ſucht; ſo iſt nothwendig,

weil

weil ihr Körper walzenförmig iſt, daß ihre Zellen, vermöge der Hinderung und Gegenhinderung, ſechseckigt werden; ſo wie das walzenförmige Korn, wenn es ein Gefäß anfüllet, und mit Waſſer begoſſen wird, nach allen Seiten ſchwellet, und durch das Preſſen und Gegenpreſſen eine ſechseckigte Figur annimmt. Wenn man alſo dieſe Thierlein als Automaten anſieht, die den niedrigſten Grad der Empfindung haben, d. i. ihr Daſeyn fühlen, nach ihrer Erhaltung ſtreben, ſchädliche Sachen zu meiden, und zuträgliche zu erhalten ſuchen; ſo wird ihr Werk nicht nur regelmäßig, proportionirt, ähnlich und gleich ſeyn, ſondern es wird auch ein Anſehen der Symmetrie, Feſtigkeit und Bequemlichkeit in einem ſehr hohen Grade haben, weil jegliches dieſer zehn tauſend Thiere, da ſie es gemeinſchaftlich hervorbrachten, den Trieb fühlte, ſich auf die bequemſte Art einzurichten, und weil es zugleich genöthigt ward, auf die für die andern mindeſt unbequeme Art zu wirken und ſich zu ſtellen. Man verſammle, und zwar an einen Ort, eine Menge Thiere von einerley Gattung, ſo wird nothwendig eine gewiſſe Anordnung, ſo werden gemeinſchaftliche Gewohnheiten daraus erwachſen. Demnach auch die Bienen, da ſie alle zugleich aus der Mutter gekommen, beyſammen gewohnt, und faſt alle zu gleicher Zeit verwandelt ſind, müſſen nothwendig insgeſammt einerley thun, müſſen gemeinſchaftliche Gewohnheiten an ſich nehmen, ſich mit ihrer Wohnung beſchäfftigen, dahin wiederkommen, wenn ſie abweſend geweſen ſind ꝛc. Und ſo iſt ihre Baukunſt, ihre Geometrie, ihre Ordnung, ihre Vorſicht, ihre Liebe zum Vaterlande, mit einem Worte, ihre Republik, bloß auf die Bewunderung des Beobachters gegründet.

Wie künſtlich ſucht Hr. B. hier von einem aufs andere zu gleiten! Er weis bald aus dem Schaden das

Nicht-

Nicht-schaden, aus dem Nicht-schaden das Helfen herauszubringen. Er weis sogleich aus dem gemeinschaftlichen Orte der Thierlein eine Ordnung, aus dem einerley Thun ein gemeinschaftliches Thun, und aus dem gemeinschaftlichen Thun eine regelmäßige Proportion, Symmetrie und Bequemlichkeit zu machen. Er weis von walzenförmigen Thierlein ein walzenförmiges Werk, und von dem walzenförmigen Werke, durch Hinderung und Gegenhinderug, Sechsecke zu erzwingen. Bey ihm ist ein Bestreben, sich zu erhalten, und eine Kunst, solches auf die bequemste Art zu thun, einerley; also braucht es bey seinen Thierlein nichts weiter, als solch Bestreben nach ihrer Erhaltung, so beschäfftigen sie sich ganz regelmäßig mit ihrer Wohnung, sie kommen wieder dahin, wo sie ausgeflogen sind, und ein beygefügtes etcetera begreift mit kurzem alles übrige in sich.

Wenn man aber nicht wüßte, daß Hr B. die Naturgeschichte verstünde, und sie andern vorzutragen unternommen hätte; sollte man wohl, nach seiner Vorstellung, glauben, daß er jemals einen Bienenstock gesehen, ihre Arbeit und Haushaltung beobachtet, oder eine Beobachtung davon bei andern gelesen hätte? Welche unerhörte Dinge stecken in seiner Beschreibung! Es ist erstlich falsch, daß zehn tausend Bienen auf einmal zur Welt gebracht, und fast zu gleicher Zeit verwandelt werden. Sowohl das Eierlegen der Bienenmutter, als das Ausschliefen und Verwandeln der Brut, geschieht nicht auf einmal, sondern nach und nach das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch. Daher sind in einem Stocke zugleich Eier, Würmer, Püppchen und verwandelte Bienen von verschiedenem Alter.

Es ist zweitens falsch, daß sich diese zehn tausend Thierlein an einem Ort genöthigt sehen, sich zur Fortsetzung ihres Lebens auf irgend eine Art zu ordnen. Denn

Sie

ſie bleiben ja nicht an dem Orte, wo ſie zur Welt gekommen ſind, ſo daß ſie da gezwungen würden, in einem ſo engen Raume dicht bei einander zu bauen. Sie ſchwärmen ja bekanntermaaßen, und fliegen in die weite Welt; haben alſo, des Ortes halber, keinen Zwang bey einander zu bleiben, und gemeinſchaftlich ihre Zellen hart bey einander in der Ordnung anzulegen. Die gemeinen Bienen, das iſt, die Werkbienen, brauchten weder zur Fortſetzung ihres Lebens, noch zur Pflegung der Wolluſt, einer Bienenmutter zu folgen, oder auch bey einander an einem Orte zu bleiben. Sie könnten jede für ſich, einzeln, oder mit wenigen zugleich, in einem geraumigen Winkel nach Gefallen wohnen, bauen, ſammlen, und ihr Leben erhalten. Woher kömmt es alſo, daß ſie der Bienenmutter ſo einmüthig folgen, ihren Eiern Neſter bauen, ihre Jungen verpflegen, und wenn ſie keine Bienenmutter, oder keine Brut von ihr ſehen, gar nicht bauen, nicht ſammlen, nicht Ordnung halten, ſondern vielmehr ihr eigen Leben, wenigſtens auf den Winter, verwahrloſen?

Es iſt drittens falſch, daß jede Biene im Stocke den möglichſt größten Raum einzunehmen ſuche, und ſich zu dem Endzwecke eine Zelle, als eine geräumige Wohnung, baue. Vielmehr halten ſich die Bienen, wenn ſie zu Hauſe ſind, und keine beſondre Urſache haben, etwas zu verrichten, oben im Stocke in einem Klumpen auf, und ſuchen daher den allerkleinſten Raum, der möglich iſt, einzunehmen. Sie wohnen aber nicht in den Zellen, und bauen dieſelben alſo auch nicht für ſich zu einer geräumigen Behauſung; das iſt ein ſtarker Irrthum, ſich ſolche Vorſtellung zu machen. Die Wachszellen werden zu nichts, als theils zu Vorrathskammern des Honigs, theils zu Behältniſſen, des ſogenannten Bienenbrodtes, theils und hauptſächlich zu

Neſtern

Neſtern der Eier und jungen Brut angelegt, und alles ſo enge als möglich eingeſchränkt; die alten Bienen ſelbſt halten ſich haufenweiſe in den Zwiſchenräumen bey einander auf.

Es iſt viertens falſch, daß eine jede Biene eine eigene Zelle allein aufbaue, und daß daher alle mit gleichen Kräften in ihrem Baue gegen einander wirken, folglich ſich durch ihre Hinderung und Gegenhinderung einſchränken. Die Werkbienen haben keinen gewiſſen angewieſenen oder angemaaßten Platz, in welchem eine jede ihren Bau allein aufführet; ſondern ſie arbeiten durch einander, als an einem Gebäude, an deſſen Vorrathe und an deſſen junger Brut ſie alle gleichen Theil nehmen. Wenn alſo eine Biene auf einer Stelle etwas Wachs angeklebt, und nun davon geht, um mehreren Vorrath zu holen; ſo kömmt gleich eine andere mit etwas Wachſe, und führt eben dieſelbe Wand etwas höher auf, und ſo die dritte, vierte und fünfte. Eben ſo verhält es ſich mit der Eintragung des Honigs und Bienenbrodtes: viele ſchütten ihren geſammleten Vorrath nach einander in eine Zelle, um ſie voll zu machen; ſo wie auch die geſammleten Güter hernach in dem Gebrauche gemein ſind, und keine eine eigenthümliche Speiſekammer beſitzt. Die Verpflegung der jungen Würmer mit dienlicher Speiſe geſchieht auf gleiche Art durch vereinte Bemühung. Es iſt demnach nimmer ein Status Hobbeſianus unter den Bienen, nimmer eine Zeit, da die Bienen mit gleichen Kräften gegen einander wirkten, und da jede die Gränzen ihres Gebiethes zum Nachtheile der Nachbarn zu erweitern ſuchte, bis endlich aus ſolchem allgemeinen Zanke, oder bello omnium adverſus omnes, ein pactum ſociale und Vertrag über die Gränzen entſtünde; oder bis ihre ausdehnende Leibeskräfte mit den benachbarten in ein Gleichgewicht kämen. Sie hindern

und

und widerſtreben ſich nimmer, ſondern fördern von Anfange ihr gemeinſchaftliches Werk einmüthig.

Es ſind fünftens noch viele andere falſche Vorſtellungen in dieſer Erklärung des Hrn. Büffons verwickelt, die ich zuſammen faſſen will. Denn, wer kann ſich von der vorgegebenen Hinderung und Gegenhinderung der Bienen in ihrem Baue einen andern Begriff machen, als daß man ſich dieſelben auf einer ſchon gegebenen Fläche bauend vorſtellet, und daß ſie auf derſelben in ſolcher Ordnung, und ſo nahe bey einander ſtehen, als die Zellen einer Honigſcheibe weiſen. Wo iſt aber die gegebene Fläche, oder der Grund und Boden, in einem friſchen Bienenkorbe, darinn ein junger Schwarm Bienen hinein geſchüttelt worden? Und wer ſtellete ſie auf ſolcher Werkſtatt, wie die Bäume in Reihen, in Quincuncem? Wer zwünge ſie, ihren Bau ſo nahe bey den andern anzulegen, wenn ſie den möglichſt größten Raum mit ihrem Gebäude einnehmen wollten? Es iſt vielmehr gewiß, daß ein junger Bienenſchwarm in einem ledigen Stocke keinen Grund vor ſich findet, worauf ſie zugleich bey einander bauen könnten; ſondern ſie fangen mit vereinter Hülfe an, oben ein Hängewerk einer künftigen Scheibe anzukleben; ſie bauen die Zellen, oder wenigſtens den Grund dazu, nicht auf einmal, nicht jede für ſich, ſondern ſie gehen damit, nach und nach, von oben in den ledigen Raum herunter. Und wie könnte denn da eine Hinderung oder Gegenhinderung Statt haben, daß ſie nicht die Gränzen jeder Zelle in den ledigen Raum ſo weit hineinrückten, als ſie wollten? Was für ein Zwang von außen könnte die Figur der Zellen beſtimmen und einſchränken? Hr. B. muß ſich eine gar verkehrte Vorſtellung von dem Bienenbaue gemacht haben. Dieſes iſt aber nicht genug: Hr. B. ſtellet ſeine walzenförmigen Thierlein auf einer Fläche zugleich dahin, und

giebt

giebt einem jeden ein Bemühen, daß es den größten walzenförmigen Raum in seiner Zelle haben will ††). Siehe, dann wird aus der walzenförmigen Zelle, durch die Gegenhinderung der benachbarten eine sechseckigte! Was sollen wir dabey gedenken? Schwellen denn seine Bienen in den Zellen auf, wie sein gequollenes Korn? oder streben sie mit ihren Füßen und Rücken aus voller Macht von sich, gegen die Wände, damit sie dem Wachse eine völlige Ründung geben, und mit gleichen Kräften gegen ihrer Nachbarn Wände andrücken? Das gäbe ein sehr artiges Schauspiel, wenn etliche tausend Bienen zugleich, jede in ihrer aufgeworfenen Verschanzung sitzend, mit allen Leibeskräften, Rücken gegen Rücken, Füße gegen Füße, strebten, um ihre Zellen rund zu machen. Wie aber? wenn denn diese oder jene Biene nicht mehr Vorrath von Wachse bey sich hat, sondern erst neuen holen und sammlen muß: so wird ja denn der Nachbar inzwischen in sein Gehäge hineingerückt seyn; dann muß das Gegenstreben aufs neue wieder angehen, und da hat das arme Thier, welches zu spät kömmt, desto mehr Mühe, seines Nachbarn Wand wieder hinaus zu treiben. Wie kömmt es ferner, daß auch die Zellen, welche schon höher aufgeführt sind, als die benachbarten, dennoch schon sechseckigt, und nicht walzenförmig, sind?

Unglücklicher Versuch einer mechanischen Erklärung, welche schon in dem ersten kleinen Umstande der Bienenrepublik so viele unrichtige Hypotheſen, statt wahrer Beobachtungen, unterschiebt, vielweniger aber zureicht, hundert andere Handlungen maschinenmäßig zu machen. Ein junger Bienenschwarm, der einer fruchtbaren Bienenmutter gefolgt ist, und etliche hundert männliche unter sich hat, beschäfftiget sich in einem leeren Bienenkorbe, gemeinschaftlich und einmüthig, zuerst alle Ritzen und Zugänge ihres Korbes, mit einer klebrichten har-

zichten Materie (Propolis genannt) zu verſtopfen, und den Anfang einer Wachsſcheibe, welche ſenkrecht herunter geführt werden ſoll, oben anzukleben. Eine jede Scheibe beſteht aus zwoen Schichten ſechseckigter Zellen, die in horizontaler Lage auf einander paſſen, ſo daß jede Zelle der einen Schicht, gemeiniglich mit ihrer Spitze, die aus drey rautenförmigen oder vielmehr rhomboidalen Blättern beſteht, auf drey andere Zellen der gegenſeitigen Schicht ſtößt, oder vielmehr zugleich einen Theil von deren Spitzen ausmacht. Dieſe Spitzen der zuſammenſtoßenden Zellen werden, als ihre Grundlage, zuerſt angelegt; und eine jede Biene, die einen kleinen Vorrath Wachs in ihrem Leibe hat, iſt beſchäfftigt, ſolchen herauszugeben, anzukleben, und mit den Zähnen ſo lange zu plätten, bis es die dienliche Figur, welche mit dreyen rautenförmigen Blättern in eine hole Spitze zuſammenläuft, erhält. Wenn dieſe oder jene Biene, aus Mangel eines weitern Wachsvorrathes, davon fliegen muß, um neuen zu holen: ſo ſind gleich andere da, welche das angefangene Werk fortſetzen, wo es die abgehenden Bienen haben liegen laſſen. Auf dieſen holen Grund, nämlich auf die ſechs freien Seiten der drey zuſammen laufenden Rauten, werden denn die ſechs Wände der Zellen in horizontaler Lage, nach und nach, bald von dieſer, bald von jener Biene angeklebt. Die erſten Zellen dienen der Bienenmutter, daß ſie in jeder Spitze ein Ei hineinſchieben, und feſt leimen kann. Wenn daher die Zellen gleich noch nicht ganz ausgebauet, aber ſchon mit Eiern belegt ſind, ſo laſſen die Werkbienen lieber alles liegen, und eilen nur der Bienenmutter voraus, neue Grundlagen von Zellen zu arbeiten, wo ſie ihre Eier abſetzen kann. Inzwiſchen verwahren ſie doch die dünnen Ränder der unausgeführten Zellen, fürs Knicken und Einbrechen, ſo lange, mit einem dickern Geſimſe von Wachſe, bis ihnen die Bienenmutter Muße läßt,

läßt, den übrigen Bau vollends auszuführen, und die halbfertigen Zellen zu poliren. Die Anlage dieser Zellen ist von dreierley Art. Die mehresten bestehen aus kleinern länglichen Sechsecken, worinn die Eier der Werkbienen, bis auf zehn tausend und drüber, nach und nach gelegt werden. Andere wenigere, auf etliche hundert, werden besonders für die Eier der männlichen Bienen gebauet, und die sind auch zwar länglich sechseckigt, aber um ein Drittheil größer. Noch andere, aber nur etwa zehn bis zwanzig, sind die größten, in länglich holer Birnenfigur, welche gemeiniglich an die Zellen der männlichen Eier geheftet werden, und dienen sollen, die Eier der künftigen Bienenmütter zu fassen. Man weis aber, daß die Werkbienen die kleinsten, die männlichen größer, die Mutterbienen die größten sind, und daß die legende Bienenmutter ihre verschiedenen Eier, nach der Größe der Jungen, in die verschiedenen Zellen vertheilet. Die übrigen Zellen sind, wie die mehresten, sechseckigt, und werden zur Verwahrung des Honigs und Bienenbrodtes gebraucht, auch eine Scheibe neben der andern, mit einem Zwischenraume zum Durchgange, parallel senkrecht gebauet. Gleichwie aber diese letztern Zellen, wenn sie voller Vorrath sind, alsobald mit einem Deckel von Wachse geschlossen werden: so bleiben hingegen jene Zellen, worinn Eier sind, nicht allein offen, sondern es wird auch den ausgekrochenen Würmchen von den Werkbienen so viel Nahrung, als sie brauchen, hineingeschüttet; jedoch besteht diese nicht aus dem starken Honige, dergleichen die Alten essen, sondern, so zu reden, aus Milchspeise, das ist, aus einem dünnern Safte, welchen man Speichelhonig nennet. Wenn denn der Wurm zu seiner Verwandlung reif geworden ist, und sich einspinnen will; dann kommen die Werkbienen alsobald, und verwahren ihn in seiner Zelle fürs Betreten mit einem erhabenen Deckel von

Wachſe. Hat denn endlich die verwandelte Biene den Deckel durchgebrochen; ſo ſind die Werkbienen wieder da, und tragen die Wachsbrocken weg, reinigen die Zelle, und ſchütten nunmehro, um keinen Platz ledig zu laſſen, Honig wieder in die Zelle hinein.

Dieſes iſt die wahre Beſchaffenheit des Wachsbaues der Bienen, nach den fleißigſten und genaueſten Beobachtungen der geſchickten Naturforſcher, Swammerdamm und Réaumürs; daraus man ſieht, daß Herrn Büffons Vorſtellung von dieſer Sache in allen Stücken falſch ſey, und der Erfahrung widerſtreite; daß er folglich dieſen Theil der Naturgeſchichte willkührlich nach ſeiner Hypotheſe erdichtet und verſtellt habe, indem dieſe ſich mit keinem Umſtande der wahren Erfahrung reimen läßt. Wie vielweniger würde er bey den übrigen Handlungen der Bienen und anderer Thiere mit ſeinem bloßen Mechaniſmo auslangen, wenn wir gleich ihm zu gefallen die Empfindung, Erfahrung und Nachahmung mit dazu rechnen wollten! Es iſt offenbar falſch, daß die Naturtriebe bey den Thieren auf die Weiſe entſtehen, weil die Kunſt und Fertigkeit ihren Seelen, ohne und vor aller Erfahrung und Exempeln, beywohnet, wie ich bereits gezeigt habe, und wie aus dem Folgenden noch mit mehrerem zu erſehen iſt. Hr. B. ſucht überhaupt damit abzukommen, daß er aus der Empfindung nicht allein ein Verlangen zum Guten, ſondern auch einen Trieb, ſich auf die bequemſte Art einzurichten, ableitet. Allein, das ſind ganz verſchiedene Dinge. Denn ein anders iſt ſinnliche Begierden zum Guten, und ſinnlichen Abſcheu vor dem Böſen haben; ein anders, die bequemſten Mittel, jenes zu erhalten, und dieſes abzuwenden, wiſſen und mit Fertigkeit ausüben. Dieſes ſteckt nicht in der bloßen ſinnlichen Begierde. Bald nimmt Hr. B. auch bey den geſelligen Thieren ſeine

Zuflucht

Zuflucht zu angenommenen gemeinschaftlichen Gewohnheiten. Aber hier ist weder was angenommenes, noch zur Gewohnheit gediehenes; weil jedes Thier schon mit der Geburt Meisterstücke seiner Kunst ablegt. Lasset uns, nach Herrn B. Angabe, an einem Orte viele ungesellige Thiere einer Art versammlen, und sie zur Gesellschaft zwingen, und dann sehen, ob sie sich aus Noth zu einander gewöhnen, gewisse Anordnungen einer gemeinschaftlichen Republik machen, sich auf die bequemste Weise einrichten, und dazu gewöhnen. Man wird finden, daß solche Vorstellungen auf eitele Chimären hinaus laufen.

Ich setze aber endlich den Fall, es ließen sich die künstlichen Fertigkeiten der Thiere aus dem bloßen Mechanismo ihres Körpers erklären; so bliebe doch allemal wahr, daß dieser so einfache Mechanismus, durch den verschiedenen Bau der sinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes in so vielen tausend Thieren und Thierarten, auf das Wohl und die Erhaltung jedes Thieres und jeder Art angewandt sey, und so unzählbare künstliche Handlungen und Kunstwerke hervorbringe, als Menschenwitz, mit aller Geometrie, Baukunst, Mechanik und übrigen Philosophie, weder anzugeben noch zu erklären weis. Wäre denn darum der Werkmeister solcher Maschinen weniger in Betrachtung zu ziehen, weil er den mannichfaltigen Nutzen der Lebendigen, durch blosse mechanische Mittel und durch einfache Gesetze der Bewegung, ausrichtete? Herr Büffon sieht ja, nach seinem Geständnisse, den Schöpfer groß, weil er das Daseyn der Dinge ordnet, und die Natur auf unveränderliche und beständige Gesetze gründet: wir sehen ihn aber hier noch größer, weil er nicht allein der leblosen Dinge, sondern auch so vieler Millionen Lebendigen Daseyn ordnet, und weil er mit einfachen Gesetzen so

mannichfaltige Vortheile, Luſt und Glückſeligkeit ſeiner Geſchöpfe bewirkt. Iſt nun Hrn. Büffons Geſtändniß, wie ich nicht zweifeln will, aufrichtig; ſo muß er auch Gott nicht mit dem Epikurus in die Intermundia und entfernten Himmelsſphären verweiſen, ſondern ihn auch da zu ſehen ſuchen, wo er ſich in der Nähe am klärſten und deutlichſten zeigt.

†) Siehe oben §. 4. die 2te Anmerkung, und Herrn Büffon ſelbſt II. Th. II. B. gleich in der erſten Abhandlung von der Natur der Thiere.

††) [Auch müſte man vorausſetzen, daß jede Biene ſchon den ganzen dazu nöthigen Vorrath von Wachs, ſo wie der Seidenwurm den Vorrath zu ſeinem Geſpinnſte, bey ſich trüge, um damit nach allen Seiten um ſich herum arbeiten zu können.]

§. 13.

Wohlan, wir wollen die verſchiedenen Triebe der Thiere in ſolcher Abſicht betrachten[6b]). Und da ſcheint zuerſt ihre Bewegung merkwürdig zu ſeyn. Denn unſere eigene Erfahrung lehrt uns, daß dazu was mehreres gehöre, als geſunde gelenkige Gliedmaaßen und Kräfte zu haben. Wir Menſchen lernen erſt durch viele Verſuche und vieles Fallen das Gleichgewicht halten, Höhen und Tiefen, Land und Waſſer unterſcheiden, fertig gehen, laufen, ſpringen, ſitzen, aufſtehen; da doch dieſe Bewegungen, nach Beſchaffenheit unſers Körpers, viel einfältiger und leichter ſind, als bey den Thieren. Die Vögel haben auch zwar nur zween Füße, aber der Leib ruhet nicht ſenkrecht auf denſelben, ſondern hängt vorne und hinten über. Dennoch ſteht und läuft ein Küchlein, ſo bald es aus dem Ei kommt, ohne Gängeln, fertig weg[6c]); und die jungen Enten, welche von einer Henne ausgebrütet worden, kennen ihr Element, und rudern ſich ohne Vorgänger und Anweiſung

auf

auf dem Waſſer herum. Wenn ja ihre Federn nicht ölicht genug ſind, das Waſſer abzuwehren, ſo wiſſen ſie Rath dazu, indem ſie mit dem Schnabel aus einer Drüſe im Schwanze eine fette Feuchtigkeit preſſen, und ihre Federn alsdenn durch den Schnabel ziehen, ſie damit zu ſchmieren [7a]). Andere Vögel wiſſen ſogleich aus einem hohen Neſte ſich in die Luft zu ſchwingen, und da ohne Schwindel im Gleichgewichte zu halten, mit gleichem Schlage der Flügel fortzuſchießen, mit ausgeſtreckten Füßen und Schwanze zu rudern, zu wenden [7b]), ja eine weite Reiſe in entfernte Gegenden, da Nahrung für ſie wächſt, ohne Compaß, zu vollführen.

Wenn wir Menſchen mehr als zween Füße hätten, ſo würden wir nur irre werden, und nicht wiſſen, welchen Fuß wir zuerſt, welchen wir hernach heben ſollten. Ein Füllen aber ſteht nicht allein, ſobald es geworfen iſt, ſondern ſetzt auch von ſelbſt die Füße kreuzweiſe zum Schritte oder Trabe zu, daß die Directionslinie des Körpers allemal auf ſichere Stützen fällt, und wirft ſich endlich in einen Galop oder Sprung, da beide Hinterfüße, und darnach beide Vorderfüße zugleich anſetzen. Alle vierfüßige Thiere wiſſen auch von Natur im Waſſer zu ſchwimmen, und ſich zu bewegen. Der Froſch muß ſich mit bloßem Hüpfen behelfen: er kann auch damit zurechte kommen; ſein Leib iſt darnach in den Hinterkeulen eingerichtet. Manche Fröſche können ſo ſchnell und weit damit ſpringen, daß ſie die Vögel im Sitzen oder Fluge erhaſchen [8]). Von dem Baumfroſche iſt es was beſonders, daß er allemal, wohin er auch ſpringt, wenn es auch ein glatter aufrechter Spiegel wäre, behangen bleibt, und nimmer herunter fällt. Klauen thun es bey ihm nicht, ſondern er hat in den Ballen ſeiner Füße gleichſam einen ölichten Schwamm. Aber auch das Oel würde die Körper nur deſto ſchlüpfriger

machen, wenn er nicht von Natur die Fertigkeit hätte, ſogleich die Mitte ſeines Ballens in die Höhe zu ziehen, daß ein lediger Raum entſteht; da denn der Fuß durch die äußere Luft, ſo wie ein naſſes Leder an einem Steine, wenn die Mitte des Leders durch einen Strick angezogen iſt, angehalten wird. Auf gleiche Art hält der Dintenfiſch, Calmar, mit mehr als tauſend Saugwarzen ſeine Beute feſt, oder befeſtigt ſich ſelbſt an einem Felſen [9]).

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern und ſpringen nicht allein, ſondern wiſſen ſich auch durch einen Schwung von einem Baume, durch die Luft, auf einen andern ziemlich entfernten zu werfen. **Le Comte** hat in der Straße von Malakka einen Affen, den man den Waldmenſchen heißt, auf dem Schiffe beobachtet. Wie dieſer die Bootsleute an den Tauen und Maſten klettern geſehen, oder wenn man ihm mit Fleiß nachlief, hat er, gleichſam um zu zeigen, daß er die Kunſt beſſer verſtünde, nicht allein die einzelnen Seile beklettert, ſondern ſich auch durch ſein Schwingen von einem Seile zum andern, von einem Maſte zum andern auf dreyſig, bis funfzig Fuß weit, zur Luft geſchleudert, und darinn nimmer gefehlt [10]). Wie die Fledermäuſe ſich durch die Luft bewegen iſt bekannt: es giebt aber auch andere vierfüßige Thiere, als fliegende Makis, Eichhörner, Eidexen, denen, zu ſolchen Sprüngen von einem Baume zum andern, ein Fell von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen zu Hülfe gegeben iſt. Und das laſſen ſie denn auch nicht ungebraucht, ſondern ſpannen es aus, und bewegen es als Flügel; ſo daß ſie halb ſpringend, halb flatternd, bey vierzig, funfzig Schritte weit, im Walde zu den beliebigen Bäumen durch die Luft kommen können [11]). Das gemeine Eichhorn weis, ohne dergleichen Flügel, ſogar über das

Waſſer

Wasser zu kommen: indem es sich bey stillem Wetter ein Spänchen Holz zum Schiffe wählt, sich darauf setzt, und selbiges mit dem Drehen des Schwanzes nach einem gefälligen Orte steuret und rudert [12a]). Jedes weis sich seiner Gliedmaaßen und Werkzeuge, nach seiner Art, zum Vortheile zu bedienen [12b]).

Was wollen wir aber von den Gemsen und Steinböcken sagen? denen keine Felsspitze zu hoch oder zu schroff ist, die sie nicht besteigen, und von welcher sie nicht die verwegensten Sprünge auf andere in Abgrund hangende Spitzen thun. Wer hat ihnen das Augenmaß von der Weite gegeben, daß sie nicht zu kurz oder zu weit springen? Wer hat sie gelehrt, einen tiefen Sprung in gewisse Absätze zu theilen, und ihre Hörner mit zum Abstoßen zu gebrauchen? Wer hat sie unterrichtet, daß sie sich mit einer unnatürlich scheinenden Wendung, rücklings überwerfen, und das Gleichgewicht des Leibes, mitten in solchen verkehrten Sprüngen, in ihrer Macht behalten? Wer hat sie so muthig und keck gemacht, daß sie sich vor keiner Tiefe, vor keinem Sturze fürchten, sondern sich gleich anfangs auf ihre noch niemals versuchte Kunst getrost verlassen [13])?

6b) [Die verschiedenen Arten der Bewegung des Körpers von einer Stelle zur andern hat der Verfasser in den angefangenen Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe §. 25. entworfen.]

6c) [Von dem Schneehuhn, tetrao lagopus, meldet Herr S. G. Gmelin: Reise durch Rußl. I. Th. p. 40. „Die ausgebrüteten Jungen laufen und fliegen gleich davon, ohngeachtet ihnen die Schale des Eies noch am After anhängt."]

7a) Spectacle de la Nature T. I. p. 281. ex Willoughbyi Ornithologia L. I. Siehe auch Swammerdam Tom. I. p. 351. edit. Latinæ. Derham Physicotheol. VII. Buch I. Cap. p. 864.

7b) [Ueber die beſondere Geſchicklichkeit der Vögel zum Fliegen ſ. die ſcharfſinnige Abhandlung des Herrn Silberſchlag in den Schriften der Berl. Geſellſch. II. B. p. 214. u. f. wie auch Memoire ſur l'imitation du vol des oiſeaux par Mr. *Mongez:* lû à l'academie de Lyon, le 11 May 1773. Journal encycloped. 1773. T. VII. P. 3. p. 499.]

8) Klein Quadrupedum Hiſtoria nat. p. 123.

9) Siehe von dem Baumfroſche den Catesby T. II. p. 71. So erklärt auch Swammerdam in Bibl. is Naturæ T. I. p. 62. das feſte Anſaugen des Igels an ein Glas, und Needham das Anſaugen des Calmar, in den Obſervations Microſcopiques p. 26 ſq.

10) *Louis le Comte* Nouveaux Mem. ſur l'état préſent de la Chine T. II. p. 334 ſq. [Er redet hier von einem ungeſchwänzten Affen, der ſich mit den Händen angehalten, geſchleudert, um die Seile herumgeſchwungen, u. ſ. f. So ſchwingen ſich die meiſten Affen mit den Händen oder den Füßen, welche bey ihnen gleichfalls wie Hände geſtaltet ſind. Einige Arten aber, die der Graf von Büffon ſapajous nennt, haben auch Windeſchwänze, mittelſt deren ſie ſich an einen Aſt anhängen und zu einem andern hinſchleudern können.]

11) Alb. Seba T. I. Tab. C. n. 1. XLIV. 3. LVII. LVIII. [Die größern dieſer Thiere ſind fliegende Hunde oder Katzen genannt worden. Von dem fliegenden Maki (lemur volans) ſ. Schrebers Säugthiere I. Th. p. 146. tab. 43. von den fliegenden Eichhörnern IV. Th. tab. 222 : 224. und Pallas Nov. ſpec. glirium p. 349 ſqq., welcher auch die größere Oſtindiſche Art in ſeinem Miſc. zool. tab. 6. abgebildet: die kleine Amerikaniſche findet man in Buffon Hiſt. nat. Vol. X. tab. 21-23. — Von ſolcher Art des Flatterns unterſcheidet ſich der Flug der Fledermäuſe, indem dieſe zwar auch zwiſchen den Armen und Beinen eine Haut haben, insbeſondere aber diejenige zur Bewegung nutzen, welche zwiſchen den überaus langen Fingern ihrer Hände ausgeſpannt iſt. — Den fliegenden Eidexen (Draco volans) ſitzt die Flughaut zwar zwiſchen den Vorder- und Hinterfüßen: ſie wird aber nicht durch dieſelben, ſondern durch beſondere, den Fiſchfloſſen ähnliche, am Leibe befeſtigte Strahlen ausgeſpannt.]

12a) Klein Quadrupedum Hiſt. Nat. p. 53.

12b) [So

12 b) [So wiſſen diejenigen Säugthiere, denen die kurzen Vorderfüße faſt nur als Hände beym Freſſen und zum Eingraben, die langen Hinterbeine hingegen zum Sprunge dienen, als die Springmäuſe, Mus jaculus, ſagitta und cafer, (Pallas Nov ſpec. glirium p. 275. tab. 20. 21. Allamand additt. à l'Hiſt. nat. de Mr. de Buffon, Vol. XV. p. 62. 117.) imgleichen das Kenguru von Neuholland, Didelphis ſaltatoria, (Schrebers Säugthiere III. Th. tab. 154. IV. Th. tab. 228-230.) mittelſt beſagter Springfüße und ihres nachſtoßenden Schwanzes ſo ſchnell fortzuhüpfen, daß die größern kaum mit einem Pferde einzuhohlen ſind. Lepechin ſchreibt von den erſtgenannten: Ruß. Reiſe I. Th. p. 258. „Obgleich die Jungen, die wir ausgruben, noch ſehr ſchwach waren, ſo konnten ſie doch ſo ſchnell fortkommen, daß kein Hund im Stande war, ſie einzuhohlen. Wir ſchloſſen einen Kreis um ſie, und hatten jeder einen Knittel, konnten aber keinen einzigen todtſchlagen, denn ſie ſprangen nicht gerade zu, ſondern ſchnellten ſich im Bogen nach allen Seiten, wohin es ihnen beliebte, da ſie ihren Sprung mit dem Schwanze lenkten. Indem ſie ſich darauf ſtützten und durch denſelben fortſchnellten, thaten ſie zuweilen Sprünge zu zwey Arſchinen, und drüber.“]

13) Klein ibid. p. 16 ſq. 19 ſq. [Die Tatarn, welche Hrn. Prof. Pallas die Steinböcke brachten, beſchrieben ihm unter andern ausführlich, wie ſelbige bey einem Sturz in den Abgrund den Kopf zwiſchen die Beine ſteckten und ſo den ganzen Körper ohne Schaden an den Felſen auf die Hörner fallen lieſſen. An einem alten Steinbock ſahe er auch ſelbſt, daß das eine Horn nicht weit vom Kopfe eingebrochen, und wieder mit einem Wulſt angeheilet war. Spicil. faſc. XI. p. 50.]

§. 14.

Ich will von der ſechs- oder mehrfüßigen, ja ohnfüſſigen Inſecten und Würmer mancherley Bewegung nicht viel erwähnen. Dennoch halte ich dieſelbe für nicht minder künſtlich, und glaube überhaupt, daß ein **Swammerdam, Réaumür, Röſel,** ihre Zeit auf die Betrachtung ſolcher Thierlein weit nützlicher und edler angewandt

auch derjenige Bau von Schiffen die ſchnellſte Fahrt giebt, deſſen Umkreis dem Umkreiſe eines ſchnellen Fiſches am nächſten kömmt. Aber es iſt nicht ſo leicht zu erklären, wie es doch ein Fiſch mache, daß er im Waſſer, ſo oft er will, in die Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er doch einmal ſo ſchwer iſt, wie das andere Mal. Es iſt wahr, die Grätenfiſche haben eine Luftblaſe im Leibe, und zwar bald aus einer einfachen, bald gedoppelten Höhlung, bald länglicher und dünner bald dicker und ſtumpfer, bald in dem untern bald in dem oberen Theile ihres Bauches; und zu dieſer Blaſe geht von ihrem Magen ein Ductus pneumaticus. Daraus ſuchet man denn nach den hydroſtatiſchen Regeln das Steigen und Sinken ſolcher Fiſche begreiflich zu machen. Nämlich, wenn anders dieſe Fiſche, es ſey in der Blaſe ſelbſt, oder in den Bauchmuſkeln eine Kraft haben, ſich zuſammen zu ziehen, wie vermuthlich iſt, ſo wird der Umfang ihres Leibes kleiner. Da er nun alsdann einen kleineren Raum einnimmt; ſo überwiegt er jetzt mit der unveränderten Schwere ſeines Körpers die Menge des Waſſers, welches dem Umfange ſeines Leibes gleich kömmt, und ſinkt mithin zu Grunde. Wenn er aber in die Höhe will; ſo darf er nur der natürlichen Ausdehnung der Luft in der Blaſe und der Spannung ſeiner Bauchmuſkeln den Willen laſſen. Dann dehnt ſich der Umfang ſeines Körpers weiter aus, und er wird gegen ſo viel Waſſer, als ſeinem Umfange gleich kömmt, leichter; folglich kömmt er in die Höhe. So erklärt Jo. Alphonſus Borellus de motu Animalium, ſo Willughby, ſo Ray und andere dieſe willkührliche Bewegung [20]), und der Beweis wird daher genommen, weil ein Fiſch, dem die Blaſe durchlöchert worden, oder unter der Luftpumpe zerplatzet iſt, nicht vom Grunde des Waſſers in die Höhe kommen kann; und weil umgekehrt diejenigen Fiſche, welche auf dem Grun-

de

de des Waſſers leben, keine Blaſe haben. Allein die Platfiſche ſind es doch nicht allein, denen die Blaſe fehlt; ſondern alle Knorpelfiſche und Wallfiſcharten haben ebenfalls keine Blaſe (bloß den Stör ausgenommen); und doch bewegen ſie ſich im Waſſer nach allen Richtungen und manche darunter ſehr ſchnell. So folgt, daß, wenn gleich die Blaſe einigen Fiſchen zu Hülfe kommen mag, auf- und nieder zu fahren, oder ihnen gar dazu nothwendig iſt, dieſelbe dennoch nicht bey allen das einzig nothwendige Mittel ſey, ſondern, der Bewegung unbeſchadet, entbehrt werden könne. Nämlich, man ſtelle ſich nur vor, daß ein Fiſch auf dem Grunde ſeinem länglichen Körper, durch Bewegung der vorderſten Fittige, eine ſolche Richtung geben kann, welche ſeinen Kopf erhebt: ſo wird er ſich, durch das Wackeln ſeines Schwanzes, in derſelben Richtung fortſchieben und alſo in die Höhe kommen. Wir ſehen ſolche aufwärts geſtellte Richtung, und das ſtete Arbeiten der vordern Fittige, um ſich in der Richtung zu erhalten, an denen Fiſchen, die an die Oberfläche des Waſſers gekommen ſind, um Luft zu ſchöpfen. Daraus können wir auch begreifen, auf was Art ſie in die Höhe gekommen ſind, und begreifen, wenn die vordern Fittige nicht arbeiten, daß der ſchwerere Theil des Kopfes von ſelbſt nieder ſinken, und dem Fiſche eine gegenſeitige Richtung nach dem Grunde des Waſſers geben müſſe, darinn er durch Wackeln und Steuren ſeines Schwanzes nach Gefallen in die Tiefe ſchießt. Steckt denn nicht in beiderley Mitteln dieſer willkührlichen Bewegung die genaueſte Kenntniß und Anwendung der hydroſtatiſchen und mechaniſchen Regel, und der Schnellkraft der Luft? In welchen Anfangsgründen der Mathematik und Naturlehre haben aber die Fiſche ſtudirt?

Einige Schneckenarten können entweder ihren Leib zuſammen ziehen, und Waſſer durch eine Oeffnung in ihre Schale einlaſſen; daher ſie denn ſchwerer werden und unterſinken. Wenn ſie hergegen ihren Körper wieder ausdehnen und durch Heraustreibung des Waſſers ihr ganzes Gehäuſe füllen, ſo werden ſie leichter und kommen in die Höhe. Oder ſie verrichten eben daſſelbe, indem ſie die in ihrem Gehäuſe verſchloſſene Luft durch ihre Ausdehnung zuſammen drucken, oder dieſelbe ſich durch Hervorziehung ihres Körpers ausdehnen laſſen; da jene Bewegung ſie ſenket, dieſe erhebt [21]).

Wenn dieſe Schnecken in der Höhe ſind, ſo wenden ſich einige um, ſo daß ihr Gehäuſe einen Nachen vorſtellet. Alsdann breiten ſie den Saumen ihres Körpers übers Waſſer her, welches ſie oben hält; dabey aber bewegen ſie ſich durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Waſſer langſam fort, wie andere auf dem Trockenen [22]). Es giebt auch eine Waſſerwanze, [Notonecta glauca] die eben daſſelbe Kunſtſtück, auf dem Rücken als ein Boot zu treiben übet, aber ſich alsdann mit den Füßen fortrudert [23]). Die Nautili hingegen ſpannen eine Haut, ſtatt des Segels, auf, und werfen auf beiden Seiten Arme, ſtatt der Ruder, oder Schwerter, aus, und ſegeln ſo fort [24]).

Eine gewiſſe Waſſermade [von der muſca chamaeleon] holet durch den Hintern Luft, und muß desfalls oft übers Waſſer kommen. Sie hat aber um den Hintern viele Härlein oder Fäſern; dieſe breitet ſie, mit hängendem Kopfe, über dem Waſſer aus, und ſo treibt und athmet ſie, ſtößt ſich auch mit einer Krümmung und Schnellung des Leibes weiter fort. Will ſie aber wieder hinunter fahren, ſo legt ſie ihre Fäſerlein am Hintern wieder zuſammen [25]). Andere Würmer, von den Waſſernymphen, ſchieben ſich ohne Fittige oder

Dre-

Drehung dadurch im Waſſer fort, daß ſie das Waſſer aus dem Hintern mit Gewalt ausſprützen, da denn der Widerſtand des äußern Waſſers ſie weiter ſtößt [26]).

Kurz! es iſt nicht allein eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit des organiſchen Baues in den Körpern der Thiere angebracht, ſondern auch eine eben ſo große Mannichfaltigkeit der mechaniſchen Bewegungskunſt in die Seelen der Thiere gepflanzet, welche ſie nicht erſt lernen, oder erſinnen dürfen, ſondern ſogleich mit ſich auf die Welt bringen, und folglich einer höhern Vernunft und Weisheit ihres Schöpfers zu danken haben. Der organiſche Bau des Körpers giebt nur die Möglichkeit, daß der Körper ſo bewegt werden kann: gleichwie eine Marionette wegen ihrer Gelenke menſchliche Bewegung leidet, oder wie ein Schiff, das mit Rudern, Steuer und Segel verſehen iſt, nach einem beliebigen Orte gebracht werden kann. Aber die Kunſt und Fertigkeit, ſich der Werkzeuge zu einem willkührlichen Zwecke zu gebrauchen, iſt nichts körperliches, ſondern die Wirkung eines Verſtandes, und zwar eines ſolchen, der aller Mechanik Meiſter iſt.

Wenn unſerer Seele, nach aller ihrer Erfahrung, Kunſt und Wiſſenſchaft, die ſie in der Welt erhalten kann, bald dieſer, bald jener organiſche Körper der Thiere zugeeignet würde, um ihn in einem gegebenen Elemente zu bewegen; oder wenn uns ein ſolch Thier jetzt vorkömmt, und wir ſollen nur die Art, wie ein ſolch Thier ſich bewegen muß, angeben und erklären; ſo werden wir überzeugt, daß dazu, außer den Werkzeugen, noch eine große Kunſt und Wiſſenſchaft erfodert werde, dabey alle unſere aus der Natur ſchon erlernte Mechanik oft viel zu kurz kömmt. Und wie wollen wir dieſes erklären, daß dergleichen Fertigkeit der Kunſt einer unverſtändigen Seele eingeprägt und fortgepflanzt werden kann? Auch

dieſes iſt unendliche Weisheit, die jedoch dem Schöpfer eben ſo leicht iſt, als wenn wir Menſchen ein Orgelwerk zu verſchiedenen Melodieen einrichten, das hernach ein Junge, ein Bauer, ſtellen und umdrehen kann.

19) Seba T. I. tab. C. n. I.

20) S. Borellum P. I. propoſ. 209 ſqq. Willughby. in Hiſtoria Piſcium lib. I. c. 7. Rajum und andere in den Philoſ. Transactions nach Lowthorps Abridgment Tom. II. p 845 ſqq.

21) Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III. p. 231 ſq, von den Schildkröten, Mém. de l'Acad. des Sciences T. I. p. 414. von den Waſſerſchnecken, Swammerdam T. I. p. 165. nach der lateiniſchen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieſer Ausgabe, die ich vormals geleſen, nicht am Rande der deutſchen Ueberſetzung bemerkt ſind; ſonſt würde ich auch dieſe Ueberſetzung gerne anführen.

22) Swammerdam T. I. p. 168.

23) Roeſel III. Th. p. 134. 169. Supplem. Tab. XXVII.

24) Spectacle de la Nature T. III. p. 231. aus dem Valisnieri.

25) Röſels Sammlung der Mücken und Schnacken, Tab. V. §. 2. p. 26 ſq

26) Röſels Waſſerinſecten, II. Claſſe, n. II. §. 5. III. §. 4. V. §. 5. VI. §. 2.

§. 16.

Was die Nahrungstriebe betrifft, ſo will ich hier nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere Geſchmack, Geruch, Geſicht, Mund, Zähne, Rüſſel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide, und genugſamer Vorrath des beſchiedenen Futters, in der rechten Jahreszeit, Luft- und Himmelsgegend, vorausgeſetzt werden und mit einander übereinſtimmen müſſen. Sonſt ließe ſich dieſe Uebereinſtimmung in viele Aufgaben zergliedern, die nicht anders,

anders, als durch einen unendlichen Verſtand, nach einer allgemeinen Abſicht aufzulöſen ſind. Setzet nämlich als möglich: Zungen zu bereiten, denen nicht nur Kräuter, Wurzeln, Früchte, Fleiſch und Fiſch, ſondern auch Schlamm, Koth, Gras, Heu, Stroh, Wermuth, Gift, Knochen, Leder, Horn, Haare, Federn, Holz, Muſchelſchalen und Steine, wohl ſchmecken. Wie muß doch eine jede der Zungen innerlich beſchaffen ſeyn? und wie jedes Naſe, wenn ihr eine gewiſſe Speiſe wohl riechen, wie die Zähne oder Schnabel, wenn ſie dergleichen zermalmen, wie der Magen und die Säfte, wenn ſie dieſelbe zur Geſundheit verdauen ſollen [26b])? Wie muß das Werkzeug des Geſichts bey Adlern, Eulen, Nachtigallen, beym Löwen, Schaafe und Maulwurfe, beym Wallroſſe, Störe und Krebſe, bey der Schlange, den Spinnen, Mücken beſchaffen ſeyn, daß es ſich zu jedes Nahrung und Lebensart ſchicke? Millionen Aufgaben! die weder an ſich, ohne den größten Verſtand, als möglich zu gedenken, noch ohne die gütigſte Abſicht als wirklich zu ſetzen, noch ohne unendliche Weisheit durch die kürzeſten Mittel aufzulöſen und zur Uebereinſtimmung zu bringen waren.

Allein, mein Vorhaben iſt hier nicht, die göttliche Weisheit und Abſicht in der körperlichen Einrichtung, ſondern gleichſam unmittelbar in den Seelenkräften und Fertigkeiten, zu zeigen. Wenn wir alſo die Nahrung für jedes Thier, und die zum Eſſen nöthigen Werkzeuge und Sinne, vorausſetzen: ſo iſt zwar wohl zu begreifen, daß ein jedes Thier ſein Futter, das ſich in der Nähe befindet, alſofort kenne, und zu ſich nehme, indem Augen und Naſe dem Munde gleichſam winken, daß er des Magens Verlangen an der vorgeſetzten Speiſe zu erfüllen ſuche. Allein, es iſt damit noch nicht allemal ausgemacht, ſondern, weil ihnen die Speiſe nicht zu aller

Jahreszeit und an jedem Orte des Erdbodens vor dem Munde ſieht; oder, wenn ſie gleich vorhanden iſt, nicht ohne liſtige Erfindung erhalten und bezwungen werden kann; ſo mußten ſie auch eine Fähigkeit und Fertigkeit haben, ihre Handlungen darnach einzurichten [26c].

[26b] [Auch ſcharfe und ätzende Kräuter oder Inſecten. — So bemerkt Herr Prof. Pallas von den Igeln, daß er ſelbſt geſehen, wie ſie auf einmal über hundert ſpaniſche Fliegen, die ihnen eine ſehr angenehme Speiſe ſind, verſchluckt, ohne daß es ihnen im geringſten geſchadet hätte, da doch eine viel geringere Anzahl derſelben den Hunden und Katzen ſchreckliche Zuckungen, ja den Tod verurſachen. Nov. Comment. Petropol. T. XIV. p. 578.]

[26c] [Beiſpiele vieler Art kann man in de Geers Rede, von der Nahrung der Inſecten, finden. S. deſſen Abhandl. II. B. I. Th. p. 42 u. f.]

§. 17.

Was nun die Umſtände von Zeit und Ort betrifft, ſo finde ich überhaupt vier bis fünf merkwürdige und kluge Arten, wie die Thiere nach dieſen Umſtänden ihre und ihres Geſchlechts Nahrung zu erhalten wiſſen.

Erſtlich ſind einige, die für ſich zwar keine weitere Nahrung brauchen, weil ihre Lebenszeit mit dem Sommer anfängt und aufhöret; deren Nachkommen aber nicht beſtehen könnten, wenn ihre Mütter nicht dafür geſorgt hätten, daß die junge Brut, an dem Orte, wo ſie ihr Leben anfängt, ihre Speiſe zur rechten Zeit bereit finde. Das trifft bey vielen Inſecten ein, die ſich noch vor dem Ablaufe des Jahres verwandeln, paaren, Eier legen, und oft bey dem Beſchluſſe dieſer letzten Handlung, gleich als wenn ſie nun alles in der Welt verrichtet hätten, wozu ſie beſtimmt waren, ganz entkräftet ein-

einſchlafen. Aber ehe ſie aus der Welt ſcheiden, legen ſie ihre Eier nicht hin, wo ſie zukommen, um ihrer nur los zu werden: ſondern, wenn ſie ſelbſt aus dem Waſſer entſproſſen ſind, ob ſie gleich nun in der Luft leben, ins Waſſer; oder, wenn ſie vom Lande hergekommen, an eine gewiſſe Pflanze; und zwar nicht an die nahe, wovon ſie jetzt als Papilions ihren Nahrungsſaft geſogen, ſondern an eben die Pflanze, welche ſie längſt verlaſſen haben, und von welcher die künftige Raupenbrut leben ſoll; und da auch im Herbſte nicht an die Blätter ſelbſt, welche ihre eigentliche Speiſe ſeyn werden, aber bald abfallen müſſen, ſondern an einen Zweig, oder an den Stamm, und auch dieſes noch ferner mit dem Unterſchiede, daß die Papilionmutter einer geſelligen Raupenart ihre Eier beiſammen an Eine Pflanze in gewiſſer Ordnung klebt, hingegen die von einſamen Raupen ihre Eier auf verſchiedene Pflanzen einer Art vertheilet. Da nun die Eier jeglicher Art nicht eher ausſchliefen, bis diejenige Pflanze Blätter gewonnen, wovon die Brut leben ſoll; ſo ſteht ſolchen Thierchen, mit dem Anfange ihres Lebens, auch ihr Futter ſchon bereit.

Mit denen übrigen Inſecten, deren Mäden ſich vom Miſte, Kothe, Holze, Wolle, Aaſe, Lebendigen, oder was es ſonſt iſt, nähren müſſen, verhält es ſich eben ſo: jedes ſchmeißt ſeinen Samen nirgend anders hin, als an und neben die Dinge, wovon die Brut ſich künftig nähren muß. Und manche haben zu dem Werke, ihre Eier an den rechten Ort zu bringen, noch beſondere Werkzeuge und Kunſtſtücke von ihrem Schöpfer empfangen; davon die Schlupfweſpen mancher Art, wie auch die Heuſchrecken, Zeugen ſeyn können. Denn ſie bohren und ritzen mit ihrem Legeſtachel eine Oeffnung und Höhlung, wo ſie ihre Eier nicht weniger zur Sicherheit, als zur Nahrung, hineinſchieben.

So oft ich etwa von dergleichen Thierlein bey mir ſelbſt vorwitzig gedacht habe: lieber Gott! wozu ſind doch dieſe in der Welt? ſo oft habe ich mich auch durch Betrachtung dieſer Triebe beſtrafet: Unwiſſender! du ſiehſt ja, daß ſie nicht von einem blinden Ungefähr entſtanden, ſondern, zu ihrem Daſeyn, und zu ihrer Fortpflanzung, mit der weiſeſten Vorſicht ausgerüſtet ſind, die ihnen niemand, als ein unendlicher Verſtand, mittheilen können! Unterwirf doch deine Unwiſſenheit der höchſten Einſicht; denke, daß alles gut iſt, und gut ſeyn muß, was mit ſo bedachtem Rathſchluſſe gebildet worden, du magſt es begreifen oder nicht: gönne den Seelen neben dir auch das Leben, die ihr Seyn von eben der gütigen Hand empfangen haben, von welcher du das deine haſt!

§. 18.

Wenn man zweitens die Thiere betrachtet, welche einen oder etliche Winter hindurch, da nichts für ſie wächſt, leben; ſo findet man bey einigen derſelben den beſondern Trieb, daß ſie gegen die Zeit ſchlafen gehen, und ſich dazu eine Höhle ſuchen oder bereiten. Das thun denn auch nur diejenigen, deren Natur, nebſt der ſtrengen Kälte, ein halbjährig Faſten aushalten kann. Wenn ſie der Winter übereilete, daß ſie mitten in ihrem Bemühen nach der Nahrung, von Mangel und Kälte entkräftet und erſtarret, liegen blieben: ſo mögte man ſagen, daß hierinn nichts, als die Dauerhaftigkeit ihres Körpers, zu bewundern ſey. Allein, da ſie ſich bey guter Zeit zu ihrem Schlafe, vorſichtig und zum Theil künſtlich, anſchicken, ſo muß ein jeder noch eine größere Weisheit darinn erkennen. Unter den Raupen ſind zwar viele, welche, wenn ſie vor Winter nicht zu ihrer völligen Größe gekommen ſind, nichts weiter thun, als daß ſie ſich gegen die rauhe Witterung irgendwo verkriechen,

und,

und, nachdem sie den Winter unempfindlich überstanden, sobald das Laub wieder ausschlägt, ihr übrig Theil in der Welt verzehren, und ihr Geschlecht vermehren. Andere aber weben sich irgend in einem Blatte oder Winkel ein künstliches Bette [26d]), oder sie graben sich in die Erde und bauen sich daselbst ein Wintergemach, das sie auch zuweilen, nach Nothdurft ihrer Natur, mit Tapeten und Bette bekleiden. Hier stehen sie allen Frost und Hunger, ohne zu hungern und zu frieren aus, und kommen im Frühjahre nach ihrer Verwandlung neu belebt, als schöne Papilions wieder hervor.

Außer den Raupen, bringen auch die Käfer, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidexen, Schlangen, den ganzen Winter so zu [27]). Unter den Vögeln sind gleichfalls viele, die sich, wenn ihr Futter aufhöret, in die Erde, oder in irgend eine Höhle begeben, um den Winter über da zu schlafen. Wenigstens wird von den Strandschwalben gesagt, daß sie sich vor Winter zum Schlafe in die Erde, die Mauerschwalben in Höhlungen alter Gebäude oder Bäume, ja daß sich die gemeinen Schwalben an einem Schilfhalme koppelweise ins Wasser begeben, und nachgehends durch die Frühjahrsluft wieder aufgeweckt werden [28]). Auch sind einige vierfüßige Thiere, die sich bey dem Ausgange des Sommers einscharren und selbst begraben; als die Schildkröte und das Murmelthier auf den Alpen [29]). Andere können sich wenigstens eine geraume Zeit des Winters, halb schlafend, in ihren Höhlen ohne Nahrung behelfen, als der Bär und Dachs; so wie auch der Chamäleon und Salamander sich zu allen Zeiten auf das Fasten verstehen.

Diese, und andere mehr, entweichen also dem Mangel ihrer Nahrung durch solchen besondern Trieb, der ihrer Natur gemäß, und in der weisen Vorsicht

ihres Schöpfers gegründet iſt. Sie haben zuerſt keinen Winter erlebt, und beſitzen keinen Calender, der es ihnen anſagt: dennoch wiſſen ſie ihre Zeit, der Welt gute Nacht zu geben. Sie ſammlen ſich auch nicht einen Vorrath auf den Winter, wie andere thun; auch wandern ſie nicht in die Ferne, da beſſere Luft und Nahrung wäre; das wäre nur für ſie eine überflüßige und unnütze Arbeit: dennoch werden ſie eben ſo gut ſchlafend, als andere wachend, erhalten. Sie wiſſen demnach auch nicht; was Mangel, Hunger, Kälte und Winter ſey: denn ſie fühlen in ihrer ſichern Ruhe nichts davon. Für ſie iſt lauter Sommer in der Welt, welchen ſie denn auch nicht verſchlafen, ſondern zu rechter Zeit wieder ans Licht kommen, und ihr verſchloſſenes Schlafgemach ſelber eröffnen. Dabey ſehr merkwürdig iſt, daß, wenn man ſolche Thiere vor dem Frühlinge hervor zieht, und erwärmet, ſie zwar auf eine kurze Zeit aufleben, aber bald darauf eben davon wirklich ſterben. Ein anders iſt, wenn einige von Menſchen das ganze Jahr über in leidlicher Luft mit Nahrung erhalten werden; da auch die ſonſt ſchlafenden nun den Winter nicht verſchlafen; wie man von den Murmelthieren weis, welche zur Schau herumgetragen werden.

26d) [S. unten §. 24. not. 47.]

27) Klein Prodromus Hiſtoriae avium, p. 217.

28) Klein ibid. p. 195-219. hat inſonderheit durch geſchworne Zeugniſſe außer allem Zweifel zu ſetzen geſucht, daß die gemeinen Schwalben gegen den Winter nicht in ein fremdes Land ziehen, ſondern ſich klumpenweiſe bey den Seen an ein Schilfrohr hängen, und mit dem davon gebogenen Rohre ins Waſſer ſenken. Allein, dieſen Nachrichten ſind viele Umſtände entgegen.

29) Von dem Murmelthiere [mus marmota] hat dieſes vorbelobter Hr. Klein p. 231. 233. ſeines Prodromi Hiſtoriae Avium, wider den gemeinen Irrthum, als ob ſie ſich Speiſe auf

auf den Winter ſammleten, ſchön dargethan. Der Hr. Joh. Georg Altmann in der Beſchreibung der helvetiſchen Eisberge p. 205 ſq. berichtet uns noch den artigen Umſtand, daß ſie ſich, kurz vor dem Winter jedes ein Bündelchen Stroh zum Bette in ihre Höhle ſchleppen, und, nachdem ſie die Oeffnung der Höhle verſtopfet, darauf ſchlafen legen; da denn die Einwohner der Alpen, welche das Thierchen gern eſſen, nach etwa 14 Tagen die vorher bezeichnete Höhle öffnen, und ſie alle ordentlich bey einander, jedes auf ſeinem beſonderen Strohbette ſchlafend finden, und ohne ihre geringſte Empfindung davon tragen. Es iſt alſo eine Unwahrheit, damit uns Hr. Guer in ſeiner Hiſtoire Critique de l'Ame des Bêtes, Amſt. 1749. 8. T. II. p. 56. gleichſam als aus ſeiner eigenen Erfahrung, beladen wollen, daß dieſe Thierchen Speiſe auf den Winter zuſammen führten; indem ſie eins ihrer Geſellſchaft, auf dem Rücken mit ausgeſtreckten Pfoten liegend, mit allem, was es halten könnte, bepackten, und daſſelbe ſodann bey dem Schwanze in ihre Höhle zögen. Dennoch heißt es: *Moi même j'ai vû dans les montagnes de Savoye etc.* Dergleichen falſche Nachrichten kommen in der Naturgeſchichte überhaupt, und beſonders bey den Trieben der Thiere, häufig vor. Ich habe mich daher in allen dieſen Nachrichten an ſolche Männer gehalten, deren Vorſicht in der Erfahrung bekannt iſt, oder die wenigſtens alles aus ſolchen Quellen haben. [Die verſchiedenen Arten der Mäuſe, welche den Winter über ſchlafen, hat der Herr Academicus Pallas, in ſeinem trefflichen Werke Novae ſpecies glirium, unter den Abtheilungen mures ſoporoſi und lethargici, genau beſchrieben.]

§. 19.

Drittens giebt es Thiere, die ſich gegen den Winter Vorrathskammern anlegen, und dieſelben, wenn die Zeit ihrer Aernte iſt, mit Proviant für etliche Monate anfüllen; nicht anders, als wenn ſie vorher wüßten, daß hernach ein Winter komme, in welchem für ſie nichts werde zu haben ſeyn; und als wenn ſie aufs Künftige voraus dächten und berechneten, was und wie viel ſie in ſolcher Zeit Speiſe für ſich und ihre Familie nöthig hätten.

hätten. Solche gute Haushalter finden wir, unter den Inſecten, an den Bienen und Weſpen: unter den vierfüßigen Thieren, an den Hamſtern und allen Feldmäuſen [30a]): unter den Vögeln aber, an der Aelſter, oder Holz- und Nußhäher, Pica glandaria und nucifraga [30b]). So wenig, als eins von den Winterſchläfern ſich mit der Sammlung eines Vorrathes vergebliche Mühe machen wird: eben ſo wenig wird auch eins von dieſer Art in den Tag hineinleben, und mit der gegenwärtigen Sättigung zufrieden ſeyn. Alle wenden die Zeit des Ueberfluſſes zur Erleichterung der künftigen Nothdurft an: und man merkt nicht, daß ſie ihre Rechnung zu kurz machen, oder zu früh aufzehren, und dann bey den Nachbarn ihr Brodt betteln oder ſtehlen.

Dieſe genaue haushälteriſche Sorgfalt kann wohl bey den Thieren unmöglich aus Ueberlegung entſtehen: denn die würde vieles Erkenntniß erfordern, was ihnen nicht zukömmt. Sie haben ja keine Erfahrung von dem Wechſel der Jahreszeiten, und der Beſchaffenheit des Winters, noch einen Begriff vom Zeitmaaße, daraus ſie wüßten, wenn der Winter kommen und wie lange er dauren wird. Vernunftſchlüſſe, Vorſtellung des Zukünftigen, und eine Selbſterfindung der bequemſten Mittel zum Zwecke, kann man ihnen auch nicht beimeſſen, da ſie alle auf gleiche Art handeln. Woher hätten ſie ferner die Rechenkunſt, darnach ſie einen richtigen Ueberſchlag machten: einer verzehret des Tages ſo viel; wie viel verzehren mehrere in mehreren Tagen? Wo hätten die Bienen oder Weſpen ihre wundernswürdig kluge Baukunſt vom Wachſe oder abgekieftem alten Holze gelernt? Nein, ſie ſelbſt handeln ohne Abſicht und Ueberlegung, blindlings und halb maſchinenmäßig, dennoch aber nach den weiſeſten Regeln der Abſicht und Vorſehung; und ſo verweiſt uns ihr Unverſtand auf einen

nen höheren Verſtand, der für ſie voraus gedacht und geſorgt hat.

30a) [Die meiſten ſolcher Thiere ſammlen ſich nun einen ſolchen Vorrath in ihren Hölen. Aber ein Paar Arten ungeſchwänzter Erdhaſen (Lepus alpinus und Ogotona) zeigen ein anderes Kunſtſtück. Gegen den Herbſt nagen ſie das ausgeſuchteſte ſaftigſte Gras und zarte dienliche Kräuter ab, breiten ſie erſt an ſonnigten Anhöhen zum Trocknen aus, und verfertigen daraus ſodann in der Nachbarſchaft ihrer Höhlen ordentliche kegelförmige Heuhaufen, zu welchen ſie unter dem nachmals fallenden Schnee einen bedeckten Gang behalten, und ſich davon den Winter über nähren. Der vortreffliche Naturforſcher Pallas beſchreibt dieſes aus eigener Unterſuchung: Nov. ſpec. glirium p. 47 ſqq. und p. 61 ſq.]

30b) Siehe Hrn. Leſſers Inſecto-Theologie, p. 166 ſq. Klein Quadrupedum Hiſt. Nat. p. 56. Eben derſelbe ſchreibt von den Aelſtern in Avium Prodromo p. 61 ſq. *Pica glandaria gulam et ingluviem ſuffarcinat glandibus, quas pro penu in cavis arboribus deponit. it. Pica nucifraga, pars frangens, pars pertundens avellanas: nidificant in cavis arboribus, autumno nuces glandesque, prout pica glandaria, in arboribus recondunt.*

§. 20.

Die vierte Art der Erhaltung findet ſich bey den ziehenden oder wandernden Thieren, die ihrer Nahrung nachgehen, und ihr Brodt in aller Welt zu finden wiſſen. Es ſind zwar einige darunter, denen der Trieb nicht bloß gegeben iſt, daß ſie von einem Jahr zum andern leben ſollen, ſondern auch, ihr Geſchlecht weiter ausbreiten, und ſelbſt für das Jahr reichlicher Futter zu finden. Dahin muß man die Zugheuſchrecke rechnen, welche noch in demſelben Jahre ſtirbt. Andere länger lebende Thiere ziehen nur außerordentlich, wegen des Mangels, weiter, weil ihr ordentlich Futter da, wo ſie ſind, nicht

alle

alle Jahre gleich häufig zu finden iſt. Wir haben daher oftmals einen ungemeinen Beſuch von Feldmäuſen, die ihren Strich hernach weiter ziehen, und durch breite Ströme und Seen ſetzen. In ſtrengen Wintern laſſen ſich auch wohl ungewohnte Vögel ſehen, die vermuthlich durch allzu große Kälte und Nahrungsmangel aus nordlichen Gegenden vertrieben ſeyn müſſen. Zu geſchweigen, was wilde Thiere, inſonderheit Wölfe, des Winters oft für Züge thun.

Allein, ich rede hier hauptſächlich von den Thieren, welche jährlich zu gewiſſer Zeit kommen, und zur andern wieder weggehen; von welchen ich nur die Vögel und Fiſche zum bekannten Beiſpiele ſtellen will. Die wandernden Vögel ſind theils Strichvögel, die mit niedrigem Fluge, und zerſtreuet, allmälig weiter gegen Süden ihrer Aernte nachfliegen, und dennoch ihren Kreislauf halten, daß ſie übers Jahr zu derſelben Zeit, wie in dem vorhergehenden, wieder kommen. Andere ſind Zugvögel, welche ich Hochflieger nennen mögte, weil ſie, nach geſchehener Aufforderung ihres Anführers, ſich ordentlich zu gewiſſer Jahreszeit verſammlen, und ſich bald darauf heerweiſe, unter einem Oberſten, über die Wolken ſchwingen, um ſo über See und Land in entfernte Gegenden, die ihnen mildere Luft und Nahrung geben können, zu ziehen. Man ſieht ſie aber im nächſten Jahre zu gewiſſer Zeit heerweiſe wieder kommen, da ſie ſich durchs Land vertheilen, ja wohl ihr voriges Neſt wieder beſuchen [31]). Eine wundernswürdige Veranſtaltung! welche theils die Nahrung von gewiſſen Inſecten, und allerley Ungeziefer, oder von einem gewiſſen Fruchtſamen, theils aber auch das Hecken und Brüten der Jungen zur Abſicht hat, wie wir an unſern Störchen erfahren. Sie enthält aber in ihrer Ausführung ſo viele Merkmale von einem höheren Erkenntniſſe, und fernen

Vor-

Vorsicht, die über alles Vermögen, der unvernünftigen Thiere steigt, daß ich unmöglich alle und jede Umstände besonders ausführen kann, sondern sie dem Leser zur genaueren Erwägung überlassen muß.

Mit der jährlichen Wanderung der Fische hat es gleiche Bewandniß, daß sie zu einer gesetzten Zeit, die der Calender ihrer Natur anzeigt, eine Seefahrt um einen großen Theil der Welt thun, wo das Wasser von Pflanzen, kleinen Insecten oder Fischen, wimmelt, welche für sie selbst sowohl, als ihre Jungen, die sie da mit dem Laiche absetzen, gerecht sind. Die Heeringe haben vermuthlich daher ihren Namen, weil sie jährlich heerweise aus den kältesten Eisgegenden, fast an alle Küsten des Erdbodens, sodann auch zu beiden Seiten von Schottland und England, in die Ost- und Nordsee kommen, und Gott weis wenn und wie, die Alten mit den Jungen, wieder in ihren Winterhafen zurück kehren. Denn da ist eine unerschöpfliche Quelle von Fischen, die sich alle Jahre gleich reichlich über die Welt ergießt [32]).

Ich muß noch mit wenigem eine fünfte Art der Erhaltung anderer Thiere hinzufügen, welche beständig in einer Gegend bleiben, und, wenn gleich der Winter so viele Nahrungsmittel nicht darbietet, sie dennoch aufzusuchen und sich mit Wenigem zu behelfen wissen. Hierher gehören die meisten vierfüßigen wilden Thiere, und ein gut Theil Vögel, von welchen man in Wahrheit sagen muß: sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammlen nicht in die Scheuren, sie ziehen nicht in die Fremde, und der himmlische Vater ernähret sie doch.

[32]) Von dem Unterschiede der Strich- und Zugvögel verdienet Hr. Klein in Prodromo Hiſtoriae Avium, Sect. III. p. 154 ff. gelesen zu werden; da er denn geneigt ist, die mehresten zu den Strichvögeln zu rechnen, oder wohl gar einige

der davon fliegenden Vögel zu Schläfern zu machen. Sonſt kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in ſeiner Phyſico-Theologie p. 887 und 929. nachſehen; anderer zu geſchweigen.

32) Von den Zugfiſchen ſiehe Bradleys Works of Nature p. 58. beſonders aber, von den Heeringen, und den ſie verfolgenden Fiſchen, unſers Anderſons Nachrichten von Island, p. 51 ſq. [Herr Doct. Bloch vermuthet mit Gründen, in ſeiner Naturgeſchichte der Fiſche, daß die Heeringe vielmehr des Laichens wegen ſich zu gewiſſen Jahrszeiten aus dem Grunde der Seen, in welchen ſie ſich aufgehalten haben, zu den flachern Stellen, Küſten, Buchten, und in die Mündung der Flüſſe hindrängen, und daſelbſt in einiger Entfernung vom Ufer ihren Laich abſetzen.]

§. 21.

Es finden demnach ſo viele Millionen Thiere, von ſo viel tauſend Arten, durch die weiſeſte Vorſicht des Schöpfers, vermittelſt eingepflanzter Triebe, zu allen Zeiten auf der Erdkugel ihre Nahrung. Jedoch war überdem noch bey gewiſſen Thieren, wenn ſie ſeyn und beſtehen ſollten, eine witzige Erfindung nöthig, wie ſie ihrer Speiſe habhaft werden könnten. Denn diejenigen, welche beſtimmt ſind, von dem Ueberfluſſe anderer Thierarten zu leben, können nicht mit ſolcher gelaſſenen Ruhe, als ein Rind und Schaaf, an ihr Futter gehen. Und wenn ſie gleich die benöthigten Werkzeuge von Zähnen und Klauen, von Schnäbeln, Stacheln, Fangzange u. d gl. nebſt Geſchwindigkeit und Stärke, zu ihrem Raube bekommen hatten; ſo mußten ſie doch auch ein Gefühl ihrer Kräfte und Waffen, ja eine Wiſſenſchaft und Fertigkeit haben, ſich dieſer Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Wenn aber ihr Wild ihnen zu flüchtig und geſchwind war, oder ſonſt durch ſeine Natur vor Anfällen geſichert zu ſeyn ſchien; ſo mußte zu der Stärke und Hurtigkeit noch eine behende Liſt oder eine Kunſt hinzugefügt werden

den, wodurch sie ihre Beute ins Netz locken und berücken konnten. Manche sind so schwach, langsam, und arm an Waffen, daß, wenn dieser Mangel nicht durch eine gewisse Jägerkunst ersetzt wäre, sie nothwendig Hungers sterben, und ihr ganzes Geschlecht vergehen würde. Wenn nun die Raubthiere dergleichen Künste, nach Nothdurft, wirklich haben, welche weit über ihre und aller Menschen Verstandeskräfte gehen; so läßt sich nicht anders urtheilen, als daß sie dieselbe von einem höchstweisen Urheber ihrer Natur in der Absicht bekommen haben, daß sie sich und ihr Geschlecht auf solche Weise erhalten, und die Anzahl der einzelnen Thiere in andern Arten vermindern, und in einem Gleichgewichte erhalten sollten.

Lasset uns erstlich einige dieser angebornen Künste in besondern Beispielen betrachten, um den darinn ausgeübten Verstand klar und deutlich einzusehen.

Einige Vögel, die sonst keine Wasservögel sind, haben dennoch Fische zu ihrer beschiedenen Speise bekommen. Dergleichen sind der Meerrabe, sonst **Cormoran** oder **Scharbi** genannt, die Meerschwalbe, der Meer-oder Fischadler, Fischhabicht, Ossifraga, Haliaetus, der Königsfischer, Ispida. Da diese aber alle nicht auf dem Wasser schwimmen können, sondern in der Luft fliegend bleiben müssen: so wird es ihnen schon schon weit schwerer, zu ihrer Kost zu gelangen, als andern eigentlichen Wasservögeln. Sie halten sich aber am Strande dieses fremden Elements in den Hügeln auf, und wenn die Fische in großen Heeren streichen, welches sie von weitem sehen können, so verfolgen sie dieselben, und schweben über ihnen, bis sie ihre Zeit wahrnehmen, schnell aufs Wasser zufahren und einen Fisch herausholen [33]). Wenn aber der Meerrabe einen Fisch beym Schwanze, oder an der Seite gefaßt

der davon fliegenden Vögel zu Schläfern zu machen. Sonſt kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in ſeiner Phyſico-Theologie p. 887 und 929. nachſehen; anderer zu geſchweigen.

32) Von den Zugfiſchen ſiehe Bradleys Works of Nature p. 58. beſonders aber, von den Heeringen, und den ſie verfolgenden Fiſchen, unſers Anderſons Nachrichten von Island, p. 51 ſq. [Herr Doct. Bloch vermuthet mit Gründen, in ſeiner Naturgeſchichte der Fiſche, daß die Heeringe vielmehr des Laichens wegen ſich zu gewiſſen Jahrszeiten aus dem Grunde der Seen, in welchen ſie ſich aufgehalten haben, zu den flachern Stellen, Küſten, Buchten, und in die Mündung der Flüſſe hindrängen, und daſelbſt in einiger Entfernung vom Ufer ihren Laich abſetzen.]

§. 21.

Es finden demnach ſo viele Millionen Thiere, von ſo viel tauſend Arten, durch die weiſeſte Vorſicht des Schöpfers, vermittelſt eingepflanzter Triebe, zu allen Zeiten auf der Erdkugel ihre Nahrung. Jedoch war überdem noch bey gewiſſen Thieren, wenn ſie ſeyn und beſtehen ſollten, eine witzige Erfindung nöthig, wie ſie ihrer Speiſe habhaft werden könnten. Denn diejenigen, welche beſtimmt ſind, von dem Ueberfluſſe anderer Thierarten zu leben, können nicht mit ſolcher gelaſſenen Ruhe, als ein Rind und Schaaf, an ihr Futter gehen. Und wenn ſie gleich die benöthigten Werkzeuge von Zähnen und Klauen, von Schnäbeln, Stacheln, Fangzange u. d gl. nebſt Geſchwindigkeit und Stärke, zu ihrem Raube bekommen hatten; ſo mußten ſie doch auch ein Gefühl ihrer Kräfte und Waffen, ja eine Wiſſenſchaft und Fertigkeit haben, ſich dieſer Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Wenn aber ihr Wild ihnen zu flüchtig und geſchwind war, oder ſonſt durch ſeine Natur vor Anfällen geſichert zu ſeyn ſchien; ſo mußte zu der Stärke und Hurtigkeit noch eine behende Liſt oder eine Kunſt hinzugefügt werden

den, wodurch ſie ihre Beute ins Netz locken und berücken konnten. Manche ſind ſo ſchwach, langſam, und arm an Waffen, daß, wenn dieſer Mangel nicht durch eine gewiſſe Jägerkunſt erſetzt wäre, ſie nothwendig Hungers ſterben, und ihr ganzes Geſchlecht vergehen würde. Wenn nun die Raubthiere dergleichen Künſte, nach Nothdurft, wirklich haben, welche weit über ihre und aller Menſchen Verſtandeskräfte gehen; ſo läßt ſich nicht anders urtheilen, als daß ſie dieſelbe von einem höchſtweiſen Urheber ihrer Natur in der Abſicht bekommen haben, daß ſie ſich und ihr Geſchlecht auf ſolche Weiſe erhalten, und die Anzahl der einzelnen Thiere in andern Arten vermindern, und in einem Gleichgewichte erhalten ſollten.

Laſſet uns erſtlich einige dieſer angebornen Künſte in beſondern Beiſpielen betrachten, um den darinn ausgeübten Verſtand klar und deutlich einzuſehen.

Einige Vögel, die ſonſt keine Waſſervögel ſind, haben dennoch Fiſche zu ihrer beſchiedenen Speiſe bekommen. Dergleichen ſind der Meerrabe, ſonſt **Cormoran** oder **Scharbi** genannt, die Meerſchwalbe, der Meer- oder Fiſchadler, Fiſchhabicht, Oſſifraga, Haliaetus, der Königsfiſcher, Iſpida. Da dieſe aber alle nicht auf dem Waſſer ſchwimmen können, ſondern in der Luft fliegend bleiben müſſen: ſo wird es ihnen ſchon ſchon weit ſchwerer, zu ihrer Koſt zu gelangen, als andern eigentlichen Waſſervögeln. Sie halten ſich aber am Strande dieſes fremden Elements in den Hügeln auf, und wenn die Fiſche in großen Heeren ſtreichen, welches ſie von weitem ſehen können, ſo verfolgen ſie dieſelben, und ſchweben über ihnen, bis ſie ihre Zeit wahrnehmen, ſchnell aufs Waſſer zufahren und einen Fiſch herausholen [33]). Wenn aber der Meerrabe einen Fiſch beym Schwanze, oder an der Seite gefaſſt

hat, ſo weis er ihn ſo geſchickt in die Luft zu werfen und zu fangen, daß er des Fiſches Kopf zuerſt in den Schnabel kriegt [34]). Eine Vorſicht und Fertigkeit, die nöthig war, daß die Fittige, Stacheln und Schuppen des Fiſches ſich nicht beym Hinunterſchlucken ſträubten und ihn ſtächen. Eben dieſe Vorſicht hat auch Swammerdam an andern Waſſervögeln bemerkt, denen man die Fiſche mit Fleiß verkehrt vorgelegt, welche ſie aber allezeit hurtig herum zu drehen gewußt [35]).

Eine gar beſondere Fiſchjagd hält der weißköpfige Adler in der Luft. Denn er lauret nur auf den Fiſchhabicht, wenn der einen Fiſch aus dem Waſſer geholet, und ſchießt auf ihn zu. Wenn nun der Habicht damit höher ſteigen will, ſo ſchwebt er ihm immer über dem Kopfe, und nöthiget ihn endlich, den Fiſch fallen zu laſſen; dem denn der Adler im Fallen nacheilet, und ihn mehrentheils noch in der Luft erhaſchet, ehe er das Waſſer erreicht hat [36]).

Der Biber oder Caſtoren geſellſchaftliche Baukunſt und Haushaltung iſt ſonſt bekannt genug, und dienet denen, welche ſie geſehen, zum Erſtaunen über ſolcher Thiere kühnes Unternehmen, ganze Bäume zu fällen und zu richten, und über die Ausführung im Baue ihrer Wohnung und Schlagung von Dämmen übers Waſſer. Eine Hauptabſicht ihrer Anſtalten iſt, daß ſie von den Dämmen an und über dem Waſſer, auf die Fiſche lauren, und jählings auf ſie zuſpringen, um dieſelben zu erhaſchen; welches ſie denn auch meiſterlich auszurichten wiſſen.

Es ſind auch andere Thiere, die ſich ihres Raubes durch einen Sprung bemächtigen, wenn gleich die Thiere, worauf ſie lauren, vieles an geſchwinder Bewegung oder Stärke voraus haben. So iſt eine Art Spinnen, welche auch fliegende Inſecten durch einen

Sprung

Sprung überraſchet; eine Art Kröten, die ſogar Vögel im Sprunge fängt und verſchlingt; eine wilde Katze, welche den wilden Thieren auf die Augen zuſpringt und ſie auskratzet [37]).

Der Herr Trembley hat eine Art Polypen entdeckt, die um ihren Kopf bey ſechzig kleine Hörner oder Federn haben, welche ſie einziehen und auslaſſen können. Mit dieſen ausgelaſſenen Federhörnern machen ſie im Waſſer eine beſtändige Bewegung in die Runde, als mit einem Mühlenrade, und verurſachen dadurch im Waſſer einen Strom oder Lauf, welcher kleine Waſſerinſecten herbeyzieht, daß ſie dieſelben erreichen, und mit ihren vielen Armen fangen und zum Munde bringen können [38]).

Wer ſollte glauben, daß ein Thier, welches keine Füße, Flügel, Hände oder dergleichen Werkzeuge hat, Vögel fangen kann? daß ein Thier, welches keine Zähne hat, ſich an ein Thier mit Schnabel, Beinen und Klauen, oder mit Schuppen und Fittigen, waget? daß ein Thier, welches einen dreymal engern Hals hat, als ſeine Beute dick iſt, dieſelbe dennoch fangen, verſchlingen und verdauen kann? Dennoch trifft alles dieſes bey denjenigen Schlangen ein, welche auf der Erde liegen, oder ſich auf die Bäume winden, und da als todt liegen oder hangen, bis ſie ihre Gelegenheit erſehen, einen Vogel, oder Fiſch aus dem darunter flieſſenden Waſſer mit einem Sprunge zu erſchnappen, und ſo lange daran zu ſaugen, bis ſie ihre Kehle erweitert haben, und der große Brocken hinein gleitet [39]).

Der Ameisräuber [Myrmeleon formicarium] iſt ein Thierchen, das zu keiner Bewegung ſonderlich geſchickt iſt, als rückwärts zu kriechen, und ſich ſo in den Sand einzugraben; dennoch muß er von kleinen Inſecten leben. Wie? wartet er denn, bis ihm dieſe

ins Maul fliegen? oder womit zieht er ſie herbey? Er gebraucht ſich einer ganz beſondern Erfindung. Er kriecht nämlich im Sande, nicht weit von einem Ameiſenneſte, rückwärts in einer Schneckenlinie herum, und wirft ihn dabey beſtändig nach dem Umkreiſe, bis er in die Mitte kömmt. Dann ſchaufelt und ſprenget er den Sand mit ſeinem Kopfe und mit ſeiner Fangzange aus dem Mittelpunkte der Grube rund umher, bis die Grube einem Trichter ähnlich ſieht. Kömmt nun eine Ameiſe, oder ein anders Inſect, innerhalb des Umkreiſes von ſeinem Trichter: ſo erregt der Ameisräuber, durch ſein Schaufeln und Sprengen, einen Sandregen, der das Inſect in die ohne das abſchüßige Grube und deren Mittelpunkt hinein treibt, bis er es mit ſeiner Fangzange erreichen, und ausſaugen, oder vielmehr auspumpen kann; da er denn die ledige Hülſe, durch eben ſolches Schaufeln, wieder aus ſeiner Grube hinaus wirft [40]). Ich frage einen jeden, wenn das Thierchen hätte zu ihm kommen, und ſich bey ihm Raths erholen können, wie es doch bey ſeiner Bildung am beſten zu ſeinem benöthigten Futter gelangen könnte: ob er ihm einen ſo geſchickten Rath und Anſchlag zu geben gewußt hätte?

[40]) Siehe von dem Fiſchhabichte Catesby T. I. p. 2. und von der Meerſchwalbe und andern p. 88. [Herr O. C. R. Silberſchlag erzählt (in den Schr. der Berl. Geſ. II B. S. 266. §. 53.) ein Beiſpiel „wie genau dieſe Thiere den Ort treffen, auf welchen ſie zielen, da der geringſte Fehlſchlag mit Flügeln oder Schwanze ſie nicht nur zu Fehlſchüſſen verleiten, ſondern auch zuweilen in Lebensgefahr ſtürzen würde — Er beobachtete einen Adler, der über dem See bey Kloſter Lehnin, ohngefähr in einer Höhe von 400 Fuß, umher flog. Dieſer erblickte einen Fiſch. Augenblicklich zog er ſeine weit ausgeſpannten Flügel zuſammen, und ſtürzte, etwa unter einem Winkel von 20 Graden, herab, ſo ſchnell, daß man kaum ſeine Geſtalt unterſcheiden konnte. Man erwäge, daß

hier

hier nicht nur auf die dem ſchrägen Falle angemeſſene Einziehung der Flügel, ſondern auch auf die Geſchwindigkeit und Richtung, die er von ſeinem vorigen Fluge noch übrig behalten, zu rechnen iſt, wenn man die Bahn zum voraus beſtimmen wollte, und wie leicht würde man da fehlen. Doch, der Adler verfehlte den Fiſch nicht. Es hätte auch leicht geſchehen können, daß er, bey ſo kurzen Füſſen, um den Fiſch zu fangen in das Waſſer hineingeſchoſſen und durch Benetzung ſeiner Flügel umgekommen wäre. Allein, ſehr nahe über dem Waſſer breitete er ſeine Flügel auf einmahl wieder aus, griff den Fiſch, der ſo groß als etwa ein Karpfe war, und flog mit langſamer Schwingung ſeinem Aufenthalte zu.“]

34) Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 214.

35) Swammerdam T. II. p. 448.

36) Catesby T. I. p 2 & 87. Lowthorp's Abridgment T. III. p. 589. [Ein Aehnliches berichtet S. G. Gmelin von einer dem Nordvogel gleichenden Meven-Art, welche daher bey den Ruſſen der Räuber genannt worden, da ſie andere Meven verfolgt, bis dieſe die zu ſich genommenen kleinen Fiſche wieder von ſich geben, die dann von jener verſchlungen werden. Reiſe durch Rußland. I Th. p. 72.]

37) Siehe von den ſpringenden Spinnen, Hoockii Micrographiam (in der Deſcription of CCC. Animals I. p. 64.), von den Kröten, Klein Quadrup. Hiſt. Nat. p. 123. von der wilden Katze, Seba T. I. Tab. XXX. 2.

38) Henry Baker's natural Hiſtory of the Polype, Lond. 1743. 8 p. 22.

39) Henry Jones Abridgm. of the Philoſoph. Transact. Vol. V. P. II. p. 179 ſqq. Seba T. II. tab. LVI. 3. LXIV. 1. LXVIII. 4. LXXIII. 1. Catesby. T. II. p. 43.

40) Dieſes iſt wohl nirgend genauer beſchrieben, als bey dem unermüdeten Naturforſcher, Hrn. Röſel, im Supplement Tab. XVII - XXI. §. 4. 6.

§. 22.

Gewiß, es liegt auch in den Trieben der Raubthiere eine unverbeſſerliche Kunſt, und vollkommen kluge An-

wendung der Mittel zu dem Zwecke, wozu dieſe Thiere beſtimmt ſind. Man darf nur den Zweck zur Aufgabe machen, und allen menſchlichen Witz, alle Erfahrung und Wiſſenſchaft zu Hülfe nehmen; ſo wird man finden, daß es nicht möglich ſey, etwas geſchickters auszudenken.

Unterrichtet mir doch die Spinne, wie ſie der fliegenden Inſecten zu ihrer Nahrung bequemer habhaft werden könne, als durch ihr Gewebe, oder wie ſie ihr Gewebe ſelbſt vortheilhafter anlegen könne. Wiſſet ihr derſelben Rath zu geben, wie ſie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauſes zur andern, von einer Höhe dieſſeits des Waſſers zu einer andern jenſeits des Waſſers, hinüber bringen und anheften ſoll? Ich glaube, unterdeſſen, daß ihr nur ein leidlich Mittel erſinnen wolltet, wäre die Spinne ſchon zehnmal, wohin ſie ſeyn ſoll; ſie ſchießt ihre Strickleitern nur mit dem Winde aus, ſo haften ſie, wo ſie ſollen, wenigſtens an einem dienlichen Orte. Soll das Gewebe etwa lieber horizontal ſeyn? das wäre vielleicht der Spinne leichter. Man findet dergleichen endlich wohl einmal, aber ſehr ſelten. Ein angeſehener Freund aus Dresden berichtet mir, daß er einſt ein horizontal-Spinnengewebe, über eine im Topf geſetzte Baſilicum-Pflanze, darunter ſich die Fliegen zu verbergen pflegen, beobachtet hätte. Ich kann nicht ſagen, von welcher Art dieſe Spinne geweſen ſeyn mag: aber die Nachricht machte mich doch aufmerkſamer. Und ich habe nachher ſelbſt auf dem Platze hinter meinem Hauſe, wo man Schnüre für die Wäſche geſchoren hatte, ein horizontales Gewebe einer gemeinen Spinne zwiſchen dieſen Schnüren beobachtet. Unterdeſſen glaube ich doch nicht, daß ſolches oft geſchehe. Die Inſecten fliegen nicht ſo viel auf- und niederwärts, als hin und her. Sie würden alſo größtentheils darüber hinfahren, oder unten wegfliegen,

wenn

wenn das Gewebe horizontal wäre. Auch eine schiefe Lage wird so viel nicht ins Netz bringen, als die senkrechte, welche die Spinne erwählt. Soll das Netz dichter, soll es lockerer, soll es hie und da dicker oder dünner seyn? Ich fürchte, wenn die äußeren Fäden nicht vielmal dicker wären, als die innern, (wie es die Spinne zu machen pflegt) oder wenn es inwendig dichter wäre, als es ist: jeder Wind würde das dichtere Gewebe besser fassen, und von denen dünnen äußern Fäden, die das ganze Gewebe halten sollen, abreißen; und so wäre alle Arbeit vergebens. Wäre es aber lockerer und dünner, so würde sich nichts darinn verwickeln.

Wisset ihr ein besseres und leichteres Mittel anzugeben, wie die Spinne, ohne Hände und Werkzeuge, ihre Fäden zusammen heften soll? Werdet ihr dieselbe, bey jeder Verbindung, einen Knoten schlagen lehren, oder ihr einen Flohr zum Muster weisen, wie sie den Einschlag durchflechten muß? sie wird euch auslachen: sie braucht keinen Stuhl, keine Spuhle, keinen Kamm, keinen Durchschuß des Fadens, keine Knoten: ihre hintern Füße können den Faden im Blinden heraus holen und dehnen, und ihr Hintrer denselben in gebührendem Abstande anheften. Soll die Spinne etwa nicht in der Mitte des Gewebes, sondern in einer Ecke, im verborgenen Winkel, als auf der Laure sitzen? Ihr rathet der Spinne übel: sie ist in der Mitte, nach allen Seiten am nächsten zu ihrem Raube, und hat in dem Mittelpunkte das zarteste Gefühl von aller Bewegung, die im Umkreise ihr Netz berühret. Soll sie ihr Netz krauser und verworrener machen? Jede Weberey, die von der regelmäßigen und kreisförmigen abgeht, wird der Spinne mehr Mühe, Zeit und Materie kosten, als diese ordentliche. Wenn aber ein Thierchen in ihr Netz gekommen ist, wie wird es die Spinne machen, daß es

ſich nicht wieder los reißt? Sehet ihr nur zu; ihr werdet euch verwundern: in einem Augenblicke ſprützet ſie ſo viele zähe Fäden über das Thier her, und drehet es mit den Füßen darinn herum, daß es, als in einem weißen Sterbekittel eingekleidet und eingewickelt, ſich nicht weiter regen kann; und dann hängt ſie es auf, bis ihr der Hunger ankömmt.

§. 23.

Man ſieht zwar aus aller dieſer in die Raubthiere gepflanzten Klugheit, daß ſie von dem weiſeſten Urheber der Natur mit beſonderer Fähigkeit ausgerüſtet ſind, das zu thun, was ſie thun; aber man erkennet doch auch zugleich, daß ſie nicht da ſind, einige Arten von Thieren ganz auszurotten, ſondern nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre Anzahl in gewiſſe Schranken, und in ein bequemes Verhältniß zu ſetzen. Die Raubthiere mußten alſo auch da ſeyn, und konnten in der Naturkette nicht wegbleiben; ſie gehörten mit zur Mannichfaltigkeit und Vielheit des Lebens in der Welt. Aber da ſie auf Unkoſten anderer Arten leben mußten, ſo ſind ihnen von dem weiſen Schöpfer enge Schranken geſetzt. Es iſt längſt bemerkt worden, daß die ſchädlichſten und ſtärkſten Raubthiere, als Löwen, Tiger u. d. gl. mit keiner beſondern Kunſt oder Liſt begabt ſind; daß ſie ſich nicht ſo ſtark vermehren, als andere; und daß ſie ſich unter einander ſelbſt aufreiben; oder daß wenigſtens ihre junge Brut andern häufig zur Speiſe dienen muß; wie die jungen Crocodile von Fiſchen häufig weggefangen werden. Manchen iſt auch ein beſonderer Zaum angelegt, der ſie nicht allzuviel Verwüſtung anrichten läßt: entweder, daß ſie den Winter hindurch ſchlafen, oder daß ſie ihre erhaſchte Beute langſam verdauen, und alſo daran zu zehren haben, wie die Schlangen und Crocodile, welche die Thiere ganz verſchlucken; oder daß ſie ſich

ſehr

ſehr auf das Hungern verſtehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verſchluckt auch wohl große Steine und Stücke Holz, wenn er ſonſt nichts hat, nur daß der Magen nicht zuſammen ſchrumpfe: er iſt dabey ſo ſteif und unbiegſam, daß er ſich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm alſo die meiſten leicht entwiſchen [41]). Einige ſind auch, die ſich im Falle der Noth, ſtatt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder ſonſt etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raubthiere alle Vortheile zuſammen, nämlich Größe, Stärke, Werkzeuge, Geſchwindigkeit, Liſt, Kunſt, nebſt fruchtbarer Vermehrung, beigeleget wären; ſo würde ſolches zum größten Nachtheile anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilgt haben. Aber nun iſt alles dieſes vertheilt und gemäßigt, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältniß.

Zu dieſem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den ſchwächern Thieren zu ihrem Schutze gegönnt ſind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen, ſich zu wehren, und wiſſen ſie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; ſie kennen die Blöße und Schwäche ihres Feindes; oder es kömmt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geſchwindigkeit, Kunſt, Vorſicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von dieſen Vertheidigungsmitteln iſt jeder leidenden Art ſo viel beigelegt, daß es zureichet, aller Macht, Hurtigkeit und Liſt ihrer Feinde das Gegengewicht zu halten, und ihnen ſo viele zu entreißen, welche die Art beſtändig in gleichem Verhältniſſe der Vielheit fortpflanzen können. Dieſe Ordnung in der Natur verhält ſich, nach des Herrn Plüche artigen Vergleichung, wie die Verordnungen der Fiſcherey in einem weiſen Regimente, welche den Fiſchern zwar Netze

ſich nicht wieder los reißt? Sehet ihr nur zu; ihr werdet euch verwundern: in einem Augenblicke ſprützet ſie ſo viele zähe Fäden über das Thier her, und drehet es mit den Füßen darinn herum, daß es, als in einem weißen Sterbekittel eingekleidet und eingewickelt, ſich nicht weiter regen kann; und dann hängt ſie es auf, bis ihr der Hunger ankömmt.

§. 23.

Man ſieht zwar aus aller dieſer in die Raubthiere gepflanzten Klugheit, daß ſie von dem weiſeſten Urheber der Natur mit beſonderer Fähigkeit ausgerüſtet ſind, das zu thun, was ſie thun; aber man erkennet doch auch zugleich, daß ſie nicht da ſind, einige Arten von Thieren ganz auszurotten, ſondern nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre Anzahl in gewiſſe Schranken, und in ein bequemes Verhältniß zu ſetzen. Die Raubthiere mußten alſo auch da ſeyn, und konnten in der Naturkette nicht wegbleiben; ſie gehörten mit zur Mannichfaltigkeit und Vielheit des Lebens in der Welt. Aber da ſie auf Unkoſten anderer Arten leben mußten, ſo ſind ihnen von dem weiſen Schöpfer enge Schranken geſetzt. Es iſt längſt bemerkt worden, daß die ſchädlichſten und ſtärkſten Raubthiere, als Löwen, Tiger u. d. gl. mit keiner beſondern Kunſt oder Liſt begabt ſind; daß ſie ſich nicht ſo ſtark vermehren, als andere; und daß ſie ſich unter einander ſelbſt aufreiben; oder daß wenigſtens ihre junge Brut andern häufig zur Speiſe dienen muß; wie die jungen Crocodile von Fiſchen häufig weggefangen werden. Manchen iſt auch ein beſonderer Zaum angelegt, der ſie nicht allzuviel Verwüſtung anrichten läßt: entweder, daß ſie den Winter hindurch ſchlafen, oder daß ſie ihre erhaſchte Beute langſam verdauen, und alſo daran zu zehren haben, wie die Schlangen und Crocodile, welche die Thiere ganz verſchlucken; oder daß ſie ſich

ſehr

ſehr auf das Hungern verſtehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verſchluckt auch wohl große Steine und Stücke Holz, wenn er ſonſt nichts hat, nur daß der Magen nicht zuſammen ſchrumpfe: er iſt dabey ſo ſteif und unbiegſam, daß er ſich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm alſo die meiſten leicht entwiſchen [41]). Einige ſind auch, die ſich im Falle der Noth, ſtatt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder ſonſt etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raubthiere alle Vortheile zuſammen, nämlich Größe, Stärke, Werkzeuge, Geſchwindigkeit, Liſt, Kunſt, nebſt fruchtbarer Vermehrung, beigeleget wären; ſo würde ſolches zum größten Nachtheile anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilgt haben. Aber nun iſt alles dieſes vertheilt und gemäßigt, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältniß.

Zu dieſem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den ſchwächern Thieren zu ihrem Schutze gegönnt ſind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen, ſich zu wehren, und wiſſen ſie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; ſie kennen die Blöße und Schwäche ihres Feindes; oder es kömmt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geſchwindigkeit, Kunſt, Vorſicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von dieſen Vertheidigungsmitteln iſt jeder leidenden Art ſo viel beigelegt, daß es zureichet, aller Macht, Hurtigkeit und Liſt ihrer Feinde das Gegengewicht zu halten, und ihnen ſo viele zu entreißen, welche die Art beſtändig in gleichem Verhältniſſe der Vielheit fortpflanzen können. Dieſe Ordnung in der Natur verhält ſich, nach des Herrn Plüche artigen Vergleichung, wie die Verordnungen der Fiſcherey in einem weiſen Regimente, welche den Fiſchern zwar Netze

zum Fange zugeſtehen, aber auch deren Weite beſtimmen, damit die kleinern oder mittlern Fiſche durch die lockeren Netze entwiſchen können, und allemal genug übrig bleiben [42]). Ich füge nur hinzu, daß zu ſolcher menſchlichen Vorſicht kein tieferes Erkenntniß nöthig iſt, als nur die Größe der Fiſche zu wiſſen. Aber es erforderte eine vollkommen deutliche Vorſtellung aller Wirkungen, welche eine jede Beſchaffenheit, Kraft oder Fertigkeit der Thiere, in der Verknüpfung der Welt, zum Schaden oder zur Rettung hervorbringen würde; wenn anders darunter ein beſtändig gleiches Verhältniß getroffen werden ſollte. Darinn drückt ſich alſo ein göttlicher Verſtand des Schöpfers und Regierers der Welt aus.

Ich will hier von demjenigen Schutze der Thiere nicht ſagen, wenn ſie, ſelbſt durch ihre Farbe, von der benachbarten Erde, dem Graſe, Laube oder Aeſten, kaum zu unterſcheiden ſind; denn dazu thun die Thiere ſo ferne ſelbſt nichts. Aber manche Raupen finden dadurch Sicherheit, daß ſie ſich ſtets auf der unteren Seite des Blattes aufhalten; wie ich dergleichen weiße Raupen auf der untern Seite des Ellernlaubes oft bemerkt habe, welche ſonſt wegen ihrer Farbe leicht ins Geſicht fallen würden, wenn ſie die obere Seite beſtiegen.

Die Blattwickler ſind ſobald nicht aus dem Ei gekrochen, ſo wickeln ſie mit ihrem Geſpinnſte ein Blatt zuſammen, darinn ſie verdeckt ſeyn können; nur daß ſie vorne und hinten, zum Ausgehen und zum Auswurfe, eine Oeffnung laſſen. Ihre Kunſt, das Blatt immer näher zuſammen zu ziehen, iſt merkwürdig. Denn indem ſie auf die erſten längſten Fäden in der Mitte treten, ſo biegen ſie dieſelben durch ihre Laſt, und holen die Ränder des Blattes, woran die Enden der Fäden geheftet ſind, näher zuſammen. Da kann denn die Raupe ſchon einen kürzern Faden von einem

Rande

Rande zum andern ziehen, und wieder darauf treten, bis ſich die Ränder ganz zuſammen rollen und heften laſſen [43]).

Andere geſellige Raupen arbeiten gemeinſchaftlich an einem Geſpinnſte, das verſchiedene Blätter zuſammen holet; woraus ſie zwar nach ihrem Futter zu andern Blättern kriechen, aber doch nicht ſo weit, daß ſie ſich nicht bald in ihre Verſchanzung zurück ziehen können [44]).

Eine Kleider- und Pelzwerkmotte ſpinnet ſich alſobald ein enges Gewand, deſſen Oberzeug von demſelben wollenen oder haarnen Stoff genommen iſt, wovon ſie lebt. Daher iſt es denn von dem Zeuge ſelbſt nicht zu unterſcheiden, und vom grünen Tuche grün, vom blauen blau, vom rothen roth; daß es ſeinen Einwohner nicht verrathen kann. Das inwendige Futter aber macht die Motte von ihrer eigenen weißlichten Seide, worinn ſie denn auch deſto ſanfter wohnt. Wenn ihr aber das erſte Kleid zu enge werden will, ſo verfertiget ſie ſich bald ein neues, das weiter iſt [45]). Sie bringen alſo die Kunſt, ihre Kleider zu weben, mit ſich auf die Welt; welche ihnen nicht allein zum Schutze wider die Luft, ſondern auch wider ihre Verfolger, nöthig war. Es giebt auch auf den Bäumen dergleichen mottenartige Würmer, die ſich in ein Gehäuſe oder eine Hülſe einnähen, und ſo an den Blättern hangen und nagen, auch damit weiter gehen können. Andre Maden laſſen einen Schaum von ſich, der ſie über und über bedeckt. Andere bauen ſich bald von zernagtem Graſe und Halmen, bald von länglichen Holzſpänen, welche ſie abgekiefet, bald von Sandkörnerchen, bald von kleinen Schneckenhäuſerchen, eine cylindriſche Wohnung, die inwendig tapezirt iſt, und damit ſie weiter kriechen können. Dieſe ſind werth, daß man ſie in Cabinetten

aufbehält: es kann ſie niemand ſehen, ohne die Kunſt, welche darinn bewieſen iſt, und den fertigen Trieb der verachtetſten Thierlein zu ihrem Schutze, höchlich zu bewundern [46].

[41]) Siehe von dergleichen Einſchränkung der Raubthiere eine ſchöne Stelle beym Catesby T. II. p. 63

[42]) Siehe das Spectacle de la Nature T. I. P. I. p. 42.

[43]) Réaumur hat davon ſchon eine artige Anmerkung gemacht in den Mémoires de l'Academie des Sciences. 730. p. 79 ſqq. und dieſe Kunſt der Thierlein in ſeiner Inſectenhiſtorie umſtändlich beſchrieben. Siehe auch Röſels Nachtvögel, IV. Claſſe, n. I. §. 1 ſq.

[44]) Eleazar Albin. Tab. XIX. Röſels I. Claſſe der Tagvögel n. IV. §. 2.

[45]) Réaumur in den Mémoires de l'Academie des ſciences, pag. 201 — 229. Swammerdam Tom. II. p. 780 ſq. Röſels Nachtvögel, IV. Claſſe, n. XVII. §. 1 ſq.

[46]) Röſels Waſſerinſecten, II. Claſſe, tab XIV §. 2. 3. tab. XV. XVI. §. 1. XVII. §. 2. [Waſſereulchen: phryganeae]

§. 24.

Gleichwie aber dieſe ſich, während ihres Wachsthums und ihrer Nahrung, zu verwahren wiſſen, ſo ſchicken ſich faſt alle Inſectenarten, nach erhaltener völligen Größe, zu ihrer Verwandelung mit beſonderer Vorſicht an. Sie entledigen ſich alles Auswurfes, verlaſſen den Ort ihrer Weide, und ſuchen ſich einen geheimen verborgenen Winkel, da ſie die Zeit ihrer Verwandelung in Sicherheit abwarten können [47a]). Ein Theil beſpinnt und bewickelt ſich in Blättern, welche ſie zugleich an den Aſt des Baumes heften, daß ſie im Herbſte nicht mit den andern Blättern zur Erde fallen können; gleich als wenn ſie wüßten, was den Blättern ſonſt nach der Ordnung der Natur *begegnen* muß [47b]). Andere verkriechen ſich nur in

eine

eine Ritze der Rinde, unter das Obdach eines Hauſes, unter das abgefallene Laub, unter die Wurzeln des Baumes, in das Holz oder gar tief in die Erde: und da hat eine jede Art ihr eigenes beſtändiges Modell, wie ſie ſich befeſtigt und ſchützet. Einige hängen ſich nur mit dem Hintertheile an ein wenig Geſpinnſte, und werden ſo hangend zu Puppen; andere ziehen und ſchnüren ſich einen vielfachen Faden um den Leib, daß ſie als Puppen nicht herunter fallen können; andere weben ſich bald ein lockeres, bald ein dichtes Geſpinnſt, welches gleichſam ihr Winterbette ſeyn ſoll: und dieſes Geſpinnſt iſt entweder aus bloßen Fäden gemacht, oder ſie flechten ihre Haare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder abgebiſſene Holzſpäne, oder Erd- und Sandkörnerchen mit hinein, welche die ganze Behauſung von außen bedecken; dagegen inwendig alles mit ſanfter Seide überzogen iſt [48]).

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, ſeine gewiſſe Figur, ſein Maaß und ſeine Zuſammenfügung; alles iſt aufs künſtlichſte gewebt und gewirket; und es iſt dafür geſorgt, daß ſie als Papilions bequem wieder heraus kommen können. Denn, da ſie in dieſem letzteren Zuſtande keine Zähne oder andere Werkzeuge haben, ihr faſt ledernes Gewebe aufzutrennen, oder zu zerreißen: ſo pflegen einige daſſelbe an dem einen Ende, wo ihr Kopf liegt, viel dünner zu machen, daß der Papilion nur mit dem Kopfe andrängen darf, um es zu zertheilen. Wenn man daher ihr Gehäuſe an den Seiten aufſchneidet, und die Puppe umkehrt, daß der Kopf zu liegen kömmt, wo vorhin der Schwanz war, und vermacht hernach das Geſpinnſt wieder; ſo iſt der Papilion nicht fähig, heraus zu kommen [49]). Sie erweichen denn auch die Stelle, wo ſie herauswollen, mit einem Safte, den der Papilion gleich nach abgeſtreifter Puppenhaut

von

von ſich läßt, dadurch der Leimen des Gewebes aufgelöſet wird, daß der Papilion die Fäden deſto leichter mit dem Kopfe von einander trennen kann [50]). Manche beſchließen ſich in ein Ei, das einen rechten Klappdeckel hat, welchen ſie hernach nur abſtoßen [51]). Eine gewiſſe Art Raupen webt ſich ein flaſchenförmiges Gehäuſe, das mit einem künſtlichen Schloſſe an der Thüre verwahrt iſt. Es erheben ſich nämlich von der Ründe des übrigen Gewebes viele ſteife und mit einer Federkraft verſehene Fäden, und laufen in einer Spitze zuſammen: da ſie ſich, als in einem Mittelpunkte, von ſelbſt feſt an einander ſchließen, und alſo durch einen äuſſern Druck nur deſto feſter zuſammen halten, von innen aber leicht aufzudrängen ſind, daß ſie ſich aus einander geben, und dem Papilion einen Ausgang verſtatten; hernach aber, wenn der Vogel aus dem Neſte iſt, ſich von ſelbſt wieder in ihrem Mittelpunkte ſchließen, daß man kaum begreifen kann, wie derſelbe herausgekommen iſt [52]).

Eine ſo mannichfaltige Kunſt, die dieſen Thierchen, zu ihrem nöthigen Schutze und zu ihrer Erhaltung, mit einer angebornen Fertigkeit eingepflanzt iſt, ohne daß ſie ſelbſt dabey Erfahrung, Abſicht, Ueberlegung, Erfindung oder Uebung nöthig haben, iſt kein Werk, das ſeinen erſten Urſprung in einer blinden Natur haben kann, ſondern das deſtomehr, in dieſer blinden Natur, den Verſtand, die Abſicht, Vorſehung und Weisheit des Schöpfers ausdrücket.

47a) [S. de Geers Rede von der Verwandlung der Inſecten: in ſeinen Abhandl. II. B. I. Th. p. 104 u. f.]

47b) Röſels Tagvögel, II. Claſſe, n. III. §. 2. [Das daſelbſt beſchriebene Einſpinnen und Anheften der Blätter betrifft bey dieſer Raupe des deutſchen Weißlings (papil. crataegi

taegi) nur ihre Anſtalt zum Winterſchlafe, ehe ſie völlig ausgewachſen iſt, davon oben §. 18. gehandelt worden. Zu ihrer Verwandlung aber heftet ſie ſich mit einem um den Leib angeſponnenen Faden an einem Zweige feſt, und dieß iſt alſo noch deſto mehr zu bewundern, da dieſelbe Raupe in verſchiedenem Alter ſich auf verſchiedene Weiſe in Sicherheit ſtellet.]

48) Man kann von dieſer letzten Art, wie die Raupen allerley mit in ihr äußeres Geſpinnſt flechten, und die Materie dazu vorher zernagen und zuſammen tragen, einige Beiſpiele beym Hrn. Röſel ſehen, Nachtvögel, II. Claſſe, n VI §. 3. XV. §. 4. XVII. §. 6. XVIII. §. 6. XXII. § 2. XXVI. §. 2. XXXIII. §. 3. XL. § 2. IV. Claſſe, n. XII. § 5 ſq. XIII. §. 5 etc. [Von dem mancherley künſtlichen Betragen, wie ſich die verſchiedenen Arten der Raupen, ehe ſie ſich zur Puppe verwandeln, eine ſichere Lage verſchaffen, giebt der berühmte Reaumur, T. I. P. II. Mém. 10-13. die genaueſten Beobachtungen.]

49) Siehe, was ich oben §. 7. in der 5ten Anmerkung erwähnt habe.

50) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. 6. §. 5. n. XXXIV. §. 10. Supplement Tab. VII. VIII §. 16. p. 53.

51) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. LXII. §. 4. [Phalaena b laneſtris. — Ein ähnliches Kunſtſtück bey einem verſchiedenen Gehäuſe ſehen wir an einem Kornräupchen, welches die ganze Zeit bis zu ſeiner Verwandlung in einem Gerſtenkorne lebt. Dieſes Thierchen nagt, ehe es ſich darinn beſpinnt, einen kleinen runden Deckel aus der harten Schale des Korns, ſo daß ſelbiger nur noch mit einer dünnen Faſer anhängt und auf ſeiner Stelle ſitzend bleibt, da ihn dann nachmals der ausſchlupfende Schmetterling, dem es an Zähnen gebricht ſich durchzufreſſen, nur heraus zu ſtoßen braucht. Reaumur T. II. P. II. Mém. 12. p. 314 ſqq.]

52) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe, n. IV. §. 5 — 9. [Es iſt die Phalaena bombyx pavonia minor: die ähnliche größere Art iſt in Röſels IV. Th. tab. 15. 16 beſchrieben. Von dem Nutzen, welchen dieſe elaſtiſche Stacheln dem Schmetterlinge durch ihren Druck beym Ausſchlupfen leiſten, und daß ſolches ihm zur Entwickelung der Flügel nöthig ſey, wie auch von der künſtlichen Weiſe, wie die Raupe das

Ge-

Geſpinnſte verfertigt, ſehe man die Beobachtungen des Herrn Conrektor Meinekens, im Naturforſcher 8. St. p. 127 ſqq.]

§. 25.

Außer den Inſecten, wäre noch vieles von den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu ſagen, ſofern ſie ihre Neſter und Gruben nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern auch zu ihrer Sicherheit, aufs vorſichtigſte und künſtlichſte anlegen. Aber das mögte mich zu weit in einen Theil der Naturgeſchichte führen, der ſich ſo leicht nicht beſchreiben läßt, und auch noch nicht umſtändlich und gewiß genug beobachtet iſt. Ich will mich alſo lieber zu denen Mitteln wenden, welche die Thiere gegen ihre wirkliche Verfolgung brauchen.

Da retten ſich nun manche hauptſächlich nur mit der Geſchwindigkeit ihrer natürlichen Bewegung; es ſey, daß ſie durch einen Sprung, Lauf, Flug, oder auf eine andere Weiſe, ihrem Feinde entfliehen. Jedoch bemerkt man auch bey manchen eine beſondere Liſt. Wenn der Haſe ſpüret, daß die Hunde ihn beinahe eingeholet haben; ſo fällt er geſchwind nieder, daß der Hund in der Heftigkeit ſeines Laufes über ihn hinfährt; und dann läuft er rück- oder ſeitwärts; ja, er thut Sprünge hin und her, daß der Hund die Spur verlieren ſoll. Der graue Caſuar mit einem Straußenſchnabel läuft, wenn er gejagt wird, im Sickſack, daß die geſchoſſenen Pfeile deſto eher trügen [53]). Die Waſſervögel tauchen ſchnell unter Waſſer, wenn auf ſie geſchoſſen wird, und kommen erſt weit von dem Orte wieder hervor. Der fliegende Fiſch rettet ſich vor dem jagenden Delphin in ein ander Element, und gebraucht ſich nun ſeiner langen Floßfedern nicht zum Schwimmen, ſondern zum Fliegen in der Luft; bis er ſich mit mehrerer Sicherheit wie-

wieder ins Waſſer begeben kann. Die Blackfiſche, Sepia officinalis und Loligo, führen ein Behältniß mit ſchwarzer Feuchtigkeit bey ſich; und laſſen dieſe Dinte oft ausfließen, entweder wenn ſie in Gefahr ſind, damit ſie der Feind in der finſtern Wolke verliere, und ſie unterdeſſen entwiſchen mögen; oder, wie andere meinen, damit ſie ſelbſt ihre Beute deſto unvermerkter berücken mögen [54]). Die Jungen der ſogenannten Buſchratte [Didelphis dorſigera] ſind von Natur belehrt, ſobald ſie fliehen ſollen, und dazu eine Warnungsſtimme bekommen haben, der Mutter auf den Rücken zu ſpringen, und ihre kleinen Schwänze um deren Schwanz, welchen ſie alsdann ſteif in die Höhe ſtreckt, herum zu ſchlängen, damit ſie ſich auf die Weiſe feſt an die Mutter halten können, wenn ſie mit ihnen davon läuft [55]).

Andere Thiere verlaſſen ſich, gegen den Angriff, auf ihren Panzer oder auf ihre Waffen. Der Armadillo iſt ein langſam Thier, aber er kennt ſeine Stärke und Biegſamkeit. Weil er mit einem Harniſche von harten Knochen verſehen iſt, welcher jedoch, wegen ſeiner Gelenke, eine ſtarke Krümmung leidet; ſo wickelt er ſich mit eingebogenem Kopfe und Füßen als eine Kugel zuſammen, und ſtellet ſie dadurch gegen Klau und Zahn in Sicherheit; und in ſolcher ſichern Rüſtung begiebt er ſich auch, auf alle etwanige Gefahr, zum Schlafe [56]). Das Stachelſchwein hat gleichfalls keine Geſchwindigkeit zu ſeiner Rettung bekommen: aber es ſtellet, durch eben ſolche Krümmung, alle ſeine Spieße in die Runde aufrecht zur Wehre, daß der beißige Feind mit blutigem Maule abgewieſen wird. Sonſt pflegt es auch wohl ſeine ſchwächern Theile, Kopf, Bauch und Füße, in einem hohlen Baum, oder in eine andere Erd- und Felshöhlung zu verſtecken, und den ſtachlichten Rücken und Hintern zum Beſten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen iſt [57]).

Was ſoll ich viel von andern Thieren ſagen, deren Wehr und Waffen bekannter ſind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur ſeine Stärke fühlt, und ſich der verliehenen Werkzeuge, es ſeyn Stacheln oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huf, Scheeren, Zangen, oder ſonſt etwas, zu ſeiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird ſich nicht ſo leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; ſondern es kehrt ihm den Hintern zu, ſieht rückwärts oder durch die Beine durch, und ſchlägt mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf zu Boden fällt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöße, ſondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit ſeinen Hauern. Und ſo machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß jene ſich mit den Hinterbeinen, dieſe mit den Hauern, auswärts gekehrt, in einen Kreis ſtellen, und ihre Jungen in die Mitte nehmen, wenn ihnen ein reißend Thier etwas anhaben will. Der Hund weiſet ſeine Zähne, die Katze hergegen ſtreckt ihre Klauen aus, und hacket dem Hunde damit nach der Schnauze und den Augen. Der Reiger hält dem Falken, der über ihm ſchwebet immer ſeinen ſpitzigen Schnabel entgegen, daß er ſich darinn ſpießen ſoll. Ja, der junge Stier und ein junger Bock will ſchon mit den Hörnern ſtoßen, ehe ſie hervorgewachſen ſind. Sie lernen alſo den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinten nach, wenn ſie dieſelben ſchon haben, ſondern ſie haben dieſe Wiſſenſchaft ſchon vor dem Beſitze der Waffen.

53) Klein Avium Prodromus p. 17. aus des Guil Piſonis Indiae utriusque re naturali & medica, p. 84.

54) Needham Nouvelles obſervations microſcopiques, p. 38.

55) Seba

55) Seba T. I. tab. XXXI. 5. Tom. II. tab. LXXXIV. 4. [Merian. Inſ. Surin. p. 66. tab. 66. Schrebers Säugthiere, III. Th. p. 546. tab. CL.]

56) Seba T. I. tab. XXXVII. n. 2. 3. tab. LIII. 5.

57) Mémoires de l'Acad. des Sciences 1717. p 547 ſqq.

§. 26.

Es iſt noch eine Art von Trieben zu betrachten übrig, welche zur Paarung und Fortpflanzung des Geſchlechts dienet. Dieſen Trieb haben alle Thiere bekommen, bey welchen ſich ein zwiefaches Geſchlecht befindet; und es iſt umgekehrt ſicher: alle Thiere, die einen Trieb zur Paarung haben, finden auch ein ander Geſchlecht in der Welt, damit ſie ſich paaren und Junge erzeugen können; ſo daß alles zu dieſem Zwecke übereinſtimmt. Dieſes Geſchäffte welches die ganze Welt beſtändig belebt, und die Abſicht der Schöpfung unterhält, iſt in allen ſeinen Umſtänden ein Wunder der Natur, und voller Spuren einer göttlichen Weisheit. Ich will nur einige davon, welche meinem Vorhaben am gemäßeſten ſind, berühren.

Erſtlich würde die Fortpflanzung der Thiere nicht erhalten ſeyn, wenn nicht das männliche und weibliche Geſchlecht einer jeden Art die Brunſt zu einer Zeit empfände. So aber ſucht und lockt eins das andere in einem gewiſſen Zeitmaaße, und ſie ſtillen ihre Begierden beiderſeits an einander mit gemeinſchaftlicher Luſt. Wie verſchieden iſt aber nicht dieſe Zeit in ſo vielen tauſend Arten der Thiere? und dennoch muß man geſtehen, daß keine einzige andere Zeit für jede Art bequemer ſeyn könnte; wenn man ſie nach der Lebensdauer der Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkeit, und nach dem Verhältniſſe des Jahres zu dem Unterhalte der geborenen, ausgebrüteten, oder ausgekrochenen Jungen abmeſſen will.

Wenn ſich denn die Natur bey jedem regt; ſo iſt dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier den Gatten ſeiner Art kennet, und von allen andern unterſcheidet, ungeachtet eine ſolche Aehnlichkeit unter manchen Arten von vierfüßigen Thieren, noch mehr aber unter den Vögeln und Fiſchen, und am meiſten unter den Inſecten anzutreffen iſt, daß wir Menſchen, mit aller ſorgfältigen Beobachtung, Mühe haben, eine Art nicht mit der andern zu verwechſeln. Wenn alſo die Thiere nicht von Natur ein klares Bild und Unterſcheidungszeichen ihrer Art, und des andern Geſchlechts in ihrer Art, hätten, und dieſes vor allen andern liebten; ſo würde eine wilde Vermiſchung unter den Thieren entſtehen, alles nach gerade ausarten, und viele Baſtarte und Misgeburten in die Welt geſetzt werden; welches der Vollkommenheit und Glückſeligkeit der Lebendigen entgegen liefe. Daher denn auch ſolcher Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfruchtbarkeit der Baſtarde vorgebeugt worden [58]).

Dieſe Kenntniß ſeiner Art iſt um ſo viel mehr an den Thieren zu bewundern, wo das Weibchen an der Geſtalt und Farbe dem Männchen nicht ähnlich iſt, wie man inſonderheit bey vielen Vögeln, Fiſchen und Inſecten wahrnimmt; wo man die beiden Geſchlechter leicht für ganz verſchiedene Arten halten mögte. Ein beſonderes Beiſpiel geben uns davon gewiſſe Papilione, deren Weibchen gar keine Flügel haben, und den Wanzen faſt ähnlich ſehen [59]). Andere Inſecten-Weibchen ſollte man gar kaum für ein Thier, ſondern, nach ihrer Geſtalt und Unbeweglichkeit, viel eher für eine Art Galläpfel halten. Dennoch gehen die Männchen zu keinem der fliegenden, ihnen ſelbſt weit ähnlichern Inſecten-Weibchen auf die Freyte, ſondern gatten ſich allein

allein mit einem ungeſtalten Wanzen- oder Gallen-ähnlichen Weiblein [59b]).

Ich habe mich auch oft darüber gewundert, wie die Thiere das andere Geſchlecht ihrer Art, ſchon von ferne an der bloßen Stimme kennen. Nun ließe ſich dieſes noch wohl begreifen, wo beide Geſchlechter ſtets beiſammen ſind, beide eine ähnliche Stimme von ſich geben: aber unter den Vögeln, Heuſchrecken, Grillen u. ſ. w. locket mehrentheils nur ein Geſchlecht, und läßt den Laut nicht eher von ſich hören, als bis es zur Paarung rufen will. Wie kennet denn das junge Nachtigallweibchen, in dem Walde, unter dem mancherley Gezwitſcher von ſo vielen Vögeln, ſeines Bräutigams Stimme von weitem? und warum verführt dieſer liebliche Ton nicht hundert andere Vögel verſchiedener Art, daß ſie alle zu dieſem Sänger eilen, und ſich um deſſen Verbindung bewerben? Bey den Grillen iſt es noch ſonderbarer, daß ſie die Stimme ihres Gatten von weitem kennen, da vorher jedes Geſchlecht einſam in einer eigenen Höhle wohnet, und da ſie niemals dergleichen Getöſe gehört haben. Wer ſagt es ihnen denn, daß dieſes ein Ruf ihres Gleichen zur Paarung ſey, damit ſie ſich nach dem Orte hinbegeben?

[58]) Ich will zwar nicht ſchlechterdings läugnen, daß ein Baſtard fruchtbar ſeyn könne. Wenigſtens hat uns der Herr Balthaſar Sprenger in ſeinen Opuſculis phyſicomathematicis, in der II. Abhandlung, aus eigenen unläugbaren Verſuchen, bezeugt, daß er von einem Weibchen aus dem Geſchlechte der Canarienvögel und einem Hänfling Junge gezogen, die ſich ſchon ins vierte Glied vermehrt haben. Allein, dieſe ſcheinen auch nur verſchiedene Landesleute einer Art zu ſeyn. S. Joh. Leonh. Friſchens Vorſtellung der Vögel, I. Claſſe, III. Abtheil. und das nimmt mich eben ſo wenig Wunder, als wenn unter Menſchen weiße und ſchwarze ſich paaren, und deren Kinder wiederum fruchtbar ſind. Der V.

Bouvet ſchreibt in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von den Mauleſeln, daß ſie nur, wie die Elephanten, alsdenn unfruchtbar wären, wenn ſie ihre natürliche Freiheit nicht hätten; hergegen in der Tartarey und in Sina, wo ſie frey herum giengen, auch ihr Geſchlecht fortpflanzten. Allein, es iſt wohl gewiß, daß dieſes natürliche Thiere ſind, welche der Geſtalt der Mauleſel nahe kommen, und daher zu dieſer Nachricht Anlaß gegeben haben; wie ich mich erinnere in Hrn. Gmelins Reiſebeſchreibung und anderwärts geleſen zu haben. [S. Gmelins Reiſe durch Sibirien II. Th. p. 107. Es iſt der Dſchicketät, equus hemionus, welchen Herr Prof. Pallas in den Nov. Comment. Petrop. T. XIX. p. 394 ſqq. ausführlich beſchreibt, und davon tab. 7. die Abbildung liefert.] Der berühmte Hr. Doctor Hebenſtreit, der die innere Beſchaffenheit der Mauleſel genauer zu unterſuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat ſie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. [S. Schrebers neue Cameralſchriften 6. Th. p. 587 ſqq — Sie ſind es doch nicht gänzlich. Unter andern führt der Graf von Buffon Hiſt. nat. Suppl. T. III. p. 16 ſqq. wohl beſtätigte Zeugniſſe an, daß zu St. Domingo eine Mauleſelin ein Junges geworfen. Es ſahe den Eſeln gleicher als den Mauleſeln, war alſo vermuthlich von einem Eſel erzeugt. Herr v. B. zweifelt auch, daß Mauleſel, mit einander begattet Junge hervorbrächten.] Unter den vierfüßigen Thieren verſchiedener Arten ſoll es auch mehrere Vermiſchungen geben, als von einem Eſel und einer Kuh in der Barbarey, woraus ein ungehörntes Laſtthier Kumrah genannt, entſteht, von welchem Shaw in ſeiner Voyage dans pluſieurs Provinces de la Barbarie et du Levant, welche aus dem Engl. überſetzt im Haag 1743. 4. herausgekommen iſt, in den Obſervations phyſiques ſur les royaumes d'Alger. T. I. cap II. p. 309. Nachricht giebt. Der Herr Hallen ſchreibt Tom. I. p. 306. von dem Ziegenbocksgeſchlechte: Dieſe Thiere ſcheinen eben ſo viele Aehnlichkeit mit den Schaafen zu haben, als der Eſel mit dem Pferde: und der Ziegenbock belegt das Schaaf eben ſo gerne, indem ſich der Widder unterdeſſen, wegen des Nachſehens, wieder von der Ziege ſchadlos halten läßt. Zuweilen erfolgten davon einige Ausartungen, die Geſchlechter aber bleiben dennoch immer unterſchieden. [Der Graf von Buffon hat aus der Vermiſchung

eines

eines Bocks mit einem Mutterſchaafe 8 Junge erhalten. Hiſt. Nat. Suppl T. III. p. 3. — Herr Pallas hat einen Steinbock geſehen, welcher eine Heerde Haus-Ziegen führte, und mit ihnen viele Junge erzeugt hatte, die den Müttern am meiſten glichen. Dergleichen Vermiſchung, ſagt er, geſchehe auch oft bey den Kirgiſen. Spicil. faſc. XI. p. 33.] Meine Leſer werden dieſe Beiſpiele von Vermiſchungen zur weitern Unterſuchung annehmen: denn man kann in dergleichen Berichten von Baſtarden nicht vorſichtig genug ſeyn. Döbel in ſeiner Jäger-Practica I. Th. p. 35 a. bezeugt, daß er eine ſchwarze zahme Wölfinn in Deſſau mit einem Hetzhunde zugelaſſen, welche 6 todte Junge davon im Leibe gehabt, und bey dem Wölfen crepirt ſey. Dieſes beſtätiget auch Catesby von Carolina (nach der mir jetzt in die Hände fallenden deutſchen Ueberſetzung, Bogen K, 1 a.), daß daſelbſt vorhin bey den Indianern die Wölfe, ſtatt der Hunde, Hausthiere geweſen: nachher hätten ſich dieſe Wölfe mit den europäiſchen Hunden vermiſcht und ſich vermehrt. Es iſt dabey doch merkwürdig, daß die europäiſchen Hunde, welche nicht von der Vermiſchung mit Wölfen herkamen, diejenigen, die davon entſproſſen, nicht wohl leiden konnten, und ſolche, wenn ſie ihnen aufſtießen, anfielen, da ſich denn die Wolfart nur bloß vertheidigte, und mit eingezogenem Schwanze des andern Wuth zu entgehen ſuchte. Obgenannter Döbel III Th. p. 177 a. fin. ſagt auch, daß die Vermiſchung eines Fuchſes mit einer zahmen Katze angehe: aber dem Hrn. Büffon haben ſeine Verſuche mit einem Hunde und einer Wölfinn ſo wenig als mit einem Fuchſe und einer Hündinn, und mit Haſen und Kaninchen, gelingen wollen. S. III. Th. I. B. p. 116 ſq. II. B. p. 170 und p. 34. ſq. [Nachmals meldet er doch, daß der Marquis von Spontin-Beaufort, zu Namur, von einem Hunde und einer Wölfinn 4 Junge erhalten habe. Hiſt. Nat. Suppl. T. III. p. 9. Auch hat in England eine Hündinn, mit einem Wolffe begattet, zehn Junge geworfen, die den Wölfen ziemlich ähnlich waren, wie Pennant berichtet: Synopſ. of quadrup. p. 144.*] Wölfe und Hunde ſind alſo wohl gewiß Thierarten, die einander ſo nahe kommen, als Hänflinge und Canarienvögel, und alſo ihr vermiſchtes Geſchlecht fortpflanzen. Jedoch wäre zu unterſuchen, ob auch dieß vermiſchte Geſchlecht etwa wieder in eine reine Art zurückſpringt, wenn ein Weibchen von der reinen Art ſich mit der gemiſchten begattete. Wenig-

ſtens ſchreibt der Herr Archiater von Linné, Amoenitt. Tomo VI. p. 14. Hybridae plantae et animantes, propagatae per plures generationes, ſenſim ad matris naturam redeunt. Und ſo unterhält man in Schweden die gute Schaaf- und Ziegenart durch friſche ſpaniſche Widder und friſche angoriſche Böcke. Wenn aber ſpaniſche Schaafe und angoriſche Ziegen mit ſchwediſchen Widdern und Böcken belegt werden; ſo bleibt Wolle und Haar ſo ſturre, wie der Väter. S. daſelbſt p. 13. Deswegen behauptet er in Diſſ. de Sexu Plantar. Petrop. 1760. 4. p. 9 ſq. von Pflanzen ſowohl als Thieren, die Subſtantia corticalis ſey vom Vater, die medullaris aber von der Mutter. Was im Pflanzenreiche für Vermiſchungen und Baſtarderzeugungen möglich ſind, hat der Herr Köhlreuter noch mit mehrern ſchönen und künſtlichen Verſuchen bewieſen in der Nachricht von einigen das Geſchlecht der Pflanzen betreffenden Verſuchen. Leipz. 1761. 8. und in der Fortſetzung 1763. 8. Man ſieht aber aus allen: die Natur will von ſelbſt keine neue und ſich fortpflanzende Baſtardarten in der Welt haben. Die Thiere werden ſich in voller Freiheit nicht mit fremden Arten begatten; und wenn man Thiere und Pflanzen durch Zwang und Kunſt dahin bringt, ſo ſchlagen ſie endlich wieder ins mütterliche reine Geſchlecht hinein. Wenn dieß nicht wäre: ſo würden wir längſt die ächten Thiere und Pflanzen verloren haben, und lauter Baſtarde oder Misgeburten wahrnehmen. Siehe auch Röſels Gedanken davon, Tagvögel II Claſſe n. V. § 5. Die Verſuche der Menſchen an den Thieren ſind indeß nicht zu tadeln; nicht allein, weil ſie von einigen Baſtarden einen guten Gebrauch machen können, ſondern auch um dem Geheimniſſe der Erzeugung etwas näher zu kommen. Was aber aus der brüſſelſchen Paarung eines Kaninchens mit einer Henne, zweier ganz verſchiedenen Thierarten, davon ich in der zwoten Ausgabe Erwähnung gethan, weiter heraus gekommen ſey, das habe ich noch nicht erfahren können, und will alſo lieber davon ſchweigen. [Gewiß iſt aus der Vermiſchung von Thieren, die ſo in ihrem ganzen Baue von einander abweichen, daß ſie ſogar zu verſchiedenen Klaſſen gerechnet werden müſſen, nichts zu erwarten. Ja auch von denen, die zwar zu einer Klaſſe gehören, aber doch an äußern und innern Theilen zu ſehr verſchieden ſind, können wir noch an der fruchtbaren Vermiſchung zweifeln. Der Baſtard von einem Eſel und einer Kuh, oder einem Stier und

einer

einer Stute, iſt noch unerwieſen: wenigſtens hat man einige, die dafür ausgegeben worden, unterſucht, und gefunden, daß es nur die ungewöhnlichere Art Mauleſel geweſen, welche der Graf Buffon bardeau nennt, und Suppl. T. III. p. 2 ſq. tab. 2. beſchreibt, die nämlich von einem Hengſt und einer Eſelinn entſproſſen iſt. (Man könnte ſie Hengſteſel, ſo wie die gewöhnlichen Stuteſel benennen.) Der Herr Graf meldet daſelbſt auch p. 37, daß auf ſeinem Gute aus der wirklichen in verſchiedenen Jahren oft wiederholten Vermiſchung eines Stiers mit einer Stute nie eine Befruchtung erfolgt ſey. Ein anders iſt es mit Thieren einer Ordnung, die ſich ſo nahe kommen, daß man ſie nach der Aehnlichkeit ihres ganzen Baues zu einem Geſchlechte rechnen kann, als Wolf und Hund, ingleichen Schaaf, Ziege und Steinbock: ſo auch unter den Vögeln mit den verſchiedenen Arten der Finken, (Fringilla carduelis, canaria, cannabina) der Enten, der Hühner. (S. Pallas Spicil. faſc. XI. p. 36.) — In wie weit aber die Abkunft ſolcher Baſtarde, wenn ſie wieder unter ſich, und nicht mit ächten Arten begattet werden, fruchtbar, oder von den ächten verſchieden bleibe, iſt wohl noch nicht zuverläßig beobachtet worden, und verdiente daher die Aufmerkſamkeit genauer Naturforſcher. Endlich ſind unſre Beiſpiele der Baſtarde nur von gezähmten Thieren genommen: aber im wilden ungezwungenen Zuſtande ſuchen die verſchiedenen, obwohl ziemlich ähnliche Thierarten, ihrer eigenen Triebe halben, ſich einander nicht, und ſchaffen alſo durch ſolche Vermiſchung keine Baſtarde, wie Herr Prof. Ge. Forſter mit verſchiedenen Beweiſen darthut. S. die Berliner Ausgabe von Buffons Naturgeſch. VI. B. p. 117-122.]

59) Röſels Nachtvögel, II. Claſſe n. XXXIX. das Weibchen, und davon das Männchen Supplement tab. XIII. [Phalaena bomb. antiqua.], ferner Nachtvögel, II. Cl. n. XL., [Phalaena b. gonoſtigma], und Supplem. tab. XIV. das Weibchen: tab. XL. Fig. 6. das Männchen, [Phalaena geom. brumata — Herr von Réaumur beſchreibt auch dergleichen Schmetterlinge T. II. mém. 9. p. 151. und macht davon eine eigene Claſſe T. I. mém. 7 p. 411.]

59b) [Es ſind die Cocci: Schildläuſe, Gallinſecten, Cochenille. S. Reaumur T. IV. mém. 1 & 2. Linné Naturſyſtem von Müller V. Th. p. 527 ſqq.]

§. 27.

Es iſt weiter bey der Paarung der Thiere zu bemerken, theils daß die Zeugungsglieder des zwiefachen Geſchlechts einer Art ſowohl auf und in einander paſſen, daß ſie nicht anders, als mit Abſicht für einander gemacht ſeyn können; theils daß jedes Thier in der Paarung eine Fertigkeit beweiſt, die Stellung anzunehmen, und die Bewegung zu verrichten, welche zu der Handlung die bequemſte iſt.

Von dem erſtern haben wir ausnehmende Beweiſe an gewiſſen Thieren, deren Zeugungsglieder außerordentlich geſtaltet ſind. Die weiblichen Krebſe haben unſtreitig eine gedoppelte Oeffnung, wodurch ſie den männlichen Samen empfangen, und hernach die Eier von ſich laſſen; und auf dieſe Oeffnungen paſſet auch ein gedoppelt Glied des männlichen Krebſes, welches der unermüdete Naturforſcher unſers Deutſchlandes, Herr **Röſel**, am zuverläßigſten angezeigt hat [60]). So verhält es ſich auch bey den Eidexen, imgleichen bey dem Rochen, wie Herr **Klein** in den Abhandlungen der naturforſchenden Geſellſchaft in Danzig I. Th. p. 123. gezeigt hat [60b]). Das Beutelthier [Didelphys], hat zwar nur ein einfaches Zeugungsglied, aber das männliche theilt ſich in einen Zwieſel, oder griechiſch T. Und ſiehe, die Scheide des weiblichen theilt ſich gleichfalls im Leibe in zween Gänge [61]). Manche Schlangen haben gar ein vierfaches männliches Glied; jedoch beſtehen ſie eigentlich nur aus zween Stämmen, deren jeder ſich auf gleiche Weiſe in einen Zwieſel theilt; darnach ſind aber auch der weiblichen Schlangen ihre Geburtsglieder und Eierſtöcke eingerichtet [62]).

Wer ſagt es aber den Thieren, wo ſie es ſuchen, und wie ſie ſich dabey gebärden ſollen, das Ziel zu treffen,

ſen, und die Handlung zu verrichten? Denn die Zeugungsglieder ſitzen nicht bey allen an einem Orte, und die Bildung der Körper iſt auch ſehr verſchieden. Bey den vierfüßigen Thieren ſitzen die Zeugungsglieder unter dem Bauche, zwiſchen den Hinterbeinen, beym Schwanze, in der Nachbarſchaft der Oeffnung des Maſtdarmes; aber andere Thiere haben ſie auch unter der Bruſt, wie die Spinnen und Krebſe. Bey den Waſſerlibellen haben ſie gar eine verſchiedene Stelle: in dem Männchen, unter der Bruſt, in dem Weibchen, unter dem Schwanze.

Wie? wenn wir aber jeder Art von Thieren Rath geben ſollten, in welcher Stellung ſie ſich am bequemſten begatten könnten; würden wir auch im Stande ſeyn, z. B. dem ſchweren und ungelenkigen Elephanten den Weg zu ſeinem Weibe anzuweiſen? Noch bisher iſt alles, was man davon geſchrieben, oder vielmehr gemuthmaaßet hat, nicht allein ungewiß, ſondern auch ſehr unglaublich. Der Elephant weis es, verräth aber dieſes Geheimniß der Natur den Menſchen nicht, weil er ſich in der Gefangenſchaft nicht gattet. Von den Kameelen könnten uns die Reiſebeſchreibungen eher Nachricht gegeben haben: ich weis aber nicht, ob wir eine zuverläßige haben; wenigſtens widerſpricht ſich das ſehr, was ich davon geleſen. Aelianus ſagt H. A. VI. 60, der Kameel verrichte ſeine Begattung ohne Zeugen. Ein geehrter Freund in Dresden, dem ich mich desfalls hiedurch öffentlich ſehr verpflichtet zu ſeyn erkenne, hat ſich meinethalben die Mühe gegeben, und ſich die Paarung der Trampelthiere mit doppeltem Puckel in dem königlichen Stalle, zeigen laſſen. Sie iſt ganz beſonders: das Weib muß auf allen vieren niederknieen und das männliche Trampelthier rutſchet von hinten, in der Stellung, als wenn ein Hund ſich den Steiß auf dem

Boden

Boden wiſchen will, heran, und verrichtet ſein Werk mit gekrümmtem Gliede [62b]).

Das männliche Stachelſchwein kann ſein Weibchen, wegen der Stacheln, ſchwerlich ohne Verletzung ſo beſteigen, wie ſonſt die meiſten vierfüßigen Thiere zu thun pflegen. Daher mir ſehr wahrſcheinlich iſt, was der Hr. **Seba** ſchreibt [63]), daß ſich das Weib auf den Rücken legt; bey welcher Stellung keines von des andern Stacheln verletzet wird. Eben dieſes berichtet er aus des Louis de Capine Irin. Amer. p. 11. von den Crocodilen [64]), welche in der That auch, wegen des langen, ſteifen und dicken Schwanzes, nicht wohl die gemeine Stellung der vierfüßigen Thiere beobachten können. Daß aber das Weiblein hernach nicht von ſelbſt wieder auf die Beine kommen könnte, ſondern von dem Männlein wieder herum gewälzet werden müßte, das braucht wohl eines mehrern Beweiſes. **Aelianus** XV. 19. ſagt auch von der weiblichen Schildkröte, ſie lege ſich auf den Rücken: und **Steller** ſchreibt von den Meerottern im Hamb. Magaz. XI. B. p. 497. daß ſie ſich wie die Menſchen begatten: und eben das bezeugt er von der Seekuh, daſelbſt p. 156. ſq., daß ſie in der Brunſtzeit auf dem Rücken ſchwimme, und den herbeikommenden Gatten mit den Armen umfaſſe und wieder von ihm umfaſſet werde. S. die Commentarios Acad. Petrop. Tom. II. Von dem Wallfiſche ſchreiben viele, daß ſich beide Geſchlechter gegen einander, bey der Paarung, in die Höhe richten, und mit den Floßfedern, oder ſogenannten Finnen, umfaſſen. Allein, ich wollte lieber glauben, was **Paul Dudley** ſchreibt [65]), daß ſich das Weiblein auf den Rücken wirft, und den Schwanz ſinken läßt; da denn das Männlein hinauf rutſchet, und von dem Weiblein mit ihren Finnen umſchlungen wird. Eine gleiche Stellung hat **Leeuwenhoek**, unter den kleinen

Inſec-

Insecten, bey den Käfern bemerkt [66]); da sich sonst die Papilione von hintenzu paaren, wie wir bey unsern Seidenwürmern wissen; manche Papilione auch gar in solcher Verknüpfung mit einander herum fliegen.

Viele Männlein unter den Insecten, als die Fliege, Wasserwanze u. s. w., steigen dem Weiblein auf den Rücken. Aber es giebt auch andere, da das Männlein von hinten unter des Weibleins Leib kriecht, wie von den Flöhen bekannt ist. Und diese Stellung erforderte auch die aufgerichtete Biegung des männlichen Zeugungsgliedes, und die hängende des weiblichen. Bey den Heuschrecken und Grillen besteigt hingegen das Weib den Mann, wie Hr. Rösel angemerkt [67]). Die Gebärdung der Wassernymphen ist gar besonders. Das Männlein umfasset, mit seiner Haltzange am Schwanze, des Weibleins Hals von oben zu, und das Weiblein selbst drückt sich diese Haltzange mit ihren Vorderfüßen begierig an. Weil aber das männliche Glied unter der Brust, und das weibliche unter dem Schwanze sitzt: so scheinen beide Glieder nunmehr desto weiter von einander entfernt zu seyn. Aber siehe, das Weiblein krümmt ihren langen Hinterleib ganz unterwärts bis sie die untere Brust des Männleins erreicht hat; und in solcher ringmäßigen Vereinigung flattern sie eine gute Weile in der Luft herum [68]).

Von der männlichen Spinne habe ich selbst bemerkt, daß sie ihr Gewebe gern auf der Nachbarschaft des Weibchens macht. Da versucht jene dann erst mit vieler Behutsamkeit und Furcht, ob das Weibchen Lust hat. Wenn dieses ist, so nähern sie sich einander, hängen beide an ihren Fäden, und, wie es mir vorgekommen ist, drücken Bauch an Bauch; da sie sich denn bald darauf von einander abstoßen, und das Männchen wieder zu seinem Gewebe eilet. Ich schloß daraus, daß

an dem Orte beider Zeugungsglieder ſeyn müßten. Leeuwenhoek hat auch das weibliche Werkzeug zum Eierlegen, an eben der obern Stelle des Bauches abgebildet. Allein, weil Herr Car. Clerk genauere und häufigere Beobachtungen der Spinnen angeſtellt hat, und behauptet, daß die Männlein ein gedoppeltes Glied in den Knoten ihrer Arme führen, womit ſie den Bauch der weiblichen Spinne wechſelsweiſe betaſten, ſtreicheln, und ſie auf ſolche Weiſe beſchwängern: ſo erkühne ich mich nicht, ihm zu widerſprechen [69]).

Bey den meiſten Thieren wird das männliche Glied in das weibliche geſchoben: aber bey vielen Inſecten verhält es ſich verkehrt, daß das Weibchen ihr Glied in die Scheide des männlichen hinein laſſen muß [70]). Die Schnecken haben gar beiderley Geſchlechtsgliedmaaßen an der Seite des Halſes ſitzen, welche ſie zur Zeit der Paarung, wie ihre Hörner, gegen einander auslaſſen, und um einander ſchlängen, und ſo zugleich einander ſchwängern und von einander geſchwängert werden [71]). Die Fiſche ſind bekanntermaaßen, als Milch- und Rogenfiſche, und folglich als Männchen und Weibchen, unterſchieden. Es iſt auch gewiß, daß ſie ſich um die Laichzeit paarweiſe zuſammen halten; ja, daß ſie ſich mit den Bäuchen ſtark an einander reiben, und mit den Schwänzen ſchlagen; da denn bald darauf das Weibchen den Rogen von ſich läßt, und hernach das Männchen ſeine Milch darüber herſtreuet, oder damit vermiſchet. Dieß iſt von den Strömlingen, Rothaugen, Karautſchen, Karpfen, Braxen, Barſen, Hechten, Gründlingen genug beobachtet worden, und man hat an den Ufern und Buchten, wo die Fiſche in Mengſtreichen, wahrgenommen, daß das Waſſer von der ſtarken Vermiſchung des Rogens und der Milch recht weißgrau geſchäumt hat [71b]). Ja, ich will noch

mehr

mehr ſagen: es hat ein erfinderiſcher Mann, Herr Lieutenant Jacobi, in der Grafſchaft Lippe, einen künſtlichen Verſuch an den Forellen gemacht, ſie auf ſolche Art zu vermehren. Er ſtellte einen zwölf Fuß langen Waſſertrog an ſolche Stelle, wo die Quelle einen Fall hatte, und in den Trog geleitet werden konnte. Der Trog war unten zweene Zoll hoch mit grobem Kießſande gefüllet. Fünf Zolle vom Boden war ein vergittertes Loch zum Abzuge des Waſſers; oben eine Klappe mit dichten Drathgittern verſehen, daß keine Waſſermaus, aber wohl die Luft durchkommen konnte. Dann nahm er eine Rogenforelle, um die Zeit des Laichens, ſtreichelte ſie ſanft am Bauche, bis ſie ihren Rogen in den Trog fallen ließ. Wiederum nahm er einen Milch-Forellen, ſtreichelte ihn eben ſo, daß er auch ſeine Milch in den Trog ließ. Dieſes beides, Rogen und Milch, rührte er wohl mit einander um, und ließ es ſeine Zeit ſtehen. Und ſiehe, die Befruchtung der Eier war dadurch bewirkt; es kam eine große Menge junger Forellen in ſeinem Troge zum Vorſcheine [71c]). Wenn dieſem Verſuche, wie es ſcheint, wohl zu trauen iſt; ſo weis ich des Herrn D. Grants Vorgeben damit ſchwerlich zuſammen zu reimen [72]), daß die Eier ſchon im Leibe der Fiſche, durch eine Paarung, die von der Paarung anderer Thiere nicht abweicht, befruchtet werden: indem die Milchner gewiß eine Ruthe hätten, ſo wie die Rögner eine Mutterſcheide, und beiderſeits Glieder zuſammengefügt würden, wenn ſich die Fiſche an einander rieben. Er beruft ſich darauf, daß er die männlichen Glieder verſchiedener Fiſcharten theils getrocknet, theils im Weingeiſte aufbehalten, und der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Edinburg gewieſen habe: und daß man in den ſo befruchteten Rogen der Lachſe, welchen ſie in eine Grube verſcharret hinterließen, ſchon kleine Lachſe ſähe, die man in den Eiern, ehe ſie von dem Rögner giengen, nicht ſehen konnte.

konnte. Seine Beobachtung der Paarung betrifft denn auch eigentlich den Lachs: deſſen Rögner ſey allein gekommen, und habe ſich im Grunde eine Grube gewühlet; darauf wäre er wieder den Strom hinausgegangen, aber in einer halben Stunde mit dem Milchner wieder gekommen, und da hätten ſich beide in der Vertiefung an einander gerieben, und zum Zeichen ihrer veneriſchen Arbeit Mund und Fiſchohren dabey ausgeſpannet: gleich hernach ſey der Milchner weggegangen, der Rögner aber ſey zurück geblieben, und habe die Vertiefung wieder zugewühlet; jedoch habe er, D. Grant, nicht bemerken können, daß ſie Eyer oder Milch ins Waſſer gelaſſen, weil dieſes von dem Wühlen trübe geworden wäre. In dieſer Beobachtung bleibt das Reiben beider Geſchlechter an einander; und man ſollte wohl denken, daß ſolches nicht ohne Kützel geſchehen werde, wie denn auch Artedi in ſeiner Ichthyologia den Fiſchen desfalls eine rechte Begattung beymißt. Aber, weil Herr D. Grant von der Ausſchüttung weder des Rogens noch der Milch etwas geſehen, ſo bleibt die Befruchtung der Eier im Mutterleibe unbewieſen; und es iſt eher wider ihn, was er geſteht, daß man in ſolchen Eiern, die noch nicht von dem Rögner gegangen, keine kleine Fiſche ſehen könnte. Gewiſſer aber iſt es noch, daß des Herrn Jacobi künſtliche Fortpflanzung der Forellen die Befruchtung der Eier im Mutterleibe gänzlich aufhebt. Eben ſo wenig kann damit beſtehen, was Herr Joh. Guſt. Wahlbom in einer Diſſ. de Sponſalibus Plantarum unter dem Herrn Linnäo 1751. §. 12. aus einigen Beobachtungen wiſſen will, daß die Milchner ihre Milch zuerſt ausſchütteten, welche die ihnen folgenden Rögner begierig einſchluckten, und alſo ihren Rogen durch den Mund befruchteten. Eine Meinung, die zwar nicht neu iſt, aber vermuthlich durch einen voreiligen Schluß gefaſſt zu ſeyn ſcheint. Wenn ich

alle

alle ſichere Erfahrungen zuſammen halte; ſo kann ich nichts anders daraus ſchließen, als daß die Befruchtung der Fiſcheier eine große Aehnlichkeit mit der Befruchtung des Froſchlaichs hat. Das Reiben der Fiſche mit ihren Geburtsgliedern an einander mag eine Paarung heißen, ſoferne es einen Kützel und einen ſinnlichen Reiz zur Beiwohnung erregt, der die Ausgießung der Milch und des Rogens hervorlocken ſoll: aber die eigentliche Befruchtung der ausgegoſſenen Eier ſcheint doch erſt außer dem Leibe beider Eltern durch die Ueberſchüttung mit der männlichen Milch zu geſchehen. So verhält es ſich mit den Fröſchen; nach der zuverläßigſten Beſchreibung unſers unvergeßlichen Röſels. Die Fröſche ſitzen einige Tag lang auf einander, und drücken ſich mit aller Macht. Reißt man ſie gewaltſam von einander, ſo hüpfet der Froſch alſobald begierigſt wieder auf; bis dem Weibchen die Wehen ankommen, und ſie ihren Laich wie einen Strom aus dem Geburtsgliede ſchießen läßt; da denn der Froſch zu gleicher Zeit als mit einer Convulſion den männlichen Saamen über die Eier ſprützet. Und dann iſt alles befruchtet und belebt. Trifft ſichs aber, wie es dem ſel. Röſel ein paarmal widerfahren, daß dem Männchen ſein Saame eher entgangen iſt; ſo iſt aus dem nachher heraustretenden Froſchlaiche nichts geworden, ſondern alles verdorben und verfaulet.

Iſt dieſes nicht eine wunderswürdige Mannichfaltigkeit von gleich weiſen Anſtalten, welche alle zu dem einen großen Zwecke dienen, die Geſchlechter der Lebendigen fortzupflanzen und zu erhalten? In welcher Schule der Liebe haben doch die Thiere ſo vielerley künſtliche Stellungen und Bewegungen gelernt? oder wie hat ein jedes die ihm bequemſte gewählt, und zur Fertigkeit gebracht? Sagt doch nicht: die Natur hat ſie

es gelehrt. Eine Rede die keinen Verſtand hat, wo ihr bey der Natur hängen bleibt! Nehmt ihr auch in eurer Natur Eigenſchaften an, woraus man den erſten Urſprung und zureichenden Grund von ſo mancherley witziger Erfindung und kunſtmäßiger Fertigkeit verſtändlich begreifen kann? Oder macht ihr nicht vielmehr die Natur zum unverſtändigen Abgotte, und wollet doch in der verborgenen Eigenſchaft ſeines Unverſtandes die Quelle der klügſten Handlungen gefunden haben? Kann dieſes einem vernünftigen und Wahrheit liebenden Gemüthe Genüge thun?

60) Röſels Supplement, p. 316 und 329 ſqq.

60b) [Die Anhänge der männlichen Rogen, welche man für äuſſere Zeugungsglieder gehalten hat, dienen doch nur das Weib bey der Begattung veſt zu halten. Schneider Anmerk. zu Monro vom Baue der Fiſche S. 26.]

61) Von dem Männchen handelt Cowper Philoſ. Transact. Vol. XXIII. n. 290. p. 1565. in des Motte Abridgment P. III. pag. 333; von dem Weibchen Tyſon Philoſ. Transact. Vol. XX. n. 239. pag. 105. in Lowthorps Abridgment, Vol. II. pag. 889. [S. auch Buffon und Daubenton Tom. X. Beſchreibung des Sarigue, der Marmoſe und des Cayopollin.]

62) Seba T. II. tab. CIX. p. 121. Bradley's Works of Nature p. 72 editionis in 4.

62b) [Von den Kameelen beſtätiget dieſes Herr Niebuhr, in der Beſchreibung von Arabien p. 164. — Von dem Elephanten meldet Herr Marcel Bles zu Moergeſtel, daß er ſelbſt in der Inſel Ceylan, wo ſich dieſe Thiere nicht ſo weit als an unbewohnteren Orten verſtecken können, geſehen habe, daß die Elephantinn ihre Vorderfüſſe, auf eine Baumwurzel geſtützt, nebſt dem Kopf und dem Vorderleibe zur Erde neige, die Hinterfüße aber aufrecht, und mithin den Hinterleib in die Höhe halte, und ſo den männlichen Elephanten nach der Weiſe anderer Thiere zulaſſe: welches den Naturforſchern, wegen der Lage der Theile, kaum möglich geſchienen hatte. Buffon Suppl. à l'Hiſt. Nat. Vol. III. p. 295 ſq. —

Vom

Vom Naſehorn. ſ. Sparrman Svenſka acad. handl. 1778. p. 310.]

63) Seba T. I. p. 81 ſq. tab. LI. 2. Siehe auch die Mémoires de l'Acad. des Sciences, 1727. p. 554.

64) Seba T. I. tab. CV. 4.

65) Philoſoph. Transact. n. 387. pag. 256. Abridgment 1720 — 1732. P. III. p. 69 ſqq.

66) Leeuwenhoeck in Arcanis naturae detectis, p. 18. [Dieſe Beobachtung iſt doch entweder nur einzeln, oder irrig. Vielmehr beſteigt das Männchen der Käfer ſein Weibchen von hinten zu, umfaßt es mit ſeinen Vorderfüſſen, und ſchiebt ſein alsdann hervortretendes Zeugungsglied unterwärts umgebogen in den Leib des Weibchens, daran es ſich mit beſondern Klammern veſthält. Jablonsky Naturſyſt. d. Inſekt. I. Th. p. 101 - 103.]

67) Von den Flöhen ſiehe Leeuwenh. p. 365 — 373. und Röſel II. Th. bey den Mücken p. 21. tab. IV. — Von den Heuſchrecken und Grillen Röſels Heuſchr. und Gr., n. I. §. 6. n. II. §. 6. n. III. §. 9.

68) Röſel T. II. Waſſerinſecten, II. Claſſe, n. II. §. 16. n. VIII. §. 7. Tab. X. fig. 5. Swammerdam T. I. p. 225.

69) S. von der Begattung der Spinnen Leſſers Inſektotheologie p. 77. Leeuwenhoek in den Philoſ. Transact. Vol. XXII. n. 272. p. 882. Liſter de Araneis lib. I. c. I. p. 2. [in der deutſchen Ueberſetzung p. 7.], welcher dem Hrn. Clerk muthmaaßlich vorgegangen iſt, daß die nodi antennarum vielleicht ein gedoppelter penis ſeyn könnten. Hrn. Clerk ſeine Aranei Suecici ſind zu Stockholm 1757. 4. mit illuminirten Kupfern zum Vorſcheine gekommen: man erwartet aber eine vermehrtere Ausgabe davon. [Lyonnet hat ſchon die Begattung der Spinnen mittelſt der Arme, oder Taſter, an dem Männchen, und des Bauches am Weibchen, aus eigener genauen Beobachtung beſchrieben, bey der Theol. des Inſectes de Mr. Leſſer T. I. p. 184; und de Geer bezeugt, daß er eben dieſes ſelbſt geſehen und bewundert habe: Abhandl. II. B. I. Th. p. 27. in ſeiner Rede von Erzeugung der Inſecten, welche auch in mehrern Stücken nachgeleſen zu werden verdient.]

70) Swammerdam T. I. p. 629 und 719.

71) Davon handelt Swammerdam ausführlich T. I. p. 63. 126. 130. 133. 157.

71b) S. Hrn. Nic. Giller in den Schwediſchen Abhandlungen Th. X. p. 109 ſqq. p. 116 ſqq. und Th. XIII. p. 177 ſqq. wie auch Willughbei Hiſt. Piſcium lib. I. cap 9. [S. insbeſondere vom Hecht: Schwed. Abh. XV. Th. p. 77. wo man doch der Stellung nach eine innere Vermiſchung muthmaaßen mögte. — Bey den lebendig-gebährenden Fiſchen muß dieſe gewiß Statt finden. — Die knorpelichten Fiſche, deren Beſchaffenheit von den Grätenfiſchen merklich abweicht, begatten ſich auch wirklich mit einander. — Die Handlung iſt wegen des Körperbaues dieſer ſchwimmenden Thiere, und der nöthigen Stellung in dem flüßigen Elemente, deſto merkwürdiger.]

71c) S. die phyſikaliſch-öconomiſchen Auszüge, VI. B. 4. St. p. 552 ſq. da auch erwähnt wird, daß eben dieſe Probe an den Lachſen gemacht worden ſey.

72) D. W. Grants Schreiben an den Hrn. Hofrath von Haller von der Paarung und Fortpflanzung des Lachſes, in den Abhandlungen der Schwediſchen Academie, Th. XIV. p. 142 — 146.

§. 28.

Ich würde zu weitläuftig ſeyn müſſen, wenn ich alle mit der Fotpflanzung verknüpfte Triebe berühren wollte: wie künſtlich und behutſam die Vögel den zukünftigen Eiern und Jungen Neſter bauen: wie vorſichtig die Inſecten ihre Eier, bald in einem Klumpen, wenn die Jungen geſellig ſind, bald, widrigen Falles, zerſtreuet, da ankleben, und hinein ſchieben, oder fallen laſſen, wo die junge Brut ihr natürliches Element und ihre Nahrung findet, wenn die Mütter gleich ſelbſt dieſes Element und dieſe Nahrung nicht mehr, ſondern ganz andere, zu ihrem jetzigen Leben gebrauchen, und ſich auch hernach um ihre Eier nicht weiter bekümmern: wie die Fiſche, um zu laichen, die ſüſſen und ſeichten Waſſer hinan ſchwimmen, und ihren Rogen am Ufer

beym

beym Schilfe, oder in Gruben auf dem Grunde, abſetzen: wie einige Waſſerthiere oder Vögel ihre Eier bloß in den Sand verſcharren, daß ſie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden, andere dieſelben in Neſtern ſelbſt ämſig wärmen und ausbrüten, und darnach ihre Jungen mit liebreicher Pflege aus ihrem Kropfe füttern, oder ihnen zarte Speiſe zuſchleppen: wie die vierfüßigen Thiere ihren geworfenen Jungen die Nabelſchnur abnagen: ſie belecken, ihnen die Milch reichen: wie die Vögel und vierfüßigen Thiere, auch ein Theil der Waſſereinwohner, ihre Jungen locken, warnen, vertheidigen, endlich aber entwöhnen und von ſich ſtoßen: wie bey den Bienen, Weſpen, Ameiſen, weder Väter noch Mütter, ſondern die Unfruchtbaren ſich mit der Nahrung und Wartung der Jungen aufs ämſigſte beſchäftigen: viele andere Triebe, Fertigkeiten, Künſte und Verrichtungen der Thiere zu geſchweigen, welche zu ihrer und ihres Geſchlechts Erhaltung, Schutze, Luſt und Glückſeligkeit dienen.

Man müßte ſehr eigenſinnig ſeyn, wenn man nicht bekennen wollte, daß dieſe Handlungen zu einer weiſen Abſicht aufs klügſte eingerichtet ſind: und daß dieſelben ihren erſten Grund in einem ſehr vollkommenen Verſtande und Willen haben müſſen. Wir würden aber die Thiere und ihre Natur gar nicht kennen, wenn wir ihnen ein Vermögen zu ſolcher Einſicht und Erfindung zuſchreiben wollten; da ganz offenbar iſt, daß ſie ohne alle eigene Erfahrung und ohne alles Nachſinnen, ohne alle Exempel und Unterweiſung, ohne allgemeine Wiſſenſchaft und beſondere Uebung, ſogleich mit der Geburt, und durch eine eingepflanzte Fertigkeit, Meiſterſtücke der Kunſt ablegen, und ihre Handlungen nicht nach eigener Phantaſie, ſondern alle auf einerley Weiſe, und nach einerley Vorſicht, wie ihre Vorältern verrichten. Wie, wenn

wir einen einfältigen Jungen ſehen, der durch bloßes Drehen der Walze im Kaſten eine angenehme tackt- und tonmäßige Melodie hervorbringet; ſuchen wir den erſten Grund davon in deſſen Fähigkeit; oder bleiben wir bey der Materie und Natur ſeines Kaſtens ſtehen? oder fallen wir endlich auf ein blindes Ungefähr, oder eine blinde Nothwendigkeit, vermöge welcher das ſo überein ſtimme, und nicht anders ſeyn könne? Das hieße ja wohl, auf alle Weiſe, nichts ſagen; oder vielmehr unverſtändig ſprechen. Ein jeder vernünftiger Menſch wird es einem ton- und bewegungskündigen Werkmeiſter zuſchreiben, der die Handlung einem Unerfahrnen ſo leicht gemacht, daß er im Blinden muſiciren kann. Dieſes iſt ein wahres, obwohl ſchwaches Bild der thieriſchen Triebe und Fertigkeiten; in welchen ſich ſo viel Verſtand, Einſicht, Kunſt, Weisheit, Abſicht offenbaret, daß ſie alles Vermögen der lebendigen und lebloſen Natur überſteigen, und niemanden, als dem einen unendlich weiſen Werkmeiſter der ganzen Natur, zugeſchrieben werden können.

Die sechste Abhandlung.

Von dem Menschen an sich, insonderheit nach der Seele betrachtet.

§. 1.

Es wird also nunmehro Zeit seyn, daß wir Menschen auch an uns selbst denken, und unsere Natur nach ihrer wahren Bestimmung kennen lernen. Wir pflegen uns zum Theil in den Mittelpunkt der Welt zu stellen, und alle Absichten der ganzen Schöpfung auf uns allein zu ziehen. Diese vornehme Einbildung schränket die Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke viel zu enge ein. Sie verursachet, daß wir die Welt und Natur aus einem verkehrten Gesichtspunkte betrachten, und alsdann vielerley Unordnung, die doch nicht ist, darinn zu sehen vermeinen. Uns selbst aber machen wir nur unglücklich und misvergnügt dadurch, in soferne wir über und wider unsere Bestimmung hinaus wollen, und des eigentlichen Zweckes verfehlen. Die Welt ist um der Lebendigen willen, und darunter sind wir auch; die ganze Natur arbeitet mit zu unserer Erhaltung. Aber die Welt ist nicht für uns allein, sie ist für alle mögliche Lebendigen aller Arten und Stufen. Ein jedes hat, nach seiner Art des Lebens, die übereinstimmende Einrichtung leiblicher Gliedmaaßen und Seelenkräfte empfangen, dadurch es zu einer gewissen, ihm gemäßen Glückseligkeit geführt wird. Was ist denn unser beschieden Theil?

auf welcher Stufe der Naturleiter ſtehen wir? worauf haben wir unſer Bemühen zu richten? wie weit dürfen wir unſer Verlangen erſtrecken?

So leicht wir uns mit unſern Gedanken zu hoch verſteigen können, ſo mögten wir uns doch auch vielleicht zu weit herunter ſetzen, wenn wir uns nicht nach unſerer eigenen weſentlichen Beſchaffenheit kennen, und unſerer Natur nachgehen. Wir ſind auf dem Erdboden mit lauter Thieren umgeben: wollen wir uns gänzlich in deren Claſſe ſtellen, und ihren Handlungen blindlings nachahmen? Sie haben ihre natürlichen Triebe und angebohrnen Fertigkeiten, wir nicht. So würden wir ja wider unſere Natur handeln, wenn wir ihre Triebe zu einer Regel unſrer Lebensart machten. Dazu hat ein jedes Thier ſeine beſonderen Triebe, und, ſo zu reden, ſein eigenes Naturgeſetz: welchem von allen wollten wir folgen? So wenig uns ihre Speiſe ſchmecken und bekommen würde, eben ſo wenig würden wir überhaupt unſerm natürlichen Bemühen, durch eine fremde Lebensart, Genüge thun.

Es iſt wahr, wir haben vieles mit den Thieren gemein, und ich werde die Vergleichung zwiſchen uns und ihnen nicht vergeſſen. Aber wir ſind auch in ſehr wichtigen Dingen weit von ihnen unterſchieden; und es wäre ſehr verkehrt, wenn wir unſer Selbſterkenntniß von der Aehnlichkeit mit den Thieren anfiengen, oder dabey ſtehen blieben. Wir dürfen uns nicht außer uns ſuchen, und dann zu willkührlichen Hypotheſen ſchreiten, um zu wiſſen, was wir ſind, wozu wir Vermögen haben, und worinn unſere Natur, Lebensart und Glückſeligkeit beſteht. Die innere klare Empfindung, und das Bewußtſeyn deſſen, was in uns vorgeht, giebt uns das ſicherſte und untrüglichſte Licht, worinn wir uns ſelbſt beſchauen können.

§. 2.

§. 2.

Ein jeder unterſcheidet ſein Ich, von fremden Dingen außer ſich, durch ein Gefühl in einem gewiſſen Körper. So weit dieſe Empfindung zu jeder Zeit geht, ſo weit rechnet er das Wirkliche zu ſich ſelbſt und ſeinem einzelnen Weſen. Das aber, worinn er nichts fühlt, nicht Schmerz noch Luſt hat, iſt von ſeinem Ich unterſchieden, und auſſer ihm. Ich nehme Gefühl im allgemeinen Verſtande, für alle Empfindung und Sinne; da es folglich auch das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, nebſt dem beſonders ſogenannten Gefühle, unter ſich begreift. Und ich betrachte alle ſolche Empfindungen als ein Bewußtſeyn unſers einzelnen Weſens in einem gegenwärtigen Zuſtande. Denn, wenn wir uns deſſen nicht bewußt ſind, was in uns vorgegangen; ſo ſagen wir auch, daß wir es nicht gefühlt, geſehen, gehört, gerochen, geſchmeckt haben. Weil wir uns demnach, durch die Empfindung, welche man auch überhaupt das Gefühl nennet, in vielen Theilen eines gewiſſen Körpers auf mancherley Weiſe bewußt ſind, ſo erkennen wir ſoferne den ganzen Körper, bis an die äußerſte Haut, gegenwärtig, für unſer Ich, für uns ſelbſt.

Unterdeſſen iſt doch in den Theilen unſers Körpers ein Unterſchied, daß einige derſelben nicht für ſich ſelbſt, ſondern nur wegen der Verbindung mit andern, empfindlich ſind, und daher auch nur deswegen für Theile von uns ſelbſt angeſehen werden, weil ſie mit andern empfindlichen Theilen in einer genauen Verknüpfung ſtehen. Die Nerven ſind allein das eigentlich Empfindliche in unſerm Körper: aber Haare, Nägel, Knochen, Knorpel und alle Säfte ſind uns an ſich unempfindlich, und werden alſo nur dadurch für unſer erkannt, daß ſie mit den Nerven zuſammenhängen, und darinn eine Veränderung nach ſich ziehen, deren wir uns bewußt ſind.

dunſtet, abgerieben, und von uns getrennt ſind, ſo wiſſen wir dieſelben, für ſich, nicht mehr von denen, die uns nimmer angehöret haben, zu unterſcheiden. Ein Menſch könnte ſein Bein verlieren, und, weil er es nimmer genau betrachtet, ſo würde er hernach unter mehr abgenommenen Beinen eben ſo wenig wiſſen, welches das ſeine war, als er ſeinen Stiefel unter vielen andern heraus kennen mögte. Ja, wenn wir unſern ganzen jetzigen Körper durchgehen, ſo wiſſen wir von keinem einzigen Stäubchen zu ſagen, ob es noch daſſelbe ſey, das wir mit auf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn und wie lange ſolches durch die Nahrung zu uns gekommen ſey.

Auch iſt es keine gewiſſe Menge und Vielheit der Materie, oder Anzahl der Gliedmaaßen, die nothwendig zu unſerm Ich gehöret. Der Körper kann klein, mager, ſchmächtig, zwergmäßig ſeyn; er kann wachſen, groß, ſtark, ſchwer und rieſenmäßig werden: die Empfindung, die Luſt, der Schmerz, kurz, das Bewußtſeyn iſt im kleinen Körper eben daſſelbe, wie im großen; in jenem nicht geringer, in dieſem nichts vermehrt oder verdoppelt; der eine iſt ſowohl ein einzelner ganzer Menſch, als der andere. Und wenn wir auch einen verſtümmelten Körper bekämen, daß uns Arme und Beine abgelöſet oder Werkzeuge der Sinne zerſtört würden: ſo würden uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber unſer Ich würde dadurch nicht verſtümmelt, getheilt, oder vervielfältigt; unſer Bewußtſeyn bliebe darum einzeln, ganz und ungeſchmälert.

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns ſelbſt halten, oder uns als einzelne Menſchen kennen, und von andern Dingen unterſcheiden, weil wir einen gewiſſen Körper, in gewiſſer Größe, mit gewiſſen Gliedmaaßen haben; ſondern weil wir uns unſer ſelbſt und anderer

Dinge

Dinge außer uns bewußt ſind, es ſey auch in welchem Körper und von welcher Größe es wolle; ſo iſt offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, ſondern das Weſen, welches ſich im Körper bewußt iſt, den Menſchen, und unſer einzelnes Ich, ausmache.

*) Den beſtändigen Ab- und Zufluß, oder Wechſel unſerer körperlichen Theile, weis ich nicht genauer und überzeugender zu beſtimmen, als nach des berühmten Medici und Mathematici Johannis Bernoulli Berechnung in ſeiner Diſp. Medico-Phyſica de Nutritione, Opp. T. I. pag. 275 ſqq. §. XVI — XX. Sie lautet ſo: Aus des Sanctorius zwanzigjährigen Beobachtungen erhellet, daß ein geſunder Menſch täglich von acht Pfund Nahrung den funfzigſten Theil, das iſt, $5\frac{3}{5}$ Loth in ſeine Subſtanz verwandele, dagegen alles übrige durch die Ausdünſtung und den Auswurf wieder wegeht. Wenn nun, ſtatt dieſes Anwachſes, täglich aus $5\frac{3}{5}$ Loth von der alten Materie des Körpers abgiengen: ſo würde ein Menſch, von hundert und funfzig Pfund ſchwer, in zweyen Jahren, und zweyhundert und ſieben und einem halben Tage, einen ganz neuen Körper haben. Allein, ſo verhält ſich die Sache nicht. Denn was täglich abgeht, geht nicht allein von der alten Materie unſers Leibes, ſondern auch von der neuen ab. Man ſtelle ſich ein Gefäß mit hundert und funfzig Pfund Waſſer vor, davon den erſten Tag $5\frac{3}{5}$ Loth Waſſer abgezapft, aber ſtatt deſſen auch $5\frac{3}{5}$ Loth Wein wieder zugegoſſen werden. Da wird denn, was in den zweyten, dritten, vierten, und folgenden Tagen in gleichem Gewicht abgenommen wird, nicht mehr reines Waſſer, ſondern immer mehr und mehr mit Weine vermiſcht ſeyn. Nach einem Jahre aber wird von hundert und funfzig Pfund, das iſt, viertauſend achthundert Loth Waſſer, wie die logarithmiſche Berechnung weiſt, nur dreytauſend zweyhundert und ein und funfzig und ein Fünftheil Loth Waſſer übrig ſeyn, das übrige, was an vier tauſend achthundert Loth mangelt, nämlich ein tauſend fünfhundert und acht und vierzig und vier Fünftheil Loth, muß Wein ſeyn.

Man ſetze denn ſtatt des Waſſers die alte Materie unſers Körpers, und ſtatt des Weines die neue Materie deſſelben: ſo wird nach einem Jahre von den hundert und funfzig

Pfund

Pfunden oder viertauſend achthundert Lothen eines menſchlichen Körpers die alte Materie auf dreytauſend zweyhundert und ein und funfzig und ein Fünftheil Loth, oder ein hundert und ein Pfund neunzehn und ein Fünftheil Loth verſchmolzen ſeyn; das übrige, nämlich eintauſend fünfhundert acht und vierzig und vier Fünftheil Loth oder acht und vierzig Pfund, zwölf und vier Fünftheil Loth, das iſt, faſt ein Drittheil, wird eine neue Subſtanz ſeyn. Demnach wird, über zwey Jahre, ein wenig mehr als zwey Drittheile von den zwey Drittheilen, etwa vier Neuntel, nachbleiben. Weil nun ein Halbes etwas mehr iſt, als vier Neuntel, ſo kann man lieber ſagen, daß die alte Materie unſers Leibes in zweyen Jahren beynahe halb verflogen, die andere Hälfte neu ſey. Im dritten Jahre werden von der Hälfte, wenn ich wieder ein Drittheil der Hälfte, das iſt, ein Sechstheil davon abrechne, nur zwey Sechstheile oder ein Drittheil des Ganzen mehr da ſeyn, und nach zehn Jahren kaum der funfzigſte Theil des alten Körpers. Will man den Abgang auf die verſchiedene Materie unſers Körpers auch verſchieden berechnet haben; ſo nehme man an, flüßige Theile zwanzig Pfund, weiche ſiebenzig Pfund, Knochen ſechzig Pfund. Laß denn das Flüßige zweymal ſo geſchwind verfliegen, als das Weiche, und das Weiche zehnmahl ſo geſchwind, als die Knochen: ſo kann man die Materie zwanzig, ſiebzig, ſechzig, oder zwey, ſieben, ſechſe, mit der Geſchwindigkeit, zwanzig, zehne, eins, verbinden, daraus das Verhältniß vierzig, ſiebzig, ſechſe, oder zwanzig, fünf und dreyßig, drey, entſteht. Wenn alſo von unſerer flüßigen Materie zwanzig Loth abgehen, ſo würde die weiche fünf und dreyßig Loth, und die Knochen drey Loth verlieren. Alſo wären die in einem Jahre abgehenden $1548\frac{4}{7}$ Loth nach folgendem Verhältniſſe zu vertheilen, $534\frac{3}{7}$ Loth flüßige Materie, $934\frac{1}{2}\frac{8}{9}$ Loth weiche, $80\frac{16}{147}$ Loth Knochen. Setzet nun das Gegentheil, daß ſtatt des täglichen Anwachſes nichts abgeht, ſo wird der tägliche Zuwachs von $5\frac{3}{7}$ Loth bey einem Manne von achtzig Jahren einen Körper von dreytauſend ſechshundert und funfzig Pfund bringen und folglich die vorige Maſſe von einhundert und funfzig Pfund auf vier und zwanzig und ein Drittel mal vermehret ſeyn müſſen; welches höchſt ungereimt iſt.

Sollte des Sanctorius angegebenes Verhältniß der Ab- und Zunahme unſers Körpers, wie man heutiges Tages meinet, nicht ganz genau ſeyn, wenigſtens ſich nicht für alle Län-

der

der und Alter gleich ſchicken: (S. Phil. Transact. Vol. XLII. n. 470. p. 491 ſqq.) ſo hindert das doch der Hauptſache nicht.

§. 3.

Dieſes erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unſerer Dauer betrachten; da ein jeder Menſch, in dem Verlaufe vieler Jahre, ſich für einen und eben denſelben Menſchen hält. Gewiß nicht nach ſeinen körperlichen Theilen. Denn die kennt er nicht an ſich ſelbſt, aus innern dauerhaften Merkmalen, als die ſeinen; ſondern nur allezeit gegenwärtig, ſo lange er darinn Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen ſeines ganzen Körpers ſagen, ob es noch eben daſſelbe ſey, was vor Zeiten ein Theil von ihm ſelbſt war, oder ob es neu ſey. Sein ganzer jetziger Körper mag neu ſeyn, und ſich ſchon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in ſtetem Ab- und Zufluſſe bleiben; er mag noch wenig oder viel, oder alles von den alten Theilen an ſich haben; die Empfindung giebt ihm nicht das geringſte Merkmal, weder vom Ganzen, noch von den Theilen, ob es eins, und eben daſſelbe geblieben ſey oder nicht. Er kann nur jetzo ſagen, das bin ich, das iſt meine Hand, mein Fuß, mein Kopf, weil ich jetzo darinn Gefühl habe; aber ob alles, oder weniges, oder nichts von ſeinem Körper noch das alte ſey, das entdeckt ihm ſein Gefühl nicht.

Niemand kennt und hält ſich alſo in ſeiner Dauer für einen und denſelben Menſchen, der er vorhin war, nach ſeinem Körper, ſondern wegen des Weſens, das ſich in ihm bewußt iſt: weil er, der jetzo dieſes fühlt, ſieht, höret, denkt, begreift, erfindet, will und wünſchet, ſich zugleich bewußt iſt, eben derjenige zu ſeyn, der geſtern, der vor Monaten, vor zehn, zwanzig, vierzig,

ſechzig Jahren das und das, nach einander, geſehen, erfahren, verſucht, erſonnen, überlegt, beſchloſſen, verlangt hat. Und daraus iſt auch offenbar, daß dasjenige Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, bey aller übrigen Ebbe und Fluth des Körpers, oder bey allen abwechſelnden Begebenheiten, fortdaure.

Wenn man ſich auch nur deutlich vorſtellt, was das Bewußtſeyn heiße und in ſich halte, ſo kann man leicht erkennen, daß das Bewußtſeyn nicht Statt finde, als in einem fortdauernden einzelnen Weſen, welches unter mancherley Veränderungen eins und daſſelbe bleibt. Denn wir ſind nicht eher eines Dinges bewußt, als wenn die Vorſtellung ſo klar iſt, daß wir das Ding kennen und von andern unterſcheiden. So bin ich mir bewußt, daß das Papier weiß, die Dinte ſchwarz ſey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterſcheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu ſeiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das iſt zu den ähnlichen Dingen, deren wir uns vormals in unſerm Leben bewußt geweſen ſind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterſcheiden gelernt haben. Ich könnte nämlich die weiße und ſchwarze Farbe, den Blitz und Donner, die Kühe, das Hundebellen, nicht als ſolche erkennen, und von andern unterſcheiden, wenn ich mich nicht beſönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben geſehen und gehört zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes ſeiner Art anzudeuten gelernt habe. Hierinn ſteckt die Urſache, daß wir uns nicht alſofort bewußt ſeyn können, ſobald wir auf die Welt kommen.

Es iſt alſo kein einziges gegenwärtiges Bewußtſeyn anders möglich, als in einem Weſen, das ſchon unter ver-

verſchiedenen Veränderungen und Zuſtande fortgedauret hat, und auch weis, daß es eben daſſelbe ſey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zuſtande geweſen. Es iſt nur der Unterſchied dabey: daß wir uns unſers vorigen Zuſtandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort, Begebenheit und allen Umſtänden bewußt ſind, wenn wir ein gegenwärtiges Ding kennen und von andern unterſcheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeutliche Erinnerung unſerer vorigen vielfachen Erfahrung, um ſich ihrer bewußt zu ſeyn; wiewohl wir ſie mehrentheils, wenn es nöthig wäre, in eine deutliche verwandeln können, als daß die jetzige Farbe, die wir weiß nennen, eben dieſelbe ſey, welche wir am Schnee, am Schwane, an der Leinewand, oder am Kalke geſehen haben. Aber wenn uns etwas ſeltenes vorkäme, davon wir nur ein und das andermal eine ähnliche Erfahrung gehabt, z. B. ein Naſehornthier, eine blühende Aloe, eine Afterſonne, ein Komet, u. d. gl. ſo wird man ſich auch deutlich bewußt ſeyn, daß es eben der Art Dinge ſind, die man zu gewiſſer Zeit, an einem gewiſſen Orte, mit gewiſſen Umſtänden geſehen hat [1b]).

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht fortdauret, oder in verſchiedenen Zeiten und Umſtänden eins und daſſelbe bleibt, ſondern daß nach und nach andere einzelne ähnliche Dinge in deſſelben Stelle treten; ſo geht die Begebenheit der vorhergehenden das jetzige nichts an. Wenn dieſem alſo was begegnet, das nicht ihm ſelbſt vormals, ſondern nur andern vor ihm begegnet iſt; ſo kann es ſich aus ſeiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen Fälle beſinnen, alſo auch das vorkommende nicht kennen, noch von andern unterſcheiden; folglich weis es auch nicht, was es ſieht, oder es iſt ſich deſſen nicht bewußt. Wenn alſo dasjenige Weſen,

welches jetzt in uns mit einem Bewußtſeyn empfindet, denkt, will, nicht eins und daſſelbe Theil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, ſondern die ähnlichen Empfindungen, Gedanken und Begierden wären in ganz andern einzelnen Theilen entſtanden; ſo könnte das jetzige ſich auch keines Dinges bewußt ſeyn. Ja, wenn wir auch ein und daſſelbe Theil in uns unter verſchiedenen ähnlichen Begebenheiten fortdaurend ſetzten; wir geſtünden ihm auch jedesmal eine Vorſtellung des gegenwärtigen Zuſtandes zu; aber wir wollten alle die vorigen ähnlichen Begebenheiten wieder aus der Vorſtellung dieſes Theils auslöſchen, d. i. wir wollten ihm die Erinnerung ſeiner vorigen Begebenheiten abſprechen; ſo würde einem ſolchen Theile von uns jede Vorſtellung der Sinne allemal, als einem Kinde, das erſt auf die Welt kömmt, gleich neu und fremd ſeyn; es würde die gegenwärtigen mit den vorigen ähnlichen oder unähnlichen nicht vergleichen können, und alſo nimmer weder die äußern Dinge, noch ſich ſelbſt, kennen lernen, ſich alſo ſein ſelbſt und ſeines jetzigen Zuſtandes ſo wenig, als der Dinge außer ſich, bewußt ſeyn.

Es iſt uns aber keine Wahrheit auf der Welt klärer, offenbarer und gewiſſer, als daß wir uns unſer ſelbſt, und anderer Dinge außer uns, bewußt ſind. Kein Zweifler iſt noch ſo weit gekommen, daß er ſein eigen Bewußtſeyn, ſeine Empfindung, ſein Gefühl verläugnet hätte. Es müßte auch alle übrige Wahrheit und Gewißheit wegfallen, wenn wir dieſe aufhöben weil wir von nichts weder Begriff noch Ueberzeugung zu haben fähig ſind, als indem wir uns unſerer Vorſtellungen und deren Uebereinſtimmung bewußt ſind. Da nun niemand ſich gegenwärtig bewußt ſeyn kann, ohne ſich ſeines Seyns in mancherley vergangenen Umſtänden

ſtänden deutlich oder undeutlich zu erinnern: ſo iſt gleich klar und offenbar, das dasjenige Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, unter verſchiedenen Veränderungen fortgedauret habe, und eben daſſelbe ſey, welches vor Zeiten in uns empfunden, gedacht und gewollt hat. Es mag übrigens mit unſerm Körper beſchaffen ſeyn, wie es will, ob er ganz, zum Theil, oder gar nicht mehr derſelbe iſt, der er anfangs war; das rührt unſere Dauer nicht, das macht uns nicht zu andern Menſchen. Wenn gleich alles bey uns in ſtetem Fluſſe und Wechſel ſchwebt, ſo bleibt doch unter allen Veränderungen und Begebenheiten ein Weſen, das ſich ſelbſt durch ſein jetziges Bewußtſeyn überzeugt, es ſey eben daſſelbe, welches in vorigen Zeiten unter andern Umſtänden geweſen; und darnach rechnet ſich ein jeder, in ſeinem ganzen Leben, für einen und denſelben Menſchen.

1b) [Eine ſchon vorhergegangene ähnliche Empfindung wird zwar eigentlich nur zur Wiedererkennung, und nicht zum Bewußtſeyn überhaupt, erfodert: aber jedes Bewußtſeyn unſer ſelbſt oder anderer Empfindungen erfodert doch ein Unterſcheiden von andern Vorſtellungen, und folglich ein Vergleichen — Ja, daß auch die Vorſtellungen einzelner ſichtbarer Gegenſtände nicht bloß Bewußtſeyn eines beſtimmten Eindrucks, ſondern ſchon Vergleichungen (abgezogene Begriffe) ſind, läßt ſich deutlich erweiſen. Denn, indem wir einen Gegenſtand anſehen, verändert ſich alle Augenblicke ſeine Lage zu unſerm Auge: es fallen alſo die Stralen, ohne einmal der beiden Augen zu erwähnen, auf verſchiedene Nervenfaſern, und müſten viele Vorſtellungen geben. Dennoch erkennen wir darin nicht verſchiedene, ſondern nur einen Gegenſtand, und dies um deſto deutlicher, je länger und öfterer wir ihn in verſchiedener Lage geſehen haben — Die Folgerung bleibt alſo einerley: nämlich, es muß ein und daſſelbe Weſen ſeyn, welches die eine und die andere Empfindung erhalten hat, und welches dabey nicht bloß leidend iſt, ſondern ſeine eigene thätige Kraft äußert, um ſie mit einander vergleichen, und als ähnlich oder unähnlich erkennen, vereinen oder trennen zu können.]

§. 4.

Wir eignen uns eine Seele zu, ſo ferne wir empfinden, denken, wollen, oder, mit einem Worte, uns bewußt ſind. Weil nun unſer einzelnes beſonderes Weſen, oder unſer Ich, hauptſächlich auf den Theil ankömmt, der ſich in uns bewußt iſt, ſo macht die Seele auch vornehmlich den Menſchen aus. Und da der Theil in uns, welcher ſich bewußt iſt, ungeachtet aller übrigen Veränderungen, fortdauret, und derſelbe bleibt, ſo dauret auch eine und dieſelbe Seele, bey allem übrigen Wechſel des Körpers, unſer ganzes Leben hindurch fort; und ein jeder achtet ſich wegen ſeiner fortdaurenden Seele, ſo lange er lebt, für einen und denſelben Menſchen.

Wenn ein Ding unter verſchiedenen Veränderungen fortdauret, und, ungeachtet derſelben, eins und daſſelbe bleibt, ſo nennen wir es eine Subſtanz, oder für ſich beſtehend Ding. Dagegen, wenn etwas, bey geſchehener Veränderung, aufhöret zu ſeyn, ſo nennen wir es eine Beſchaffenheit des Dinges (modum oder accidens). Ein Wachs z. B. mag hart oder weich, kalt oder warm, ſtehend oder fließend ſeyn, mag dieſe oder jene Figur oder Farbe haben, ruhen oder bewegt werden; ſo iſt und bleibt es, unter allen dieſen Veränderungen, eins und daſſelbe Wachs. Das Wachs iſt folglich eine Subſtanz. Hergegen Härte, Kälte, Figur, Farbe, Ruhe ſind nur Beſchaffenheiten dieſer Subſtanz, weil ſie durch eine jede Veränderung aufhören zu ſeyn. Die Härte höret auf, ſobald das Wachs weich wird; die kugelförmige Figur verliert ſich, wenn eine andere in ihre Stelle tritt: und wenn eine Bewegung entſteht, ſo iſt es unmöglich, daß die Ruhe noch fortdauren ſollte.

Hätten die Menſchen gleich deutliche Begriffe, und gleich beſtimmte Wörter, oder hätten ſie nur ihr inneres

Gefühl

Gefühl gefragt: ſo würden ſie wegen ihrer Seele nicht haben ſtreitig ſeyn können, ob ſie zu den Subſtanzen zu rechnen, oder nur als eine gewiſſe Beſchaffenheit des menſchlichen Körpers anzuſehen ſey. Denn niemand kann ſein Bewußtſeyn verläugnen, aber ſich auch nimmer bewußt ſeyn, ohne ſeiner vorigen Dauer eingedenk zu werden, und ſich alſo als einen und denſelben unter verſchiedenen Umſtänden zu betrachten. Er kann ſich aber nicht, dem Körper nach, für einen und denſelben halten: denn er kennet kein einzig Stäubchen ſeines ganzen Körpers, ob es geblieben, oder verwechſelt ſey. Allein, die Seele, das Weſen in uns, das ſich bewußt iſt, kennet ſich innerlich, als eins und daſſelbe in verſchiedener Beſchaffenheit und Zuſtande, und hat durch ſolch Bewußtſeyn einen Begriff und eine Ueberführung von ſeinem Daſeyn, ſeiner Dauer, und von der Zeit derſelben. Wird nun das, welches unter verſchiedenen Veränderungen fortdauret, und nicht aufhört eins und daſſelbe zu ſeyn, eine Subſtanz genannt; ſo iſt ja auch ſo offenbar, als was ſeyn kann, daß unſere Seele, die durch ihr eigen Bewußtſeyn überführt iſt, daß ſie noch eben diejenige ſey, welche vormals mancherley erfahren, gedacht und gewollt hat, für eine Subſtanz gehalten werden müſſe, und unter die bloßen Beſchaffenheiten eines andern Dinges nicht könne gerechnet werden [1c]).

[1c]) [Man ſcheint doch noch mehr zu verlangen — „Welche Kenntniß (ſagt man) können wir denn von einem Weſen haben, welches uns durch keine ſinnliche Wahrnehmung dargeſtellt wird, und was können wir alſo davon mtheilen oder behaupten?“ — Eigentlich erkennen wir doch keinen Gegenſtand ſelbſt mit aller unſerer Wahrnehmung, ſondern wir empfinden nur Wirkungen auf unſere Vorſtellungskraft. Das Urtheil von irgend einem Daſeyn muß nun freilich aus einer Empfindung flieſſen. Welche Empfindung aber iſt denn ſicherer, unmittelbarer, als das innige Selbſtbewußtſeyn? Dies

iſt ja die einzige urſprüngliche Erfahrung. Von allem Uebrigen haben wir nur mittelbare Vorſtellung durch die Beziehung, die es auf uns hat: unſer eigenes denkendes Weſen aber erkennet ſich ſelbſt durch bloßes Bewußtſeyn in Handlungen, innern Beſtimmungen und Vermögen, im Verſtande und Willen, welches wahre Eigenſchaften eines Dinges an ſich ſelbſt ſind, dergleichen wir mittelſt aller ſogenannter Anſchauung äuſſerer Gegenſtände nicht wahrnehmen können. (Wie auch Herr Kant ſagt: in den Bemerkungen zu Prof. Jakobs Prüfung S. LIX) Welcher Gegenſtand kann alſo realer gegeben ſeyn als dieſer des Ich oder Selbſt, deſſen Bewußtſeyn nicht blos alle unſere Vorſtellungen begleitet, wie etwa die Empfindung von angenehm oder unangenehm; ſondern welches der Grund iſt, auf welchem alle unſere Vorſtellungen beſtehen, und worin wir ſie als unſere erkennen. Ein Bewußtſeyn, ein Gedanke, iſt doch wirklich nur eine Kraftäuſſerung eines denkenden Weſens, und außer einer Subſtanz, einem Weſen, welches ſich bewußt iſt oder denkt, wird es ein bloßer leerer Ausdruck, mit welchem ſich keine Bedeutung verbinden läßt. Erfahrung, Empfindung, giebt uns alſo zwar nicht die Vorſtellung und Kenntniß des abſoluten Weſens, oder der innern Natur des denkenden Ich, und dieſe würde auch gar nicht erhalten, wenn es gleich möglich wäre, daß es dem äuſſern Sinnen vorgeſtellt werden könnte: aber ſie giebt doch die ſichere Deutung auf ein Weſen, welches, da es affizirt wird und thätig iſt, nicht nur für ſich exiſtiren, beſtehen, ſondern auch mit eigener Kraft begabt ſeyn muß.]

§. 5.

Ich muß mich wundern, daß Weltweiſe dieſen ſo leichten und ſichern Weg zum Selbſterkenntniſſe nicht gegangen ſind, und daher auch zum Theile nicht gewußt haben, was ſie aus ſich ſelbſt, oder aus ihrer Seele, machen ſollten. Sie haben ſich außer ſich ſelbſt geſucht; und da ſie den Körper doch nicht für ihre Seele halten konnten, ſo ſind ſie auf den irrigen Wahn gerathen, der noch bis in die neuern Zeiten fortgepflanzet iſt, daß die Seele nichts, als eine gewiſſe Beſchaffenheit des organiſchen

niſchen Körpers, ſeyn könne. Sie drücken ſich dabey auf mancherley Art, jedoch alle ſehr dunkel, unbeſtimmt und zweideutig, aus. Die Seele ſoll in einer übereinſtimmenden Bildung der leiblichen Theile, in einer gewiſſen Temperatur des Körpers, in einer Harmonie oder harmoniſchen Bewegung, in einer Lebenskraft u. ſ. w. beſtehen.

Allein, ſie mögen eine Beſchaffenheit des Körpers annehmen, welche ſie wollen, ſo werden ſie ſich nicht darinn als ein Weſen erkennen, das ſich bey ſeinen Veränderungen bewußt iſt, eins und daſſelbe zu ſeyn. Soll es eine ruhende, bleibende Beſchaffenheit, eine übereinſtimmende Bildung, Proportion und gewiſſe Zuſammenfügung ſeyn: ſo kann ja dieſes mit den Veränderungen in unſerer Seele, mit den Empfindungen, Gedanken, Neigungen und Begierden, deren wir uns innerlich bewußt ſind, nicht beſtehen. Wenn aber Veränderungen in der Bildung und Zuſammenfügung entſtehen ſollen, ſo höret ja die vorige Beſchaffenheit der Bildung und Zuſammenfügung gänzlich auf, und dauret unter der folgenden nicht fort; ſo wie eine Bildung von einem Würfel nicht mehr die Eigenſchaften einer Kugel behalten kann. Wie kann denn die veränderliche Bildung und Zuſammenfügung etwas fortdaurendes ſeyn, und ſich als ein ſolches bewußt ſeyn? Die jetzige war ja noch nicht bey der vorigen, und die vorige iſt nicht mehr bey der jetzigen. Wollte man ſetzen, daß ſogar andere körperliche Theile in dieſelbe Bildung und Verknüpfung träten, wie in einem Strale des Waſſers und Lichtes geſchieht: ſo hätten doch die jetzigen körperlichen Theile, die in der vorigen Stelle getreten ſind, ihr fortdaurendes einzelnes Weſen mit den andern nicht gemein; ſondern, wenn das die Seele ausmachen ſollte, ſo wäre das jetzige höchſtens eine Seele, die der vorigen ähnlich, und, ſo zu reden, in dieſelbe Form gegoſſen wäre; es wären

doch verſchiedene einzelne Seelen, davon die folgenden nicht wüßten, was den vorigen begegnet wäre [1d]).

Will man den andern Begriff von einer wirkſamen Beſchaffenheit, als von einer Bewegung, für unſere Seele annehmen: ſo iſt wieder offenbar, daß eine jede Bewegung, es ſey Handlung oder Leidenſchaft, durch eine Veränderung aufhöret, das zu ſeyn, was ſie war. Der veränderte Ton iſt nicht mehr der vorige. Und wenn wir den Ton ſowohl, als Geruch, Geſchmack, Geſicht, Gefühl, für eine innere Veränderung in unſern körperlichen Theilen, inſonderheit des Gehirns, nehmen wollen; ſo iſt doch gewiß, daß unter viel tauſend Arten von Tone, Schalle, Geruche, Geſchmacke, Gefühle und Geſichte, ein jedes ſich in unſern Werkzeugen der Sinne auf ſeine eigene beſondere und verſchiedene Weiſe ausdrücke. Wenn alſo eine Veränderung in dieſer Bewegung entſtehen ſoll, ſo kann man ohne Widerſpruch nicht ſetzen, daß die neue Bewegung mit der vorigen eine und eben dieſelbe ſey, oder daß die vorige in der jetzigen fortdaure, noch, daß ſie alle mit einander eins ſind. Die Süßigkeit dauret nicht fort, wenn eine Bitterkeit in die Stelle tritt: auch ein aus beiden vermiſchter Geſchmack iſt nicht mehr der reine. Vielweniger iſt eine folgende Muſik annoch ein Geſchmack; oder ein folgender Geruch die Muſik, dann eine folgende Ausſicht aus dem Fenſter eine Uebereinſtimmung der Töne; eine darauf folgende Kälte vom hereinblaſenden Winde die Ausſicht u. ſ. w. Setzet endlich, daß zum öftern Veränderungen in uns entſtehen, die den vorigen ganz und gar ähnlich ſind: ſo iſt doch keine auch der ähnlichſten Veränderungen mit den vorigen eine und dieſelbe, welche fortgedauret hätte, ſondern es ſind lauter verſchiedene einzelne Veränderungen, deren jede für ſich zu ihrer Zeit entſteht, vergeht, und durch andere unähnliche

liche abgewechſelt wird. Was iſt denn in ſolcher Reihe von Veränderungen das eine und daſſelbe, welches unter allen dieſen Veränderungen fortdauret?

Die Seele aber iſt ſich ſelbſt bewußt, daß ſie ein fortdaurendes Weſen ſey, welche alle dieſe Veränderungen von tauſenderley Geſchmacke, Geruche, Tönen und Bildern, nach und nach, allein, in ihrem einzelnen Weſen angenommen, und welche in dem gegenwärtigen Zuſtande ihre vergangenen ſieht; mithin ſelbſt in den Veränderungen erkennet; annoch eine und dieſelbe zu ſeyn, die ſie in verſchiedenen vorigen Zeiten war. Die Seele iſt alſo keine bloße veränderliche Beſchaffenheit eines andern Dinges, ſondern eine Subſtanz, die ein Vermögen des Bewußtſeyns von ihrem verſchiedenem Zuſtande hat.

1d) [Daß zum Gedächtniſſe, oder zur Erinnerung, eine gewiſſe Beſchaffenheit körperlicher Werkzeuge erfordert werde, lehrt die Erfahrung. Muß aber deswegen das Bleibende der Vorſtellungen im Körper ſtecken? ja, kann es wohl darin ſtecken? Man glaubte zwar ehemals gewiſſe Eindrücke, Bilder oder Spuren im Gehirne vorausſetzen zu müſſen, die man materielle Ideen nannte, welche durch wiederhohlte Einwürkung der Rührung äußerer Sinne verſtärkt, oder wenn ſie durch einen gewiſſen Zuſammenhang wieder erſchüttert würden, auch ohne neue äußere Einwürkungen, die vormahlige Empfindung wieder darſtellten. Dergleichen Eindrücke oder Spuren, wenn ſie möglich wären, könnten indeſſen doch, mit aller ihrer Erſchütterung, noch gar nicht das Anerkennen, das einfache Bewußtſeyn und Vergleichen ihrer Aller ſchaffen, als wozu immer ein beſonderes Weſen erfodert würde. Man darf aber nur die Sache deutlicher erwägen; ſo wird ſich der Ungrund oder die gänzliche Unmöglichkeit ſolcher nachbleibenden beſtimmten Spuren zeigen, geſchweige, daß in ihnen ſelbſt, oder in ihrer Erſchütterung, die Vorſtellungskraft beſtehen könnte. Nur bey dem Sinne des Geſichts zu bleiben, denn auf die übrigen treffen ſie noch weniger zu, ſo fällt ja das Bild, nach

verſchiedenen Bewegungen des Auges oder des Gegenſtandes, auf verſchiedene Stellen des Nervenhäutchens, iſt, nach veränderter Entfernung, bald gröſſer, bald kleiner, und der Gegenſtand wird bald von der rechten, bald von der linken Seite geſehen. Dadurch könnte alſo nie eine beſtimmte Spur nachbleiben, ſondern alles müſte verwirrt und verlöſcht werden: vielweniger könnte eine längere oder wiederhohlte Betrachtung den Eindruck ſchärfer machen. Was wüſte auch die Spur auf der einen Stelle von der andern, um die Eindrücke als einerley zu erkennen? Wie könnte ferner der durch Geſellung der Ideen bewürkte Rückruf derſelben aus hie und da befindlichen Spuren herrühren, die ſich doch nicht in beliebige und veränderte Ordnung ſtellen laſſen, und ſogar aus verſchiedenen Sinnen entſpringen? Der Rückruf nämlich oder die Geſellung hängt von keinem innern beſtändigen Zuſammenhange, ſondern bloß von der zufälligen ehemaligen Gleichzeitigkeit oder Folge von Empfindungen ab. — Dieſe Gründe habe ich in der Betrachtung der Unmöglichkeit körperlicher Gedächtniß-Eindrücke (im Götting. Magaz. 1780. IV. St. S. 27. u. VI. St. S. 351.) ausführlicher vorgetragen — Das im Gedächtniß liegende iſt alſo nicht die Spur einer beſtimmten Empfindung, ſondern nur eine aus Vergleichung des Empfundenen entſtandene abgeſonderte Vorſtellung, die folglich nicht in unſchriebenen Stellen des Gehirns enthalten ſeyn kann. Was bey den ſinnlichen Rührungen im Körper vorgeht muß nur in einer Art von **Bewegung** beſtehen, und dieſe iſt vorübergehend, da jede wieder durch die folgende vertilgt wird. Die übrig bleibende körperliche **Fähigkeit** zur Erinnerung kann folglich nur in der Fähigkeit beſtehen eine **ähnliche** Bewegung wieder hervor zu bringen. So erklärt auch der ſcharfſinnige **Platner** das Materielle, welches zu unſern Vorſtellungen im Werkzeuge erfordert wird. (Neue Anthropol I. B. §. 375. 388.) Es kann alſo nur das einfache und daurende lebendige Weſen ſeyn, welches zwar des körperlichen Werkzeuges zu ſeiner Wirkſamkeit bedarf, aber aus innerer Kraft wirket, das Verſchiedene zuſammen begreift, vergleicht, und bey Erneuerung eines Theils der ehemaligen Vorſtellung auch das Uebrige derſelben ſich wieder klar zu machen ſtrebet. Dies zeigt ſich wenn wir ein vergeſſenes Wort im Gedächtniſſe wieder herzuſtellen uns bemühen. Denn, um es zu ſuchen, und zu kennen, wenn wir es gefunden haben, oder wenn man es uns vor-

vorſagt, mußte doch die dunkele Kenntniß ſchon im Geiſte liegen, die nur durch eine erweckte körperliche, der vorigen ähnliche Bewegung wieder lebhaft zu werden bedurfte. So bemüht einer ſich, durch Verſuche auf dem Klavier, die Erinnerung einer Melodie wieder zu erhalten, und kennt ſie, wenn er ſie getroffen hat, auch wenn er ſie zuvor auf einem andern Inſtrumente, oder von einer Singeſtimme gehört hatte. Ein merkwürdiger Fall eines durch Krankheit etliche Monate lang gehemmten Gedächtniſſes, davon der berühmte Linné Nachricht giebt, (Schwed. Abhandl. 1745. VII. Th. S. 117.) zeigt beſonders dieſe innere Kenntniß deſſen, was der Kranke nicht hervorzubringen vermogte — So kann auch ein durch Verletzung des Gehirnes ganz verlornes Gedächtniß wieder erlangt werden, wenn nur die Fähigkeit des Gehirnwerkzeuges wieder hergeſtellt iſt, da doch alle örtliche Spuren durch eine ſolche Zerrüttung gänzlich ausgelöſcht ſeyn müßten. Ein außerordentliches Beiſpiel von gänzlichem Verluſte des Gedächtniſſes und aller Sinne, welche doch nach zwölf Jahren plötzlich wieder erlangt wurden, (Schwed. Akad. neue Abhandl. V. Th. S. 315.) kann uns zu dieſer Betrachtung dienen. In ſo langer Zeit war doch der Körper ganz verändert, und die neuen Theile, welche den Abgang erſetzten, konnten nicht — wie man ſonſt das im Körper daurende oder nachbleibende erklären will — die Form der ehemaligen geſunden annehmen, ſondern hätten ſich nach den gegenwärtigen zerdruckten fügen müſſen. Die Ueberlieferung des Eindrucks oder Zuſtandes von dem einen zum andern konnte alſo nicht die ehemaligen Vorſtellungen wieder hervorbringen, ſondern es mußte ein bleibendes Weſen, und in demſelben eine bleibende, und nur auf eine Zeitlang gehinderte Kraft ſeyn, dadurch, nach wieder hergeſtellten Werkzeugen, dieſe Fähigkeit ſich wieder äußern konnte.]

§. 6.

Dergleichen Subſtanz oder Seele, die ein Bewußtſeyn beſitzt, iſt in jeglichem einzelnen Menſchen nur eine. Alles, was ein Bewußtſeyn in ſich ſchließt, nämlich alle äußere und innere Empfindung, alle Luſt und aller Schmerz, alle Einbildungen, Gedanken, Neigungen, Begierden, Affecten, das geht alles in einem einzigen Weſen

Weſen vor. Es iſt eben daſſelbe Weſen, welches die Schmerzen im Kopfe empfindet, das auch in der Hand, in den Gedärmen, im Fuße fühlet, das mit der Naſe riecht, mit der Zunge ſchmeckt, mit den Augen ſieht, mit den Ohren höret. Die Werkzeuge dieſer theils ähnlichen, theils verſchiedenen Empfindungen ſind zwar räumlich außer einander und an verſchiedenen Orten, und laſſen ſich von einander trennen: aber das empfindende Weſen iſt doch nur eins und eben daſſelbe. Wenn denn auch Millionen verſchiedener Punkte oder Stellen unſerer Haut und unſers innern Körpers durch Anſetzung einer Nadelſpitze empfindlich ſind: ſo iſt doch nur ein einzig Weſen, das alles allein allenthalben empfindet. Aber eben das Weſen, welches ſich der gegenwärtigen Dinge, nach der Empfindung bewußt iſt, iſt auch dasjenige, welches ſich durch ſeine Einbildungskraft und durch ſein Gedächtniß, die vergangenen und abweſenden Dinge empfunden zu haben, erinnert. Eben das, was denkt, iſt auch das, was empfunden hat: eben das, was da will, iſt auch das, was da denkt, das Ding ſey ihm gut.

Es iſt alſo eine unnatürliche und wider unſer Bewußtſeyn laufende Einbildung, wenn einige ſich ſelbſt in ihrer Vorſtellung getheilt haben; ich will ſagen, daß ſie ſich überredet, es wären in ihnen Seele und Geiſt, oder, nach anderer Meynung, Verſtand und Wille, als zwo Subſtanzen, unterſchieden. Denn, wenn nur ein Weſen ſich alles deſſen, was in uns geſchieht, innerlich bewußt iſt, ſo kann das, was in einem Bewußtſeyn beſteht, nicht in verſchiedenen Subſtanzen vorgehen. Oder wenn eine jede Subſtanz ihr beſonderes Bewußtſeyn hätte, ſo müßten wir auch zwo Seelen haben, und gedoppelte Menſchen ſeyn; wie diejenigen ſind, da zween Leiber an einander gewachſen, oder theils mehr, theils weniger (nur die Köpfe ausgenommen) in eins ge-

geſchmolzen ſind; in welchen Leibern in der That zwo Seelen: oder zween Menſchen wohnen.

Es iſt der Mühe werth, daß man dieſe beſondere und ſeltene Begebenheit mit ihren Umſtänden betrachte, weil ſie nicht wenig zur Erläuterung, was der Menſch und die menſchliche Seele ſey, beiträgt. Es giebt Geburten von Zwillingen, die nicht allein, jedes mit vollkommenen Gliedmaaßen an einander gewachſen ſind; ſondern da auch dem einen wenigere oder mehrere, äuſſere oder innere, Gliedmaaßen mangeln, oder mit den Gliedmaaßen der vollkommenern Geburt in eins geſchmolzen ſind. Von beinahe vollkommenen Zwillingen, die an einander gewachſen, weis ich mich eines Beiſpieles zweyer Mägdchen zu beſinnen, die im Anfange dieſes Jahrhunderts allerwärts herumgeführt wurden, und nur am Kreuze zuſammen gewachſen waren [2]). Von den verſtümmelt Zuſammengewachſenen aber iſt ein merkwürdig Beiſpiel, unter dem Könige Jacob IV. in Schottland, einer männlichen Geburt, da vom Nabel aufwärts alles gedoppelt, niederwärts aber alles einfach geweſen [3]).

Bey allen ſolchen Misgeburten finden ſich in der That zwo Seelen in einem Leibe, deren jede ſich beſonders bewußt iſt. Wenn ſie gleich mehrere oder wenigere gemeinſchaftliche Theile des Körpers haben, worinn ſie beide empfinden, ſo ſind doch die Seelen, welche die Veränderung in einem und demſelben Punkte des Körpers empfinden, und ſich deſſen bewußt ſind, eben ſowohl verſchieden, als zween geſunde Menſchen verſchieden ſind, welche von einem und demſelben Punkte eines äußern Körpers ein Bild in den Augen und Gedanken faſſen, oder beide einen Ton hören. Uebrigens iſt zwiſchen beiden Seelen ſowohl in der Vorſtellung dieſer einen Veränderung im gemeinſchaftlichen Theile, als

deren

deren Folgen, vielmehr aber noch in andern Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen, ein gewaltiger Unterſchied. Das eine ſchläft, wenn das andere wachet. Das eine empfindet und bemerkt, was das andere nicht bemerkt. Das eine ſtellet ſich bey dem Gegenwärtigen, in ſeiner Einbildungskraft, ganz andere abweſende und vergangene Dinge vor, als das andere. Das eine urtheilt und ſchließt anders, als das andere, und ein Kopf könnte, ſeiner Einſicht nach, einer ganz andern philoſophiſchen oder chriſtlichen Meinung und Secte zugethan ſeyn, als der andere; der eine ein Zweifler, der andere ein Dogmaticus, der eine ein Epicurer, der andere ein Stoiker, der eine ein Proteſtant, der andere ein Katholik ſeyn. Man ſieht, daß auch die Gemüthsneigungen und Bewegungen ſolcher Seelen in einem Leibe ganz wider einander laufen. Das eine iſt luſtig, das andere traurig; das eine fürchtet, das andere hoffet; das eine liebt Geld, das andree Ehre. Zu geſchweigen, daß das eine krank ſeyn und ſterben kann, wenn das andere noch geſund iſt und lebet.

Kurz, wo zwey Weſen oder Subſtanzen außer einander ſind, deren jede für ſich und auf verſchiedene Weiſe empfindet, denkt, will, und ſich alles deſſen bewußt iſt, da ſind zwo Seelen, da ſind zween Menſchen; ſie mögen nun ganz beſondere, oder auch gemeinſchaftliche Werkzeuge haben. Daher ſind dergleichen zweyköpfige Misgeburten auch, in der Chriſtenheit, allemal als zween beſondere Menſchen getauft, und mit verſchiedenen Namen benannt worden; welches zugleich ein Beweis iſt, daß man die einzelnen Menſchen nicht nach dem Körper, ſondern nach der Seele, rechnet und zählet.

Wenn demnach in jedem Menſchen ordentlicher Weiſe zwo Subſtanzen außer einander wären, als die

vorgegebene Seele und Geiſt, oder die verſtändige und wollende Subſtanz ſeyn ſollen, deren jede für ſich empfände oder ſich bewußt wäre; ſo würden in jedes Menſchen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menſchen ſtecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung iſt. Der Grund des Irrthums liegt bloß darinn, daß man aus der verſchiedenen Vorſtellung und Neigung der Seele, dadurch ſie mit ſich ſelbſt in einen Kampf geräth, verſchiedene Subſtanzen gemacht. Allein, eben das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, daß ihm ein Ding, nach ſinnlicher Vorſtellung, reizend und gut laſſe, iſt auch dasjenige, welches ſich bewußt iſt, daß es eben daſſelbe Ding, nach der reinern Vorſtellung der Vernunft, für böſe anſehen und verabſcheuen müſſe: ſo wie es eine Seele iſt, welche den halb im Waſſer ſtehenden Stock nach dem Geſichte, für gebrochen, nach dem Gefühl, für gerade hält.

2) Dieſe zwey Mägdchen, Helena und Judith genannt, ſind 1701, den 26. des Weinmonats, in der Grafſchaft Comorrn, in Ungarn, in dem Dorfe Szony, auf des Grafen Zichi Gütern zur Welt gekommen, und haben alle Gliedmaaßen vollkommen gehabt, nur daß ſie am unterſten Theile des Rückgrades bey dem Kreuze zuſammen gewachſen, und gemeinſchaftliche Oeffnungen des Ausganges von Speiſe und Getränke gehabt; jedoch ſo, daß eine jede ſich beſonders ihres Ueberfluſſes, nach Nothdurft, entledigen können, auch die monatliche Reinigung zu verſchiedener Zeit verſpüret. Ein ungariſcher Arzt, Namens Cſuſzi, hatte ſie von den armen Aeltern auf eine Zeitlang gedungen, und ließ ſie durch ganz Europa für Geld ſehen; bis ſie der Cardinal Auguſt von Sachſen-Zeitz, und Erzbiſchof zu Gran, in ihrem neunten Jahre dem Arzte wieder abgenommen, und den Urſelinern zu Presburg ins Kloſter gegeben. Sie haben von ihrem Herumreiſen, außer dem Ungariſchen, auch deutſch und franzöſiſch zu reden gewußt, und im Kloſter, außer ihrer Religion, leſen, ſchreiben, ſticken, Spitzen klöppeln, u. ſ. w. gelernt. Dieſe Umſtände ſind von dem Gerhard Cornelius von den

Drieſch

Drieſch, Secretarius und Hiſtoriographus des Hrn. Grafen Damian Hugo von Virmondt, welcher die Mägdchen im Jahre 1722, im gedachtem Kloſter geſehen, in ſeiner hiſtoriſchen Nachricht von der Römiſch-Kayſerlichen Großbothſchaft nach Conſtantinopel, Nürnb. 1723. 4. p. 19 ſqq. beſchrieben, und ihre Gemüthsbeſchaffenheit mit folgenden Worten ausgedrückt: Es kömmt wohl, daß, wenn eine ſchläft, die andere wachet: und wenn dieſe arbeitet, die andere ruhet. Es iſt wohl eine, wann die andere trinkt, oder was anderes vor hat. Hingegen ſitzen, ſtehen, gehen und liegen ſie allezeit zuſammen mit groſſer Beſchwerniß, weil die Zuſammenfügung der Körper es nicht anders zuläßt. Wann ſie mit einander reden, wenden ſie einander mit gebogenen Hälſen das Geſicht zu: ſie küſſen ſich zuſammen aus Liebe, ſchlagen ſich aber auch tapfer mit Fäuſten, wann ſie bös ſind. Wann ein Streit zu der Zeit, da ſie beiderſeits noch bey guten Kräften geweſen, zwiſchen ihnen entſtanden, hat diejenige, welche ſich ſtärker zu ſeyn glaubte, die andere über die Achſel genommen, und davon getragen. Jedoch ſind ſie vielmehr eines ſtillen und ſanftmüthigen Weſens, als daß ſie ſich oft erzürnen ſollten. Die jüngere, Judith, iſt vor ungefähr drey Jahren mit einem Schlagfluße gerührt worden, wodurch ſie an der Sprache und Vernunft Schaden gelitten, und daher anjetzo etwas einfältig ſcheint. So oft ſich eine nicht wohl befunden, hat auch die andere ebenermaaßen, ob ſie ſchon mit gleicher Krankheit nicht behaftet war, einige Unruhe in dem Gemüthe, Schwachheit der Sinnen, und unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibes verſpüret. Doch ſchreibt Mich. Ernſt Ettmüller in Diſp. de Monſtro Hungarico, (Reſp. Georg. Chr. Werther) Lipſ. 1707. §. XIII. von dieſen allzuſehr verſchwiſterten Mägdchen, daß, da ſie in Leipzig geweſen, die jüngere, Judith, mit Erbrechen geplagt worden, wovon aber die ältere, Helena, nichts gewußt; daß ſie aber doch beide zugleich an den Pocken danieder gelegen. Sie ſind 1723 im Febr. faſt in demſelben Augenblicke geſtorben. S. Philoſ. Transact. Vol. L. P. I. p. 311-322 wo auch eine anatomiſche Beſchreibung von einem Doctore Medicinae, Juſt. Joh. Torkos gefunden

den wird. [Wir lernen daraus, daß die Kreuzbeine am untern Ende in eins verwachſen geweſen. Inwendig waren die großen Arterien dieſer zwey Körper, wie auch die großen Venen, unterhalb der Nieren, in einfache Kanäle zuſammengefloſſen: die beiden Maſtdarme machten am Ende einen Kanal aus, und die Mutterſcheiden, nicht aber die Harngänge, hatten eine gemeinſchaftliche Oeffnung — Das Gefühl war nur in den verwachſenen einfachen Theilen beiden gemein.]

*) Der glaubwürdige Zeuge hievon iſt eigentlich Buchananus, in Rerum Scoticarum hiſtoria, lib. XIII. p. 411. deſſen Worte ich anführen will. *Circa haec tempora* (1490. ſub Jacobo IV Rege) *monſtrum novi generis in Scotia natum eſt, inferiore quidem corporis parte ſpecie maris, nec quicquam a communi hominum forma diſcrepans: umbilicum vero ſupra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, et ad uſum et ſpeciem diſcretis. Id Rex diligenter et educandum et erudiendum curavit, ac maxime in muſicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin et varias linguas edidicit, et variis voluntatibus duo corpora ſecum diſcordia diſcutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune conſultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod, cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem ſentiret: cum vero ſuperne pungeretur, aut alioqui laederetur, ad alterum corpus tantum doloris ſenſus perveniret. Quod diſcrimen etiam in morte fuit magis perſpicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exſtinctum fuiſſet, quod ſuperſtes fuit, dimidio ſui computreſcente, paulatim contabuit. Vixit id monſtrum annos viginti octo, ac deceſſit adminiſtrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hac de re ſcribimus eo confidentius, quod adhuc ſuperſunt homines honeſti complures, qui haec viderint.* Siehe auch hievon Camerarium in Horis ſubſecivis Cent. II c 67. p 275. [Es zeigte ſich alſo auch hier, obgleich die Körper nur halb getrennt

waren, verſchiedener Verſtand und Wille. In den zwiefachen Theilen hatte auch nur jeder Körper ſein eigenes Gefühl: in den gemeinſchaftlichen aber fühlten beide zugleich. Ohne Zweifel nämlich giengen dahin gedoppelte Nerven, von jedem Kopfe die ſeinigen. Daß der eine Körper einige Tage vor dem andern geſtorben ſeyn ſoll, iſt bey ſo genauer Verbindung zu bewundern. Denn es müßte alsdenn der Blut-Umlauf in den untern Theilen noch von dem einen Herzen betrieben ſeyn, da das andere ſtockte, weil doch vermuthlich die Blutgefäße unten in einfache Kanäle zuſammengelaufen waren, welches ſogar bey der oben beſchriebenen, ſo wenig verwachſenen Misgeburt gefunden ward, und noch mehr bey den einleibigten zweifüßigen beobachtet wird. S. Haller Opp. anat. min. T. III. de monſtris L. I. c. 22. 25. 27. Der Bericht iſt auch wohl nicht in allen Stücken genau abgefaßt. Eine Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Nerven in ſolchem Falle kann man ſich aus des Herrn Profeſſors Prochaska anatomiſchen Beſchreibung einer 1778 zu Wien beobachteten Zweyköpfigten, aber, wie viele dieſer Art, nur zweiarmigten, Misgeburt machen, welche in deſſen Adnotat academ faſcic (Pragae 1780 8.) p. 49. enthalten iſt. Aus dem Laufe der Nerven zu urtheilen, hatten zwar hier die mittlern Theile, und diejenigen Eingeweide des Unterleibes welche einfach waren, eine gemeinſchaftliche Empfindung: die Arme aber hatten jeder von ſeinem Rückenmarke eigene Nerven, und mußten alſo der eine von dem rechten, der andere von dem linken Kopfe regiert werden. Unten war das Rückenmark vereiniget, daher es zweifelhaft iſt, ob die Beine, wiewohl zu jedem von ſeiner Seite her Nerven ausgiengen, doch nicht von beiden Gehirnen her einige Faſern erhalten haben. In dieſer Misgeburt waren zwar zwey Herzen, deren Adern aber doch mannichfaltige Gemeinſchaft mit einander hatten.]

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen ſeltene Zufalle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehr Nutzen daraus gezogen, und inſonderheit vieles, was die Seele betrifft, unbeobachtet gelaſſen haben. Ich würde wenigſtens ſolchen zween eingefleiſchten Menſchen noch unterſchiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen in dieſem und jenem Falle oder Theile zu Muthe ſey. Nun mögte ich aber doch gerne von einem Harmoniſten wiſſen, ob dergleichen Maſchine, als oben beſchrieben iſt, halb nach einzelnen Seelen, halb nach beiden

Seelen

Seelen, harmoniſch eingerichtet ſey? und wie die Harmonie beſtehe, wenn ihre Meinung und Wille gegen einander gelaufen?

§. 7.

Da denn, ordentlicher Weiſe, nur eine Seele im menſchlichen Leibe wohnt, und dieſe eine Subſtanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und ſich allein alles deſſen, was darinn geſchieht, bewußt iſt; ſo iſt dieſes Empfinden und Bewußtſeyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die außer einander ſind, nicht im Zuſammengeſetzten oder Ausgedehnten; ſo ſind die vielen Theile außer der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; ſo unterſcheidet ſich dieſe eine Subſtanz von allen räumlichen Punkten des ganzen ausgedehnten und zuſammengeſetzten Körpers, als ein einfaches Weſen, das der einzige untheilbare Mittelpunkt iſt, worinn alle Veränderungen in dem ganzen Umfange des Leibes zur einzelnen Empfindung und zum Bewußtſeyn gedeien.

Es können nicht viele verſchiedene Theile, die außer einander ſind, gemeinſchaftlich empfinden und ſich bewußt ſeyn, oder ein jedes Theil würde auch für ſich empfinden, und eine Seele ſeyn, und alſo in jedem Menſchen ſo viel Seelen wohnen, als verſchiedene empfindliche Theile auſſer einander wären. Unſer Leib aber, und ſelbſt der Kopf, beſteht, wie alle ausgedehnte Körper, aus vielen Theilen, die außer einander und von einander unterſchieden ſind. Eins iſt folglich nicht das andere. Wie der Kopf nicht der Fuß, und dieſer nicht die Hand iſt, ſo iſt auch ein jedes Pünktchen oder Stäubchen des Leibes, und ſelbſt des Kopfes, nicht ſein Nachbar. Die Veränderung in dem einen Theile iſt alſo auch nicht die Veränderung in dem andern. Demnach, wenn ein jedes in ſich ſelbſt Empfindung hätte,

ſo würde auch die Empfindung des einen Theiles nicht die Empfindung des andern ſeyn. Wenn auch die Empfindung in allen Theilen ähnlich wäre, ſo würde ſie doch in vielen verſchiedenen Theilen ſeyn, deren jedes für ſich empfindet. Sobald man alſo die Empfindung und das Bewußtſeyn in unſerm Körper ſelbſt, und in deſſen ausgedehnter und zuſammengeſetzter Materie ſuchet, und ſie vielen Theilen gemein macht; ſo werden dadurch in einem Körper ſo viel Seelen geſetzt, als nur empfindliche Stäubchen ſind.

Man ſtelle ſich die Sache im Großen vor. Wenn viele Menſchen ſich angefaſſt haben, und einer durchs Electriſiren erſchüttert wird; ſo theilt ſich dieſe Erſchütterung allen mit, welche ſich angefaſſt haben. Hier geſchieht demnach in vielen Körpern, die ſich berühren, faſt zugleich eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für ſich ſeine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern iſt; und daher ſind es auch verſchiedene Menſchen mit verſchiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unſers Körpers, die ſich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für ſich, ſeine eigene einzelne Empfindung hätte; ſo würde ja eben daſſelbe müſſen geſagt werden, daß jedes für ſich eine Seele ſey. Allein, der Fuß empfindet nicht für ſich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge ſieht nicht beſonders, das Ohr höret nicht beſonders, u. ſ. w. es iſt eine und dieſelbe Seele, die im Auge ſieht, im Ohre höret, in der Naſe riecht, in der Zunge ſchmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelſpize hingeſetzt wird, allein alles fühlt; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn ſie allein alles fühlt, unterſchieden iſt. Die Seele iſt demnach eine einfache Subſtanz, nicht

aber

aber ausgedehnt, zuſammengeſetzt, oder theilbar; ſie iſt alſo von unſerm Körper gänzlich unterſchieden 3b).

Wenn nun ein jeder Menſch dieſes ohne groſſes Kopfbrechen bey ſich ſpüren und fühlen kann, daß ſeiner körperlichen Theile unzählig viel ſind, darinn er Empfindung hat, und daß doch das Weſen, welches in allen empfindet und ſich bewußt iſt, nur eins ſey; ſo muß auch einem jeden leicht ſeyn, ſeine Seele von allen körperlichen Theilen zu unterſcheiden, und ſein wahres Ich mit dem Körper, worinn er ſich jetzt bewußt iſt, nicht zu vermengen. Wenn aber einer durch ſein eigen Gefühl nicht klug werden wollte; ſo mögte ich ihn auf die obbeſchriebene Misgeburt verweiſen. Darinn ſind offenbarlich zwey verſchiedene empfindende Weſen, zwo Seelen, die ſich verſchiedentlich bewußt ſind, verſchiedentlich denken und wollen. Nun haben die beiden Seelen in den unteren einfachen Theilen gemeinſchaftliche Empfindung, und folglich rechnet ſie eine jede Seele zu ihrem Ich: jede ſagt von dem einen Beine: es iſt mein Bein; jede klagt, wenn nur eine Nadelſpitze daran geſetzt wird: ich werde geſtochen, es thut mir wehe. Wäre nun der empfindliche Theil ſelbſt dasjenige Weſen, das da empfindet; ſo müßten aus einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen Theilchen deſſelben ein gedoppeltes werden; welches ungereimt iſt. Es müſſen alſo dieſe empfindlichen gemeinſchaftlichen Theile außer beiden Seelen, und von beiden unterſchieden ſeyn. Da nun in ſolchen Misgeburten die Geſetze der Empfindung und Vorſtellung nicht anders ſind, als bey andern einfachen Seelen: ſo ſind bey allen Menſchen die körperlichen Theile, worinn ſie empfinden, außer ihrer einen Seele, und von derſelben unterſchieden.

3b) [Man hat ſich zwar mit der Vorſtellung täuſchen wollen, „daß doch einem vielfachen Ganzen eine Beſchaffenheit oder Wirkung zukommen könne, die aus dem Zuſammen-

wirken der verſchiedenen Theile entſprünge, und ſo mögte es auch wohl mit dem Denken beſchaffen ſeyn.“ — Eine deutliche Entwickelung wird den Ungrund leicht entdecken. Die Wirkung, welche aus der zuſammentreffenden Thätigkeit mehrerer Subſtanzen entſteht, kann nur äußerlich ſeyn, und der Erfolg nur in Beziehung auf ein anderes Weſen als vereinigt betrachtet werden. In ſich aber ſind und bleiben es immer viele, verſchiedene, neben einander beſtehende Beſchaffenheiten oder Thätigkeiten. So der Stoß zuſammenverbundener Materien; ſo die Schwingungen mehrerer Saiten, welche eine Harmonie wirken. Selbſtbewußtſeyn aber, Denken, Empfinden, iſt keine Beziehung auf ein anderes Weſen, ſondern muß in dem Weſen ſelbſt liegen und vorgehen, welches ſich bewußt iſt. Das ein Gegenwirken, oder Zuſammenwirken mehrerer Dinge erfodert werde um eine Vorſtellung zu erregen, darauf kommt es nicht an, ſondern auf das Bewußtſeyn des Weſens, auf welches jene Dinge gewirkt haben. Dieſes kann die auf ſelbiges treffenden vielfachen Beziehungen zuſammenfaſſen: aber eben aus dieſem Zuſammenfaſſen in Einem erhellet, daß es ſelbſt nicht vielfach ſey. Wenn man alſo ſagt — der ganze Gedanke könne ungetheilt in der ganzen Maße der Materie, d. i. vieler Theile liegen, ſo täuſcht man ſich nur, da man die Theile nicht als von einander abgeſondert betrachtet. Iſt denn was wir ein Ganzes nennen, weil wir in Gedanken gleichſam einen Umkreis umher ſchlieſſen, oder weil auch die Theile auf einander wirken und in ſo ferne ſie ungetrennt ſind ein Individuum, ein Ding heißen, deswegen ein eigenes für ſich beſtehendes, von den Theilen verſchiedenes Weſen, dem innere Beſchaffenheiten zukommen? Bleibt das was innerlich in dem einen Theile vorgeht, nicht von dem in andern Theilen vorgehenden, ſo wie die Theile ſelbſt, abgeſondert und der Zahl nach verſchieden? Auf die Art, Größe oder Entfernung der Theile kommt es hier nicht an, ſondern bloß auf ihre Mehrheit, nur machen jene Umſtände, das Unſtatthafte deutlicher in die Augen fallen. Man verſuche alſo die Anwendung des Satzes, „daß etwas Materielles, d. i. Zuſammengeſetztes, als ein Ganzes genommen, doch wohl die Kraft zu denken beſitzen könne,“ auf irgend etwas, deſſen Theile uns deutlich ſind. Ob z. B. ein Verſtand darin ſey, wenn man ſagte — die Uhr, im Ganzen genommen, könnte wohl vereinte Vorſtellung haben, oder — im Bienenſtocke

könne

könne ſich aus den zuſammentreffenden Wirkungen ein Gedanke erzeugen, ein Bewußtſeyn entſtehen? Alſo: wir verſtecken uns nur im Dunkeln, wenn wir von unſerm Körper, oder dem Gehirne, in welchem doch immer eine Vielheit von Theilen begriffen iſt, das als möglich ſetzen, welches wir bey jeder andern Vielheit, die wir deutlich erkennen, als unmöglich einſehen — Wenn auch bey den zuſammenhängenden polypenartigen Thieren, wie bey der Seefeder, eine Empfindung da iſt, die ſich überall erſtreckt, ſo bleibt doch die Empfindung, Lebenskraft und Willkühr jedes darinn enthaltenen Polypen verſchieden und ihm eigen. Die Wirkung davon kann ſich auf die andern mit erſtrecken, was aber dem einen inwohnt iſt nicht in dem andern, und eine gemeinſame Kraft, die weder in dem einen noch dem andern läge, noch einen beſondern Grund hätte, ſondern als zwiſchen allen ſchwebend wäre, iſt ein leerer Ausdruck. Sie kann demnach nicht aus den einzelnen Empfindungen zuſammengeſetzt ſeyn, ſondern muß in einem vorzüglichen Weſen liegen, deſſen Verhältniß ſo beſchaffen iſt, daß es die Untergeordneten regiert. Man laſſe ſich alſo durch die einfache Zahl des bloßen Wortes, Körper, Materie, u. ſ. f. wodurch doch eine Mehrheit von Theilen verſtanden wird, nicht täuſchen. Der Zuſammenhang macht die verſchiedenen Dinge, ſie mögen groß oder klein ſeyn, nicht zur Einheit, und kann ihre innern Beſtimmungen, Empfindungen, Thätigkeiten nicht einfach machen — „Einheit, ſagt man, ſey doch nur ein abgezogener (abſtracter) Begriff.“ Dies iſt irrig. Abgeſondert iſt nicht mit Abgezogen zu verwechſeln. Letzteres wird nur in Gedanken durch Weglaſſung der Verſchiedenheit mehrerer wirklichen Dinge, gebildet, als Menſch, Thier, u. ſ. f. Abgeſondert aus der Vielheit aber bleiben die Einheiten, dieſer Menſch, dieſes Thier, wirklich. Die Vorſtellung von Einheit kann alſo von zweien oder dreien abgeſondert werden, iſt aber kein blos abgezogener in Gedanken gebildeter, vielweniger ein verneinender Begriff, ſondern vielmehr die Grundlage aller Vorſtellung von Vielheit, und liegt in unſerem inneren Bewußtſeyn, obgleich wir kein würklich Einfaches unſern äuſſern Sinnen darſtellen können — Ob übrigens diejenigen Weſen, deren vereintes Wirken auf unſer Vorſtellungs-Vermögen die Erſcheinung von Körper oder Materie hervorbringt, auch eine Art von Bewußtſeyn, oder Vorſtellungskraft haben mögen, irret uns nicht, wiewohl es wahrſcheinlicher iſt, daß

Weſen verſchiedener Art auch, wenigſtens dem Grade nach, verſchiedene Kräfte haben. Genug, das Selbſtbewußtſeyn, als eine innere Kraft, iſt untheilbar und läßt ſich nicht mittheilen: jedes einzelne Bewußtſeyn muß in einem, und kann nicht in vielen Weſen liegen, und, durch mehrere empfindende Weſen wird nicht ein empfindendes Weſen dargeſtellt.]

§. 8.

Dieſe Verſchiedenheit der Seele von allen körperlichen Theilen erhellet auch daher, daß die Seele, wie ich oben gezeigt, ſich der Dauer nach bewußt iſt, eben dieſelbe zu ſeyn, welche vormals ſo mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat, und ſich folglich innerlich, an der Reihe ihrer verſchiedenen Veränderungen, als ein einzeln fortdaurendes Weſen, kennet. Nun ſind wir uns aber von keinem einzigen Stäubchen unſers ganzen Körpers bewußt, ob es noch eben daſſelbe ſey, welches wir vormals gehabt haben, oder ob ein anderes an deſſen Stelle getreten ſey. Folglich iſt die Seele, ihrem innern Bewußtſeyn nach, von allen Theilen des Körpers unterſchieden.

Der Körper iſt nämlich der Seele gleichſam zum Spiegel gegeben, worinn ſie ſich ſelbſt, die Welt und den Schöpfer erkennen kann. Auf den Spiegel an ſich iſt ſie nicht gewieſen; ob der unverrückt derſelbe bleibt, oder ob ſie die Dinge hernach in einem andern untergeſchobenen ſieht, daran liegt ihr nichts; genug, daß ſie ſich ſelbſt und andere Dinge allemal darinn auf eine kennbare Weiſe erblickt, und ſich demnach durch Erinnerung des vorigen Zuſtandes immer zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit ſchwingen kann. Der Körper verhält ſich alſo wie ein ſanftfließendes Waſſer, darinn ſich einer ſieht. Das Waſſer verändert ſich unvermerkt, und wir ſehen uns doch darinn unverändert, und auf einer Stelle.

§. 9.

§. 9.

Ich dürfte faſt noch ein Paar Merkmale des Unterſchiedes von Seele und Leib hinzufügen, die mir ſehr klar und fühlbar ſcheinen. Wir beobachten nämlich bey uns ſelbſt zweierley Empfindungen, die wir in äußere und innere, oder in ſinnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die Verſchiedenheit läßt ſich am klärſten ſehen, wann wir heftige und ſcharfe Empfindungen beider Arten gegen einander halten: als etwa eine ſchmerzhafte Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindlichen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wiſſen wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo es uns wehe thut; bey dieſem aber nichts räumliches. Wir können nicht über Kopfſchmerzen, nicht über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile des Leibes klagen.

Die Urſache iſt offenbar. Denn, wenn der Schmerz von unſerm Körper den Urſprung nimmt, ſo ſind die verletzten Theile außer einander, und räumlich unterſchieden; und die Seele, welche ſich den gegenwärtigen Zuſtand ihres Körpers genau vorſtellet, weis die Theile anzugeben, wo die widernatürliche Veränderung geſchehen iſt. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entſteht in der Seele nicht aus der Vorſtellung irgend einer körperlichen, ſondern ihrer eigenen Unvollkommenheit und Verletzung. Und da ſind keine verſchiedene Theile, weder außer noch in der Seele, anzugeben, wo ein Schade verurſacht wäre. Nicht außer der Seele: denn es war nur ein Wort, eine Gebärde, welche den Verdruß erweckten, ohne unſern Ohren oder Augen Leid zu thun. Nicht in der Seele, weil da keine Theile ſind, die einen Raum ausmachen, und deren jedes einen gewiſſen Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein Theil unſers Körpers, und der ſogenannte Gemüthsverdruß eine Verletzung dieſes Körpers, oder dieſer Materie; ſo müßte man, inſonderheit in einer ſcharfen und heftigen Leidenſchaft, den Ort anzeigen können, wo die feſten Theile zerriſſen, oder zu ſtark gedehnt, oder gedrückt worden, und wo es folglich ſo heftig wehe thäte. Denn da hat die Ausflucht nicht Statt, welche man bey ſchwachen und langſamen Gemüthsempfindungen, als Schwermuth, Sehnſucht und dergleichen, machen könnte. In ſolchem Falle könnte man etwa ſagen, daß dieſe dennoch körperliche Leidenſchaften wären, welche viele Theile des Körpers zugleich auf eine dunkele Weiſe beſchwerten; daß man daher einen gewiſſen Theil, darinn es wehe thue, anzugeben nicht im Stande ſey: es ſey uns oft im Körper nicht recht, wenn etwa eine Krankheit ſchleichend kömmt; und wir könnten doch keine gewiſſe Stelle des Körpers bemerken, da der Schmerz vor andern ſeinen Sitz hätte. Allein dieſe Ausflucht läßt ſich bey ſcharfen und heftigen Gemüthsempfindungen nicht machen.

Man muß aber die körperlichen Folgen ſolches Verdruſſes mit dem Verdruſſe an ſich nicht vermengen. Es kann nach dem Aergerniſſe das Blut wallen, ein Erbrechen, Podagra, Zittern, Herzklopfen, u. ſ. w. erfolgen. Aber ein jeder fühlt wohl, in welchem Gliede dieſe Schmerzen ſitzen, und iſt ſich doch bewußt, daß ſein empfundener Gemüthsverdruß nicht im Fuße, nicht im Magen, nicht im Herzen wohne.

Ich will nicht ſagen, daß die Art der Empfindung ſelbſt in beiden Fällen ſehr unterſchieden ſey. Das läßt ſich fühlen, aber nicht beſchreiben. Jedoch kann man dieſes nicht allein bey beiderley heftigen, ſondern auch gelinden Empfindungen in ſich ſelbſt ſpüren. Denn, wenn

wenn ſich das menſchliche Auge an eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Proportion und Bildung, oder ungereimte Wahl von Farben, ſtößt; ſo weis ein jeder bey ſich ſelbſt, daß hier nicht ſowohl das Auge einen Eindruck bekömmt, welchen es nicht vertragen könnte; denn was kann eine ſchiefe oder kürzere Linie das Auge mehr beleidigen, als eine gerade, oder längere? ſondern das Gemüth leidet eine Unluſt von ſeiner eigenen Einſicht der Unvollkommenheit; gleichwie es ſonſt an der Einſicht der Ordnung, Proportion und Uebereinſtimmung, Luſt genießt. Es ſuchet ſich natürlicher Weiſe zur Vollkommenheit zu bilden, und liebt daher die Muſter derſelben, wodurch Verſtand und Neigung gebeſſert und beruhigt werden. Die gegenſeitigen Vorſtellungen verderben den Geſchmack der Seele, und gewöhnen ſie nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch ein ander Merkmal des Unterſchiedes zwiſchen Seele und Leib läßt ſich aus der willkührlichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns nämlich, vermöge der Sinne, tauſenderley gegenwärtige Dinge zugleich vorſtellen; ſo beachten wir nicht allein eins unter allen andern unwillkührlich, was uns den ſtärkſten Eindruck giebt, ſondern wir können auch willkührlich beachten, was einen weit ſchwächern Eindruck macht, als andere.

Die Vorſtellung abweſender Dinge iſt an ſich allezeit ſchwächer, als der gegenwärtigen: wir können ſie aber willkührlich ſtärker und klärer machen, als alle Vorſtellung gegenwärtiger Dinge, ſo daß wir Hören und Sehen darüber vergeſſen. Unter den gegenwärtigen Dingen, die uns rühren, kann der Schall, der ins Ohr fällt, leiſer und ſchwächer ſeyn, als das Licht, welches die Körper im Auge bildet: aber wir haben es in unſerer Macht, dem dunkeln Schalle nachzulauſchen, ohne auf die Gegenſtände des Geſichts zu achten. In

dem

dem Auge malen ſich die Dinge am klärſten und deutlichſten ab, welche der Augenaxe gegenüber ſtehen; die andern deſto dunkeler und undeutlicher, je weiter ſie von dem Mittelpunkte des Auges zur Seite abweichen. Dennoch kann uns eins zur Seite reizen, daß wir die Augenaxen willkührlich nach dieſem Gegenſtande drehen, um es vor andern zu beobachten. Ja, ich habe es oft verſucht, die Augenaxen unverwandt auf einem Gegenſtande zu laſſen, und dabey dennoch nicht dieſen, ſondern etwas, das ganz zur Seite ſtund, und mich gar nicht angieng, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorſtellung, der an ſich von dem ſchwächſten Eindrucke entſtanden, willkührlich eine überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an ſich klärere Vorſtellungen verdunkelt werden. Es iſt auch kein Zweifel, daß die Uebung darinn vieles thue, da einer die ausſchweifenden Gedanken, wenn ſie ſich etwa durch die Sinne ſtören laſſen, ſo oft und ſo lange wieder zurück ruft, bis er ſie ganz in ſeine Macht bekömmt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, da einer, bey allem Toben und Lärmen ſeiner Kinder um ihn herum, ſchwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch jetzt zuweilen, vor dem offenen Fenſter am Markte, wichtige Aufſätze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey ſich, obwohl die meiſten in weit geringerer Maaße, die tägliche Erfahrung davon.

Wäre die Vorſtellung nichts als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirns gegen den ſinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorſtellung nichts, als die ſtärkſte Reactio, oder der ſtärkſte Gegendruck des Gehirns gegen einen gewiſſen Theil des ſinnlichen Eindrucks; ſo

müßte

müßte, nach den Geſetzen der körperlichen Bewegung, die ſtärkſte Reactio allemal der ſtärkſten Action gleich ſeyn, und mit derſelben übereintreffen; folglich würde die Beachtung allezeit nothwendig auf den Gegenſtand fallen, welcher den ſtärkſten ſinnlichen Eindruck gegeben. Weil nun dieſes durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird; ſo iſt auch unwiderſprechlich, daß die Seele nicht körperlich ſeyn könne, da ſie, in der willkührlichen Beachtung, den Geſetzen der Bewegung nicht unterworfen iſt, und anders handelt, als ein Körper, nach ſeiner Natur, thun müßte.

§. 10.

Ich habe mit Fleiß Gründe erwählt, die den Unterſchied zwiſchen Seele und Leib, auf eine klare und fühlbare Art, durch innere Erfahrung zeigen. Denn ſolche Gründe ſind nicht allein faßlicher und kürzer, ſondern auch überzeuglicher und unläugbarer, als ſcharfſinnige Beweiſe, welche aus der weſentlichen Beſchaffenheit der Materie und des Geiſtes, durch weitläuftige Vernunftſchlüſſe, gezogen werden.

Ich will dieſen aber dadurch ihre Stärke nicht abſprechen. Ich glaube allerdings, man hat Recht zu behaupten, daß aus der Materie, und allem, was von ihr bekannt iſt, nichts von dem, was der Seele eigentlich zukömmt, erklärt werden mag. Denn, wer kann ſich wohl erdreiſten, daß er aus unſers Körpers zuſammengeſetztem Weſen, und deſſen Bewegungskräften, begreiflich machen wollte, daß wir uns etwas außer uns vorſtellen, allgemeine Begriffe haben, uns bewußt ſind, die Dinge in unſern Gedanken vergleichen, und deren Uebereinſtimmung einſehen? Wer wird nicht geſtehen müſſen, daß die Regeln, wornach ſich die Kräfte der Körper in ihrer Bewegung richten, ganz anderer Art

ſind,

ſind, als die Regeln, wornach ſich unſer Verſtand und Wille natürlicher Weiſe betragen? Laſſen ſich Begriffe, Urtheile, Schlüſſe durch Punkte, Linien, Winkel, Grade, Figuren; laſſen ſich Luſt und Schmerz, Liebe und Haß, aus den Geſetzen der Schwere, der Federkraft, ja der ganzen Mechanik begreiflich machen? Daraus folgt denn auch, daß diejenigen, welche die Seele für etwas Materielles halten, ſolches ohne vernünftigen Grund und Wahrſcheinlichkeit vorgeben.

Geſetzt auch, daß man noch nicht ſo weit gekommen wäre, einen Widerſpruch zwiſchen der Materie und dem Denken zu zeigen; ſo hätten doch die Gegner darum wenig Ehre zu ſprechen. Man betrachte nur die ſeichte und flatterhafte Vernünfteley des Mannes, der in neuerer Zeit die Seele zu einem Nichts, und den ganzen Menſchen zu einer bloßen körperlichen Maſchine machen wollen. Sollte man nicht vermuthen, wer einen ſolchen Satz zu beweiſen unternimmt, der würde doch den Hauptbegriff einer Maſchine, worauf alles ankömmt, erklärt, und ſeinen Beweis darnach eingerichtet haben? Denn, da eine Maſchine ein zuſammengeſetzter Körper iſt, deſſen Veränderungen durch gewiſſe Bewegungskräfte, nach Art der Zuſammenſetzung, und nach den Regeln der Bewegung, erfolgen; ſo erwartete man von ihm, daß er die Veränderungen, welche der Seele zugeſchrieben werden, das Empfinden, Denken, Bewußtſeyn, Wollen, als eine räumliche Bewegung gewiſſer Theile unſers Körpers, darſtellen, und ſelbige aus bekannten Kräften und Regeln der Bewegung, nach Beſchaffenheit der Zuſammenſetzung unſers Körpers, verſtändlich machen würde. Aber Demetrius hat uns weder einen Begriff von einer Maſchine gegeben, noch die Hauptfrage durch ſolchen Begriff beſtimmt, noch in der Ausführung jemals daran gedacht, zu zeigen,

gen, daß die Verrichtungen der Seele eben dieſelben ſind, und auf eben dieſelbe Art, und nach eben denſelben Regeln geſchehen, wie die Verrichtungen in einer Maſchine.

Das einzige, worauf **Demetrius** hauptſächlich in dem ganzen Werkchen dringt, iſt, was wir längſt gewußt haben, und was niemand läugnet: daß die Seele in ihren Verrichtungen und Leidenſchaften vom Leibe abhänge. Aber er hat dabey nimmer bedacht, daß er aus dieſer Erfahrung ſeinen Satz durch einen falſchen Schluß erſchliche. Müßte er nicht eingeſehen haben, daß er heimlich voraus ſetzte: Was vom Körper oder von der Materie abhängt, das iſt körperlich oder materiell? Was von einer Maſchine abhängt: das gehört mit zur Maſchine? Müßte er nicht dieſen Satz, worauf er in der That alles bauet, ausdrücklich erwähnt, und deutlich erwieſen haben, wenn er was ordentliches und gründliches hätte ſchreiben wollen? Davon aber iſt keine Spur bey ihm zu finden; und dennoch iſt der Satz grundfalſch. Das Leben hängt von lebloſen Dingen ab: das Erkenntniß von den Werkzeugen: das Sehen vom Spiegel und Lichte: die Tugend vom Geblüte: Iſt denn darum das Leben nichts mehr und nichts anders, als das Lebloſe? iſt das Erkenntniß einerley mit den Werkzeugen? kann der Spiegel und das Licht, ſo wie das Auge, ſehen? ſteckt die Tugend im Blute?

Selbſt die Abhängigkeit der Seele vom Körper iſt nicht abſolut, ſondern leidet viele Einſchränkungen; und es iſt die gegenſeitige Abhängigkeit des Körpers von der Seele da nit billig auf die Wagſchale zu legen. Es iſt 1. überhaupt wahr: die Seele könnte nicht zur Ausübung ihrer geiſtigen Verrichtungen gelangen, wenn ſie nicht einen organiſchen Körper mit geſunden äußerlichen und innerlichen Werkzeugen hätte, deren Bau und mechaniſche

Wirk-

Wirkſamkeit ihr Leben unterſtützte, und zu ihrer Empfindung, Vorſtellung und Neigung beförderlich wäre. Sie iſt in der Stufenleiter der Weſen in einen ſolchen Rang geſtellet, daß ſie von einer ſehr niedrigen ſinnlichen Vollkommenheit, allmählich zum Wachsthume einer geiſtigen ſteigen ſoll, die keine Gränzen kennet. Aber es iſt im Gegentheile auch wahr, daß der geſundeſte Körper ohne Seele eine zwar körperliche, aber doch todte lebloſe Maſchine ſeyn würde. Er würde die klärſten Augen haben, und doch nichts ſehen; die ſchärfeſten Ohren, und doch nichts hören; die zarteſten Nerven, und doch nichts empfinden; die geſchlankigſten Füße und Hände, und doch nicht gehen noch arbeiten; das richtigſte Gehirn, und doch nichts denken, wollen und beſchließen. Nun aber belebt ſie den Körper, und regieret alle Augenblicke die zu ihrer eigenthümlichen Lebensart anerſchaffenen Werkzeuge nach eigenem Winke und Gefallen; und ſiehe, ſie gehorchen ihr mit einer zunehmenden Fertigkeit, die von den Stufen der Seelenfertigkeiten abhängt.

Es iſt 2. wahr, daß die Gemüthskräfte mit dem Körper von der Kindheit an ordentlicher Weiſe wachſen, auch oft mit dem hohen Alter wieder abnehmen. Aber jenes iſt nicht ſowohl dem Wachsthume des Körpers an ſich, ſondern der Natur der Seele, die nur ſtufenweiſe in ihrem Erkenntniſſe und in ihren Fertigkeiten zunehmen kann, zuzuſchreiben. Dieſes aber iſt an ſich keine nothwendige Folge der abnehmenden Leibes- und Lebenskräfte, ſondern eine zufällige Schwachheit, welche auch das blühende Alter treffen kann, wenn deſſen Krankheit aufs Gehirn fällt. An ſich, wenn nur das Gehirn verſchont bleibt, (wie es ja in vielen Krankheiten des Alters verſchont bleiben kann), folgt vielmehr natürlicher, daß die Vollkommenheit des Geiſtes größer ſeyn und immer größer werden müſſe: weil eine lange Erfahrung, öftere Uebung im

Den-

Denken, und mancherley erworbenes Erkenntniß von Wahrheiten, da ein Tag den andern gelehret, und eine Einſicht zur andern das Licht gegeben hat, nothwendig das Urtheil richtiger und gewiſſer machen muß. Zu geſchweigen, wenn der ſinnliche Reiz matter geworden, und das Feuer der Einbildungskraft und Affecten verraucht iſt, daß alsdann viele Vorurtheile, Uebereilungen und Thorheiten wegfallen, und die Rathſchlüſſe weiſer, klüger, vorſichtiger, die Gemüths- und Lebensart geſetzter, ordentlicher, ruhiger und zufriedener ſeyn kann. Es iſt alſo an ſich falſch, daß die Seele mit dem abnehmenden Leibe, der ſich dem Tode nähert, nothwendig unvermögender werden müſſe; und dieſes iſt genug, den Einwurf, welcher die Materialität der Seele auf eine gänzliche Dependenz von den Lebenskräften der körperlichen Maſchine bauet, abzuweiſen. Die Dependenz der Seele in ihren eigenthümlichen Verrichtungen, von gewiſſen Theilen des Gehirns, wird zwar dadurch nicht aufgehoben: aber man kann auch nicht läugnen, daß wiederum das Gehirn, als ein Werkzeug beliebiger Vorſtellungen und körperlicher Handlungen, im Gebrauche von der Willkühr der Seele abhänge, und zwar ſo, daß ſie an die Regeln eines mechaniſchen Eindrucks und Gegendrucks nicht gebunden iſt. Auch iſt nicht zu läugnen, daß die Actiones vitales und animales der ganzen körperlichen Maſchine ihrem Ende nahe ſeyn können, wenn diejenigen actiones worinn das eigenthümliche Leben der Seele beſteht, in voller Kraft fortgehen.

3. Es iſt wahr, daß die Veränderungen und Verrichtungen der Seele von den Werkzeugen der Sinne abhängen. Wenn Augen und Ohren ganz verdorben ſind, ſo können wir nichts ſehen noch hören: wenn es ihnen an Vollkommenheit und Schärfe fehlt, ſo ſehen und hören wir nur dunkel und verworren. Wenn hergegen in geſunden Augen und Ohren ein klares Bild und heller Schall

entſteht, der andere Eindrücke überwiegt, ſo müſſen wir es ſehen und hören, und haben es auch nicht in unſerer Macht, daß wir ſchwarz für weiß, roth für blau anſehen, noch daß wir eben die Wörter der Farben eins fürs andere hören: und wenn eine Verletzung geſunder Nerven geſchieht, ſo müſſen wir Schmerzen empfinden. Allein, es iſt wiederum auch wahr, daß wir doch noch indirecte freye Gewalt über unſere Sinne behalten: theils, ſoferne die willkührliche Beachtung auf tauſenderley Gegenſtände, und ſogar auf den ſchwächern Eindruck gewandt, und von dem ſtärkern abgewandt werden kann; theils, ſoferne wir Augen, Ohren, Naſe, für den Eindruck verſtopfen und verſchließen können, oder uns den Gegenſtänden bald nähern, bald davon entfernen, oder auch Hülfsmittel der Brillen, Vergrößerungsgläſer und Fernröhren gebrauchen, den Staar ſtechen laſſen, oder einen Sinn in die Stelle des andern ſetzen. Ja, wir ſind auch vermögend, die Dinge anders, als ſonſt, zu empfinden, wenn wir unſere Werkzeuge dazu vorbereiten und gewöhnen. So verhält ſichs mit dem Geſchmacke an Speiſen, am Tobacke, am Weine auf Käſe oder Zucker; und mit dem Gefühle in der Gewohnheit an Arbeit oder Ruhe, an Kälte oder Wärme; und ſelbſt den ſinnlichen Schmerz ſind wir fähig durch Vorſtellung zu verdunkeln, und die ſinnliche Luſt zu erhöhen. Und eben dergleichen Gewalt haben wir guten Theils auch über die ſinnliche Einbildungskraft.

4. Es iſt wahr: wenn dem Leibe wohl iſt, ſo iſt dem Gemüthe gemeiniglich auch wohl, und wenn jener mit Krankheit und Schmerzen behaftet iſt, ſo ſpüren wir auch im Gemüthe eine Unzufriedenheit. Allein, man ſollte doch auch nicht vergeſſen, das die Heiterkeit und Tugend des Gemüthes vielen Einfluß in die Geſundheit und Munterkeit des Körpers, ja in ein langes Leben hat; wenigſtens, daß ſie die widrigen Zufälle erträglich macht: ſo wie hergegen

gegen das Verderben des Gemüthes, durch Affecten und Laſter der Geſundheit und dem Leben gefährlich wird, die Widerwärtigkeiten vergrößert, und durch Verzweifelung endlich die Entſchließung des Selbſtmordes mit ſich bringen kann.

Ich bin hierinn aufrichtig, und verhehle die Dependenz der Seele vom Leibe in keinem Stücke: aber ich verlange auch, daß man eben ſowohl auf die Dependenz des Leibes von der Seele achten, und ſich daher im Schlieſſen nicht übereilen ſolle. So wenig wir aus der Abhängigkeit des Körpers von der Seele ſchließen können, daß die Maſchine des Leibes oder deren Materie eine Seele ſey: eben ſo wenig können wir aus der gegenſeitigen Abhängigkeit der Seele von ihren körperlichen materiellen Werkzeugen richtig ſchließen, daß ſie eines Weſens mit denſelben und gleichfalls materiell ſey. So lange man nicht beweiſen kann, daß ſie beide einerley weſentliche Eigenſchaften haben, ſich in eigenthümlichen Kräften und Handlungen ähnlich ſind, und ſich nach einerley und eben denſelben Regeln richten; ſo iſt aller Einwurf von der Dependenz eitel und umſonſt.

Wenn **Demetrius** ja zuweilen eine mechaniſche Erklärung der Verrichtungen der Seele wäget; ſo iſt ſie mehr des Belachens, als einer Antwort, würdig. Er vergleicht z. B. die Vorſtellung der Dinge als außer uns, mit der Verrichtung einer Laterna Magica, welche das Bild außer ſich an die Wand wirft. Die Begriffe ſind bey ihm nichts als Wörter, oder ein Schall, der ſich im Gehirne ausdrückt: das Urtheilen und Schließen nichts, als eine Verknüpfung und Folge ſolcher Bewegungen im Gehirne, die einen Schall vorſtellen. Daher ſtellet er ſichs, nach ſeinen leeren Tönen, auch als möglich und leicht vor, einen Affen zu unterweiſen, daß er eben, wie die Menſchen, von Jugend auf, zu ſolchen Begriffen

und deren Folge gewöhnt würde, und eben ſo vernünftig und gut, wie ein Menſch, denken, urtheilen, ſchließen und ſprechen könnte.

Es wäre eine große Frage, ob in ſolcher Vernunftſchule, und nach ſolcher Anweiſung zum Denken, die Affen zu Menſchen, oder vielmehr die Menſchen zu Affen werden mögten? Niemand wird ſich und ſeine edlern Verrichtungen, die der Seele beigelegt werden, in dieſer mechaniſchen Beſchreibung kennen; oder deswegen ſeine Seele, die er ſo klar und deutlich von ſeinem Körper unterſcheidet, in ſeinen eigenen Gedanken vernichten. Ein jeder, dem die üblichen Beweiſe von dem einfachen und geiſtigen Weſen unſerer Seele bekannt ſind, wird leicht einſehen, daß dieſelbe durch des Demetrius Gegengründe und Erklärung nicht umgeſtoßen oder wankend gemacht werden. Ich getraue mir aber zu ſagen, wenn ſich einer auch in die deutlichen Begriffe und verketteten Schlüſſe der Schulen von dieſer Wahrheit nicht ſo vollkommen finden könnte, daß ihm doch ſein eigenes klares Bewußtſeyn, wenn er darauf achten will, allen Zweifel benehmen werde. Unſer organiſcher Körper iſt zwar allerdings eine Maſchine: aber der Menſch iſt was mehr, als eine Maſchine. Die Seele, als das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt, macht eigentlich den Menſchen aus: dieſe wird durch ihr inneres Bewußtſeyn überführt, daß ſie, bey aller Ebbe und Fluth ihres Körpers, als eine und dieſelbe Subſtanz fortgedauret habe: und da ſie ſich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen Körpers bewußt iſt, ob es noch daſſelbe ſey, daß ſie ſelbſt von allen und jeden Stäubchen des ganzen Körpers unterſchieden ſey. Sie iſt ſich bewußt, daß ſie im ganzen Menſchen einzig ſey, die alles allein in allen verſchiedenen Punkten, auch des gegenwärtigen ganzen Körpers, empfindet: und da alle dieſe Punkte des zuſammengeſetzten Körpers außer

ein-

einander und verſchieden ſind, daß ſie ſelbſt der einfache Mittelpunkt aller dieſer Veränderungen in den empfindlichen außer ſich ſey [4]). Sie iſt ſich bewußt, daß ſie nicht allein außer ſich in räumlich unterſchiedenen Theilen des Leibes empfinde, ſondern auch in ſich die ſchärfſte Empfindung des Verdruſſes habe, da ſie keine Stelle des ganzen Leibes angeben kann, wo es ihr wehe thut; und daß ſie folglich ſowohl von dem zuſammengeſetzten Körper unterſchieden, als in ſich untheilbar ſey. Sie iſt ſich bewußt, daß ſie einem ſchwächern Theile der Vorſtellung eine willkührliche Stärke und Klarheit geben kann, die alle Stärke und Klarheit des ſinnlichen Eindrucks verdunkelt; und daß ſie folglich in dem Stücke den Geſetzen der körperlichen Bewegung nicht unterworfen ſey, noch ſo handele, wie ein Körper nothwendig thun müßte.

[4]) Der Herr de la Mettrie in ſeinem Traité de l'Ame c. X. §. 7. 8. 9. merkt an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verſchiedenen Orten aus dem Marke deſſelben (ſubſtantia medullari) entſprüngen. Und das hat ſeine Richtigkeit, ſo ferne, als das menſchliche Auge, und die Zergliederungskunſt, dem Urſprunge derſelben nachſpüren kann. Allein, er hatte darum nicht Urſache, zu ſchließen, daß die Seele ausgedehnt und materiell ſey. Denn die Erſchütterung der Nerven höret da nicht auf, wo ſie das Auge zuerſt hervorkommen ſieht, ſondern geht ferner in das Mark des Gehirnes hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes grauſame Zuckungen durch den ganzen Körper verurſachet. Demnach iſt uns der erſte Urſprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung nicht ſichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein wirklicher untheilbarer Mittelpunkt (ſo, wie in einem Körper ein wirklicher Mittelpunkt der Schwere iſt) ſeyn ſollte, wo, als in einem communi ſenſorio, alle Erſchütterungen aller Nerven ſich vereinen, und von der Seele empfunden und vorgeſtellt werden können. Wenn das nicht wäre, ſo könnte nicht ein und daſſelbe Weſen alles in allen Punkten des ganzen Körpers und Nervenſyſtems empfinden, und mit einander vergleichen. Vielmehr, weil der erſte Urſprung der Nerven und aller Empfindung außer einander, und

verſchieden wäre: ſo würde ein anderes Weſen ſeyn, das ſich im Anfange des Sehenervens der Bilder, ein anderes, das ſich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. ſ. w. bewußt wäre; keines aber, das alle Empfindungen zuſammen faſſete, und alle in ſeinem einzelnen Weſen allein vorſtellete, und mit einander vergliche. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeugt, daß dieſes geſchieht, ſo giebt uns dieſelbe ein mehreres Licht von unſerer Seele, als die äußere Zergliederung des Körpers gewähren kann. Die beſten Zergliederer müſſen geſtehen, daß ſie in dem Gehirne fremd ſind, und daß ſie von außen den Weg zum Sitze der Seele nicht finden können. Aber ihr ſinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben ſo wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte ſtreitig machen, daß wir in einem, dem Anſehen nach, ganz verſchloſſenen Zimmer die äußere Muſik hören könnten; ſondern behauptete, daß unſer Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müßte — [Die Beobachtungen zeigen keinen Anſchein der Vereinigung, oder des gemeinſchaftlichen Urſprunges in den Anfangsfaſern der Nerven. Das deutliche unterſchiedene Gefühl in jeder Stelle ſcheint auch ſolche Faſern zu erfodern, die vom Anfange bis zu Ende von einander abgeſondert ſind. Und wie könnten verſchiedene Theile von allen Seiten her ein Untheilbares berühren, in welchem ſodann die Seele ſitzen, oder welches vielmehr die Seele ſelbſt ſeyn müßte? Aber, eben dieſe einfache Vorſtellung der Veränderungen, die in verſchiedenen abgeſonderten Theilen vorgehen, oder des gemeinſchaftlichen Verhältniſſes aller zuſammen auf ein Ich, zeigt klärlich, daß die Seele nicht mechaniſch berührt oder bewegt werde, daß das einfache Bewußtſeyn nicht in den verſchiedenen abgeſonderten Werkzeugen des körperlichen Gefühls ſtecke, und daß alſo vielmehr Ausdehnung, Ort und Bewegung nur Erſcheinungen ſind, welche einen Bezug auf die Form unſerer Sinnlichkeit, (des Gefühls und Geſichts) außer derſelben aber keine Bedeutung haben.]

§. 11.

Die Abhängigkeit der Seele von ihrem Körper kann ihr inneres klares Bewußtſeyn von ſich ſelbſt keinesweges umſtoßen. Wie alles lebloſe Körperliche um der lebendigen willen iſt: ſo iſt auch der menſchliche an ſich leb-

lebloſe Körper um der Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zukömmt. Unſer Leib wird daher billig organiſch genannt, weil alle ſeine Glieder Werkzeuge der Seele und ihrer Lebensverrichtungen ſind; die Augen des Sehens, die Ohren des Hörens, das Gehirn aller Empfindung und Vorſtellung. Da nun alle unſere Gedanken von der Empfindung den Anfang nehmen, und alle unſere Neigungen und Begierden auf eine künftige vorausgeſehene Empfindung zielen: ſo dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige organiſche Körper unſerer Seele zum Spiegel, worinn ſie alles ſieht, und ſich aller Dinge bewußt iſt. Die ganze große Welt bildet ſich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenſchaften, in unſerer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen die körperliche Welt nicht unmittelbar, ſondern bloß nach den Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen: und wenn uns eines dieſer Werkzeuge fehlte, ſo würde ein Theil dieſes Spiegels, worinn wir alles ſehen ſollen, blind ſeyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wiſſen.

Was aber von der äußern körperlichen Welt geſagt iſt, gilt auch von unſerm eigenen Körper. Denn die Theile unſers Körpers bilden ſich in andern Theilen unſers Körpers ab; wir ſehen alle unſere Gliedmaaßen vermittelſt der Augen, wir taſten dieſelben mit den Händen, wir hören unſere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich drückt ſich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen erſten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man alſo im Spiegel nicht allein die äußern und vom Spiegel verſchiedenen Dinge, ſondern auch zugleich den Spiegel ſelbſt ſieht: ſo ſtellen wir uns auch in unſerm Körper

nicht allein die äußere körperliche Welt, ſondern auch unſern eigenen Körper vor.

Allein, die Seele, als das Auge, welches alles auſſer ſich in dieſem Spiegel ſieht, ſieht ſich darinn auch ſelbſt; ſoferne ſie ſich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Weſen, ſowohl von den äußeren empfundenen Dingen, als auch von ihren eigenen Werkzeugen der Empfindung, unterſcheidet.

Endlich wird unſerer Seele auch der Körper, und durch denſelben die körperliche Welt, zum Spiegel der Gottheit, weil ſie nun mit ihrem Verſtande in den ſichtbaren lebloſen Dingen die erſte lebendige Urſache; in der Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinſtimmung der Dinge, den unendlichen Verſtand und die Weisheit derſelben; in dem Nutzen der lebloſen Dinge, zur Luſt und Glückſeligkeit der Lebendigen, die beſte und gütigſte Abſicht dieſes höchſten Weſens erblickt. Auf ſolche Weiſe dient auch der Leib unſerer Seele zum Werkzeuge, nicht allein der ſinnlichen Luſt, ſondern auch eines vernünftigen höhern Vergnügens, das ſein Verlangen auch ins Geiſtige und Unendliche erſtrecket. Und dieſes iſt es, deſſen uns der wahrhaftig edle Geiſt unſers Brockes mit ſeinem irdiſchen Vergnügen in Gott, nach den Kräften der Vernunft, theilhaftig machen wollen.

§. 12.

Wenn alſo der Leib ein ſolches Werkzeug der Seele iſt; was dürfen wir uns denn wundern, daß ſie von dieſem Werkzeuge wiederum abhängt? daß ſie in dieſem Spiegel vieles gar nicht ſieht, ſich anderes klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, langſam oder hurtig, ordentlich oder unordentlich, richtig oder verwirrt und falſch vorſtellet? daß ſie nach ſolcher Vorſtellung Luſt

oder

oder Unluſt, Neigung oder Abneigung ſpüret? Wenn ein Spiegel nicht darnach ſteht, daß er die Bilder gewiſſer Körper, nach den optiſchen Regeln, in unſer Auge zurück werfen kann, oder dunkele blinde Flecken hat: ſo iſt auch dem geſundeſten Auge nicht möglich, daß es die Dinge darinn ſehen kann. Wenn der Spiegel mit Hauche oder Schmutze an gewiſſen Stellen, oder überall, angelaufen iſt; ſo werden wir die Dinge ſo ferne nur dunkel und unvollkommen darinn wahrnehmen. Wenn der Spiegel nicht flach und glatt, ſondern voller Höcker, Rillen oder Beulen wäre, oder das Glas keine reine Klarheit, ſondern einen Strich von einer Farbe, hätte; ſo würden ſich alle Dinge darinn verſtellen, und nichts, wie es iſt, geſehen werden. Wenn alſo, durch ſolche Verſtellung und Färbung der Dinge, ihre wahre Beſchaffenheit, Proportion, Ordnung und Schönheit in eine trügliche Ungeſtaltheit verkehret wäre: ſo könnte auch das Auge an der Beſchauung derſelben keine Luſt, ſondern müßte lauter Unluſt daran empfinden. Das Auge hätte unterdeſſen, bey aller dieſer zufälligen Beſchaffenheit des Spiegels, nicht allein ſein eigen Weſen, und ſeine innere Kraft und Vollkommenheit, ſondern es bliebe auch bey ſolchen Unvollkommenheiten des Spiegels in ſich unverletzt. Ja, wenn der Spiegel ganz zerbrochen würde: ſo folgte nicht daraus, daß auch das Auge zernichtet würde, oder ſeine Kraft verlöre, oder daß auch die Bilder, welche das Auge einmal durch den Spiegel empfangen, zugleich in der Vorſtellung gänzlich mit ausgelöſcht wären. Es folgt nicht, wenn die Vorſtellung der Bilder ja allewege eines Spiegels benöthigt wäre, daß dem Auge ſtatt des zerbrochenen Spiegels nicht ein anderer gewährt werden könne.

Ich werde nicht nöthig haben, obiges nach allen Stücken ausführlich auf unſere Seele und deren Abhän-

gigkeit von ihrem Körper zu denken. Das Gleichniß ist an sich klar und völlig der Sache gemäß. Daher wird ein jeder von selbst leicht erkennen, wie sich die angezeigten Fälle auf den Mangel dieses oder jenes Sinnes, oder auf den Mangel der Erfahrung und die daraus entstehende Unwissenheit; wie auf die Schwäche und Blödigkeit des Verstandes; wie auf die Dunkelheit und Undeutlichkeit der Begriffe; wie auf den Schlaf, die Ohnmacht, den Schlag; wie auf den Irrthum, die Einbildungen und Unsinnigkeit; wie auf die Begierden, Affecten und Laster, so ferne alles dieses mit vom Körper abhängt, ja sogar auf den Tod selbst schicke. Und man versteht nun bey allen diesen Fällen gar leicht, wie die große Abhängigkeit der Seele vom Leibe im geringsten nicht hindere, daß die Seele ein vom Leibe unterschiedenes, für sich bestehendes, und bey allen innern und äußern Veränderungen fortdaurendes Wesen sey. Da nun dieses sich auf eine sichere Erfahrung und inneres Bewußtseyn gründet, und die Abhängigkeit der Seele vom Leibe damit bestehen kann: so erhellet, daß diese keinen erheblichen Einwurf gegen die klärste Erfahrung gebe; gleichwie es überhaupt eine schlechte Folgerung ist, wenn man von der Abhängigkeit eines Dinges von dem andern auf die besondere Aehnlichkeit ihres Wesens, oder vielmehr auf die Einheit desselben, schließt.

§. 13.

Aber man macht sich eben daher einen neuen Einwurf, daß man auf keine Weise begreifen könne, wie ein einfaches Wesen von einem zusammengesetzten, und dieses wiederum von jenem, abhängen könne; dagegen leicht zu begreifen sey, daß, wenn Dinge einer Natur und eines Wesens sind, folglich, wenn die Seele auch was körperliches ist, beide in einander wirken, und von einander abhängen können.

Der

Der Einwurf iſt bekannt und alt, und er hat manchen ſo wichtig gedünkt, daß ſie die Verbindung einer einfachen Seele mit einem zuſammengeſetzten Körper nicht allein für unbegreiflich, ſondern auch für widerſprechend und unmöglich gehalten; dagegen ſich andere auf mancherley Weiſe bemühet, die Sache als möglich und begreiflich vorzuſtellen.

Ich ſetze feſt: Wenn die Wirklichkeit eines Dinges durch klare Erfahrung bewährt iſt, ſo muß die bloße Unbegreiflichkeit der Art und Weiſe, wie es zugeht oder möglich iſt, unſere Gewißheit nicht ſtören. Es iſt aber eine klare Erfahrung, erſtlich, daß der Leib, deſſen wir uns als des unſern bewußt ſind, zuſammengeſetzt ſey; zweitens, daß die Seele, als das einzige Weſen, welches ſich allein in dem ganzen Leibe aller Veränderungen in allen Theilen bewußt iſt, von allen und jeden räumlichen und veränderlichen Theilen ihres Körpers, als eine und dieſelbe fortdaurende untheilbare Subſtanz unterſchieden ſey; drittens aber, daß ſich die Veränderungen in der Seele, nämlich das Empfinden, Denken, Wollen, nach den Veränderungen der Bewegung in ihrem organiſchen Körper, und wiederum dieſe Bewegungen nach dem Denken und Wollen der Seele richten. Wenn alſo gleich die Art und Weiſe, wie es zugeht oder möglich iſt, nicht könnte erforſcht und begriffen werden: ſo bleibt doch das, deſſen wir uns äußerlich und innerlich ſo klar bewußt ſind, in ſeiner Gewißheit.

Selbſt in den Körpern ſind uns die erſten Kräfte, und die Art und Weiſe, wie die Bewegung ſich von einem zum andern fortpflanzt, wie eins ins andere wirket, oder von dem andern abhängt, eben ſo unbegreiflich als wie Seele und Leib in ihren Veränderungen von einander abhängen. Wer wird aber desfalls die Wirklichkeit deſſen, was er ſo klar ſieht und fühlt, nämlich die

Bewe-

Bewegung der Körper ſelbſt, oder die Abhängigkeit eines Körpers von dem andern in ſolcher Bewegung, läugnen oder in Zweifel ziehen? Es iſt aber auf beiden Seiten die Erfahrung gleich klar; nur mit dem Unterſchiede, daß zur Beobachtung des zuſammengeſetzten Körpers, und der Wirkungen eines Körpers in den andern, eine äußere ſinnliche Erfahrung genug iſt; aber zur Beobachtung der Seele und ihres Unterſchiedes vom Körper eine innere Erfahrung angewandt werden muß. Da uns aber ohne das Bewußtſeyn unſers einzelnen fortdaurenden Weſens gar nichts klar werden kann; ſo kömmt es bloß darauf an, daß wir auf den Unterſchied dieſes einzelnen Weſens, welches ſich alles bewußt iſt, von den vielen Theilen des Körpers, worinn es ſich bewußt iſt, achten; welches keine große Schärfe des Verſtandes erfodert, ſondern durch lebhafte Empfindungen bald zu erkennen iſt. Denn was kann klärers ſeyn, als daß das einzige Weſen, was ſich alles in allen bewußt iſt, nicht das vielfache ſey, worinn es ſich bewußt iſt, und daß dieſes einzige Weſen, welches ſich bewußt iſt, als ein und daſſelbe Weſen fortgedauret zu haben, von allen und jeden Urſtoffen unſers ganzen Körpers, von deren keinem uns bewußt iſt, ob es noch daſſelbe ſey, unterſchieden ſeyn müſſe? Was kann alſo unſere Unwiſſenheit von der Art und Weiſe der Verbindung dieſes einfachen ſich bewußtſeyenden und fortdaurenden Weſens mit dem Körper, gegen ſolche Klarheit, für Zweifel erregen?

§. 14.

Wer eine Unmöglichkeit oder einen Widerſpruch in ſolcher Verbindung zu zeigen unternimmt, der ſcheint nicht zu wiſſen, was zu ſolchem Beweiſe für Einſicht gehöre. Ein ſolch deutlich Erkenntniß, woraus dieſes herzuleiten

wäre,

wäre, haben wir Menſchen weder vom Körper noch von der Seele, weder von dem Zuſammengeſetzten noch von dem Einfachen; und es läuft alles auf eine bloße Unbegreiflichkeit und Unwiſſenheit hinaus. Vielmehr läßt ſich die Möglichkeit eben ſo gut, als die Verbindung der körperlichen Theile mit einander, zeigen.

Ich will jetzt nicht ſo ſehr auf die Leibnitziſche vorbeſtimmte Harmonie dringen, weil ich ſelbſt nicht davon überführt bin. Unterdeſſen iſt ſie eine der ſcharfſinnigſten Hypotheſen, welche nichts als lauter Mögliches anzunehmen ſcheint. Ich geſtehe es aber, eine wirkſame Vereinigung von Leib und Seele ſcheint mir, aus vielen Gründen, die ich hier übergehen kann, der Wahrheit gemäßer. Dabey nehme ich von jedem Körper an, daß derſelbe aus einfachen Theilen zuſammengeſetzt ſey, darinn diejenige Kraft liegen muß, welche in dem zuſammengeſetzten Körper als eine Bewegung in die Sinne fällt. Denn ohne einfache Theile läßt ſich von dem Zuſammengeſetzten eben ſo wenig zureichender Grund geben, als von der Zahl ohne Einheiten. Wer das Zuſammengeſetzte nur aus andern kleinern zuſammengeſetzten Theilen zuſammen ſetzet, der erkläret nicht, wie etwas Zuſammengeſetztes möglich iſt, ſondern nur, wenn es iſt, wie es größer wird. Zudem, ſo läßt ſich nicht die geringſte Kraft des Körpers aus dem Zuſammengeſetzten verſtändlich machen; man muß ſelbige nothwendig in den einfachen Theilen ſuchen. Wenn viele unkräftige Dinge räumlich zuſammengebracht und vereiniget werden, ſo verſteht man aus dieſer Vereinigung nicht, daß nun das Zuſammengeſetzte dadurch eine Kraft gewonnen hätte, die keines der Theile vorhin hatte; ſondern, wo nicht ein jeglich Theil ſein Maaß der Kräfte mitbringet, ſo wird auch das Ganze unkräftig bleiben. Hundert tauſend Nullen, die zuſammen gerechnet werden, geben doch nur eine Nulle zum Facit: und hundert tauſend

un-

unkräftige Dinge zuſammengeſetzt, bringen doch alle mit einander Nullkraft. Wenn man alſo z. B. die Feſtigkeit oder den Zuſammenhang der Körper erklären will, ſo hilft es nichts, daß man die Körper aus lauter kleinen in einander greifenden Haken zuſammenſetzet. Denn da die Haken auch noch zuſammengeſetzt ſind, ſo bleibt dieſelbe Frage, woher die Theile der Haken zuſammen hängen? Wollte man abermal die großen Haken aus kleinern Haken zuſammenhängen; ſo ſinds doch immer Häkchen, die aus vielen zuſammenhängenden Theilen beſtehen. Man findet den zureichenden Grund des Zuſammenhanges nicht eher, als in einfachen Theilen.

Dieſes nun vorausgeſetzt: ſo folgt, daß im Körper ſelbſt, bey deſſen Zuſammenhange und Veränderungen, die einfachen Theile in einfache, einfache in zuſammengeſetzte, und wiederum zuſammengeſetzte in einfache, durch ihre Kraft wirken müſſen. Es folgt alſo auch, daß es überhaupt möglich ſey, daß einfache Dinge mit zuſammengeſetzten, das iſt, mit mehrern einfachen, in einer wirkſamen Verbindung ſtehen. Wenn alſo die Seele einfach, der Körper zuſammengeſetzt iſt, ſo hindert dieſes an ihrer wirkſamen Verbindung nichts: es kömmt nur ferner auf die weſentlichen Kräfte und Natur der Seele an, welche ſie vom Körper unterſcheidet, und dennoch eine Gemeinſchaft mit dem Körper verſtattet [5]).

Daß ſich die Seele allein, durch ihr Leben, Empfinden, Bewußtſeyn, Denken, Wollen, von allen einfachen Beſtandtheilen und Urſtoffen unſers ganzen Körpers unterſcheide, iſt ſchon genugſam gezeigt worden. Wenn ſie aber jedoch auch von dem Körper leiden, und wieder in den Körper wirken ſoll: ſo muß auch wenigſtens eine allgemeine Aehnlichkeit und Gemeinſchaft der Natur zwiſchen der Seele und den Beſtandtheilen des Körpers ſeyn, dadurch beide in eine ſo genaue Verbindung treten können [6]).

Die

Die Seele hat nämlich dieſes mit allen Urſtoffen des ganzen Körpers gemein, daß ſie eine einfache Subſtanz iſt, daß ſie mit andern einfachen Subſtanzen in gewiſſer Ordnung zugleich da iſt, darinn jedes ſeinen beſondern Ort hat, aber auch ſeinen Ort verändern und bewegt werden, oder ſich bewegen kann. Denn wer kann nach ſeinem eigenen Gefühl und Bewußtſeyn läugnen, daß die Seele im Körper auch ihren gewiſſen Ort habe? daß ſie nicht in den Füßen oder Händen, nicht im Bauche oder in der Bruſt, ſondern im Kopfe, wohne? daß wir nicht in allen Theilen des Körpers, auch ſelbſt nicht in allen Theilen des Kopfes, in der Zunge, Naſe, Augen oder Ohren, ſondern im Gehirne, denken? Wer kann läugnen, daß die Seele ihren Ort verändern könne, da ſie ſich im Leben mit dem Körper bewegt, und nach dem Tode von den Urſtoffen des Körpers getrennt werden kann; auch überhaupt kein Ding nothwendig an einem gewiſſen Orte iſt [7])? Wenn aber dieſes iſt, ſo muß ſie auch, wie die körperlichen Urſtoffe ſelbſt, von anderer benachbarten Elemente ihrer Bewegung leiden, und wiederum in die benachbarte, und durch dieſelbe in den ganzen Körper wirken, und denſelben in Bewegung ſetzen können. Folglich muß ſie die thätige und leidende Natur der Elemente mit ihnen gemein haben, und ſich nach eben denſelben Regeln richten, woraus bey den Elementen, im Zuſammengeſetzten, die Bewegung und der Mechaniſmus erwachſen.

Die Seele wohnt demnach in der Maſchine eines gewiſſen organiſchen Körpers, an einem gewiſſen Orte, und hat ein natürliches Bemühen, gleich andern Urſtoffen, mit den benachbarten Urſtoffen zuſammen zu hängen, und in ſolchem Zuſammenhange zu verbleiben. Sie empfängt, in dieſer Maſchine, eben denſelben Eindruck von außen, welcher dem ganzen Leibe widerfährt, und

und leidet alle innere Veränderungen mit, welche von der Maſchine ſelbſt, als einem Automato, entſtehen. Da aber kein einziges Element unſers Körpers ſich ſeiner innern leidenden oder thätigen Veränderungen bewußt iſt; ſo unterſcheidet ſich die Seele allein von allen körperlichen Urſtoffen des ganzen Körpers, durch ihre geiſtige Kraft, daß ſie ſich ihre empfangenen Veränderungen durch eine ihr gemäße Handlung vorſtellt, und ſich deren durch die Reflexion bewußt wird. Die Seele wirkt aber auch, gleich andern Elementen, mit zu dem Zuſammenhange des Körpers, und zu mechaniſchen Bewegungen und actionibus vitalibus. Wie ſie aber ſolches, nebſt allen Urſtoffen des Körpers, nur blindlings und unwiſſend thut, ſo hat ſie außerdem, wegen ihrer vernünftigen Vorſtellung, ein Vermögen, dieſe natürliche Bewegungskraft, in gewiſſen Gliedmaaßen, nach ihrem Gutdünken willkührlich zu beſtimmen; und ſie iſt in dieſer Maſchine an einen ſolchen vortheilhaften Ort geſtellt, daß nur wenig mechaniſche Kraft dazu erfordert wird, die ganze Maſchine in Bewegung zu ſetzen. Kurz zu ſagen, ſie iſt der Steuermann in einem Schiffe, der eines Theils in der Bewegung und Erſchütterung des Schiffes mit leidet, aber allein ſich deſſen, was er und das Schiff leidet, bewußt iſt; andern Theils zur Schwerkraft des Schiffes unwillkührlich, zur Lenkung deſſelben aber, durch ein geringes Drehen des Steuers, willkührlich mit beiträgt.

s) [Wenn wir auch das Weſen aller Grundſtoffe oder wirklichen Subſtanzen, ſowohl als unſerer Seele, in einer Art von Vorſtellungskraft ſetzen; warum ſollte denn nicht eine Beziehung unter ihnen Statt finden, ſo daß die Veränderungen jedes einen; durch die Veränderungen des andern wechſelsweiſe beſtimmt werden? Könnte nicht dieſe Kraft eine urſprüngliche Richtung haben, ſich dieſe Veränderungen eher als jene vorzuſtellen? Diejenigen Weſen nun, welche ihre wechſelſeitigen

tigen Veränderungen und unſere Vorſtellungen am nächſten beſtimmen, machen unſern Körper aus. Was hindert uns denn, dieſes einen Einfluß oder Wirkung des einen Weſens auf das andere zu nennen? Die Seele unterſcheidet doch klar die Veränderungen, welche ſie außer ſich ſelbſt in andern Weſen wahrnimmt, von denen, welche aus ihr ſelbſt entſpringen, ob ſie gleich auch durch jene zu eigenen Wirkungen beſtimmt wird. Auch die ſcheinbaren Vorſtellungen von äuſſern Gegenſtänden, welche wir im Traume haben, da ſie wirklich nur aus innerer Gedankenfolge, mittelſt der Ideen-Verbindung entſpringen, unterſcheiden ſich offenbar in ihrer Ordnung und Beſchaffenheit von denen die von auſſen herrühren. Wäre nun nicht eine wirkliche Beſtimmung der Vorſtellungen durch die äußern Gegenſtände vorhanden, ſondern nur eine von innen erfolgende Entwickelung; wäre kein Einfluß eines Weſens in der Welt auf das andere, ſondern jedes ſpekulirte nur für ſich und aus ſich ſelbſt; ſo hätten wir ja nicht wirkliche Vorſtellungen, ſondern eigentlich nur Träume von der außer uns befindlichen Welt (non repraeſentationem univerſi, ſed ſomnia de univerſo). — Eine tiefſinnigere Erörterung dieſer Beziehung äußerer Weſen auf unſere Vorſtellungskraft, und mithin des Einfluſſes von Körper und Seele auf einander, kann man in *Fagaras* Diſſ. de vi ſubſtantiali p. 43-53. nachſehen. So ſagt er p. 50. Admittatur, animam ita verſus ea, quae corporis ſui phaenomenon exhibent, percipienda directam eſſe, ut, ſi in iis novae mutationes contingant, easdem tunc velut a ſerie ſuarum perceptionum diverſas, non ex illa elicitas, percipere debeat: cumque nulla in ea perceptio eſſe poſſit, quae non rationem aliquam determinationis in ſe habeat, etiam illarum mutationum perceptioni conformiter ſe determinet. Ita videt mens, ſe continuo ab iis, ad quae percipienda directa eſt, dependere, limitari, quo ita ſuae *paſſivitatis* format ideam. Cumque eodem modo videat, tales in iis quoque ſubinde mutationes oriri, quae haud aliam rationem praeter ſuas perceptiones habere poſſint, videt etiam, ea a ſe in quibusdam dependere, limitari, quo ita ſuae in eas *actionis* admonetur. Und p. 52. Nec ſine tali directione mutua videtur intelligi poſſe, cur anima, licet nihil in ſe praeter ſuas perceptiones percipiat, ab iis tamen earundem *objecta* tam conſtanter diſtinguat, nec de rerum externarum exiſtentia

(quicquid nonnulli ſibi velle videantur) dubitare poſſit — eoque ſuarum perceptionum ab iis dependentiam intelligat. At talis dependentiae ſenſus videtur oſtendere, eam non e fundo veluti ſuo percepriones rerum externarum evolvere — Von dem Unterſchiede der lebendigen und lebloſen Weſen ſ. oben III. Abh. §. 9. not.]

[6]) [Wie kann, ſagt man, ein einfaches Weſen auf den Körper, oder dieſer auf jenes, da ſie doch fremdartiger Natur ſind, wirken — Der Einwurf beruhet darauf, daß wir die Erſcheinungen, d. i. unſere Vorſtellungen von den Körpern, für Eigenſchaften der Dinge ſelbſt halten, als wenn dieſe blau, roth, hart, weich, heiß, kalt, u. ſ. w. folglich vom empfindenden Weſen ganz verſchieden wären. Vornehmlich täuſcht uns der ſinnliche Eindruk des Gefühls und Geſichts, ſo daß wir damit die Dinge ſelbſt, oder deren eigene Beſchaffenheit zu vernehmen meinen. Beym Gehöre wiſſen wir wohl, daß es nur eine Wirkung ſey, die in uns die Vorſtellung der Töne hervorbringt. Aber auch beym Geſichte könnte uns ja der Spiegel belehren, daß die Vorſtellung des Bildes nichts mehr als Wirkung auf uns ſey. Iſt dann das andere ganz ähnliche Bild deswegen mehr für den Gegenſtand ſelbſt zu halten, weil die Strahlen davon gerade zu ins Auge fallen? Eben ſo giebt es auch andere Täuſchungen eines Gefühls, welches wir der Beſchaffenheit von äuſſern Gegenſtänden zuſchreiben — Alle Wirkungen nun ſetzen ein wirkendes kraftäuſſerndes Weſen voraus, d. i. ein von den Erſcheinungen verſchiedenes wirkliches Ding, deſſen innere Beſchaffenheit aber, ſo wie die der Wirkung ſelbſt, nicht mit unſern Sinnen begriffen wird. So iſt es dann nicht befremdend, daß kraftäuſſernde Weſen auch auf unſere Vorſtellungskraft eine Beziehung einen Einfluß äuſſern, und wiederum, daß unſere Denkkraft auf andere Weſen, die mit ihr im nächſten Verhältniſſe ſtehen, und mittelſt deſſen unſere Körper ausmachen, Wirkungen äuſſert — „Wir ſollten bedenken (ſagt Kant. Crit. d. r. V. S. 427.) daß beiderley Art von Gegenſtänden ſich nicht innerlich, ſondern nur ſo ferne eines dem andern (durch den innern oder äuſſern Sinn) erſcheinet, von einander unterſcheiden, mithin das was der Materie, als Dinge an ſich ſelbſt, zum Grunde liegt, vielleicht ſo ungleichartig nicht ſeyn dürfte; ſo verſchwindet die Schwierigkeit wegen der Gemeinſchaft der Seele mit dem Körper.“ — Wirken und Wirkungen empfangen iſt alſo

das

das allgemeine Mittel der Verbindung: die Art der wechſelſeitigen Wirkung und Gegenwirkung (des organiſchen Einfluſſes) mag uns dabey immer verborgen ſeyn.]

7) [Die Vorſtellung von einem gewiſſen Orte bey der Beziehung verſchiedener Weſen auf einander, iſt (wie oben zu §. 10. Not. 4. ſchon erinnert worden) nur eine Erſcheinung, eigentlich des Gefühls, und nachmahls auch des Geſichts, muß alſo jenem Verhältniſſe an ſich ſelbſt nicht zugeſchrieben werden. S. auch Mendelsſohns Morgenſt. S. 49. u. f. und die Zuſätze, S. III. — die Seele denkt oder wohnt im Gehirne heißt alſo nichts anders, als — das Gehirn, oder ein Theil deſſelben, iſt das Werkzeug, deſſen Einrichtung, oder Gegenwirkung, zu unſerer jetzigen Art des Denkens, wie das Auge zur Vorſtellung des Sehens, das Ohr zum Hören, u. ſ. w. erfodert wird. Die Täuſchung der Ausbreitung unſers empfindenden Weſens, oder unſers Bewuſtſeyns, entſteht nur, weil die Vorſtellung eines Ortes auf den Gegenſtand der Empfindung bezogen wird. Dieſer Ort aber wird uns in vielen Fällen ſogar auſſer unſern Körper vorgeſtellt, wie beſonders beym Geſichte. Denn, das was im Auge abgemahlt wird, ſtellen wir uns nicht vor, und noch weniger was von dort bis zum Gehirne vorgeht. Es erhellet alſo klärlich, daß aus dieſer Vorſtellung keine Ausdehnung des vorſtellenden Weſens gefolgert werden könne.]

Die siebente Abhandlung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind.

§. 1.

Wenn wir nun ferner die Art des Lebens, wozu wir Menschen von dem Schöpfer bestimmt sind, in Betrachtung nehmen wollen; so können wir nicht besser thun, als daß wir zwischen uns und den Thieren eine Vergleichung anstellen. Dieser Weg zum Erkenntnisse ist bey der Zergliederung der Körper mit Nutzen gebraucht worden, da man die Theile und Gefäße in unserm Körper mit andern thierischen Körpern, ja mit Pflanzen zusammen gehalten: und daraus vieles, was den Gebrauch und Nutzen der Theile betrifft, gelernt hat. Die Art des Lebens ist das erste, was sich von jedem Lebendigen gedenken läßt, die macht ihren wesentlichen Unterschied aus, und so viele verschiedene Lebendige sind möglich, als Arten des Lebens möglich sind. Eines jeden Lebensart ist auch der Zweck, wozu es bestimmt ist, und sie enthält die Regel, wornach alles übrige, insonderheit die Kräfte, eingerichtet worden. Wie könnten wir also diejenige Art des Lebens, wozu wir Menschen beschieden sind, besser kennen und unterscheiden lernen, als aus der Vergleichung mit den Kräften und der Lebensart der Thiere?

Diese

Dieſe Vergleichung wird um ſo viel nöthiger ſeyn, je mehr darinn viele Menſchen leichtſinnig, und nach einer viehiſchen Neigung, verfahren. Denn ſie ſchildern bloß das Aehnliche zwiſchen Menſchen und Thieren, oder auch dieſer Vorzüge vor den Menſchen, lebhaft ab; unſere Vorzüge aber werden übergangen und verkleinert. Die Abſicht verhehlen ſie dabey auch nicht ſonderlich: ſie ſuchen ſich und andere, gleichſam nach Anleitung der Natur ſelbſt, viehiſch zu machen: nicht aber die Menſchlichkeit in uns aufzuwecken, und ſie zu einem höheren Grade der Vollkommenheit und Glückſeeligkeit, der unſerer Natur ſo möglich als eigenthümlich iſt, zu führen.

Es kann ja wohl niemanden unbekannt ſeyn, was z. B. Herr J. J. Rouſſeau vor einiger Zeit von der natürlichen Beſtimmung des Menſchen geſchrieben hat, als die Academie zu Dijon die Frage aufwarf: Quelle eſt l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et ſi elle eſt autoriſée par la Loy naturelle? Sein Diſcours ſur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. Amſt. 1755. 8. enthält die Antwort auf die Frage; und ſie geht dahin, daß wir Menſchen ganz von unſerm natürlichen Zuſtande abgerathen wären, und durch alle die Erfindungen, welche von der Reflexion abſtammen, durch die Sprache, Geſellſchaft, Künſte, Wiſſenſchaften, durch den Landbau, die Handlung, und das Eigenthum, durch Stiftung einer bürgerlichen Herrſchaft und Ungleichheit der Stände, alles mögliche Elend eingeführt hätten. Der urſprüngliche Menſch ſey nach ſeiner natürlichen Beſtimmung ein zweifüßiges Thier, welches unter andern Thieren, in den dicken Wäldern des Erdbodens, zerſtreut und einzeln, ſeine Nahrung reichlich finde, ſein Leben mit der Flucht oder Gegenwehre zu ſchützen wiſſe, ſein Geſchlecht mit einer

jeden, die ihm etwa aufſtößt, fortpflanze, und dabey geſund, ſtark, hurtig ſey, übrigens aber, wenn es dieſe Begierden geſtillet, nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten habe, ſich weiter um nichts bekümmere, ſondern völlig zufrieden ruhe und ſchlafe. Dergleichen widerſinnige Sätze wahrſcheinlich und beliebt zu machen, erforderte gewiß einen Rouſſeau, der mit ſeiner vorzüglichen Lebhaftigkeit des Witzes und der Einbildungskraft, mit dem Glanze ſeiner Schilderungen, und mit dem angenehmen Reize ſeiner Schreibart, alles zu ſchmücken im Stande war, und die hie und da hervorleuchtenden Wahrheiten vortheilhaft zu ſeinem Zwecke anzuwenden wußte.

§. 2.

Laßt uns zuvörderſt eine Beſchreibung des urſprünglichen Thiermenſchen umſtändlicher hören [1]). Der natürliche Zuſtand, ſagt Herr Rouſſeau, iſt jetzt nirgend wirklich, vielleicht iſt er auch nimmer geweſen, und vermuthlich wird er auch künftig nimmer entſtehen. Daher hat es große Schwierigkeit, auszuforſchen, wie der Menſch vor aller Stiftung nach der bloßen Natur müßte beſchaffen geweſen ſeyn. Denn die übernatürliche Anweiſung Gottes, welche uns die heilige Schrift lehret, können wir hier nicht einmiſchen. Und ſelbſt Hobbes und Puffendorf haben es darinn verſehen, daß ſie in dem Statu naturali des Menſchen noch vieles annehmen, was erſt unſer jetziger Zuſtand mit ſich gebracht hat, und was ſchon eine Erfindung und Einwilligung der Menſchen voraus ſetzt. Herr R. ſetzt ſeine erſten Menſchen, nackt, unbewaffnet, ohne Sprache, ja ohne Reflexion, einzeln und zerſtreut, unter mancherley andern Thieren jedoch aufrecht und auf zween Füßen gehend, in den dickſten Wald, der an Erd und Baumfrüchten in einem ſanf-

ten

ten Clima Ueberfluß hat. Sie ſind von Natur nicht, wie andere Thiere, mit beſondern Trieben und angebornen Fertigkeiten verſehen, ſondern ſie erheben ſich bloß durch Nachahmung zu ihren Trieben, und machen ſich dadurch vielerley Triebe von verſchiedenen Arten der Thiere zu Nutze. Unterdeſſen hat ein jeder dieß mit allen Thieren gemein (quod natura omnia animalia docuit), daß er ſein Leben mit Nahrung zu unterhalten ſuchet, alle Gefahr aufs möglichſte abwendet, durch einen Reiz zur Begattung ſein Geſchlecht fortpflanzet, und, wenn er Hunger und Brunſt geſtillet hat, in Sicherheit ſich zur Ruhe und zum Schlafe begiebt. Dieß koſtet ihm alles wenig Nachdenken und Mühe. Die Erde iſt ſein Polſter, der Baum ſein Obdach, ſein Futter findet er allenthalben in den Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten; für das Fleiſcheſſen ſcheint er nicht gemacht zu ſeyn. Die erſte weiblichen Geſchlechts, welche dem Manne in der Wildniß aufſtößt, entzündet ihn; von Schönheit hat er keine Empfindung, und wenn ſie beide ihre Luſt gebüßet haben, geht ein jedes ſeinen Weg, und ſie ſehen ſich vielleicht nimmer wieder. Die Mutter ſelbſt, wenn ſie ihr Kind ſo weit gebracht hat, daß es ſein Futter finden kann, läßt es in alle Welt laufen, und bekümmert ſich weiter um daſſelbe nicht. Geräth ein ſolcher Thiermenſch in Gefahr; ſo lehrt ihn die Noth ſchnell zu laufen, oder die Bäume hinan zu klettern, oder nach Befinden muthig zu kämpfen. Weil ihm aber die Natur keine Waffen mitgegeben; ſo bricht er einen Aſt vom Baume zu ſeiner Wehre, oder er ergreift Steine, damit zu werfen. Gegen die Luft darf er ſeine Blöße in warmen Ländern nicht ſchützen; und wenn er ja in kältere Gegenden geräth, ſo hat ihn das Kämpfen mit andern Thieren in den Stand geſetzt, daß er eins erlegen und ihm den Balg, etwa durch Hülfe eines ſcharfen Steines, abziehen kann, um ſich darein

zu hüllen. Wohnungen und Höhlen braucht er sodann nicht, weil er zu aller Witterung erhärtet worden. Das Feuer kennt er nicht; und wenn ja eins durch Blitz entstünde, so wird er es, ohne Nachdenken ausbrennen lassen, und nicht zu unterhalten suchen. Durch die Gewohnheit zu freier Luft, durch das Laufen, Klettern, Kämpfen wird er gesund, stark, hurtig, und von Krankheiten befreiet, und kann der Arzneien entbehren, oder die Natur rathen lassen. Wenn die Natur (sagt Herr R. von der Arzneiwissenschaft) uns bestimmt hat, gesund zu seyn; so mögte ich fast behaupten, daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur sey, und daß ein Mensch, der nachdenkt, schon ein verdorbenes Thier sey. Der Thiermensch weis auch von keiner Furcht vor dem Tode, weil er keinen Begriff davon hat; sondern der überraschet ihn, ehe er denselben voraus gesehen. Sonst ist er bey der gegenwärtigen Gefahr nicht allein für sich herzhaft, sondern auch für andere mitleidig, wenn er etwa dabey seyn sollte; und er ist so ferne nicht böser Art, noch geneigt, jemanden, zumal seines gleichen, Schaden zu thun. Den Acker durch Mühe zu bauen, hat er keine Ursache, die Natur biethet ihm seine Nothdurft von selbst an; und daher ist in diesem unschuldigen Stande der Natur weder Eigenthum, noch Neid und Streit darüber. Die Liebe zu einer gewissen Person kann ihn nicht zum Sclaven machen, und er ist auch gegen Nebenbuhler eben so wenig eifersüchtig, als ein Caraibe. Denn er kennt und sucht keine Schönheiten, sondern nur dem Triebe der Natur Genüge zu thun; und das kann er mit einer jeden bestellen. Uebrigens liebt er die Freiheit, lebt für sich nach eigenem Gefallen, und trachtet nach keiner Gesellschaft: hat daher auch keiner Sprache nöthig. Weil er denn allein allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen weis, und nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten hat; so ist nicht zu begreifen, warum

um er ſich die unnöthige Mühe geben ſollte, worüber nachzudenken, zu reflectiren, zu meditiren. Statt deſſen ruhet und ſchläft er lieber, wie es die Muße mit ſich bringt. Auch der Schauplatz der Natur iſt für ihn ohne Reiz, weil er deſſen gewohnt iſt. Er lebt unbeſorgt in den Tag hinein, und denkt nicht voraus: ſo wie ein Caraibe, der des Morgens ſeine Hangmatte verkauft, und des Abends jammert, daß er eine wiederkaufen ſoll; weil er nicht voraus geſehen, daß er ſie in der folgenden Nacht wieder nöthig haben würde.

*) Des Herrn Rouſſeau eigene Worte kann ich ohne große Weitläuftigkeit nicht in den Noten anführen. Ich verſichere aber öffentlich, daß ich ihm wiſſentlich nichts angedichtet, noch mit Fleiß etwas Weſentliches ausgelaſſen habe: wiewohl ich es aus vielen Ecken habe zuſammen ſuchen müſſen, um alles unter einen Geſichtspunkt zu bringen.

§. 3.

So weit iſt noch der urſprüngliche Menſch, welchen ſich Herr R ausgedacht, ein wahres Vieh, oder vielmehr noch viehiſcher, als ein Vieh (plus bête que les bêtes), ſo ferne er ihm die Reflexion, d. i. in der That, die Vernunft, nimmt, und ihm doch ſtatt derſelben keine blinde Triebe oder angeborne Fertigkeiten einräumet, ſondern ihn auf die Nachahmung der Triebe verweiſt, welche andern Thieren gegeben ſind, daß er ſich dieſelbe zu Nutze machen könnte. Wie wird er ſich aber die fremden und ſo ſehr verſchiedenen Triebe anderer Thiere zu Nutze machen können, wenn er nicht reflectiret, was ſich zu ſeiner eigenen Natur ſchicke? Hier iſt eine gewaltige Lücke, oder vielmehr ein ſtarker Widerſpruch in dem Syſtem des Herrn R. Will er den Menſchen blindlings fremde Triebe nachahmen laſſen; ſo wird er ſeinen Thiermenſchen mit ſich ſelbſt in einen Streit ſetzen. Bald wird er als ein Raub-

thier andere anfallen und freſſen, bald als ein friedfertiges ſich mit Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten begnügen. Bald wird er ſich, nach Art der Füchſe, Kaninchen und Biber, eine Höhle graben und bauen, bald im dickſten Gebüſche, bald auf hohen Felſen, bald auf belaubten Bäumen, eine ſichere Lagerſtätte ſuchen. Bald wird er geſellig werden, wie viele Thiere, zumal die ſchwächern, ſind, die ſich zu ihres gleichen halten; bald wird er wiederum ein Miſanthrop werden, und ſich an ſich ſelbſt begnügen. Bald wird er mit ſeiner Gattinn eine Art von Ehe führen, und ſich der Kinder gemeinſchaftlich annehmen, bald die Gattinn nach geſtillter Brunſt laufen laſſen, und ſich auch um ihre Jungen nicht bekümmern. Ich mögte aber wiſſen, welchem Thiere es der Menſch nachmachen könnte, zu ſeiner Wehre einen Aſt vom Baume zu brechen, oder mit Steinen zu werfen [1b]), oder zu ſeiner Decke ſich in einen Balg anderer Thiere einzuhüllen; wenn er ſelbſt keine Reflexion hat, und dieſelbe zur eigenen Erfindung nöthiger Hülfsmittel braucht. So weis ich auch nicht, warum Herr R. ſeinen urſprünglichen Menſchen, unter den übrigen vierfüßigen Thieren, allein aufrecht und auf zweenen Füßen gehen läßt. Denn er führt ſelbſt die Begebenheiten an, da wilde Menſchen, die unter den Thieren groß geworden, auf allen vieren laufen gelernt, ſo daß man ſie hernach mit Gewalt an einen Baum oder ein Brett binden müſſen, um ſie zu einer aufrechten Stellung und Gange zu gewöhnen. Wie? wäre denn einmal einem Thiermenſchen ein Ourang Outang, eine Art auf zween Füßen gehender Affen, begegnet, davon er den Gang gelernt hätte? Aber, dann würde es zu ſpät geweſen ſeyn, wenn er ſich einmal zum vierfüßigen Gange gewöhnt hätte: und er würde ſich ja wohl nicht ſelbſt an einen Baum gebunden haben, um es wieder zu verlernen. Herr R. mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich ſage, daß er den Satz des Widerſpruchs

und

und zureichenden Grundes bey ſeiner Erdichtung nicht genug zu Rathe gezogen habe. Vielleicht hätte er alsdann gefunden, daß dieſe nicht ſo leere und unfruchtbare Grundſätze ſind, als viele jetzt vorgeben wollen, die ihrer Einbildungskraft alles ohne Regeln zu denken erlauben. In der That ſieht man auch keinen zureichenden Grund; warum Herr R. bey ſeiner Hypotheſe von der Nachahmung fremder thieriſcher Triebe, die ſich der Menſch zu Nutze machen ſollte, denſelben nicht lieber geſellig, als ungeſellig, macht; nicht lieber eine Art von fortwährender Ehe und gemeinſchaftlicher Pflege der Jungen führen läßt, als daß er das Band der Liebe ſofort wieder auf ewig zerreißt; ihn nicht lieber ſchüchtern bildet, und ihm eine Höhle zur Zuflucht anweiſt, als daß er ihn kühn dichtet, und frey unter den Bäumen ſchlafen läßt. Alles iſt willkührlich in ſolchem Syſtem, und ich ſollte meinen, daß jenes einer unbewaffneten nackten Creatur weit natürlicher und zuträglicher ſeyn würde, als das Gegentheil; wenigſtens, daß wirklich alle von Natur ſchwächere friedfertige Thiere ſich entweder verkriechen, oder zu ihres gleichen verſammlen, und ſich mit ihren Jungen gemeinſchaftlich, ſo gut ſie können, vertheidigen. Daraus wird gewiß bey dem Menſchen, nach deſſen natürlichen Vorzügen, ein ganz anderes Syſtem erwachſen, als was uns Herr R. entworfen hat.

Man wird nun aber fragen: Giebt denn Herr R. ſeinem urſprünglichen Thiermenſchen nicht auch einige vorzügliche Naturgaben vor den übrigen Thieren? Ja: er macht ihn erſtlich zu einem frey handelnden Weſen, das in zweien möglichen Fällen wählt, und ſich ſelbſt determinirt. Die übrigen Thiere wählen und verabſcheuen nach dem Inſtinkte, und können von dieſer eingepflanzten Regel nicht abweichen, wenn es ihnen gleich zuweilen vortheilhaft wäre: der Menſch aber wählt, als eine freie

Crea-

Creatur, und ist sich seiner Freiheit bewußt, entfernet sich aber auch daher zuweilen von dem Guten zu seinem Nachtheil. Unterdessen beweist doch solches die geistige Natur seiner Seele, indem sich freie Handlungen durch keine Regeln der Mechanik erklären lassen. Aber der hauptsächlichste Vorzug des Menschen besteht in der Perfectibilité, oder dem Vermögen, daß sowohl jeder einzelner Mensch, als das ganze Geschlecht, vollkommener werden kann. Das ist der caractere specifique de l'espece humaine. Denn die übrigen Thiere bleiben sowohl einzeln, als in ihrer ganzen Art, in gewissen unwandelbaren Schranken. Aber die Erfahrung nöthiget uns auch das traurige Geständniß ab, daß eben diese unterscheidende Eigenschaft, welche fast keine Schranken kennet, die Quelle alles Unglücks der Menschen sey. Dieß sind also, nach dem Herrn R., die Vorzüge des ursprünglichen Menschen vor den übrigen Thieren. Ich merke nur vorläufig dabey an, daß hier abermal eine Lücke in dem Lehrgebäude des Herrn R. sey. Wenn der Thiermensch in seinem natürlichen Zustande nicht reflectirt: wie kann er denn aus zweien möglichen Fällen wählen, was ihm am besten dünkt? Soll er aber dieses thun, und sich gar dieses Vermögens bewußt seyn; so muß er seine Natur einigermaaßen kennen, und die vorkommenden Dinge mit seiner Natur vergleichen, ob sie damit übereinstimmen oder nicht. Und was ist das anders, als Reflectiren? Es haben daher alle Weltweisen, bey dem Begriffe freier Handlungen, die wirkliche Reflexion und den Gebrauch der Vernunft vorausgesetzet. Dieß aber setzt wiederum die Sprache, und die Sprache ferner die Gesellschaft der Menschen voraus. Wie hängt denn des Herrn R. sein Gebäude zusammen? Und warum gedenket er der Freiheit sowohl, als der Perfectibilité, wenn es anders natürliche Vorzüge seyn sollen, nur als der Quelle alles menschlichen Elendes? Sie können es freilich

lich durch Misbrauch werden: aber ich dächte, wenn man von den Naturkräften redet, ſo müßte man darauf hauptſächlich ſehen, wozu die Regeln jeder Kraft an ſich durch ordentliche Anwendung führen. Denn ſonſt kann alles gemisbraucht werden, und dann werden alle Kräfte des Menſchen, ſelbſt das Sehen, Eſſen, Trinken, Gehen, zufälliger Weiſe Quellen ſeines Verderbens. Warum hätte denn die Natur dem Menſchen ſolche Gaben verliehen, wenn ſie ihm bloß zum Fallſtricke dienen und dienen können? Was ſoll ihm das Vermögen, ſich vollkommener zu machen, wenn er eben dadurch nothwendig unvollkommener wird?

Aber Herr R. läßt hier ſeiner maleriſchen Beredſamkeit, mit Verhehlung dieſes Kunſtgriffes, vollen Lauf, und man lieſt ihn ſoferne mit Vergnügen; ja man muß ihm in dieſer Betrachtung Recht geben, daß vielen ihre vorzüglichen Naturgaben durch den verkehrten Gebrauch nur zum Verderben gereichen. Er ſagt z. B., daß ein gewiſſer berühmter Mann das Gute und Böſe des menſchlichen Lebens gegen einander berechnet, und von dieſem ein großes Uebergewicht gefunden habe. Er habe auch recht geurtheilt, ſoferne er den Menſchen in ſeinem bürgerlichen Zuſtande betrachtete: wenn er aber auf deſſen erſten Zuſtand hätte zurück gehen wollen, ſo würde er erkannt haben, daß der Menſch kein Elend litte, als was er ſich ſelbſt verurſachet, und daß die Natur unſchuldig ſey. Es wäre nicht ohne Mühe geſchehen, daß wir uns ſo unglücklich gemacht hätten. Wenn man von der einen Seite die unendliche Arbeit der Menſchen betrachte, ſo viele Wiſſenſchaften zu ergründen, ſo viele Künſte zu erfinden, ſo viele Macht anzuwenden, um Tiefen auszufüllen, Berge eben zu machen, Felſen zu ſprengen, Ströme fahrbar zu machen, friſches Land anzubauen, Waſſerbehältniſſe auszugraben, Moräſte auszutrocknen, ungeheure Gebäude auf

der

der Erde zu errichten, das Meer mit Schiffen und Seeleuten zu bedecken; und wenn man auf der andern Seite die wahren Vortheile davon für die wahre Glückſeligkeit des menſchlichen Geſchlechts erforſchte, ſo müßte man über das ungleiche Verhältniß erſtaunen, und die Blindheit des Menſchen bedauren, der, um ſeinen thörichten Ehrgeiz zu nähren, nach allem möglichen Elende rennte, welches die wohlthätige Natur ſorgfältig hätte von ihm entfernen wollen. — Der Menſch, ſagt er, iſt jetzt bösartig; das zeigt die Erfahrung; und doch von Natur gutartig. Was hat ihn denn ſo weit verderben können, als die Aenderungen ſeines Zuſtandes, der Fortgang, welchen er darinn gemacht, und das Erkenntniß, was er ſich erworben hat. Man mag die bürgerliche Geſellſchaft ſo viel bewundern als man will, ſo bleibt es doch wahr, daß ſie die Menſchen nothwendig treibe, ſich unter einander zu haſſen, nach dem Maaße, wie ihre beſondern Vortheile einander entgegen ſind. ꝛc. ꝛc. Da ſucht denn Hr. R. alles Unglück und alles moraliſche Verderben der Menſchen auf die Abweichung von dem erſten natürlichen Zuſtande zu werfen. Nämlich das erworbene Erkenntniß macht uns nicht beſſer, ſondern aufgeblaſen, liſtig und boshaft. Die Künſte machen durch die viele Bequemlichkeit Leib und Seele weichlich: und da wir einmal daran gewöhnt ſind, ſo können wir wohl unglücklich werden, wenn wir dieſe Bequemlichkeit verlieren, aber wir ſind deswegen nicht glücklich, wenn wir ſie beſitzen. Das Eigenthum, welches von dem Ackerbaue und der Viehzucht angefangen, hat hauptſächlich Betrug und Unterdrückung eingeführt. Daraus iſt der Unterſchied der Reichen und Armen, der Mächtigern und Schwächern, und endlich die bürgerliche Herrſchaft entſtanden, welche mit allen Geſetzen und Verordnungen bloß auf dem Rechte des Mächtigern beruhet, und auf willkührliche Gewalt und Tyranney hinaus läuft, wo die Schwächern zu Sclaven gemacht

macht ſind, und ihre Freiheit, Güter und Leben, dem Eigenwillen des Gebiethers aufopfern müſſen. Aus der bürgerlichen Geſellſchaft, und der Ueppigkeit, welche daraus quillt, ſtammen die freien und mechaniſchen Künſte, die Handlung, die Gelehrſamkeit, und alle ſolche unnütze Bemühungen, welche den Fleiß blühend machen, und den Staat zwar bereichern, aber zugleich ins Verderben ſtürzen. Tugend, Ehre, Freundſchaft, Höflichkeit iſt nichts, als ein geſtiftetes angenommenes Weſen (factice et joué). Ich weis nicht, wohin Herr R. die Religion zieht: wenigſtens könnte er ſie nach ſeiner Schlußart vornehmlich zu dem größten Elende des menſchlichen Geſchlechts gerechnet haben. Quid non Religio potuit ſuadere malorum! Wo iſt denn aber ſonſt der Zuſtand, wo ſind die Mittel ſonſt, da der Menſch, vermöge eines wirklichen Gebrauchs ſeiner Freiheit, zu einer mehrern Vollkommenheit gelangen, und ſich von den Thieren unterſcheiden könnte, wenn es nicht der geſellige und geſprächige Zuſtand iſt, wo er ſeine weſentliche Kraft der Vernunft üben kann? Sind denn nicht Freiheit und Perfectibilität in dem Syſtem des Herrn R. unbrauchbare Naturgaben für den einſamen, wilden, dummen, und mit lauter viehiſchen Dingen ſich begnügenden Thiermenſchen? Und worinn könnte deſſen mehrere Vollkommenheit in ſolchem Statu naturali beſtehen?

zb) [Von dem vier Fuß groſſen Orangutang auf Borneo berichtet doch der Reſident zu Rembang, Herr Palm, daß, da er mit ſeiner Geſellſchaft einen ſolchen Affen zu fangen bemühet war, ſie ſich äuſſerſt in Acht nehmen muſten nicht von ihm getroffen zu werden, weil er unaufhörlich ſtarke Stücke Holz und grüne Zacken abbrach und damit nach ihnen ſchmiß. (Aus den Verhandel van het Bataviaſch Genootſch. II Deel. im Gothaiſchen Magaz. für die Phyſ. und Naturgeſch. VI B. 2 St. S. 5.) So erzählen auch andere Reiſende, daß die Affen mit Steinen u. d. gl. würffen. Dies iſt jedoch nur ein geringer Kunſtgrif, dazu ſie die Geſchicklichkeit ihrer Hände leicht

leicht bringen konnte. Des Menſchen Hände ſind zwar zu ſeinen Verrichtungen noch geſchickter beſchaffen: daß aber einem Geſchöpfe mit Menſchenverſtande auch ſolche vier Hände als der Affe hat ſchon zu Ausübung ſeiner Erfindungen und Künſte zureichen würden, zeigen diejenigen, welche nicht allein mit ſehr mangelhaften Händen, ſondern ſogar mit ihren, nicht zum Greiffen eingerichteten, Füſſen, viel Künſtliches hervorzubringen im Stande ſind.]

§. 4.

Wir wollen dem Herrn R. nicht zutrauen, daß er in einer ſo ernſtlichen Materie bloß ſeinen Witz habe wollen ſehen laſſen, wie er auch den widerſinnigſten Sätzen einen Schein der Wahrheit zu geben wiſſe. Wir wollen vielmehr glauben, daß ſein Humeur ihn wirklich auf die Meinung gebracht: der Zuſtand der menſchlichen Geſellſchaft habe ſo viel Verderben und Unglück eingeführt, daß ein viehiſcher Zuſtand in Vergleichung deſſen weit erträglicher und beſſer würde geweſen ſeyn.

So iſt dann meine erſte Frage: Macht uns wohl ſolche Vergleichung und Beurtheilung des zwiefachen Zuſtandes zufriedener, glücklicher, beſſer? Gewiß nicht. Denn, wenn wir unſern geſelligen Zuſtand, dem wir nicht leicht entlaufen können, mit ſolchen Augen anſehen; ſo können wir nicht anders als misvergnügt ſeyn, für alle Kunſt, Wiſſenſchafft, Tugend und Religion, eine Verachtung bekommen, den Umgang mit Menſchen und ſogar mit Freunden, als lauter Heucheley, verabſcheuen, die Reichern und Vornehmern beneiden, gegen die Obrigkeiten und Regenten, als Unterdrücker unſrer Freiheit und Gleichheit, einen beſtändigen Haß und Widerwillen hegen, mit einem Worte, unſer ganzes Leben als ein unheilbares Elend anſehen. Sollen wir denn Einſiedler werden, oder zu den Caraiben und Hot-

ten-

tentotten, oder gar zu den wilden Thieren, als unſern natürlichen Gefährten, fliehen, um uns zu beruhigen? Nein, das iſt nunmehr unmöglich, das will Herr R. auch nicht. Er lenkt alſo wieder ein, und will, da jetzt dieſer Zuſtand einmal iſt, und nicht geändert werden kann, daß wir uns nach allen Stiftungen der menſchlichen Geſellſchaft bequemen ſollen. Was hat er denn mit ſeiner Vorſtellung anders ausgerichtet, als daß er die Menſchen in ihrer Zufriedenheit geſtöret, ihre Neigung zu Künſten, Wiſſenſchaften und allem Guten wankend gemacht, und Leute von böſem Herzen berechtigt, Tugend und Pflicht nur für unnatürliche Gaukeley zu achten; und ihr ganzes Vergnügen in viehiſchen Lüſten zu ſuchen?

Das Beſte für uns iſt, daß Herr R. gleich anfangs, bey der Erdichtung ſeines urſprünglichen Zuſtandes, ſich ſelbſt und der Natur der Dinge vielfältig widerſpricht, und dadurch den Ungrund ſeines Lehrgebäudes augenſcheinlich zu erkennen giebt: und daß er hernach, in der Vergleichung deſſelben mit dem Geſelligen, die zufälligen Misbräuche aller guten Erfindung und Ordnung, dem geſelligen Zuſtande als weſentlich, nothwendig und allgemein anrechnet: welches ein ziemlich offenbarer und bekannter Paralogiſmus iſt. So ſehr alſo ſeine Schilderung, wegen der Colorite, das Auge reizet; ſo entdeckt man doch bald die weſentlichen Fehler, welche in der Zeichnung und in den Grundſtrichen begangen ſind.

Den mannichfaltigen innern Widerſpruch und das Willkührliche des Syſtems habe ich ſchon beiläufig angemerkt. Herr R. nimmt 1. dem Thiermenſchen alle Inſtincte, und giebt ihm doch ſtatt derſelben keine andere Kräfte: gleich als ob er allein keine eigenthümliche Natur hätte. Er verweiſt ihn 2. auf die Nachahmung fremder thieriſcher Triebe, daß er ſich dieſelben zu Nutze ma-

chen ſoll: und nimmt ihm doch die Reflexion, wodurch er überlegen könnte, was zu ſeinem Nutzen ſey. Er verweiſt 3. ſeine Nachahmung auf alle Thiere ohne Unterſchied, da doch die verſchiedenen Arten ganz entgegengeſetzte Triebe und Sitten haben: und ſetzt alſo ſeinen Thiermenſchen mit ſich ſelbſt in Streit, welchen Trieben er nachahmen ſolle. Er läßt ihn 4. ohne allen Grund und wider ſeine Natur die Lebensart der ungeſelligſten frechſten Thiere ergreifen, daß er einzeln, ohne ſeines Gleichen, ohne beſtändige Gattinn, ohne Höhle, frey unter wilden Thieren herum irret: da doch eine unbewaffnete nackte Creatur nothwendig ſchüchtern ſeyn, und ſich gerne verkriechen, und zu ſeines Gleichen halten müßte; und da beſonders die das ganze Jahr herdurch fortwährende Luſt zur Gattung eine fortgeſetzte Ehe und Beiwohnung verurſachen würde. 5. Er giebt ihm willkührlich Gewohnheiten und Erfindungen, die er nicht aus Nachahmung haben konnte. Denn welch Thier geht beſtändig aufrecht? welches bedient ſich eines abgebrochenen Aſtes oder Steines zur Wehre? welches kleidet ſich mit einem fremden Balge? Noch mehr: 6. der urſprüngliche Menſch ſoll vor allen andern Thieren eine Freiheit haben: und hat doch keine Vernunft oder Reflexion, welche der Grund einer freien Wahl iſt. 7. Er ſoll ſich vollkommener zu machen ſuchen: und iſt doch in ſolchem Zuſtande, da er ſich durch nichts vollkommener machen kann. 8. Seine vorzüglichen Naturgaben ſollen in Freiheit und Perfectibilität beſtehen: und eben dieſe Vorzüge dienen doch, ſeiner Meinung nach, zu nichts anderm, als einen jeden und das ganze Geſchlecht unglücklich zu machen. Welche Widerſprüche!

Auch die Natur der Dinge iſt dem erdichteten Zuſtande des erſten Thiermenſchen entgegen. Würde nicht ein einſamer, unbewaffneter, nackter Menſch, ohne Feuer oder Schlupfwinkel, ohne Inſtinct und Reflexion, ohne

Erkennt-

Erkenntniß, Kunſt und Werkzeuge, unter ſo vielen reiſſenden Thieren tauſendmal umkommen? oder würde er in ſeiner Einſamkeit ruhig, ſicher und zufrieden ſeyn können? Man ſetze eine Mutter mit drey Kindern von einem, drey oder fünf Jahren, in einem ſonſt warmen Lande, das voller Früchte iſt. Sie kann doch keins allein für ſich laufen laſſen. Dem einen hat ſie die Bruſt zu geben, für die andern, und für ſich muß ſie dienſame Nahrung ſuchen. Indem ſie nun das jüngſte ſtillet und auf den Armen trägt, ſo ſucht ſie die Früchte, Kräuter und Wurzeln in Geſellſchaft der übrigen herumlaufenden Kinder. Und ſiehe! das eine wird in dem Gebüſche von einer Schlange oder Natter gebiſſen, das andere von einem Scorpione geſtochen; oder beide haben für Hunger giftige Früchte gegeſſen. Sie ſchreien: die Mutter hat zwar Mitleiden mit ihnen; aber keine Reflexion, was ihnen fehle, viel weniger Kenntniß von Mitteln, ihnen zu helfen; ſie ſterben alle beide. Es kömmt ein Tiger oder Leopard: ſie will ſich mit dem letzten Kinde auf einen Baum retten; kann aber mit dem Kinde zugleich nicht klettern. So ſind entweder beides Mutter und Kind, oder wenigſtens das Kind verloren. Denn Prügel und Steine wollen gegen ſolche Thiere, ſo wie gegen Schlangen, Nattern und Scorpionen, nichts ausrichten. Laß ſie aber mit allen ihren Kindern geſättigt und unbeſchädigt die Nacht erreichen. Iſt ſie denn von der Natur dazu gemacht, auf Bäumen zu ſchlafen? oder kann ſie ihren Kindern daſelbſt ein Neſt oder Lager bereiten? Das iſt nicht möglich. Auf der Erde aber wird vielleicht die erſte Nacht ihr ſelbſt und ihren Kindern die letzte werden, wenn die Raubthiere ihrer Gewohnheit nach im Finſtern auf ihre Beute ausgehen. Die Finſterniß verſagt ihr alsdann allen Rath und alle Zuflucht. Und wenn ihr auch kein lebendiger Feind den Tod drohet; ſo ſind allein die Nachtfröſte in den wärmſten Ländern deſto empfindlicher und

tödtlicher für die nackten Würmchen, welche sie mit nichts zu decken weis. Aber lasset uns eben diese Mutter mit ihren drey Kindern in einen mittlern Erdstrich setzen: so mögte sie zwar vielleicht von reißenden Thieren weniger Gefahr haben, aber weit größere Noth von Hunger und Kälte leiden. Denn, weil sie nicht vorausdenkt, so sieht sie auch den künftigen Mangel im Winter nicht vorher; folglich sammlet sie keine Nahrung auf den Winter. Wenn also der Winter kömmt, und aller Vorrath aufhöret, oder verdorben, erfroren oder mit Schnee und Eise bedeckt ist; so muß sie mit ihren Jungen vor Hunger umkommen. Und dazu kömmt denn die strenge Kälte, welche sie in freier Luft, ohne Behausung und Feuer, von sich und ihren Kindern mit einem Paar Lämmerfellen nicht genug wird abwehren können [1c]). Wie? wenn die Mutter durch einen Zufall krank würde, und stürbe, welches ja menschlich ist, oder, wenn sie von einem wilden Thiere getödtet würde, welches möglich ist: wer wird sich alsdann der Kinder annehmen, die sich selbst noch nicht zu helfen wissen? Kann denn ein solcher Zustand dem Menschen natürlich seyn, worinn das ganze Geschlecht in kurzem vergehen müßte, und worinn, wenn er auch leben könnte, alle seine edlern Naturkräfte erstickt werden müßten?

[1c]) [Und auch diese hätte sie gewiß nicht zur Hand: denn das Schaaf ist in seinem natürlichen Zustande, sowohl als die Ziege, ein schnelles Thier, das gleich dem Steinbocke fertig auf Bergen und Felsen umher springt. (S. Pallas Spicileg. fascic. XI.) Es mußte erst durch Kunst und List gefangen, lange gezähmt, und als Hausthier bey den Menschen gehalten seyn, ehe es ein so sanftes dummes Thier ward, als wir es jetzt in unsern Gegenden kennen. An den Fang anderer Thiere, die ihre Felle darreichen könnten, Baren, Stiere, Robben, u. s. w. ist eben so wenig, oder noch weniger, ohne Erfindung und Künste, folglich auch ohne Gesellschaft der Menschen, zu gedenken.]

§. 5.

§. 5.

Die Natur giebt nichts umſonſt; ſie hat uns ohne Zweifel zur Ausübung unſerer Kräfte beſtimmt. Derjenige Zuſtand kann allein dem Menſchen natürlich und menſchlich ſeyn, worinn ſeine eigenthümlichen Kräfte wenigſtens ſo weit wirkſam ſind, daß er fürs erſte den Bedürfniſſen ſeines Lebens und ſeines Geſchlechts Genüge leiſten kann, und daß er hiernächſt eine ſolche Lebensart führe, welche ſeine beſondere Art von allen übrigen Thieren unterſcheide. Der Zuſtand hingegen iſt unnatürlich und unmenſchlich, darinn er mit ſeinem ganzen Geſchlechte tauſendmal umkommen müßte, und der ihn des Gebrauchs aller eigenthümlichen Kräfte und Vortheile beraubt, und ihn zum dummen und ſtummen Viehe macht, welches ſein Leben ohne alles Denken in einem ſteten Schlummer zubrächte. Nun kann der Menſch ohne Geſelligkeit, und ohne den Gebrauch der Vernunft und Sprache, nicht einmal den Bedürfniſſen ſeines Lebens und ſeines Geſchlechts Genüge leiſten, geſchweige eine Lebensart führen, die mit ſeinen eigenthümlichen Naturkräften übereinſtimmet, und ſeine beſondere Art von den übrigen Thieren unterſcheidet. Alſo iſt allein der Zuſtand dem Menſchen natürlich, welcher geſellig iſt, und den Gebrauch der Vernunft und Sprache mit ſich bringt; und des Herrn R. erſonnener Zuſtand, welcher allen Gebrauch dieſer eigenthümlichen Naturkräfte des Menſchen erſtickt, iſt ganz unnatürlich.

Der Grundirrthum (das πρῶτον ψεῦδος) des Herrn R. iſt, daß die Geſelligkeit dem Menſchen nicht natürlich ſey, ſondern daß ein jeder von Natur einzeln und einſam lebe, und wenn ihn auch die Brunſt zu einer Gattinn geführet, er dieſelbe doch alſobald nach gekühlter Hitze wieder verlaſſe. Ich will die Beweiſe des Gegentheils,

welche ich beiläufig einfließen laſſen, hier aus einander ſetzen. Der Menſch, ſage ich, iſt nicht zum ungeſelligen Zuſtande gemacht: 1) weil eine nackte waffenloſe Creatur, welche viel ſchwächer iſt, als viele andere bösartigen Thiere, nothwendig ſchüchtern iſt, und ſich aus Furcht zu ihres Gleichen hält: 2) weil wir die natürliche Geſelligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menſchen an Friedfertigkeit und Schwäche ähnlich ſind, wirklich wahrnehmen, daß ſie ſich und ihre Jungen auf ſolche Art zu ſchützen ſuchen: 3) weil nicht der geringſte Grund vorhanden iſt, warum der Menſch, vermöge ſeiner eigenen Natur, lieber allein, als bey ſeines Gleichen ſeyn wollte, da er von dieſen nichts zu fürchten, und hergegen wegen des Mitleids, welches ihnen Herr R. ſelbſt als natürlich beilegt, allen Beiſtand zu gewarten hat. 4) So iſt auch nicht der geringſte Grund vorhanden, da Herr R. den Menſchen auf die Nachahmung der Triebe anderer Thiere verweiſt, warum derſelbe nicht den Trieb der geſelligen und friedfertigen Thiere vielmehr nachahmen ſollte, als der ſchädlichen reißenden Thiere, die ſich allein auf ihre Kräfte verlaſſen können, und ihre Beute nicht gerne mit andern theilen mögen. 5) Herr R. muß ſelbſt wenigſtens die Geſellſchaft zwiſchen Mutter und Kind auf eine Zeitlang annehmen; und ich habe gezeigt, daß dieſe Geſellſchaft gar leicht bis auf drey oder mehrere Kinder anwachſen kann, weil ſie ſchwerlich vor ſieben ja vor zehen Jahren ganz allein ſich zu helfen und zu ſchützen im Stande ſind. Und warum ſollten ſie nicht lieber fortan in Geſellſchaft der Mutter bleiben, da ſie die Proben ihrer Liebe und Vorſorge ſo vielfältig geſchmeckt haben? 6) Warum wollen wir aber den Mann von dieſer Geſellſchaft ausſchlieſſen, da doch ſogar Löwen und Tiger, da Wölfe und Bären paarweiſe in Höhlen beiſammen wohnen, und gemeinſchaftlich ihre Brut ſchützen, nähren und zur Jagd anführen? Der Menſch hat vor andern einen Reiz dazu,

weil

weil er nicht wie einige Thiere bloß zu einer gewiſſen Zeit im Jahre in Brunſt geräth, ſondern das ganze Jahr hindurch zur Beiwohnung einer Gattinn Kräfte und Luſt hat. Warum ſoll denn der Menſch vor andern in ſolchem Grade ein Miſanthrop ſeyn, daß er ſogar eine Gattinn flöhe, die ſeinen natürlichen Begierden den angenehmſten Dienſt erwieſen hat, und dazu ferner bereitwillig iſt? Hat er keine Empfindung von beſonderer Schönheit; ſo folgt vielmehr daraus, daß er auch ſeine Gattinn, die ihm das Glück zugewieſen, nicht verlaſſen noch mit einer ſchönern vertauſchen wird. Und wenn er einige Empfindung von Mitleiden hat; ſo wird er ſich gleichfalls der hülfsbedürftigen Kinder annehmen. Der ungeſellige Zuſtand iſt alſo für den Menſchen ein höchſt unnatürlicher Zuſtand: und wir müſſen nothwendig ſchon in dem urſprünglichen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechts eine Familiengeſellſchaft annehmen [1d]).

Da Herr R. aber ſeinen urſprünglichen Menſchen einmal aus ſeiner natürlichen Stellung und Lebensart geſetzt hatte; ſo war es nicht zu verwundern, daß er die erſte vorzügliche Naturkraft des Menſchen, die Vernunft, in ſolchem Viehe nicht erblicket, und daher die Entwickelung der Vernunft zu des Menſchen ſeinem geänderten Zuſtande rechnet. Ich will auf dem Wort Vernunft oder Raiſon eben nicht beſtehen, welches ich mich kaum beſinne in dem ganzen Werke des Herrn R. geleſen zu haben. Ich nehme ſeine Reflexion, und den Zuſtand der Reflexion für eben daſſelbe an, was wir mit dem Worte Vernunft oder Gebrauch der Vernunft ſagen. Dieſen Zuſtand der Reflexion hält er aber nicht allein für einen ſchon verdorbenen unnatürlichen Zuſtand, der die Quelle alles menſchlichen Elendes ſey; ſondern leitet ihn auch von ganz zufälligen Umſtänden her, vor welchen vielleicht unendliche Tauſende von Jahren hergegangen, ehe ſie zuſammen getroffen,

ſen, und welche auch fortan in Ewigkeit hätten ausbleiben können. Wir ſuchen das Erkenntniß, ſagt Herr R., bloß um etwas zu genießen, und es iſt unmöglich zu begreifen, warum einer, der weder etwas verlangt noch fürchtet, ſich die Mühe geben ſollte, zu raiſonniren. Das Verlangen des wilden Menſchen geht nicht über die phyſiſchen Nothwendigkeiten. Die einzigen Güter, die er in der Welt kennet, ſind Nahrung, Beiſchlaf und Ruhe: die einzigen Uebel, die er fürchtet, ſind Schmerz und Hunger: denn vom Tode hat er keine Vorſtellung. Die Perfectibilität, die geſelligen Tugenden, und die andern Geſchicklichkeiten, welche der natürliche Menſch in potentia (en puiſſance) bekommen hatte, konnten ſich nimmer von ſelbſt entwickeln, ſondern hatten dazu einen ungefähren Zuſammenlauf vieler fremden Urſachen nöthig, welche auch nimmer hätten entſtehen können, und ohne welche der Menſch ewig in ſeinem urſprünglichen Zuſtande geblieben wäre. Er wirft viele faſt unauflösliche Schwierigkeiten in den Weg, ehe die Menſchen auf den Einfall hätten kommen können, ſich einander ihre Begierden durch gewiſſe Worte anzudeuten, oder ſich ſelbſt abſtrakte und allgemeine Begriffe zu machen. Er iſt daher unwillig, daß man die Waldaffen nicht für wirkliche wilde Menſchen, von eben der weſentlichen Art hält. Denn, daß ſie nicht ſprächen, ſey ein ſchlechter Beweis, weil das Reden uns auch nicht natürlich ſey, ungeachtet die Werkzeuge zum Sprechen uns natürlich wären. Daß ſie aber das Nachtfeuer der Negern, dabey ſie ſich gewärmet hatten, nicht unterhalten hätten, ſey nicht ſowohl eine bêtiſe oder viehiſche Dummheit, als ein Mangel des Willens: ſie hätten in dem heißen Clima von Loango der Wärme ſo nöthig nicht, die Zeit wäre ihnen endlich an einer Stelle zu lang geworden, und ſie wären mit dem Tage zu einer wichtigern Sache geeilt, ihre Nahrung zu ſuchen.

xd) Man

1d) [Man will zwar gegen dieſe Gründe behaupten — „von Natur ſey der Menſch eigentlich gleichgültig, und nur die hinzukommenden Bedürfniſſe, nebſt der nöthigen Befriedigung des allgemeinen Triebes zur Glückſeligkeit, gäben ihm die Neigung zur Geſelligkeit: die Sympathie oder das Mitleid ſey nur eine Abänderung der Selbſtliebe," u. ſ. w. (Hißmann Unterſuchungen über den Stand der Natur.) Eigentlich aber iſt dieß nur ein Wortſtreit. Denn natürlich muß doch wohl alles dasjenige heißen, was aus den eigenen Kräften, und den Verhältniſſen gegen andere Weſen, darinn wir von Natur geſetzt ſind, erfolget (ſ. unten §. 6.): alſo auch die Abänderung allgemeiner und urſprünglicher Triebe, oder jeder Trieb, der ſich auf Eräugung des Umſtandes zeigt, welcher ſeine Entwickelung veranlaſſet, und dieſes um ſo viel mehr, weil man die Triebe, welche wir als verſchieden betrachten, doch wirklich nur für ſo viele Beſtimmungen eines Grundtriebes halten muß. Sonſt wären den Menſchen keine Handlungen natürlich, als die wir bey neugebohrnen Kindern wahrnehmen, und nicht einmal dieſe: ſonſt wäre auch das Beißen oder Stoßen der Thiere kein natürlicher Trieb, weil ſie es nur dann äußern, wenn ſie etwas zu beißen oder zu ſtoßen vorfinden. Die Bedürfniſſe entſtehen doch aus unſerer und der uns umgebenden Weſen Natur, und der zu befriedigende Trieb zur Glückſeligkeit wird doch für natürlich erkannt. Es fragt ſich alſo nur, wie wir in beſonderer Hinſicht ihn zu befriedigen ſuchen? und der klare Inhalt dieſer Frage iſt — ob der Menſch durch ſeine natürlichen Kräfte und deren Entwickelung, wie auch durch die äußern Umſtände, in welche er von Natur geſetzt iſt, und welche dieſe Entwickelung hervorbringen, getrieben werde, einſam, gleich dem Dachſe, oder geſellig, gleich dem Biber, zu leben? — Daß der Menſch durch die mütterliche Pflege zur Geſellſchaft gewöhnt ſey, iſt kein zureichender Grund, um darinn zu bleiben. Der Dachs iſt ſowohl als der Biber zu dieſer Geſellſchaft gewöhnt: es muß alſo ein beſonderer Hang ſeyn, welcher nachmals jenen zur Einſamkeit, dieſen zur Geſellſchaft treibet. Was man als Folgen der erkünſtelten Politur angiebt, die doch ſchon eine geſtiftete Geſellſchaft vorausſetzt, ſind auch im Grunde die Folgen der Vermehrung des Menſchen, daher es unnatürlich iſt, ihn als allein laufend vorzuſtellen. Kann der Vorrath von Früchten und Wildpret ohne Viehzucht oder

Kultur lange zureichen, wo ſich Menſchen vermehren? Werden dieſe ſich dann nicht zu nahe treten, fürchterlich werden, und Schutz in Verbindungen ſuchen? — Doch genug, und ſchon zu viel von einem Satze, den die ſtete Erfahrung zureichend beweiſet: denn, wie wäre es möglich, daß von dem Zuſtande, welcher dem Menſchen natürlich ſeyn ſollte, in keinem Lande, weder bey dem nackten Neuholländer, noch dem in Thierfelle gehüllten Feuerländer, weder bey den wilden harmloſen Südinſulanern, noch den wilden menſchenfreſſenden Neuſeeländern, weder im fruchtbarſten Indien, noch auf der magerſten Neujahrsinſel, weder bey den trägen Caraiben, noch bey den arbeitſamen Sineſern, weder bey den dummen Californiern, noch den klugen Europäern u. ſ. w. irgend Beiſpiele gefunden werden; und ſich hingegen allenthalben, an ſo viel abgeſonderten und verſchiedenen Orten der unnatürliche Zuſtand der Geſellſchaft eingeſchlichen hätte, da doch der Menſch ſonſt in ſeiner Lebensart ſo mancherley verſchiedener Beſtimmungen fähig iſt?]

§. 6.

Es wäre, dünkt mich, dem Zwecke des Herrn R. wohl gemäß geweſen, da er uns belehren will, welcher Zuſtand dem Menſchen natürlich ſey oder nicht ſey, daß er zuvor deutlich und genau erklärt hätte, was er unter den Worten, Natur, Natürlich, Natürlicher Zuſtand, Recht der Natur, eigentlich verſtehe. Weil er aber das nicht gethan, ſo ſcheint er in ſeinen Begriffen ſehr zu ſchwanken; wo er nicht gar unrichtig davon denkt. Ich will mich über jedes erklären, und dann des Herrn R. Begriffe, ſo viel ich ſie errathen kann, dagegen halten.

Natur des Menſchen nenne ich ſeine weſentlichen Leibes- und Gemüthskräfte, und ſeine angebornen Beſchaffenheiten. Die weſentlichen Leibeskräfte ſind zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit wirkſam, und bekannt genug. Die weſentlichen Seelenkräfte ſind, außer den Sinnen, ſinnlichen Vorſtellungen und Neigungen, welche wir mit den Thieren gemein haben, die

Ver-

Vernunft, Freiheit und Perfectibilität. Die angeborne Beſchaffenheit, welche hier in Betrachtung kömmt, iſt, daß wir nackt, unbewaffnet und hülflos auf die Welt kommen, und ſo ferne zur Pflege und Erziehung der Eltern in einer Familiengeſellſchaft angewieſen ſind. Hergegen iſt der Begriff des Herrn R. von der Natur des Menſchen theils mangelhaft, theils irrig: indem er die eigenthümliche Seelenkraft des Menſchen, welche ihn von allen übrigen Thieren weſentlich unterſcheidet, nämlich die Vernunft oder Kraft zu reflectiren, nicht zu ſeiner Natur, ſondern zu ſeinem zufälligen, und wohl gar verdorbenen Zuſtande rechnet; ihn an die Nachahmung thieriſcher Triebe verweiſt; folglich ihm gar keine eigenthümliche Natur beilegt. Eben der Fehler äußert ſich auch darinn, daß er Vernunft, Freiheit und Perfectibilität nicht als geſchäfftige, wirkſame Seelenkräfte, ſondern als ein bloßes entferntes Vermögen (potentiam remotam) anſieht, welches vielleicht nimmer hätte zur Wirkſamkeit kommen können, indem dieſes von einem ungefähren Zuſammenſtoße vieler zufälligen Urſachen dependirte, welche alle hätten wegbleiben können. Demnach ſind ſeine Reflexion, Freiheit und Perfectibilität Werkſtücke, die nicht in ſein Naturgebäude gehören, ſondern in ſtatu Naturæ ungebraucht liegen bleiben. Unrichtig iſt auch des Herrn **Rouſſeau** Vorſtellung von der angebornen Beſchaffenheit des Menſchen, ſo ferne er ihn ungeſellig macht, und die Geſellſchaft der Gattung und Erziehung, welche er nicht läugnen konnte, gleich nach dem Beiſchlafe und der Entwöhnung, wieder aufhebt: wovon ich ſchon ausführlich geredet habe.

Natürlich nenne ich dasjenige, was ſich zu ſeiner Zeit aus der Natur, d. i. weſentlichen Kräften und angebornen Beſchaffenheiten, entwickelt, wenn nur kein Hinderniß da iſt, und die Umſtände übereinſtimmen. Ich

ſage,

ſage, zu ſeiner Zeit u. ſ. w. denn (daß ich erſt ein Gleichniß gebe) an einem Baume kann man nicht zugleich mit den Knoſpen auch Blätter, Blumen und Früchte verlangen; und doch iſt alles dieſes dem Baume natürlich, weil es ſich in gewiſſer Ordnung aus ſeinen vegetabiliſchen Naturkräften und Beſchaffenheiten entwickelt. Ich ſage ferner, wenn kein Hinderniß da iſt, und die Umſtände übereinſtimmen. Denn, wenn der Baum keine Wurzeln hätte, oder die Witterung entgegen wäre; ſo würde alles dieſes nicht zur Wirklichkeit kommen, und deswegen bliebe es doch dem Baume an ſich natürlich. So iſt es auch mit Thieren beſchaffen. Es iſt natürlich, daß eine Raupe ſich einſpinnet und in einen Schmetterling verwandelt: aber man warte, bis ſie alle Häute abgeworfen, ſtöre ſie nicht in ihrer Arbeit, und ſetze ſie nicht in widrige Umſtände. Es iſt natürlich, daß Bienen ihren Wachs- und Honigbau verrichten: aber erſt müſſen ſie aus Würmern Fliegen geworden ſeyn, ſie müſſen keine ungebetenen Gäſte im Stocke bekommen, und in Geſellſchaft einer Mutterbiene oder Königinn ſeyn; ſonſt arbeiten ſie nicht. So werde ich denn auch unrecht ſagen, dem Menſchen ſey der Hunger, der Auswurf, der Schlaf, das Gehen auf zweien Füßen, die Mannheit und Fortpflanzung des Geſchlechts natürlich; nämlich alles zu ſeiner Zeit. Ich ſage auch nicht unrecht, das Sprechen überhaupt, und das Abſtrahiren ſey ihm natürlich; nämlich ſoferne ſich die Vernunft in der Sprachfähigkeit und den allgemeinen Begriffen ſchon in der Kindheit ohne alle Anweiſung und Regeln zeigt, wenn der Menſch nur nicht taub zur Welt gekommen, und nicht in einer unnatürlichen Geſellſchaft von ſtummen und dummen Viehe, ſondern unter ſeinen Aeltern, groß geworden iſt, wie ſeine angeborne Beſchaffenheit erfordert.

Und daraus kann man denn auch urtheilen, was ein natürlicher Zuſtand des Menſchen ſey: nämlich, wenn er in die Umſtände geſetzt iſt, die ſeine eigenthümliche Natur nothwendig zur Wirkſamkeit vorausſetzt. Wenn man den Statum mere naturalem des Menſchen dem Statui civili entgegen ſetzt, ſo muß man freilich die Stiftungen der bürgerlichen Geſellſchaft davon abſondern: aber der Menſch ſoll doch auch in ſeinem ſtatu naturali ſchon ein Menſch ſeyn, und wir müſſen ihm diejenigen Umſtände nicht benehmen, welche der Ausbruch ſeiner eigenthümlichen Naturkräfte vorausſetzt, und die vor aller bürgerlichen Verordnung und Herrſchaft angenommen werden können und müſſen. Herr R. macht ſich einen falſchen Begriff von dem natürlichen, und unnatürlichen Zuſtande. Er meint, was wir nicht wirklich mit auf die Welt brächten, das ſey nicht natürlich. Denn er ſagt, das Sprechen ſey dem Menſchen nicht natürlich, ſondern das Schreien. Ja, mit Schreien kömmt er allerdings zuerſt auf die Welt: aber hernach lallet er, dann verſteht er die Sprache, dann ſpricht er ſie. Aber Herr R. ſagt, er ſpricht gar nicht, wenn er unter Thieren erwachſen iſt. Nämlich er ſetzt den Menſchen erſt in einen unnatürlichen Zuſtand, und dann läugnet er, daß ihm das natürlich ſey, was doch zu ſeiner Zeit in dem natürlichen Zuſtande mütterlicher oder älterlicher Geſellſchaft unausbleiblich hervorbrechen würde. Nach des Herrn R. Schlußart wollte ich eine oder mehr Bienen, ohne Mutterbiene, in die Geſellſchaft von Käfern und Raupen ſetzen, und weil ſie dann ihren Trieb nicht äußern, ſagen, die Bereitung des Wachſes und Honigs ſey den Bienen nicht natürlich; wie ungereimt wäre das nicht geurtheilt! Wir Menſchen lernen ja nicht deswegen ſprechen, weil wir in ſtatu civili unter bürgerlicher Herrſchaft ſtehen, ſondern, weil wir in einer Familiengeſellſchaft erzogen ſind, welches unſer Status

natu-

naturalis, auch ohne und vor aller bürgerlichen Gesellschaft ist. Eben so wie Herr R. das Gehen auf zweien Füßen, welches doch offenbar von der mütterlichen Gesellschaft und Erziehung entspringt, zu dem Statu naturali des Menschen rechnet, eben so und mit gleichem Rechte müssen wir die Sprache des Menschen zu seinem Statu naturali rechnen. Es ist so wenig ein Volk in der Welt, wenn es auch noch so wild wäre, das gar keine Sprache hätte, sondern bloß blökte oder brummte, als eins gefunden wird, das auf allen vieren kröche, oder da keine fortgesetzte Ehe und gemeinschaftliche Erziehung der Kinder im Gebrauche wäre. Man darf deswegen nicht sagen, daß dieser oder jener Schall besonders ein natürlich Zeichen gewisser Gedanken und Begierden sey. Das erfordert freilich eine heimliche Einwilligung oder vielmehr bloß eine Nachahmung anderer Menschen; aber doch auch keine solche, die ex statu civili und obrigkeitlicher Verordnung fließt, sondern die vielmehr vor dem Statu civili zu setzen ist. Die Natur hingegen hat doch überhaupt dem Menschen vor andern Thieren Werkzeuge zum deutlichen Schalle und zur vernehmlichen Sprache gegeben. Da nun andere Thiere sich einander ihre Leidenschaften und Begierden durch einen confusen Schall, Stimme und Ton zu verstehen geben: warum sollte der Mensch nicht auch seine Stimme brauchen, und seine Gedanken andern in einer Familiengesellschaft und in einem Umgange durch einen ihm eigenthümlichen deutlichen Schall entdecken? Warum sollte er also seine natürliche Sprachfähigkeit nicht äußern, da tausend Gelegenheiten kommen, wo Mutter und Kinder es nöthig haben, sich einander ihre Gedanken kund zu machen? Welchen besondern Schall der erste Erfinder eines Wortes zu einer jeden Sache brauchte, das war gleichgültig; die erste Silbe, die ihm einfiel, war die beste. Andere

Men-

Menſchen ſind froh, wenn ein Ding nur ſeinen unterſcheidenden Namen hat, und nehmen ihn willigſt an. Die Thiere haben in jeder Art nur einen einzigen beſtimmten undeutlichen Schall, oder doch nur geringe Abwechſelung deſſelben: weil ſie ihre Art an dieſem Schalle kennen ſollen, und ſich in individuo einander nur wenige Leidenſchaften zu entdecken haben, auch von Natur unfähig ſind, mit Worten, verſtändliche Begriffe zu verbinden. Der Menſch aber mußte deutliche Begriffe durch einen deutlichen Schall ausdrücken; um ſo mehr, da er ſo viele Begriffe von Dingen nöthig hat, dazu die unendliche Mannichfaltigkeit der möglichen Wörter das geſchickteſte Mittel war. Daher konnte er auch nicht von der Natur zu einem einzigen gewiſſen Schalle angewieſen ſeyn; ſondern die Wahl aus ſo unzählig vielen Sylben und Wörtern mußte ſeiner Willkühr überlaſſen werden. Es iſt alſo dem Menſchen zwar nicht dieſe oder jene Sprache, aber doch überhaupt das Sprechen natürlich; die Sprachfähigkeit iſt dem Menſchen allein und eigenthümlich gegeben, und zur Unterhaltung der Geſellſchaft mit ſeines Gleichen nothwendig.

§. 7.

Es iſt demnach grundfalſch, daß die Natur uns Menſchen gebildet habe, einſam, ungeſellig, ſtumm und dumm, kurz ein wahres Vieh zu ſeyn. Es iſt grundfalſch, daß wir in ſolchem Zuſtande ſeyn, oder glücklich und zufrieden ſeyn könnten; grundfalſch, daß Geſelligkeit, Sprache, allgemeine Begriffe, Reflexion und Gebrauch der Vernunft den Menſchen natürlich, oder erſt nach vielen Tauſenden von Jahren unter ihnen entſtanden wären; grundfalſch, daß die Reflexion, Freiheit und Perfectibilität, daß Wiſſenſchaften und Künſte, welche aus jenen entſpringen, an ſich und nach ihren weſent-

ſentlichen Regeln, die Quelle alles menſchlichen Elendes wären.

So viel kann und muß man dem Herrn R. gerne zugeſtehen, wie es auch aus ſeiner Perfectibilität von ſelbſt folget, daß in den Künſten, Wiſſenſchaften und allen Vorzügen der Menſchen, Stufen und Wachsthum Statt finden, welche ſich erſt mit der Zeit, und nach Umſtänden, mehr und mehr entwickelt haben. Die Nothwendigkeiten des Lebens, Nahrung, Sicherheit, Kleidung, Wohnung, gehen allem übrigen Bemühen der Menſchen vor, und wenn ſie Kinder haben, ſo ſorgen ſie für deren Nothwendigkeiten eben ſo, wie für ihre eigene. Aber auch dieſen erſten Bedürfniſſen können Menſchen, die mit keinen blinden Trieben verſehen ſind, ſchon nicht ohne mancherley Kenntniß der Dinge, ohne Nachdenken, ohne Erfindung, ohne einige rohe Künſte, abhelfen. Nun könnte man wohl annehmen, daß der Schöpfer ſelbſt den erſten Menſchen, die ganz neu in der Welt waren, die unentbehrlichſten Hülfsmittel angewieſen habe. Dazu giebt die heilige Schrift Anleitung, und viele der heidniſchen Weltweiſen haben gleichfalls die nothwendigſten Künſte den Göttern zugeeignet. Allein, Herr R. will wohl einen übernatürlichen Lehrmeiſter nicht gerne in ſeinen ſtatum naturæ eingemiſcht haben. Wir wollen uns alſo lieber auf die natürlichen Geſchicklichkeiten berufen, die er ſelbſt den urſprünglichen Menſchen zuſchreibt. Sie gehen aufrecht, und wiſſen auf ihren zweien Füßen das Gleichgewicht zu halten; ja ſie laufen, ſie klettern auf die Bäume. Das konnten ſie nicht aus der Nachahmung der Thiere gelernt haben. Denn die hätte ſie vielmehr zum vierfüßigen Gange geführt [1e]). Sie müſſen alſo bey Zeiten, ſchon als Kinder, verſucht haben, ſich aufzurichten, und müſſen wenigſtens aus der Empfindung gemerkt haben, daß dieſe

dieſe Stellung ihrem Körper angemeſſener ſey, als die thieriſche, und daß ſie dabey auch das Vergnügen hätten, weiter umher zu ſehen. Folglich hat ſchon anfangs die Bequemlichkeit, und der Reiz der ſinnlichen Gegenſtände, ihre Naturkräfte zu einer gewiſſen Art der Handlung determinirt, welche ſie von den Thieren unterſchied. Sie wehren ſich mit einem abgebrochenen Aſte und mit Steinen. Das iſt abermal nicht aus der Schule der Thiere, und alſo aus eigener menſchlicher Reflexion, was ihnen bey der angebornen Waffenloſigkeit ſtatt der Waffen dienen könnte. Sie fühlen ihre Blöße bey der Kälte, und denken auf ein Mittel ſich dagegen zu ſchützen: finden, daß ſie ſich wohl in den warmen Pelz eines Thiers einhüllen könnten. Demnach ſchlagen ſie es mit ihrer Keule todt, und ziehen ihm das Fell ab. Womit? hatten ſie doch noch kein Eiſen oder Meſſer. Mit einem ſcharfen Steine. Gar recht; den Gebrauch der Steine beſtätiget auch die alte Geſchichte, ſo wie die Kleidung in Thierfellen. Alſo hat ſie ja die Noth zum Nachdenken getrieben und erfinderiſch gemacht. Sollten Menſchen, die ſchon ſo viel Nachdenken und Erfindung haben, nicht auch Höhlen ſowohl für die Kälte, als zum Schutze gegen wilde Thiere, ſuchen? Das iſt ganz natürlich. Und ich weis nicht, warum Herr R. ihnen das abſpricht, da ſie es doch ſelbſt an wilden Thieren ſehen konnten, deren Nachahmung er ihnen ſtatt eigener Triebe und ſtatt der Reflexion zur Regel der Lebensart giebt. Ich dächte auch, ſie hätten auf ſolche Art den Thieren abgeſehen, welche Früchte ihnen zur Nahrung dienlich ſeyn könnten: wie es wirklich unſere Europäer in der neuen Welt machen mußten. Die unentbehrliche Verknüpfung unter einander, beſonders in einer Familiengeſellſchaft, trieb ſie zur Bezeichnung ihrer Gedanken und Begierden vermittelſt eines Schalles; folglich machten ſie auch Gebrauch von den natürlichen Werk-

zeugen einer deutlichen Stimme und Sprache. Ich will ſetzen: ſie hätten ſich anfangs noch viel mit der Fingerſprache beholfen, ſo konnte dieſe doch bey weitem nicht alle ihre Gedanken oder ihr Verlangen ausdrücken. Sie werden dabey etwas gelallet, und bald deutliche Wörter hervorgebracht haben. Denn der Menſch iſt geneigt, wenn er auch den Schall der Thiere nachahmen will, ſolchen in einen deutlichen Schall, in Wörter zu verwandeln.

Wo denn nur ein Anfang iſt vom Nachdenken, von Erfindungen, von Künſten, vom Sprechen, da geht die Bemühung bald weiter, von der äußerſten Nothdurft, und rohen Hülfsmitteln derſelben, zu beſſern, zu mehrern, zur Bequemlichkeit, zur Abwechſelung, zur Luſt, zum Zeitvertreibe und Vergnügen. Selbſt die wildeſten Nationen in America, [oder auf dem Feuerlande, in Neuſeeland, in Neuholland u. ſ. w.] welche dem thieriſchen Zuſtande am nächſten kommen, ſind doch nicht ohne Geſelligkeit, Sprache, und Künſte, und Herr R. thut ihnen offenbar Unrecht, wenn er z. B. einen Caraiben dichtet, daß er ſeine Hangmatte verkaufte, ohne auf den Abend zu denken, und daß er ſein Weib ohne Eiferſucht andern Preis gäbe. Eben die verflochtene Hangmatte zeigt ihre Kunſt, Erfindung und Nachdenken, ſich eine bequeme und ſichere Schlafſtelle zu bereiten. Ihr Jagen, Fiſchen, Schiffen, Schwimmen, Tauchen, ihre Bogen, Pfeile und Waffen, ihre Kenntniß giftiger ſowohl als heilſamer Pflanzen, ihre Muſik, Geſänge, Tänze und andere Uebungen, ſind Beweiſe, daß ſie mit des Herrn R. ſeiner Beſchreibung, die er von ihnen macht, nicht übereinſtimmen, und überhaupt, daß ſie ſich mit ſolchem urſprünglichen Zuſtande, als er ſich einbildet, nicht begnügt haben. Sie leben nicht zerſtreut und einſam in Wäldern, ungeachtet ſie die dickſte Wildniß

niß um ſich haben. Sie halten ſich zuſammen in Familien und Völkerſchaften: ſie führen ihre fortdaurenden Ehen: ſie erziehen ihre Kinder nach ihrer Lebensart: ſie erkennen das Unrecht, das man ihnen anthut, ihr Land einzunehmen; ſie erwählen einen Heerführer im Kriege, und wehren ſich tapfer, ſo viel ſie können.

Daß die meiſten Amerikaner nicht weiter gekommen ſind in Künſten, Wiſſenſchaften, Sitten, daß ſie faul und träge ſind, und Ruhe und Schlaf allen weitern Stufen möglicher Vollkommenheit vorziehen: entſteht bloß daher, weil ſie ſich in Betrachtung des großen Landes noch ſehr wenig vermehrt haben, und in den wüſten Wäldern, Wild die Menge, Baumfrüchte und Erdgewächſe, kurz, einen Ueberfluß von Lebensmitteln vor ſich finden, welcher für alle zureicht, ohne daß ſie nöthig haben, der ergiebigen Natur durch ihren Fleiß zu Hülfe zu kommen. Daher blieb alles allen zum Gebrauch gemein: man bekümmerte ſich nicht groß darum, weder Vieh zu zähmen, das die Küche verſorgen, noch eine Art Korn oder Früchte zu bauen, welche die Scheuren füllen könnten. Aber ſobald die Menſchen ſich in einem Lande ſo vermehren, daß der von ſelbſt ſich anbietende Vorrath der Natur nicht mehr für ſolche Menge zureicht, oder wenn auch die Art des Landes an Früchten ſo ergiebig nicht iſt, ſobald höret die Gemeinſchaft der Güter auf. Derjenige, welcher eine Art eßbaren Viehes zu ſeinem Gebrauche fängt, zähmt, weidet, der ein Feld bearbeitet, und mit nahrhaften Gewächſen beſäet, der hat Recht, andere von deſſen Nutzung auszuſchließen, und ſich die Frucht ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit zuzueignen. Siehe! ſo iſt denn das Eigenthum unter Menſchen, die ſich in einem Lande mehren, unentbehrlich: und dieſes weckt den Fleiß und die Geſchicklichkeit unter ihnen auf, und eben daher entſteht der erſte Unterſchied des äußer-

lichen Zuſtandes, wie Herr R. gar wohl eingeſehen hat. Der Faule, der Nachläſſige, Unachtſame, Unordentliche, Dumme, Einfältige, darbet, und kann in ſo guten häuslichen Umſtänden unmöglich ſeyn, als der Emſige, Ordentliche und Witzige. Das giebt denn Reiche und Arme, das giebt Herren und Bediente, das giebt endlich, bey weiterer Vermehrung der Menſchen, Regenten und Unterthanen; welches auszuführen mein Zweck nicht mit ſich bringt. Herr R. könnte alſo auch wohl eingeſehen haben, daß ſolcher Unterſchied der Stände mit der Natur der Menſchen eine nothwendige Verknüpfung habe, und daß Fleiß und Geſchicklichkeit an und für ſich den Menſchen und deſſen Zuſtand vollkommener machen. Die Ungleichheit des Standes hebt die Gleichheit des Rechts, ja ich mag auch ſagen der Freiheit, Vollkommenheit und Glückſeligkeit, nicht auf. Billige Regenten laſſen ſich in ihrem eigenen Lande von den geſetzten Obergerichten die Rechtsſachen mit den Unterthanen ab- und den Unterthanen zu ſprechen. Der Contractus Societatis civilis iſt, wegen der Unordnungen im Statu naturali, zu beſſerer Handhabung menſchlicher Rechte, zur Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinen, zur Pflanzung der Künſte, Wiſſenſchaften, Tugenden und guten Sitten, geſtiftet und eingeführt, und bey jetziger Vielheit der Menſchen unentbehrlich. Ein jeder kann dabey in jedem Stande, nicht allein geſund ſeyn, und zureichende Lebensmittel haben, ſondern auch alle menſchliche Vollkommenheiten des Leibes und Gemüths erwerben, geſchäfftig, weiſe, klug, beliebt und geachtet ſeyn, ja, wenn er will, auch im mittelmäßigen Stande eben ſo vergnügt ſeyn, als ein König [2]). Misbraucht einer im Statu civili den Vorzug, welchen ihm ſein Stand giebt, durch Gewalt, Liſt und Betrug; ſo iſt es dem Statui civili an ſich nicht

zuzu-

zuzuſchreiben. Und gewiß, die Wilden in America, und anderwärts, haben bey ihrer wüſten und dummen Lebensart unläugbar weniger Vergnügen, und ſind doch theils eben demſelben, theils anderm Ungemache unterworfen, führen auch unter ſich ſelbſt mit der unmenſchlichſten Grauſamkeit Kriege.

Wir, die wir in bürgerlicher Geſellſchaft unter Obrigkeiten und Geſetzen leben, haben nicht Urſache, wegen der hie und da zufällig eingeriſſenen Misbräuche, wegen der Unterdrückungen von den Mächtigern, und des daraus entſtehenden Elendes aus der Welt zu laufen, Miſanthropen zu werden, uns lieber wild, ungeſellig, nackt, einſam, ſtumm und dumm zu wünſchen, die menſchliche Natur ſelbſt aller ihrer Vorzüge zu berauben, und weit unter das Vieh herunter zu ſetzen [3]). Es ſind noch immer Länder, da, unter einer ſanften Regierung, die Freiheit der Religion, der Lebensart, der willkührlichen Handlungen, ungekränkt bleibt, da Künſte, Wiſſenſchaften und Handlung blühen, da Geſchicklichkeit, Fleiß, Ehrlichkeit und Tugend geachtet und belohnt wird, und da Menſchenliebe immer Gegenliebe findet. Wenn ein jeder Stand wegen der äußerlichen Ungleichheit, oder wegen der Misbräuche zu verwerfen wäre; ſo müßten wir auch den allernatürlichſten Stand, welchen die Natur ſelbſt zwiſchen Mann und Weib, zwiſchen Aeltern und Kinder geſtiftet hat, nämlich die Ehe, für unnatürlich erklären, ihr alles Verderben der Menſchen aufbürden, und ſie lieber ganz verabſcheuen, oder ſtatt deſſen eine wilde Kühlung der Geilheit einführen, und die Kinder umkommen laſſen, oder, welches einerley iſt, in den Wald unter das Vieh laufen laſſen? Das wäre ja wohl ſehr unnatürlich geſchloſſen. Es iſt demnach des Herrn R. Status naturæ primitivus, welcher die menſchliche Natur aller angebornen eigenthümlichen Vorzüge und Vollkommenheiten,

aller Geſellſchaft, Sprache und Uebung der Vernunft, aller Künſte, Wiſſenſchaften und Geſchicklichkeit, aller Bequemlichkeit, Ergötzung, Freundſchaft, Gefälligkeit Menſchenliebe, ja Tugend und Religion, beraubet, und uns noch dazu weit unempfindlicher, dümmer, wilder und elender macht, als irgend ein Thier auf der Welt ſeyn mag, ein höchſt unnatürlicher und in ſich ſelbſt widerſprechender Zuſtand.

1e) [Die meiſten nämlich. Doch giebt es Affen, die gemeiniglich auf zwey Beinen lauffen: der oben angeführten Springmäuſe und des Kenguru (V. Abh. not 12b.) nicht zu erwähnen. Der Bau des menſchlichen Körpers übertrifft aber noch ſelbſt die Affen in der ganzen Anlage zum zweybeinigten aufrechten Gange, und wenn Kinder, aus Schwachheit, noch nicht aufrecht ſtehen oder gehen können, ſo gehen ſie auch nicht eigentlich auf allen vieren, ſondern kriechen auf den Knieen und ſchleppen die Beine nach. Sie pflegen ſich auch nur der geballten Hand, ohne Ausſtreckung der Finger, dazu zu bedienen. Die Affen hingegen ſind nur mehr zum Sitzen, und mittelſt ihrer vier Hände zum Klettern geſchickt.]

2) Ich habe den Satz, omnes homines æque felices eſſe, in einer beſondern Rede ausgeführt, welche in meinen Primitiis Wismarienſibus 1723. 4. gedruckt iſt. Mancher mögte den Satz als paradox verwerfen; aber vernünftige Leute werden leicht einſehen, was ich damit ſagen will, und in ſeinem eigentlichen Verſtande halte ich ihn für eine große und zur Zufriedenheit des Menſchen höchſt wichtige Wahrheit, die ich dem Herrn Rouſſeau, bey ſeiner Klage ſur l'inegalité des hommes, wohl empfehlen mögte.

3) In der Bibliotheque des Sciences et des Beaux Arts, T. IV. P. II. Artic. 7. p. 407 ſqq. iſt eine ſehr artige Beurtheilung obgedachter Schrift des Herrn R. Der Beſchluß davon iſt folgender: *Qui l'auroit crû que, pour conſtater, que nous étions naturellement égaux, il fallut prouver, qu'originairement nous etions au deſſous de la bête; raiſonnables ſans raiſonner; ſuſceptibles de vertu ſans aucune*

cune idée de devoir; acceſſibles aux paſſions; ſans aucun deſir dans le cœur; libres, ſans faire aucun choix; comblé de bienfaits de notre Createur, ſans penſer jamais à lui; ſociables, ſans liaiſon; pères et époux, ſans tendreſſe; freres ſans amitié; capables de parler, ſans daigner l'apprendre; induſtrieux, ſans induſtrie; perfectibles à une infinité d' égards, ſans eſſayer de nous perfectioner à aucun: immortels, ſans le ſavoir; nés en un mot uniquiment pour manger, pour multiplier, pour dormir, pour mourir?

§. 8.

Ich will die Vergleichung der Menſchen mit den Thieren ganz aufrichtig anſtellen. Ich will nicht allein anzeigen, was wir mit den Thieren gemein, ſondern auch worinn dieſe vor uns, und worinn wir vor ihnen etwas voraus haben. Wir müſſen aber überhaupt voraus ſetzen, daß wir ſowohl, als die Thiere, zu einer gewiſſen Art der Vollkommenheit, Luſt und Glückſeligkeit, von dem Schöpfer fähig gemacht und beſtimmt ſind. Das Vorzügliche auf beiden Seiten muß uns belehren, zu welcher beſondern Art der Glückſeligkeit uns unſere Natur leiten ſoll.

Dasjenige, was wir Menſchen mit den Thieren gemein haben, beſteht hauptſächlich in dem Sinnlichen. Ein Leben in einem organiſchen Körper, welches wir durch die Zeugung und Geburt empfangen, und durch Nahrung unterhalten, und wiederum durch Zeugung fortpflanzen, ehe wir ſterben. Wir haben beiderſeits innere Lebenskräfte, die das Ihrige, ohne unſer Denken und unſern Rathſchluß, verrichten: eine willkührliche Bewegung einiger Gliedmaaßen, um uns ſelbſt von einem Orte zum andern zu bringen, oder äußerliche Dinge zu unſerm Gebrauche zu handhaben, Gefahr von uns abzuwenden, oder unſerm eigenen Körper Handreichung zu thun. Wir ha-

ben beiderseits Sinne und sinnliche Vorstellung des Gegenwärtigen, im Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen, Hören; welche auch mit einer Einbildungskraft und einem Gedächtniß, oder einer Vorstellung und Erinnerung des Vergangenen vergesellschaftet ist [4]). Wir empfinden beiderseits, durch die Sinne, Lust und Schmerz, und werden daher zu sinnlichen Begierden oder Abneigungen, das ist, zu gewissen Affecten, gereizet. Daher sind wir einer sinnlichen Glückseligkeit oder Unglückseligkeit fähig, und, jene durch unsere Affecten zu befördern, diese abzukehren, geschäfftig. Wir haben einen natürlichen Trieb, uns zu nähren, und unser Geschlecht mit einem Gatten unserer Art fortzupflanzen, und die Jungen zu lieben, zu nähren und zu vertheidigen. Wir sind endlich denen allgemeinen körperlichen Zufällen, welche die Verknüpfung der Dinge, die Gesetze der Bewegung, und die Maschinen unserer Körper mit sich bringen, unterworfen. Speise und Trank, Wetter, Gewitter, Elemente, haben über unsere Körper Macht; wir können von dem Stoße härterer Körper verletzt werden; es sind bey allen Misgeburten möglich; Schmerz, Krankheiten und Tod warten unser sowohl, als der Thiere.

Hieraus ist eines Theils zu schließen, daß dergleichen Handlungen, die wir Menschen, durch die Aehnlichkeit der Natur, mit allen Thieren gemein haben, an und für sich betrachtet, auch der menschlichen Natur, und folglich den göttlichen Absichten mit uns, gemäß sind. Darinn besteht das allgemeine Recht der Natur, welches die alten Rechtsgelehrten eben dadurch erklärten, daß es die Natur alle Lebendige gelehrt habe: als z. B. sich selbst lieben, alles Böse, alle Gefahr von sich abzuwenden suchen, sein Geschlecht fortpflanzen, die Jungen nähren und schützen ꝛc.

Wir

Wir ſehen beſonders daraus, daß uns Gott alle ſinnliche Luſt, welcher die Thiere genießen können, gleichfalls gegönnet habe: weil er dieſe ſüße Empfindung mit dem natürlichen Gebrauche der körperlichen Kräfte und Werkzeuge ſtets verknüpft hat. Folglich iſt es auch Gottes Abſicht gemäß, daß wir in der ſinnlichen Luſt einen Theil unſerer Glückſeligkeit ſuchen und finden ſollen. Handeln denn diejenigen nicht wider die Abſicht ihres Schöpfers, und wider das allgemeine Naturrecht, welche ſich, bey dem natürlichen und nothwendigen Gebrauche körperlicher Theile und Kräfte, der damit verknüpften ſinnlichen Luſt, aus eingebildeter Heiligkeit, entſchlagen und entäußern; oder ſich wohl gar unnöthig und vorſetzlich allerley ſinnlichen Schmerz anthun, und bey aller Gelegenheit darnach ringen? Dennoch finden ſich in der alten und neuen Geſchichte, bey Heiden und Chriſten, dergleichen thörichte Selbſtmärtyrer nicht wenig; gleichſam, als wenn es uns an widrigen Zufällen in der Welt fehlte, oder als wenn ein gutes Herz des Selbſthaſſes fähig wäre, oder, als wenn ein böſes Herz nicht auch darunter Hochmuth und Bosheit verbergen könnte.

*) Indem ich den Thieren ſowohl, als uns Menſchen, Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß zuſchreibe, ſo ſehe ich nur auf eine allgemeine Aehnlichkeit oder Analogie, welche den beſondern Unterſchied nicht aufhebt. In der That ſind wohl alle dieſe Kräfte nicht allein unter den Thieren ſelbſt annoch verſchiedener Art, ſondern ſie ſind auch bey den Menſchen darinn ausnehmend, daß ſie ſich mit einem deutlichen Bewußtſeyn äußern. Es ſcheint aber, daß ſich die Thiere weder des Gegenwärtigen, noch Vergangenen, weder ihrer ſelbſt, noch anderer Dinge, auf eine ſolche Art bewußt ſind, als wir. Denn unſer Bewußtſeyn entſteht aus allgemeinen und deutlichen Begriffen vornehmlich durch Hülfe der Wörter: die Thiere aber haben zu allen dieſen keine Fähigkeit.

§. 9.

Die Thiere haben aber in dieſer Art der Glückſeligkeit, die aus ſinnlicher Luſt entſteht, noch manche Vorzüge vor den Menſchen. Einer der vornehmſten beſteht darinn, daß ſie weder ſo viel Kleidung, Waffen, Häuſung und Wartung brauchen, als wir, noch die dazu benöthigten Handlungen ſelbſt erdenken, oder lernen und üben dürfen. Sie bringen Kleidung, Waffen, und andere Nothwendigkeiten, mit auf die Welt; und wenn ihnen noch was fehlt, ſo iſt auch einer jeden Gattung ein dienlicher Trieb mit einer Fertigkeit angeboren, dem ſie nur blindlings folgen dürfen. Dann verrichten ſie gleich alles ohne Fehl, was zu ihrem beſtimmten Zwecke erforderlich iſt. Brauchen ſie Wohnungen; ſie wiſſen ſich ſolche von ſelbſt künſtlich zu graben und zu bauen. Haben ſie Betten, Kleidungen und deren Wechſel nöthig; ſo iſt ihnen eine unerlernte Kunſt, zu weben, zu ſpinnen, und die veraltete Decke abzuwerfen, eingeprägt. Müſſen ſie ihr Futter etwas weitläuftig ſuchen, oder zu ihrem Gebrauche bereiten, oder zur künftigen Nothdurft ſparen; ſo wiſſen ſie auch ſchon von Natur eine Kunſt, mit welcher ſie ihr Brod verdienen, oder ihre Nahrung erjagen können; wie ſie dieſelbe ſich zu Nutzen machen, oder auf den Winter ſammlen, und in verborgenen Kammern aufſchütten ſollen. Haben ſie Feinde auf der Welt, oder ſind ſie Krankheiten und Verletzungen unterworfen; ſo haben ſie auch Waffen und Genesmittel dagegen, welche ſie ohne alle Anweiſung zu ihrem Beſten anzuwenden wiſſen. Sollen ſie ſich paaren, und ihren Jungen Bequemlichkeit und Unterhalt verſchaffen; ſo braucht man ihnen nicht die Eheſtandespflichten zu erklären; ſie ſuchen ſich zu der bequemſten Zeit einen Gatten; ſie bauen ihren Jungen, wenn es nöthig thut, zum voraus ſanfte Neſter; ſie wärmen, füttern, ſäugen und vertheidigen dieſelben emſig und herzhaft.

Kön-

Können ſie nicht anders, als geſellſchaftlich, zu Rechte kommen; ſo ſind ihnen ſchon die Grundgeſetze der beſten Republik ins Herz geſchrieben; und ein jeder thut darinn ſeine Pflicht ohne Zwang.

Wie nackt und bloß, wie vieler Dinge bedürftig, wie roh und unwiſſend aber kommen wir nicht auf die Welt! Was hat es nicht dem menſchlichen Geſchlechte für Zeit und Mühe gekoſtet, die zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Luſt dienſamen Künſte und Wiſſenſchaften zu erfinden, und zu der Vollkommenheit zu bringen, in welcher ſie jetzo ſind? Die Natur hat uns mit keinen wirklichen Künſten und Fertigkeiten verſehen; ſie hat uns bloß das Vermögen der Vernunft, zur Erwerbung mancherley Geſchicklichkeit, verliehen. Und dennoch ſind die anfangs dadurch erfundenen Künſte und Wiſſenſchaften nicht gleich vollkommen, ſondern erſt ſehr roh und mangelhaft geweſen; ihr Wachsthum hat Tauſende von Jahren erfodert, und ſie ſind noch nicht zu ihrer völligen Reife gekommen. Sie ſind und werden aber auch, ſelbſt in den Geſchlechtern der Künſtler, nimmer erblich; ſondern ſie müſſen durch Unterricht fortgepflanzt, und von einem jeden erlernt werden. Das gedeiet aber nicht ſogleich zur Fertigkeit; ſondern eine anhaltende Uebung muß uns erſt, unter manchem Irrthum, Fehl und Brudeley, den Weg dazu bahnen. Sobald die Menſchen in einem Weltalter aufhören, die Künſte und Wiſſenſchaften noch höher zu treiben, oder die Beſitzer und Erfinder derſelben zu ehren und zu belohnen, ſo kommen ſie ſchon zurück; ſie verderben ihren Geſchmack, ſie verfallen in eine Barbarey, und manche Erfindung geht gar darüber verloren. Es iſt demnach nimmer geſchehene Arbeit bey uns Menſchen. Das Vermögen der Vernunft, welches wir allein, zur Erwerbung der Glückſeligkeit haben, wird immer geſchäfftig erhalten. Wir Menſchen werden ſelbſt durch

die

die ſinnlichen Bedürfniſſe, und durch den Mangel der angebornen Triebe, auf den Gebrauch unſerer Vernunft, und auf das Erkenntniß unſer ſelbſt und der Welt, ja zum anhaltenden Fleiße in denſelben, verwieſen, wenn wir Mangel, Schmerz und Verdruß vermeiden, und einigermaaßen Luſt genießen wollen. Zu geſchweigen, daß der Gebrauch der Vernunft zugleich ein nothwendiges Mittel iſt, unſere ſonſt ausſchweifenden ſinnlichen Begierden im Zaume zu halten, und ſich der möglichen Luſt nicht zu ſeinem Schaden zu misbrauchen.

§. 10.

Vielleicht wird mancher Reicher oder Vornehmer gedenken: Mit den Uebungen des Verſtandes mögen ſich andere placken, denen Armuth und Mühe zum Schickſale beſtimmt iſt; ich darf mir den Kopf nicht zerbrechen, noch mir es ſo ſauer in der Welt werden laſſen; für meine Glückſeligkeit hat der Himmel, haben meine Aeltern und Vorältern ſchon überflüßig geſorget; für mein Geld ſind mir alle Krämer, Künſtler, und Gelehrte zu Dienſte, wenn ich ihrer brauche. Ich will mir nur gütlich thun, und mir mein Leben durch allerley beliebige Luſt vergnügt machen.

Allein, nicht zu ſagen, daß es ohne Uebung des Verſtandes unmöglich ſeyn wird, ſich in den Ergötzlichkeiten der Sinne zu mäßigen; ſo würde auch ein Menſch, der ſo dächte, ſich ſelbſt nicht kennen; und indem er ſeine Natur nach viehiſcher Art zufrieden ſtellen wollte, des Weges zur menſchlichen Glückſeligkeit gänzlich verfehlen. Die ſinnliche Luſt iſt nicht das einzige, noch äußerſte Ziel der menſchlichen Natur. Darinn beſteht der zweite große Unterſchied zwiſchen uns und den Thieren. Wenn dieſe die körperliche Nothdurft geſtillet, ſich ſatt gegeſſen

und

und getrunken, oder auch zu gewiſſer Zeit ihre Brunſt gekühlt haben; wenn ſie bey allen dieſen nach ihrer angebornen Fertigkeit verfahren ſind; ſo ſind ſie, nach ihrer Art, vollkommen vergnügt; ihre Vorſtellung und ihr Verlangen erſtreckt ſich nicht weiter, ihnen fehlt nichts mehr. In der That, die Zeit wird ihnen nimmer lang, ſie wiſſen von keinem mehrern oder höhern Vergnügen, und haben auch weder Fähigkeit und Kräfte, noch Reiz und Geſchmack dazu. Uebertriebene Wolluſt ſuchen ſie nicht; um überflüßiger Nahrungsmittel willen machen ſie ſich keine vergebliche Mühe oder Sorge; der eitle Ehrgeiz läßt ihnen vollkommen Ruhe. Kurz, ſie können, nach ihrer Art, viel eher und wohlfeiler zufrieden und glücklich werden, als wir.

Wenn aber ein Menſch alle die Luſt, welche er mit dem Viehe gemein hat, ohne die geringſte Mühe und Kunſt erhalten, ja auch ohne Verſtand mäßig treiben könnte; würde er dabey glückſelig ſeyn, und thäte er ſeiner Natur damit völlig Genüge? würde er nicht weitere Ergötzungen ſuchen? läßt ſich die menſchliche Seele mit ſolchen Träbern ſättigen? mit grober Wolluſt kann er ſich nicht beſtändig unterhalten. Die Nothdurft iſt mit wenigem zufrieden. Hals und Magen ſind bald gefüllt; und der Beiſchlaf giebt nur kurze Freude. Wenn auch ſelbſt die gemäßigte ſinnliche Luſt bey uns nicht mit Witze, Geſchmack, Verſtande, Einſicht, Geſpräche, Freundſchaft, Vertraulichkeit, gewürzet und erhöhet wird, ſo iſt ſie für uns faſt unempfindlich und abgeſchmackt. Will einer ſie weiter dehnen, als die Natur zu ihrer Nothdurft erfordert; ſo höret das Angenehme gar auf: er überladet und ſchwächet ſeine Kräfte; er macht ſich ſelbſt zur künftigen Luſt unfähig, und erweckt ſich, ſtatt deſſen, Schmerz und Krankheiten. Meint er ſich auf eine feinere Art, mit unſchuldigern Ergötzlichkeiten des Geſichts

und

und Gehöres, mit Gesellschaften, Gärten, Comödien, Musik, u. d. gl. beständiger zu vergnügen; so verliert dieser Zucker eben dadurch, daß er zum täglichen Brodte gebraucht wird, seine Süßigkeit; er wird ihm sauer widerlich und ekelhaft, und giebt doch der Seele keine Nahrung. Der Mensch ist nicht zur beständigen sinnlichen Lust gemacht, und kann dabey nicht einmal so vergnügt seyn, als das Vieh ist. Wer sie bloß zur Nothdurft, oder nach nützlichen Beschäfftigungen zur Erquickung braucht, und sie dann mit Verstande zu würzen, und mit einem guten Herzen anzuwenden weis, der genießt mehrere, höhere und schärfere sinnliche Lust, als der daraus ein Handwerk machen will, seine Sinne, es sey gröber oder feiner, jedoch beständig, zu kützeln?

Wie aber? soll der übrige Raum des Lebens eine faule Muße seyn? Dabey würden wir uns selbst zur Last werden. Wir brauchen, wir suchen was mehrers zu unserm Vergnügen. Fällt denn unser geschäfftiges Bemühen, es sey aus Noth oder Affect, auf Geld- oder Ruhmbegierde: so beweist doch eines Theils die Nothdurft, daß wir nicht so leicht glücklich und zufrieden werden können, als die Thiere; andern Theils der Affect, daß unsere Begierden sich über alle leibliche und äußerliche Nothdurft erstrecken. Werden diese denn mit Geld und Ehre gesättiget? Gewiß nicht, so lange es ein Affect ist: wir kommen in der Zufriedenheit nichts weiter. Ueberflüßige Schätze vermehren nur mit ihrem Anwachse unsere Mühe, Sorgen und Begierden; und eitele Ehre ist ein flüchtiger Schatten, dem wir ängstlich nachjagen, ohne ihn in unsere Gewalt zu bekommen. Die innere Zufriedenheit entsteht bey Menschen nicht von Geld und Ehre an sich, sondern von dem Bewußtseyn der Weisheit und Tugend, womit sie beides erworben haben und gebrauchen.

Es

Es erhellet alſo auf alle Weiſe, daß der Menſch, nach ſeiner Natur, viel mehreres zu ſeiner Glückſeligkeit brauche, als dasjenige, was die Thiere, nach ihrer Art, völlig glücklich macht. Es erhellet, daß er, zur Erhaltung menſchlicher Glückſeligkeit, auch diejenigen Kräfte anwenden müſſe, die ihn von den Thieren unterſcheiden. Hat er nicht höhere und gleich rege Kräfte des Verſtandes, des Witzes und der Vernunft? Hat er nicht Empfindung von Ordnung, Proportion, Vollkommenheit, Schönheit, Abſicht der Natur und Kunſt? Fühlt er nicht einen wißbegierigen Drang, die Beſchaffenheit, das Weſen, die Eigenſchaften, die Urſachen und Wirkungen der Dinge zu erforſchen? Merkt er nicht einen Reiz, ſich ſelbſt, ſeine Natur, ſein denkendes Weſen, ſeine Gemüthskräfte und Leidenſchaften, ſeinen Urſprung, und den Grund ſeiner Zufriedenheit, Zuverſicht und Hoffnung, kennen zu lernen? Findet er nicht Luſt an anderer Menſchen Weisheit, Klugheit, Kunſt, Vorſicht, Arbeitſamkeit, Dienſtfertigkeit, Billigkeit, Liebe, Freundſchaft, Treue, Güte, Großmuth und allen Tugenden? Treibt ihn nicht Bewunderung, nicht Eiferſucht, nicht Eigenliebe, nicht ſelbſt die Muße, daß er, zur Erhaltung einer menſchlichen Vollkommenheit und Zufriedenheit, und zu der Beförderung des gemeinen Beſten, Luſt hat, ſich mit nützlichen Verrichtungen und Uebungen zu beſchäfftigen? Gewiß, wer ſich dieſe edlere Empfindung verſagt, oder deren Geſchmack erſtickt und verderbet; wer das rege Bemühen der menſchlichen Naturkräfte mit bloßer Sinnlichkeit übertäuben und unterdrücken will, der muß nothwendig den Mangel der eigenthümlichen Vollkommenheit und Glückſeligkeit und das unruhige Verlangen ſeines unterdrückten Adels, in verdrießlicher langer Weile, in Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, in Schaam, Reue und Furcht über ſeine Unwiſſenheit, Ungewißheit, Niederträchtigkeit und Unart, oft und bitter

empfin-

empfinden. Es ſind ſelbſt gewiſſe Beſchäfftigungen des Geiſtes für uns nicht männlich genug, ſondern als bloße kindiſche Tändeleien anzuſehen, damit wir uns nur um unſere Zeit bringen, und unſer Leben für Nichts verſchleißen [4b]). Was uns und andern nicht wahren Nutzen ſchafft, was zur Nothdurft, zum Wohlſtande, und zur Bequemlichkeit nichts hilft, was den Verſtand nicht mit Erkenntniß wichtiger Wahrheiten, den Willen nicht mit Tugend, Liebe, Zuverſicht und Hoffnung erfüllet, das thut alles der menſchlichen Natur kein Genüge. Der Menſch kann alſo nicht ſo leicht, noch auf dieſelbe Weiſe, als die Thiere, zufrieden und glücklich werden.

4b) [Als da ſind: Romanzen, Rittergeſchichte, Feenmärchen! u. ſ. w.]

§. 11.

Ich will nur noch den dritten Vortheil der Thiere, in Abſicht auf die ihnen beſtimmte Glückſeligkeit, hinzufügen, daß ſie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind; dagegen der Menſch, wenn er gleich gegenwärtig alles hat, was er verlangen kann, durch ſein Vorausdenken oft beunruhigt wird, und darüber auch den Genuß des Gegenwärtigen verliert.

Es ſcheint nämlich aus allen Umſtänden der Thiere, daß ſie keine Fähigkeit haben, ſich ihren und anderer Dinge zukünftigen Zuſtand deutlich vorzuſtellen. Eine gegenwärtige Empfindung erinnert ſie der Nothdurft ihrer Natur, und die angeborne Fertigkeit weiſt ſie zurecht, was ſie dabey zu thun haben. Sie thun das mit Luſt, erhalten, was ſie nöthig haben, genießen es mit Vergnügen, und ſind zufrieden. Der morgende Tag kömmt nicht in ihre Gedanken, ſie wiſſen von keinem Kummer, Sorgen und Furcht, wegen ihres entfernten Schickſales. Selbſt der

Tod

Tod überraſcht ſie, ohne daß ſie ihn vorher geſehen, und ſich über das bevorſtehende Ende ihres Lebens jemals betrübt haben.

Der Menſch aber kann ſeine Vorſtellung nicht bloß mit dem Gegenwärtigen beſchränken: er muß, er ſoll voraus denken. Seine Vernunft weiſet ihm, in der Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, das Zukünftige, wenigſtens als möglich. Er überlegt die Schickſale, die ihm auf ſeiner fernern Lebensbahn bevorſtehen oder begegnen können: er macht Anſchläge auf ſein künftiges Glück, ſinnt auf Mittel, und wendet alle Vorſicht an, die Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen. Dennoch kann er den Lauf der Dinge nicht klar überſehen: ſein Weg iſt ihm in der Ferne mit einem undurchſichtigen Nebel verhüllet. Hoffnung und Furcht begleiten ihn zu beiden Seiten: Freude und Leid ſcheinen ſeiner zum voraus zu warten. Wenn er auch ſeinen vorgeſetzten Zweck nach Wunſch erreicht hat, ſo gehen ſchon ſeine Begierden weiter voraus, und erſtrecken ſich ins Unendliche. Bey allem dieſem unerſättlichen Bemühen, nach einer ungewiſſen Glückſeligkeit, die erſt kommen ſoll, eilet er einem unvermeidlichen Tode wiſſentlich entgegen.

Kurz, es iſt eines Theils wider der Menſchen Natur, nicht voraus zu denken, andern Theils aber, die möglichen Unfälle ohne Sorgen, und den gewiſſen Tod ohne Gemüthsbewegung zu erwarten. Daraus folgt, daß wir, mit aller unſerer weit ſehenden Vernunft, viel unglücklicher ſeyn würden, als das Vieh, wenn wir nicht Weisheit und Tugend damit erwerben, welche allein unſer bleiben, und ein beſtändiges Vergnügen verſprechen können; und wenn wir nicht ſo weit damit kommen, daß wir einen weiſen, gütigen, mächtigen Schöpfer und Regierer der Welt erkennen, in deſſen Vorſehung und Obhut wir gut verwahrt ſind, und der uns eben durch dieſe

natürliche Vorstellung und Begierde des zukünftigen Guten zu der Hoffnung und zum Bestreben nach einer dauerhaftern und höhern Glückseligkeit hat ermuntern wollen.

§. 12.

Wir sehen vornehmlich aus obigem, daß die Menschen durch den Mangel derjenigen Vorzüge, welche den Thieren zugestanden sind, zum Gebrauche ihrer Vernunft genöthigt werden. Wenn nun im Gegentheile erweislich ist, daß sie alle ihre Vorzüge vor den Thieren dem Gebrauche der Vernunft zu danken haben; so ist auch offenbar, daß selbst ihr Mangel zu einem Mittel größerer Vorzüge angewandt sey. Da aber aller Nutzen, der durch die Natur bey den Lebendigen entsteht, oder entstehen kann, und besonders alles Ziel der Naturkräfte, als eine göttliche Absicht betrachtet werden muß; so ist es auch die göttliche Absicht, daß die Menschen ihre Vernunft gebrauchen, und dadurch zu ihren eigenthümlichen Vorzügen gelangen sollen.

Weil nämlich die Menschen von Natur nicht allein in gleicher Nothdurft des Leiblichen, sondern noch in einer weit größern, als die Thiere, stehen; dabey aber, nicht wie jene, mit angebornen Fertigkeiten, sondern ganz roh und unwissend auf die Welt kommen: so sind sie durch die höchste Bedürfniß gezwungen worden, ihre vorzügliche Kraft der Vernunft zur Abhelfung ihres Mangels anzuwenden. Sie haben sich also aus Trieb zur Fortpflanzung, aus Bedürfniß, Furcht und Mitleid zusammen gesellet, und eine willkührliche Zeichenkunst der Wörter, oder eine Sprache ersonnen, damit sie einander ihre Gedanken und ihr Anliegen kund thun mögten. Sie haben den Erdboden und die Natur durchforscht, was zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung, und Werkzeugen dienen

nen konnte. Sie haben eine Handwerkskunſt nach der andern, zu mehrerer Bequemlichkeit, aufgebracht und verbeſſert. Sie mußten auf den Lauf der Sterne achten, um den Landbau nach den Jahreszeiten, und ihre Reiſen nach der Weltgegend einzurichten. Zur Erfindung der Rechen- und Meßkunſt ſind ſie durch die Haushaltung, Handlung und Austheilung der Aecker getrieben worden. Die Zufälle des menſchlichen Körpers hießen ſie auf allerley Genesmittel denken. Man ſtiftete zur Sicherheit gegen Raub und Gewalt, und zum genugſamen Vorrathe der Mittel eines bequemern Lebens, eine ordentliche Geſellſchaft; man bauete Städte, ſetzte Regenten, ordnete Geſetze. Je mehr nun die Menſchen ihre leibliche Nothdurft geſtillet, und ihre Vernunft dabey geübt hatten, deſto mehr fiengen ſie an, ihre ausnehmende Verſtandeskraft zu fühlen, und die vorzügliche Glückſeligkeit, welche ihnen dadurch offen ſtund, einzuſehen. Wäre ihnen die höchſtnöthige Fertigkeit und Kunſt natürlich und erblich geweſen, wie bey den Thieren, ſo hätten ſie zu einer mehrern und höhern Vollkommenheit weder Fähigkeit noch Reiz gehabt. So aber bringt uns unſer natürlicher Mangel an niedrigern Vollkommenheiten, daß wir dieſem durch eigenes Vermögen abhelfen müſſen; und da dieſes nicht anders, als durch Uebung der Vernunft, Erkenntniß, Wiſſenſchaft und Sittlichkeit, geſchehen kann; ſo werden wir eben durch unſere Unvollkommenheit auf den Weg einer weit höhern Vollkommenheit geführt. Laſſet uns denn auch die hauptſächlichſten Vorzüge vor den Thieren betrachten, welche uns, ſoferne wir dem Winke der Natur folgen, und menſchlich ſeyn wollen, angeboten werden.

§. 13.

Erſtlich bekommen wir, durch den Gebrauch der Vernunft, ſelbſt in dem Sinnlichen, ungemeine Vorzüge vor

den Thieren: indem wir uns theils eine größere Mannichfaltigkeit des ſinnlichen Vergnügens ſchaffen, theils daſſelbe in ſich, auf eine unſchädliche Weiſe, ſchärfen und erhöhen können. Es iſt wahr, die Thiere kennen ihr dienliches Futter von Natur, und zwar die meiſten, wie es ſcheint, durch den bloßen Geruch. Allein, daraus folgt auch, daß ihnen gemeiniglich nur eins gut riecht, gut ſchmeckt, und angenehm zu ſehen iſt, alles übrige aber entweder gleichgültig, oder wohl gar zuwider ſeyn muß. Sie verſuchen auch nichts neues zu koſten, oder es durch eine Bereitung zu verändern. So iſt auch ihre übrige Luſt ſehr eingeſchränkt. Ihr Gehör wird in ihrer natürlichen Wildheit, nur durch einen Ton oder eine Melodie, welche ſie ſelbſt, oder welche ihre Gatten machen, ergötzet. Man ſieht nicht leicht, daß ſie einem fremden Geſange, ſelten auch, daß ſie der menſchlichen Muſik, Gehör geben oder nachlaufen. Eine Sprache zu verſtehen, ſind ſie vollends ungeſchickt, und ihr natürliches Geſpräch mit einander beſteht bloß darinn, daß ſie ſich ein paar Leidenſchaften undeutlich kund machen. Ihr Geſicht hat keine Empfindung von Mannichfaltigkeit, Figur, Aehnlichkeit, Proportion, Miſchung der Farben, Ordnung, Uebereinſtimmung, Schönheit. Sie ſehen ohne Nachdenken, düſter und wild in die Welt hinein. Ihre Bequemlichkeit, welche ſie ſich zu bereiten wiſſen, iſt auch nur für die höchſte Nothdurft.

Der Menſch hingegen ſpürt eine mannichfaltige Annehmlichkeit im Geruche, auch von Dingen, die ſeine Nahrung nicht ſind; und ſeine Geſchicklichkeit weis die wohlriechenden Kräuter, Blumen, Gewürze, Pflanzen, aus Feldern und fernen Landen, in den engen Umkreis ſeines Gartens, ſeines Hauſes und ſeiner Stube zu bringen, ja ſelbſt den Winter ſich in ſeinen vier Mauern zum blühenden Frühlinge zu machen. Unſer Geſchmack iſt

nicht

nicht an eine oder wenige Speiſen und Getränke gebunden. Ich brauche faſt niemanden zu ſagen, welchen ungemeinen Wechſel an Speiſen und Getränke aus allen Elementen und Gegenden des Erdbodens unſere Tiſche darbieten, und wie ſchmackhaft ſie durch witzige Bereitung gemacht werden. Eben ſo wenig iſt es nöthig, zu zeigen, zu welcher Bequemlichkeit endlich unſere Wohnungen, Hausgeräthe, Werkzeuge, Kleidung und Fuhrwerke, durch Kunſt gebracht ſind [5]). Ich muß vielmehr erinnern, daß dieſe mannichfaltige Ergötzung unedlerer Sinne nur den geringſten Theil der menſchlichen Vorzüge vor den Thieren ausmacht.

Ein gleiches iſt auch alsdann von den vielerley Ergötzungen edlerer Sinne, des Gehörs mit allerley Muſik und Reden, des Geſichts, mit tauſend veränderten Gegenſtänden der Natur und Kunſt, zu ſagen, wenn dieſe Dinge ohne Verſtand empfunden werden, und nur dienen, unſere lange Weile zu vertreiben; oder vielmehr unſer Leben zu vertändeln. Ein Unverſtändiger empfindet alles nur mit ſtumpfen und betäubten Sinnen, und genießt des menſchlichen Vorzuges in der Mannichfaltigkeit um ſo weniger, als er es, durch beſtändigen Genuß, bis zur gähnenden Unempfindlichkeit treibt. Die Vernunft muß den Genuß, nach der Nothdurft und nach der Erſchöpfung unſerer Leibes- und Gemüthskräfte, einſchränken, wenn er ſoll ans Herz kommen; und der Geiſt muß zugleich aus dieſen ſinnlichen Dingen durch ſein Denken Nahrung zu ziehen wiſſen, wenn die Luſt geſchärft und erhöhet werden ſoll.

Wer beides kann, der wird ohne den gehäuften und beſtändigen Ueberfluß ſinnlicher Annehmlichkeiten, und des dazu gehörigen Reichthums, nicht allein mehrere, ſondern auch weit höhere, zärtere, feinere Luſt, auf eine wohlfeile Art, genießen, als ein Wollüſtiger bey unver-

ſtändiger Unmäßigkeit. Ein Armer hat oft an einem einzigen Roſenſtöckchen, daß er nach ſeinen Geſchäfften ſelber pflegt, und jedes Blatt und jeden Knoſpen mit voller Erwartung, und Achtſamkeit auf Bildung, Farbe und Geruch, aufbrechen ſieht, mehr Freude, als ein Reicher an ſeinem ganzen Garten, deſſen Blumen er täglich überhin ſieht, und mit Füßen tritt. Ein Paar mäſſige Gerichte, mit Hunger und Wohlſchmack, unter einem vernünftigen, witzigen und vertraulichem Geſpräche weniger guten Freunde, gegeſſen, ſchmecken beſſer, als einem Könige viele koſtbare Leckereien, bey einer einſamen, oder mit Schmeichlern beſetzten Tafel, ſchmecken können. Ein verſtändiges Ohr hört in der Muſik ganz was anders, als ein ungeſchliffenes, das die Reinigkeit, Zärtlichkeit, Fertigkeit, Abwechſelung und Uebereinſtimmung der Töne, die reiche Erfindung des verſchiedenen Ganges und der Melodie, den natürlich rührenden Ausdruck des Gedichts durch den Geſang, nicht unterſcheiden und beurtheilen kann. Setzet einen vornehmen jungen Herrn mit ledigem Kopfe und vollem Beutel, der nebſt einem Hofmeiſter von feinem Geſchmacke und wahrer Menſchlichkeit, auf Reiſen geht. Sie ſehen beide einerley Gegenden, Städte, Flecken, Flüſſe, Seen, Berge und Thäler, Thiere und Kräuter; ſie beſchauen Gärten, Tempel, Palläſte, Bildſäulen, Gemälde: ſie beſuchen Natur- und Kunſtkabinette, Bibliotheken, Opern, Comödien, Höfe, Geſellſchaften, Bälle, Maſkeraden, Jagden. Sie ſehen und hören dennoch beide nicht einerley, noch mit gleicher Luſt, Reiz, Zärtlichkeit oder Geſchmack: das wahre Schöne iſt allein dem vernünftigen Auge ſichtbar.

*) Siehe auch eine artige Stelle des Herrn Linnäus, aus ſeinen Amœnitatibus, Vol. II. p. 51. in dem allgemeinen Magazin II. Th. p. 333 ſq. wie die Vernunft den Mangel unſerer körperlichen Beſchaffenheit überſchwenglich erſetze.

§. 14.

§. 14.

Der zweite Vorzug der Menſchen beſteht in dem Vergnügen des Verſtandes an den Schönheiten der Natur und Kunſt, an Wahrheit und Wiſſenſchaft, an Einſicht und Ueberführung, an Geſchichten und Erfahrungen und Geſpräche und Witze. Wir Menſchen ſind es allein auf dem Erdboden, welche Fähigkeit und Begierde haben, die Beſchaffenheit und die Urſachen der Dinge zu erforſchen, und von uns ſelbſt und der lebendigen und lebloſen Natur, bis zu der erſten unſichtbaren Urſache, bis zu dem vollkommenſten unendlichen Weſen, von welchem alles abhängt, zu dringen, und von dieſem Erkenntniſſe Luſt zu ſchöpfen. Dieſes Vergnügen iſt den Thieren völlig unbewußt. Der ſinnliche Kützel hat gar keinen Antheil daran. Dennoch hat es viele ungemeine Vorzüge vor aller ſinnlichen Luſt, und giebt dem menſchlichen Geiſte theils rechte Nahrung und Stärke, theils edlere unſchuldige Wolluſt. Wir können es aus der Vergleichung ſehen.

Der Genuß ſinnlicher Dinge hat ein enges Maaß, und weiter begleitet ihn die Luſt nicht. Die Süßigkeit und Begierde nimmt ab, höret auf; die Nerven wollen nicht weiter angeſtrengt ſeyn; die Natur erfordert nichts weiter; man wird ſatt und unempfindlich. Erkenntniß aber kann die Seele immer mehr vertragen; und je mehr ſie erhalten hat, zu deſto mehrern wird ſie fähig und begierig; die Luſt daran nimmt nicht ab, ſondern wächſt ohne Aufhören.

Man kann auch der ſinnlichen Luſt leicht unvermerkt zu viel thun, und ſich durch ihren Reiz, zu unſerm Schaden, auf mehrerley Arten verleiten laſſen, die Geſundheit und Kräfte ſchwächen, Wohlſtand und Ehre kränken, Schmerz, Unluſt, Reue und Schaam auf ſich laden. Aber wer kann vom wahren Erkenntniſſe ſagen,

es iſt zu viel, es iſt unmäßig, es ſchadet? Vielmehr macht es uns immer vollkommener; und gereuet uns nimmer.

Die Sinne und Kräfte des Leibes werden natürlicher Weiſe mit dem Alter matt und ſtumpf, die Luſt verläßt uns, wenn wir ſie gleich nicht verlaſſen; wir werden alsdann des Lebens müde, und die ganze körperliche Welt kann uns nicht mehr erfreuen. Wenn aber nur die Werkzeuge des Denkens ungekränkt bleiben, ſo wird der Geiſt immer ſtärker an Erfahrung, Einſicht, Wiſſenſchaft, Weisheit; das Vergnügen an Wahrheiten, und das Verlangen nach Erkenntniß begleitet uns bis an den Tod, ja es erſtreckt ſich weit über das Ziel unſers Lebens und jetzigen Vermögens [5b]).

Die ſinnliche Luſt iſt mit dem Augenblicke des Genuſſes vorüber, die Erinnerung derſelben iſt ein bloßer Schatten und Traum; die Stärkung, welche der Körper davon bekommen hatte, verſchwindet wieder. Allein, Erkenntniß und Wiſſenſchaft bleiben, ſo lange wir leben, in uns und in unſerer Macht; ſie werden zum Eigenthum, und zur dauerhaften Beſchaffenheit und Vollkommenheit der Seele: wir können ſie, ſo oft wir wollen, überdenken und das Vergnügen daran iſt bey der Erinnerung ſo lebhaft, als da wirs zuerſt empfunden; zumal weil wir nicht leicht unſern Vorrath von Wahrheiten überſehen können, daß er nicht mit neuer Einſicht fruchtbar ſeyn ſollte.

Die ſinnliche Luſt erfodert viele äußerliche Dinge: Ort, Zeit, Gegenſtand, Gelegenheit, Geſellſchaft, Geld; und innerlich will ſie entweder durch die Bedürfniße einer geſunden Natur, oder durch eine Ermüdung von Geſchäfften, ſchmackhaft gemacht ſeyn. Das Vergnügen des Gemüthes aber, welches von dem Erkenntniſſe entſteht, kann ſich die Seele allezeit ſelbſt, mit Nachdenken und Erfinden, oder mit Betrachtung der Natur, oder mit

Leſung

Leſung eines guten Buches, allein, und ohne Unkoſten, machen; und, wenn nur des Leibes Schwachheit nicht hinderlich iſt, ſo hat ſie auch allemal Begierde dazu.

Wenn wir beſonders das Erkenntniß von Gott und ſeinen weiſeſten und gütigſten Abſichten in dem Zuſammenhange der Welt, und deſſen Einfluß in unſere Zufriedenheit und Beruhigung, mit den ſinnlichen Lüſten in Vergleichung ſtellen wollten; ſo würden wir dem Vergnügen des menſchlichen Verſtandes, das aus der Quelle aller Vollkommenheit entſpringt, das allergrößte Uebergewicht, gegen alle Empfindung, die wir mit den Thieren gemein haben, geben können. Allein, dieſe Betrachtung iſt zu weitläuftig, als daß ſie in wenig Worten, nach Würden, ſollte können erkläret werden. Ich habe etwas davon im Vorberichte erwähnt; und muß mir eine weitere Abhandlung dieſer Materie zum Beſchluſſe dieſes Buches vorbehalten.

Ich weis übrigens wohl, daß nicht alle Menſchen Gelehrte ſeyn können, noch daß alle Gelehrte zu höhern Wiſſenſchaften oder Erfindungen aufgelegt ſind. Aber wir können doch, als Menſchen, alle empfinden, beobachten, reflectiren, denken, und, was andere erfahren, bemerkt, gethan, gedacht und erfunden haben, leſen. Es giebt nützliche und dabey ſehr angenehme Betrachtungen, die ſich jedem, ohne Wiſſenſchaft, anbieten; es ſey im Umgange mit andern Menſchen, oder in der Geſchichte aller Zeiten, in Reiſebeſchreibungen, in Werken des Witzes in der Gottesgelahrtheit, Sittenlehre, Staatskunſt, Policey, in Beſchauung der Handwerker, Fabriken, Künſtler, Kabinette, in Verbeſſerung des Ackerbaues, der Viehzucht und Gärtnerey, in Beobachtung von ſo mancherley Thieren und Pflanzen, ja der ganzen Natur, und der darinn hervorleuchtenden Weisheit, Abſicht und Güte des Schöpfers. Daher kann es

keinem Menſchen leicht an Fähigkeit oder Gelegenheit fehlen, daß er ſich des Vergnügens theilhaftig mache, womit wir Menſchen uns über die viehiſche und bloß ſinnliche Luſt erheben können.

Billig ſollte unſere Erziehung und Anführung in den Schulen darnach eingerichtet werden, daß jeder, bey ſeiner erwählten Lebensart, doch einen Geſchmack an irgend einer Beſchäfftigung des Verſtandes bekäme, wodurch er vor den niederträchtigen Ausſchweifungen der Wolluſt, und der eiteln Vertändeley des Lebens, ſo, wie vor der mühſeligen Sclaverey des Geld- und Ehrgeizes, bewahret werden, ſich auf eine edlere menſchliche Weiſe vergnügen, und zweifelsohne auch andern, ſo wie ſich ſelbſt, nützlich ſeyn könnte. Alle Menſchen machen ja nach ihrer Art Verſuche und Vernunftſchlüſſe; ſie ſind Beobachter und Erfinder; nur daß ſie es auf gemeine Dinge anwenden, und nicht wiſſen, daß ihre Fähigkeit zu was mehrerem aufgelegt ſey, und ſich, gleichſam ſpielend, ein viel größeres und reineres Vergnügen an betrachtungswürdigen Dingen erwerben könnte. Wir haben ſehr viele ſchöne Beobachtungen und Erfindungen in der Natur und Kunſt den Ungelehrten zu danken; ich kenne unterſchiedliche derſelben, die ihren Zeitvertreib müßiger Stunden mit der größten Luſt in einer Sammlung oder Unterſuchung einer gewiſſen Art von Dingen finden. Andere, und ſelbſt das Frauenzimmer, nehmen doch, wider die lange Weile ein gutes Buch zur Hand, dadurch ſie ihren Verſtand und Witz ſchärfen, und ihr Erkenntniß vermehren können. Nichts aber iſt für alle und jede begreiflicher, nützlicher und angenehmer, als was zur Betrachtung der Weisheit und Güte des Schöpfers in ſeinen Werken, und zu unſerer Sittlichkeit und Glückſeligkeit gehöret. Wie viele ſind nicht, denen ihr Stand und Reichthum einen ſo leeren Raum des Lebens läßt,

daß

daß ſie ihn unmöglich auf eine angenehme Weiſe mit lauter gewöhnten Kleinigkeiten ausfüllen können, ſondern ſich ſelbſt zur Laſt werden, weil ſie nichts gröſſers vorzunehmen, oder etwas zu denken und zu leſen Luſt haben? Die fühlen alsdenn, zu ihrem Verdruſſe, daß ſie dem Bemühen ihrer regen Naturkräfte entgegen handeln, und ſich des wahren menſchlichen Vergnügens berauben.

Die Gelehrten haben vor andern an der Beluſtigung des Verſtandes und Witzes Anſpruch, und finden darinn eine innere eigenthümliche Belohnung ihrer Beſchäfftigung. Aber man muß von ihnen nicht nach derer Beiſpiele urtheilen, die ihre Wiſſenſchaft ohne Geſchmack und Nutzanwendung, handwerksmäßig, und nur um des Brodtes willen, treiben, oder ſich bloß am Rande derſelben aufhalten, und nichts, als die Hülſen, koſten. Ich rede von ſolchen, die ins Innere gedrungen ſind, und das wahre Schöne und Nahrhafte derſelben ſchmecken, das den wißbegierigen Verſtand nicht minder ſättigt als vergnüget, und das Gemüth durch Einſicht der Vollkommenheit der Dinge zu ſeiner eigenen Vollkommenheit bildet. Dieſe, ſage ich, haben des erwähnten Vorzuges vor den Thieren, und vor deren bloß ſinnlichen Luſt, vorzüglich zu genießen. Gewiß wenn nicht das Vergnügen an der Einſicht nützlicher Wahrheiten, in ſich ſelbſt, ſtärker und erquickender wäre, als alle ſinnliche Ergötzlichkeiten ſeyn können; ſo würden nicht Leute, die beides geprüft [illegible] fahren, und eines ſowohl als das andere zu w[illegible]enheit und [illegible]eit, Mittel und Gelegenheit genug haben, ſ[illegible]pundern, abb[illegible]erſuchung von Wahrheiten nachhängen un[illegible]niſſe derſelben ſogenannte Luſtbarkeiten des gemeinen Ha[illegible]er den [illegible] gegen [illegible] geringe achten.

*b) [Es iſt nicht zu läugnen, daß zu unſerm Nachdenken auch körperliche Werkzeuge nöthig ſind, und daß auch dieſe durch

durch unmäßigen Gebrauch geſchwächet werden können. Unſere Vervollkommenung erfodert auch, daß wir weder das Empfindungs- noch das Erkenntnißvermögen unſerer Seele, als welche eigentlich nur aus einer einfachen Kraft entſpringen, verabſäumen, ſondern beide verhältnißmäßig üben. (S. Campe von der Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menſchlichen Seele; Eberhard Theorie des Denkens und Empfindens, und ſelbſt den Stoiker Seneca, de tranqu. animi c 15.) Die Maaße iſt alſo in beiden zu beobachten, und Abwechſelung zu empfehlen: aber das Erkenntnißvermögen iſt doch immer eines größern Wachsthums fähig, als die Empfindung, und dient folglich mehr zur Befriedigung des Grundtriebes unſerer Seele, unſere Vorſtellungen zu erweitern. „Die Anſtrengung des Verſtandes hat auch (wie Herr Prof. Eberhard daſ. p. 180. bemerkt) ſchon ihre heilſame Folgen, wenn wir gleich nicht allemal die Wahrheit finden: ſo wie die Beſchäftigung der Jagd nützlich iſt, auch wenn wir kein Wildpret erlegen, in ſoferne nämlich die Leibesübung Geſundheit und Stärke zur Folge hat. Dieſelbe Bewandniß hat es mit allen Seelenkräften.“ — Unſer Fortgang wird alſo deſto größer und ſchneller ſeyn, je mehr wir auch für die Empfindung ſolche Gegenſtände wählen, welche nicht allein dieſes Vermögen an und für ſich nicht ſchwächen, und den Körper nicht entnerven; ſondern auch zugleich das Erkenntniß mit erweitern und beleben helfen, oder doch mittelbar, durch Aufheiterung und durch Stärkung der körperlichen Werkzeuge, dazu beförderlich ſind. — Was entziehen ſich denn nicht diejenigen, welche, von dem Gedanken betäubt, daß ſie nicht mehr als ihr Brodgewerbe zu lernen nöthig hätten, vor anderer Nachforſchung unempfindlich bleiben; fragen — wozu es nütze? und darunter nur verſtehen — ob es die Schüſſeln zu füllen nütze? die alſo immer leere Stunden auszufüllen haben, und dieſe, wo nicht mit bloß thieriſcher Empfindung, doch mit dem elendeſten Zeitverderbe ausfüllen. Wie ſehr gewinnt nicht hingegen derjenige, welcher ſ[illegible] durch [illegible] Erkenntniß [illegible] Vergnügen in nützlichen Beſchäfftigungen, [illegible] des Schönen und Mannichfaltigen der Natur [illegible] für alle und jede im Geſpräche, oder in geſunden Leibesübungen, als was zu [illegible] höpfers

§. 15.

Der dritte Vorzug der Menſchen entſpringt aus dem vorigen. Das vernünftige Erkenntniß Gottes, der

der Welt, und unſerer eigenen Natur, giebt ein vernünftiges Vergnügen des Willens, an fremder Vollkommenheit ſowohl, als unſerer eigenen.

Ein Thier genießt zwar, nach ſeiner Art, des Nutzens, der ihm von innern und äußeren Vollkommenheiten ſinnlich angedeiet; aber der Vollkommenheiten ſelbſt genießt es nicht, weil es gar keine Einſicht oder Empfindung davon hat. Ein jedes iſt für ſich in ſeinen körperlichen Theilen, die zum Leben, zur Empfindung, Bewegung und Fortpflanzung gehören, aufs künſtlichſte gebildet, und dabey mit nöthigen Trieben und Fertigkeiten verſehen: aber keines iſt fähig, ſeine eigene Vollkommenheit, die im Baue des Körpers oder in den Kräften der Seele liegt, zu erkennen, oder daran Luſt zu haben. Die Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinſtimmung der äußern Dinge iſt gleichfalls für die Thiere was unſichtbares, und dringt ihnen daher auch nicht ans Herz. Alle Schönheit, Kunſt und Abſicht in der Natur rühret ſie nicht; geſchweige, daß ſie ſich zu dem Urbilde und zu der Quelle aller Vollkommenheiten erheben könnten, oder von dem Reize der Tugend etwas wüßten.

Der Menſch allein ſieht und empfindet das Geiſtige in dem Irdiſchen. Es iſt nicht der Kützel unſerer ſinnlichen Gliedmaaßen von einer lebloſen Materie, ſondern eine eigenthümliche Fähigkeit der höhern Seelenkräfte, durch welche wir die Schönheit, Kunſt, Vollkommenheit und Abſicht in den Dingen wahrnehmen, bewundern, abbilden, und in dem anſchauenden Erkenntniſſe derſelben Luſt genießen. Unſer Verſtand iſt es, der den Verſtand und die gute Meinung in den Buchſtaben der Natur einſieht, der darinn die Regeln aller Wiſſenſchaft, Weisheit und Glückſeligkeit lieſet, und in den Ausdrücken der höchſten Vernunft und Liebe

den

den vollkommenſten Urheber erkennet. Dieſe Einſicht aber reizet, rühret und ergötzet das Gemüth, auf eine Weiſe, die allen groben Kützel der Sinne überſteigt. Dieſe nährt, ſtärkt und erquickt den Geiſt, ſo ferne er ſich von dem Körper unterſcheidet. Dieſe allein beruhigt die menſchliche Seele, und thut dem edlern Verlangen unſerer Natur Genüge.

Wenn uns auch andere Menſchen ein Bild der Vollkommenheit werden, ſo empfinden wir an ihrer Bekanntſchaft und ihrem Umgange ein Vergnügen, davon die Thiere nichts wiſſen. Ihre Erfahrung, Wiſſenſchaft, Kunſt, ihre Gemüthsgaben, ihr guter Geſchmack und ihre Geſchicklichkeit, ihre Klugheit, Vorſicht, Mäßigkeit, ihre Ehrlichkeit, Treue, Liebe, Freundſchaft, Dienſtfertigkeit, Dankbarkeit, Sanftmuth, Billigkeit, Gerechtigkeit, und übrige Tugenden, nehmen uns das Herz durch einen ſüßen Zug der Liebe ein; und der Laſterhafteſte ſelbſt kann ſich der Hochachtung und Ehrfurcht gegen ſolche Gemüthsvollkommenheiten nicht erwehren.

Nichts aber iſt uns näher, als wir uns ſelbſt ſind. Und wenn wir menſchlich handeln, ſo werden wir unſern Verſtand und Willen, nicht allein nach den Vollkommenheiten anderer Menſchen, ſondern hauptſächlich nach dem göttlichen Urbilde, und nach den Regeln und Abſichten, die Gott in der Natur ausgedrückt hat, bilden; damit wir zu einem Beſitze wahrer Vollkommenheit gelangen, und mithin gegründete Urſachen haben, uns an unſerer eigenen Vollkommenheit zu vergnügen. Keine Vorſtellung kann uns angenehmer ſeyn, als die uns ſelbſt in unſern Augen ſchön abmalet, und keine Luſt iſt dauerhafter, als welche nicht aus der Einbildung, ſondern aus der unwandelbaren Empfindung wirk-

wirklicher Vorzüge, inſonderheit der Seele, und die wir uns ſelbſt erworben haben, entſteht.

Zwar ſind uns auch unſere Natur- und Glücksgaben angenehm. Wir freuen uns über die gute Bildung, Geſundheit, Stärke, Hurtigkeit des Körpers; über die Fähigkeit und Schärfe der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtniſſes, des Witzes und der Vernunft; über unſer Geſchlecht, Stand, Verwandſchaft, Mittel, Bequemlichkeit, Ehre. Aber nichts ſchmeichelt uns auf eine ſüßere Weiſe, als was wir zugleich unſerm eigenen Bemühen zu danken haben, und was wir dadurch vornehmlich unſerm Verſtande und Willen zu eigen gemacht. Wenn wir uns durch fleißiges Geſpräch, Beobachtung, Verſuche, Leſen, Nachdenken, Erfinden, eine ausnehmende Einſicht, Kunſt, Wiſſenſchaft und Klugheit erworben; wenn wir unſere Neigung zu liebreichen, reinen, edeln Abſichten gelenkt und gewöhnt haben; wenn wir uns der Vollziehung unſerer Pflichten, nützlicher Bemühungen und rühmlicher Verrichtungen bewußt ſind; wenn wir unſer Gemüth durch eine heitere Zufriedenheit, getroſten Muth, und zuverſichtliche Hoffnung aufgeklärt haben; dann genießen wir einer höhern und überwiegenden Luſt, die uns Menſchen vorzüglich glücklich macht.

Ich muß aber hierbey noch eine Vergleichung anſtellen, welche die tägliche Erfahrung nöthig macht. Die Geſchicklichkeit, welche wir in unſerm Verſtande wahrnehmen, iſt allerdings ein angenehmer Gegenſtand unſerer Betrachtung: und dennoch wird der ſchärfſte Verſtand und das weiteſte Erkenntniß dem Menſchen oft ein Fallſtrick zum Misvergnügen, wenn ſein Wille nicht in die göttlichen Abſichten tritt. Er thut ſich ſelbſt nimmer genug, und iſt mit dem Reichthume der Natur-

und

und Glücksgaben noch nicht zufrieden: er erblickt Leibes-Gemüths- und Glücksvorzüge bey andern, und das quält ihn mit Unruhe und Neid: oder er sieht an andern viele Einfalt, Unwissenheit, Irrthümer, Thorheit, Bosheit, und das erfüllet sein Herz mit Verachtung und Haß; er wird nimmer genug geehret, geachtet, geliebt, erhoben, und das ängstet ihn mit Verdrusse, Zorne und Rache. Er bemühet sich wohl gar, mit allem seinem Witze und Erkenntnisse, Unvollkommenheiten in der Natur zu entdecken, die Vorsehung zu meistern, Gott aus der Welt hinauszudenken, und sich einem blinden Schicksale, oder einem blinden Ungefähr, ohne Zuversicht und Hoffnung, zu übergeben. Kurz, alle seine Geschicklichkeit dient ihm nur, sich misvergnügt und unglücklich zu machen; wie dem Geizigen sein Geld, nur es desto weniger zu gebrauchen, und desto ärmer zu leben. Die Vollkommenheit des Willens fehlt beiden, als welche unserm Vergnügen den rechten Ausschlag geben, und alle übrige Vortheile ans Herz bringen muß. Der Mensch ist vornehmlich zur vernünftigen Zufriedenheit und Liebe geboren. Je mehr er seine und anderer Dinge Vollkommenheit erkennt, sucht, liebt, genießt, so, wie es die Verknüpfung in der Welt mit sich bringt, desto glücklicher ist er. Und er kann es in seiner Maaße weit über alle Thiere seyn, wenn er nur seinen Willen nach dem Ziele, wozu ihn die Vorsicht des Schöpfers in der Welt bestimmt hat, richtet.

§. 16.

Es ist noch ein wichtiger Vorzug übrig, der uns Menschen von den Thieren sehr unterscheidet. Alle Thiere erreichen zwar durch ihre Sinne und Triebe, ohne Fehl, eine gewisse Art, und einen gewissen Grad der Vollkommenheit, und daraus fließende Lust und Glückseelig-

ſeligkeit; aber ſie bleiben auch immerfort in einerley unbeweglichen Schranken ſtehen, und können nicht ein Haarbreit weiter kommen. Ein Vogel einer Art bauet ſein Neſt nicht anders, nicht künſtlicher, feſter, bequemer, als der andere; und die neue Vogelwelt iſt darinn nicht das geringſte klüger geworden, als ihre Vorältern. Die Spinnen weben noch ihr Neß nach der alten Weiſe, die vor vielen tauſend Jahren in ihrem Geſchlechte gegolten. Der Geſang der Nachtigallen bleibt, wie er zu Adams Zeiten geweſen. Die Regierungs- und Haushaltungskunſt der Bienen folgt den Regeln unverändert, welche ſtets ihr Glück gemacht. Mit einem Worte, kein Thier, und keine Thierart kann an Vollkommenheit zunehmen; ſie ſind gleich, ohne ihr Bemühen, ſo vollkommen, als ſie werden können und ſollen: es beſteht aber alles im Sinnlichen. Sie wiſſen von keiner höhern Vollkommenheit, als die ihnen angeerbt iſt; ſie haben keine Fähigkeit zu einer größern, und alſo auch kein Verlangen oder Bemühen, ſich und ihren Zuſtand zu beſſern.

Der Menſch hingegen kömmt mit keiner beſtimmten Fertigkeit und Kunſt auf die Welt: er hat aber eine unbeſchränkte Fähigkeit des Verſtandes, und Begierde des Willens, zu einer immer höhern Vollkommenheit, und eine vernünftige Freiheit des Willens, daß er die beſten Mittel zu dieſem Zwecke wählen kann. Daher iſt der Menſch unter allen Thieren des Erdbodens der einzige, der in ſeinem Geſchlechte vollkommener wird und werden kann, als ſeine Vorfahren, und als er ſelbſt anfangs geweſen. Die heutige Art, Mannichfaltigkeit und Menge ſinnlicher Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeit übertrifft ohne Zweifel nicht allein die erſte rauhe, ſondern auch die alte und mittlere geſittete Lebensart. Die Künſte, Handlung, Schifffahrt ſtei-

gen von Tage zu Tage. Die Wiſſenſchaften, und inſonderheit das Erkenntniß der Weltweisheit, Meßkunſt, Naturgeſchichte, Verſuche, Beobachtungen und Naturlehre, werden immer höher getrieben. Regiment, Policey, Kriegskunſt ſind weit ſicherer, billiger, vortheilhafter, als vor Zeiten.

Nur zweifelt man, ob die Menſchen auch in guten Sitten beſſer geworden ſind. Ich wünſchte, daß dazu kein erheblicher Grund wäre. Die Vergleichung iſt etwas ſchwer. Doch dünkt mich, daß wenigſtens viele, vormals allgemeine, barbariſche Gewohnheiten und unmenſchliche Laſter, theils durch einen beſſern Geſchmack der Menſchen, theils durch weiſe Verordnungen und Geſetze, theils durch die geſäuberte Religion, abgeſchafft, und durchgehends verabſcheuet worden ſind. Es ſcheint nur auf einige Verordnungen bey der Erziehung der Jugend, und in der Policey, anzukommen, daß den noch herrſchenden Laſtern vorſichtiger geſteuret, hauptſächlich aber mehrere innere Sittlichkeit und wahre Tugend in die jungen Gemüther gepflanzt, und durch Gewohnheit und Vernunft beſtätigt werde.[6])

Das menſchliche Geſchlecht iſt überhaupt noch einer weit größern Vollkommenheit nicht allein des Verſtandes, ſondern auch des Willens fähig, und die Tugenden ſind unſerer Natur, und deren Abſichten, weit gemäßer, als die Laſter. Daher kein Zweifel iſt, daß die Nachwelt, durch das allgemeine natürliche Bemühen nach größerer Vollkommenheit, uns beides in Sitten und Erkenntniß noch weit übertreffen wird.

Wenn wir auf einzelne Menſchen ſehen, ſo äußert ſich der Unterſchied von den übrigen Thieren auch bey jedem insbeſondere. Ein jedes Thier wird mit der Vollkommenheit geboren, die es jemals erhalten kann: es

es kann ſich ſelbſt durch Witz, Uebung und Fleiß, nicht vollkommener machen: es denkt und ſinnet auch nicht darauf, es weis von keiner Vorſtellung eines Beſſern, von keinem Hoffen, Wünſchen und Verlangen des Zukünftigen und Möglichen. Aber ein jeder Menſch ſucht allezeit vollkommener zu werden; und kein Menſch iſt auf der Welt, der in ſeinem Leben wirklich ſo vollkommen wird, als er werden könnte oder wollte. Niemand thut ſeinem Begriffe, Vermögen oder Verlangen, hierinn genug, wenn er auch alle Klugheit und allen Fleiß anwendet. Er mag ſo glücklich, groß, mächtig, geliebt, geehrt und reich, ſo gelehrt, künſtlich, witzig, weiſe, und klug, ja ſo edelmüthig, liebreich, ſittſam und tugendhaft ſeyn, als er will, ſo hat er doch noch eine Vorſtellung von einer weit größern Stufe oder höhern Art der Vollkommenheit, die er nicht beſitzt, deren er ſich doch fähig hält, die er ſich wünſcht, darnach er Luſt hat und ſtrebet. Wenigſtens ſucht er allezeit die mehrere Vollkommenheit, in der fernern Erhaltung ſeines Lebens und guten Zuſtandes, ſo lange, als er nur voraus denken kann. Kurz, die Begierden des Menſchen gehen immer über das erreichte Ziel hinaus, und laufen ins Unendliche, er mag auf eine wahre oder bloß vermeinte Vollkommenheit fallen: und keine Zufriedenheit der Menſchen iſt ſo groß, daß ſie ſich die Fortſetzung und Vermehrung der Glückſeligkeit verſagte.

s) Wenn die Menſchen überhaupt, ſittlich, noch beſſer, und in ſoferne auch glücklicher und zufriedner werden können, als ſie jetzo ſind, wie ich nicht zweifele; ſo kann ſolches nicht füglicher geſchehen, als wenn der Grund dazu in zarter Jugend gelegt wird. Wenn ein Gemüth erſt durch Nachläßigkeit der Zucht, böſe Beiſpiele und Gewohnheiten, verwildert und verdorben iſt, ſo kommen hernach alle vernünftige Vorſtellungen und Geſetze zu ſpät. Der Verſtand erkennt vielleicht ihre Wahrheit, und das darinn liegende Gute; aber Sinnlichkeit, Affecten und Laſter ſind ſchon zu ſtark eingewurzelt, und ſiegen

ob. Die Tugend ist allerdings der menschlichen Natur gemäſſer, als die Laster: Arbeitsamkeit und Fleiß reimen sich eher zu den Bemühungen reger Kräfte, als Müßiggang und Faulheit: es ist natürlicher, aufrichtig zu sagen, was man denkt, wie auch Kinder thun, als gegen seine Meinung sprechen: Ordnung und Uebereinstimmung, Liebe und Gegenliebe, sind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommenheit, Haß und Feindschaft. Allein, wir sind wie die edlern Pflanzen, in welchen eine schöne Frucht stecket; die jedoch in ihrer eigenen Erde und Luft gepflanzt, gewartet und gezogen seyn wollen, die von allem Unkraute umher, das sie ersticken kann, befreiet, und dazu gepfropft oder oculirt werden müssen, damit der rohe und herbe Saft gemildert und zur süßen Reife gebracht werde. Menschen, und gute menschliche Gesellschaft, sind das Erdreich, in welchem wir aufwachsen müssen: aber böse Exempel sind das Unkraut in derselben, worunter alles Gute, was in uns ist, erstricket. Die Sinnlichkeit ist der rohe Saft in uns, welcher zur herben Frucht ausschlägt, wenn er nicht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der Vernunft gemildert und gekocht wird. Die Erziehung ist die Baumschule, in welcher eines geschickten Aufsehers Hand gesunde und nutzbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zieht.

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bücher von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer liest sie? wer braucht sie? Ich weis auch nicht, ob ihre Regeln allemal aus der innern Natur der Menschen hergeholet sind, daß sie eine gründliche Besserung schaffen könnten. Die wenigsten Aeltern haben selbst die Zeit, den Verstand, oder die Lust, auf ihrer Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele aber zeigen ihnen wohl gar schlechte Beispiele in Handlungen und Reden zur Nachahmung. Manche Aeltern sind aus Armuth nur über ihr Brodt aus, und lassen die Kinder verwildern, auf die Gassen laufen, Unarten lernen, betteln, stehlen, und, so es viel ist, früh ein Paar Groschen verdienen. Andere nehmen etwa zur Beihülfe Hofmeister an, so wohlfeil, als sie zu bekommen sind; Gott weis aber, wie geschickt an Wissenschaften, Geschmack und Sitten. Die öffentlichen Schulen sind mehr zum Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Gedächtnißformeln, in ein Paar alten Sprachen und Geschichten, als zur Einflößung und Uebung der Tugendlehren, eingerichtet; können

auch

auch kaum darinn viel Gutes ſtiften, da es zu Hauſe durch Verzärtelung, und durch allzugroſſe Freiheit der Jugend, mehrentheils wieder vernichtet wird. Und, damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Luſt bekommen mögen, ſo lohnt man ſie wohl mit Hunger und Verachtung. Ich will von Univerſitäten nichts ſagen, nach deren jetziger Verfaſſung der raſenden Wildheit noch viele Thüren offen ſtehen. Dieſe Erziehung iſt es, welche uns die Bürger giebt. Wunder! daß ſie noch ſo viele gute oder leidliche liefert. Sollte es nicht möglich, ſollte es nicht der Mühe werth ſeyn, ſie zu beſſern? Und würde es nicht einem großen Herrn zu beſonderer Ehre gereichen, wenn er in ſeinem Lande, wenigſtens zum Verſuche, alle Fündlinge, unehlige, verwaiſte, und ihren dürftigen Aeltern zur Laſt fallende Kinder, auf dem Lande, beſonders, unter eines vernünftigen Mannes Aufſicht, bis zum geſetzten Alter, erziehen ließe? Dergleichen Kinder haben ſonſt die allerſchlechteſte Erziehung, lernen nichts, werden Brudler, ungeſchickte und ungetreue Dienſtbothen, Arme, Bettler, Laſterhafte, Betrüger, Diebe, und ſetzen wieder eine Menge ihres Gleichen in die Welt, die den Staat überſchwemmen. So aber könnten ſie nicht allein für ſich beſſer und glücklicher werden, ſondern auch dem Staate großen Nutzen ſchaffen, wenn ſie, nach ihrer Fähigkeit, zu allerley Künſten und Handarbeit, die der ſchon vorhandenen bürgerlichen Nahrung keinen Eingriff thun, wohl angewieſen würden. Es dürfte auch nicht unbillig ſeyn, wenn die ſchlechtern Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Koſten mögten auch anfangs geringer ſeyn, als man glaubt, wenn nur ſo viel Land dazu eingeräumt würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land ſelbſt bearbeitet, mit Landkoſt nähren kann. Mit der Zeit könnte eine ſolche Stiftung ſogar einträglich und nutzbar gemacht werden. Allein, hier iſt der Raum zu enge, mich darüber umſtändlicher zu erklären. [Man muß doch unſerm Zeitalter zur Ehre anmerken, daß theils verſchiedene wohlgeſinnete Privatperſonen es ſich ſchon mit gutem Erfolge angelegen ſeyn laſſen, die Erziehung der Jugend zu verbeſſern, und beſonders an zeitiger Bildung und Befeſtigung guter Geſinnungen und Sitten zu arbeiten: theils ſelbſt die Fürſten mit dem edelſten Eifer dieſen wichtigen Zweck zu befördern ſuchen. Die Nachwelt wird vergeſſen, daß hie und da noch Einfalt, Neid, oder Kützel der Tadelſucht dieſem

Unternehmen widerstrebt und Hinderniſſe in den Weg zu legen geſucht hat.]

§. 17.

Wenn wir alles zuſammen nehmen, was aus obiger Vergleichung kann geſchloſſen werden, ſo erhellet, 1) daß wir durch mehrere Bedürfniße leiblicher Dinge, und durch gänzlichen Mangel angeborner Fertigkeiten, von Natur, wie zur Geſelligkeit mit andern Menſchen, ſo zum Gebrauche unſerer Vernunft getrieben werden, ſowohl das Benöthigte zu erhalten, als es zu unſerm wahren Nutzen anzuwenden. 2) Daß wir aber, durch die Stillung der leiblichen Begierden, nach unſerer Natur, nicht ſo gänzlich zufrieden und glücklich werden können, als die Thiere; ſondern eines Theils die ſinnliche Luſt durch die Vernunft reinigen, vervielfältigen, würzen, und zum feinern Geſchmacke bringen, andern Theils, nach unſerm Verſtande, Vergnügen am Erkenntniſſe der Wahrheit, nach dem Willen, Luſt an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darinn durch die Natur bis zur erſten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit ſteigen. 3) Daß unſere Fähigkeit und Begierde nicht in ſo enge oder gemeſſene Schranken der Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als der Thiere, eingeſchloſſen iſt; ſondern, daß ſich beides unſere Vorſtellung des möglichen und zukünftigen Guten und unſer Bemühen nach dieſem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zuſtandes zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückſeligkeit, bis ins Unendliche, erſtrecket.

In dieſem Stücke beſteht demnach des Menſchen beſondere und vorzügliche Natur. Was der Gebrauch der Vernunft der Erlangung nicht allein einer gereinigten ſinnlichen, ſondern auch einer immer höhern Gemüths-

müthsvollkommenheit und Luſt, mit ſich bringt, das iſt menſchlich, das iſt natürlich, oder der Abſicht des Schöpfers bey unſerer Natur gemäß. Denn das Weſen und die Natur der Dinge ſind Mittel göttlicher Abſichten, und alle Abſichten Gottes ſind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch, umgekehrt, alles Gute, das aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entſpringen kann, göttliche Abſicht iſt. Alſo iſt das Bemühen unſerer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höhern Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig ſind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir beſtimmt ſind.

Daraus folgt auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehiſchen Trieb zur Richtſchnur menſchlicher Handlungen machen. Denn der Menſch hat keine ſolche Triebe, das iſt, ſolche angeborne Bemühungen, die mit einer Kunſt und Fertigkeit verknüpft ſind, als die Thiere haben. Daher iſt es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unſerm wahren Wohl führen könne. Wir haben freilich eine Begierde zur ſinnlichen Luſt mit den Thieren gemein: aber dieſe Begierde iſt in unſerer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künſte und Fertigkeiten, zu unſerm Wohl, beſtimmt und beſchränkt. Ein Thier braucht, bey ſeiner ſinnlichen Begierde, zumal, wenn es ſeiner Natur und Freiheit gelaſſen iſt, keiner Vernunft zum Wegweiſer und Führer; der Trieb reizet ſeine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führt es allemal ſicher und richtig zu ſeinem, obgleich niedrig geſteckten, Ziele. Aber wenn der Menſch bloß dem Reize ſinnlicher Lüſte nachgehen will, ohne einen ſolchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft

der Vernunft, die ihm ſtatt der Triebe gegeben iſt, zu gebrauchen; ſo rennet er allemal in ſein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert laſſen, daß ſich dasjenige, was uns natürlich, oder unſerer Natur gemäß iſt, auf eine ganz andere Art äußert, als bey den Thieren. Bey dieſen braucht es keiner Erfahrung, Beiſpiele, Anweiſung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft iſt mit der Geburt ſelbſt gänzlich und genugſam zu ihren Verrichtungen beſtimmt, und erreicht ihren Endzweck, ohne weitere eigene Bemühung zu einer mehrern Vollkommenheit. Aber die menſchliche Natur und Kräfte bringen uns zwar anfänglich auch ohne deutliche Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzte Regeln, auf den erſten Weg der Wahrheit und Vollkommenheit; daß wir ſchon als zarte Kinder über alle Dinge in unſerer Vorſtellung reflectiren, und ohne und wider die Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruches wiſſentlich nichts gedenken können, und nichts wollen können, als unter der Geſtalt des Guten, nichts verabſcheuen können, als unter der Geſtalt des Böſen. Ja, es liegt auch in eben denſelben eingepflanzeten Regeln unſers Verſtandes und Willens der Grundriß zu ihrem richtigen Gebrauche, und, ſo zu reden, zu einer natürlichen Vernunftkunſt und Sittlichkeit. Allein die wirkliche Anwendung dieſer natürlichen Regeln auf jeden vorkommenden Fall, das iſt, die Kunſt und Fertigkeit unſerer Natur gemäß richtig zu denken und zu wollen, iſt uns nicht zugleich durch einen blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder Trieb, oder eine blinde Fertigkeit, konnte ja auch keine vernünftige Einſicht und Tugend, zuwege bringen:) ſondern ſie erfodert unſere Ueberlegung und freie Wahl, und in beiden eine anhaltende Uebung und einen Vorſatz. Und eben dieſe eigene Ueberlegung und Wahl bringt die menſch-

liche

liche Natur nicht allein überhaupt mit ſich, ſondern ſie iſt auch dann beſonders natürlich, oder unſerer Natur gemäß, wenn ſie den eingepflanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit weiſen, gemäß iſt; aber unnatürlich, wenn ſie auf das Gegentheil führt.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begriff von der menſchlichen Natur, und dem, was uns natürlich iſt, haben, die keine Handlung durch unſere Natur beſtimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwiderſetzlichen Drang zu unſern Handlungen getrieben, und, ſo zu reden, mit Gewalt zu unſerm Ziele geſtoßen und geriſſen werden; folglich, weil wir nicht alle einerley und auf eine Art, ſondern einige Menſchen ſo, andere anders denken und handeln. Das iſt offenbar falſch geſchloſſen: unſere Natur beſtimmt unſere Handlungen nicht blindlings und gleichſam zwangsweiſe; alſo beſtimmt ſie dieſelben gar nicht. Hat denn nicht, außer der blinden Beſtimmung, auch eine vernünftige Statt? und iſt dieſe nicht der menſchlichen Natur gemäß? Iſt es darum nicht durch unſere vernünftige Natur beſtimmt, daß wir die Füße, die den ganzen Leib tragen ſollen, in ihrer ordentlichen Größe wachſen laſſen; weil es dem Sineſer einfällt, dem Frauenzimmer die Füße zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Iſt es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füßen zu ſtehen, und mit denſelben vorwärts zu gehen; weil es möglich iſt, daß auch einer rückwärts gehen, und daß ein Poſiturmacher auf dem Kopfe ſtehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber dieſen Zwang und dieſe Bewegung billig unnatürlich heißen, ungeachtet ſie nicht übernatürlich, und alſo natürlicher Weiſe möglich iſt; ſo iſt auch aller Misbrauch der Vernunft im Denken und Handeln unnatürlich, das iſt, den uns eingepflanzten Regeln unſerer Kräfte entgegen, weil er uns

nicht zur Wahrheit und Vollkommenheit führet; als wohin die Regeln des Verſtandes und Willens gerichtet ſind. Dagegen iſt natürlich, oder unſerer Natur und unſern angebornen Kräften gemäß, und ſodann auch göttlicher Zweck, was mit dem Bemühen unſerer Kräfte und mit den Regeln unſerer Vernunft übereinſtimmet.

§. 18.

Allein, wenn nun ein Menſch ſeiner Natur folget, das iſt, wenn er, außer dem vernünftigen Bemühen nach Wohlſtande, Freundſchaft, Ehre und ſinnlicher Luſt, hauptſächlich in der innern Vollkommenheit des Verſtandes und Willens ſein Vergnügen ſucht: kann er dann ſeiner Natur in der Welt Genüge thun, das iſt, völlig zufrieden und glücklich werden?

Man ſieht leicht, daß bey dieſer Frage die Hinderniſſe unſerer Zufriedenheit, und die Hülfsmittel, welche uns die Natur dagegen gegeben hat, mit in Erwägung zu ziehen ſind. Auf das erſte kann ich kurz antworten, weil es Dinge betrifft, die ein jeder aus eigener Erfahrung weis.

Unſer natürliches Bemühen hat von außen und von innen viele Hinderniſſe, die es uns an ſich unmöglich machen, daſſelbe in dieſem Leben ſo vollkommen zu vergnügen, daß wir nichts mehreres und beſſeres wünſchten. Die Verknüpfung der körperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns manchen widrigen Zufällen, die wir nicht voraus ſehen noch verhüten können, und die wir doch nicht allein, wenn ſie kommen, mit Schmerzen empfinden, ſondern ſchon, ehe ſie kommen, vermöge unſerer Natur, aus anderer Beiſpiele und Geſchichte, mit Bekümmerniß, uns als möglich vorſtellen. Die Menſchen, mit welchen ein jeder vornehmlich umgeht, die Verfaſſung

der

der Gesellschaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, sind unsern Absichten vielfältig entgegen. Wir empfinden also öftern Verdruß, wenn durch diese Ursachen unsere Lust, Ehre und Wohlstand gekränkt, oder wenigstens gehindert wird, so hoch zu steigen, als wir wünschten. Unser Körper ist vielen Schmerzen und Krankheiten bloß gestellt, und erwartet einen gewissen Tod, zur ungewissen Zeit, und auf unbekannte Art. Unser Gemüth wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald schlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beschaffenheit, in seinen Verrichtungen, und in seinem Vergnügen, großentheils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichem und nützlichem Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundschaft und Menschenliebe geben; so können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Größe des Erkenntnisses erlangen, welche wir suchen, noch auch allemal unsere Leidenschaften und sinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder, durch die weiseste Aufführung, aller Menschen Liebe, Freundschaft und Achtung gewinnen.

Es ist wohl gewiß, wir können viele Unvollkommenheit und Widerwärtigkeit durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigstens mildern und versüssen, und uns dagegen manch großes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen verschaffen. Allein, eine Vollkommenheit und Glückseligkeit, die unserm Verlangen gleich wäre, ist doch nicht zu hoffen; und die größte [illegible] und Tugend reichet nicht zu, alle Unlust allen Zeiten, n[illegible] sind so ferne weit schlimmer daran, als was Gott nicht [illegible] ein wenig gegenwärtigen Schmerzens u[illegible] was nicht [illegible] sei[illegible] gegen unserer Vorstellung, viel vergangen[illegible]zeit best und Vergnügen überwiegt, und daß wir das zukünftige mögliche oder gewisse Böse voraussehen und vorher

vorher empfinden; wenigstens, daß unser Verlangen, Wunsch und Bemühen, sich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die größte Vollkommenheit, welche sich in diesem Leben erhalten lassen, erstrecket. Wenn auch das Leben noch so glücklich und vergnügt geführt wäre; so wird es doch, je näher es dem Tode rückt, durch die Vorstellung eines gewissen Endes, natürlicher Weise, mit Furcht und Angst vergället.

Ich rede noch von dem Menschen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unserer Natur, mit aller Vernunft und Tugend, noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntnisse des höchsten Wesens und seiner Absichten steigen. Denn, so wenig der Verstand ohne dieses Erkenntniß den zureichenden Grund und Zusammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit, welche in der Welt herrschet, finden kann: so wenig wird auch unser Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unsers Schöpfers, und besonders ohne Zuversicht auf dessen weise und gütige Vorsehung, und ohne die Hoffnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns bestimmt hat, beruhiget. Ich weis aus dem Umgange mit Menschen, daß Atheisten, eben wegen Mangel dieses Erkenntnisses, ihre Gemüthsunruhe und Verwirrung ängstlich empfinden, zumal, wenn sie an den Tod gedenken, und daß sie nicht ohne Bewegung wünschen, davon überzeugt zu seyn. Es wird also meinem Zwecke gemäß seyn, daß ich diese beiden großen Wahrheiten, als Hauptstützen unserer Zufriedenheit, fest setze, und zuletzt überhaupt den Einfluß, welchen die Religion [illegible] die wi[illegible]Glückseligkeit hat, klärlich darthue.

[illegible]chmerzen empfin-
[illegible] vermöge unserer
[illegible]ch [illegible]mit Be-
[illegible]nsch

Die

Die achte Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung.

§. 1.

Die Vorsehung Gottes ist eine Folge des Raths der Schöpfung. Eben die innern Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermocht haben, die Welt in gewisser Absicht zur ersten Wirklichkeit zu bringen, die erstrecken sich auch über die ganze Dauer der Welt in allem Zustande, nach allen und jeden, selbst den allerkleinsten Theilen und Begebenheiten. Denn, man würde diesen unendlichen Vollkommenheiten zu nahe treten, wenn man sagen wollte, daß entweder seine Weisheit, bey der ersten Anlage nicht den ganzen Zusammenhang der zukünftigen Welt, nach der Uebereinstimmung mit seiner Absicht, aufs deutlichste durchgeschauet hätte; oder daß sein Rathschluß, bey solcher Einsicht in alles Zukünftige, die Begebenheiten, welche seinem Zwecke gemäß seyn würden, nicht auf einmal und unveränderlich gut geheißen; oder daß etwas außer Gott, ohne ihn und seine Kraft, bestehen könne. Demnach kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten, nicht das geringste seyn und geschehen, was Gott nicht von Ewigkeit vorher gesehen hätte, oder was nicht in seiner Absicht und in seinem Rathschlusse mit befasset wäre, oder dessen Wirklichkeit nicht von seiner Wirkung abhienge.

Man

ob. Die Tugend ist allerdings der menschlichen Natur gemäs-ser, als die Laster: Arbeitsamkeit und Fleiß reimen sich eher zu den Bemühungen reger Kräfte, als Müßiggang und Faul-heit: es ist natürlicher, aufrichtig zu sagen, was man denkt, wie auch Kinder thun, als gegen seine Meinung sprechen: Ordnung und Uebereinstimmung, Liebe und Gegenliebe, sind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommen-heit, Haß und Feindschaft. Allein, wir sind wie die edlern Pflanzen, in welchen eine schöne Frucht stecket; die jedoch in ihrer eigenen Erde und Luft gepflanzt, gewartet und gezogen seyn wollen, die von allem Unkraute umher, das sie ersticken kann, befreiet, und dazu gepfropft oder oculirt werden müssen, damit der rohe und herbe Saft gemildert und zur süßen Reife gebracht werde. Menschen, und gute menschliche Gesellschaft, sind das Erdreich, in welchem wir aufwachsen müssen: aber böse Exempel sind das Unkraut in derselben, worunter alles Gute, was in uns ist, ersticket. Die Sinnlichkeit ist der rohe Saft in uns, welcher zur herben Frucht ausschlägt, wenn er nicht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der Vernunft gemildert und gekocht wird. Die Erziehung ist die Baum-schule, in welcher eines geschickten Aufsehers Hand ge-sunde und nutzbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zieht.

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bücher von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer liest sie? wer braucht sie? Ich weis auch nicht, ob ihre Regeln allemal aus der innern Natur der Menschen hergeholet sind, daß sie eine gründ-liche Besserung schaffen könnten. Die wenigsten Aeltern haben selbst die Zeit, den Verstand, oder die Lust, auf ihrer Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele aber zeigen ihnen wohl gar schlechte Beispiele in Handlungen und Reden zur Nachah-mung. Manche Aeltern sind aus Armuth nur über ihr Brodt aus, und lassen die Kinder verwildern, auf die Gassen laufen, Unarten lernen, betteln, stehlen, und, so es viel ist, früh ein Paar Groschen verdienen. Andere nehmen etwa zur Bei-hülfe Hofmeister an, so wohlfeil, als sie zu bekommen sind; Gott weis aber, wie geschickt an Wissenschaften, Geschmack und Sitten. Die öffentlichen Schulen sind mehr zum Unter-richte im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Gedächtnißformeln, in ein Paar alten Sprachen und Geschichten, als zur Ein-flößung und Uebung der Tugendlehren, eingerichtet; können

auch

auch kaum darinn viel Gutes ſtiften, da es zu Hauſe durch Verzärtelung, und durch allzugroße Freiheit der Jugend, mehrentheils wieder vernichtet wird. Und, damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Luſt bekommen mögen, ſo lohnt man ſie wohl mit Hunger und Verachtung. Ich will von Univerſitäten nichts ſagen, nach deren jetziger Verfaſſung der raſenden Wildheit noch viele Thüren offen ſtehen. Dieſe Erziehung iſt es, welche uns die Bürger giebt. Wunder! daß ſie noch ſo viele gute oder leidliche liefert. Sollte es nicht möglich, ſollte es nicht der Mühe werth ſeyn, ſie zu beſſern? Und würde es nicht einem großen Herrn zu beſonderer Ehre gereichen, wenn er in ſeinem Lande, wenigſtens zum Verſuche, alle Fündlinge, unehlige, verwaiſte, und ihren dürftigen Aeltern zur Laſt fallende Kinder, auf dem Lande, beſonders, unter eines vernünftigen Mannes Aufſicht, bis zum geſetzten Alter, erziehen ließe? Dergleichen Kinder haben ſonſt die allerſchlechteſte Erziehung, lernen nichts, werden Brudler, ungeſchickte und ungetreue Dienſtbothen, Arme, Bettler, Laſterhafte, Betrüger, Diebe, und ſetzen wieder eine Menge ihres Gleichen in die Welt, die den Staat überſchwemmen. So aber könnten ſie nicht allein für ſich beſſer und glücklicher werden, ſondern auch dem Staate großen Nutzen ſchaffen, wenn ſie, nach ihrer Fähigkeit, zu allerley Künſten und Handarbeit, die der ſchon vorhandenen bürgerlichen Nahrung keinen Eingriff thun, wohl angewieſen würden. Es dürfte auch nicht unbillig ſeyn, wenn die ſchlechtern Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Koſten mögten auch anfangs geringer ſeyn, als man glaubt, wenn nur ſo viel Land dazu eingeräumt würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land ſelbſt bearbeitet, mit Landkoſt nähren kann. Mit der Zeit könnte eine ſolche Stiftung ſogar einträglich und nutzbar gemacht werden. Allein, hier iſt der Raum zu enge, mich darüber umſtändlicher zu erklären. [Man muß doch unſerm Zeitalter zur Ehre anmerken, daß theils verſchiedene wohlgeſinnete Privatperſonen es ſich ſchon mit gutem Erfolge angelegen ſeyn laſſen, die Erziehung der Jugend zu verbeſſern, und beſonders an zeitiger Bildung und Befeſtigung guter Geſinnungen und Sitten zu arbeiten: theils ſelbſt die Fürſten mit dem edelſten Eifer dieſen wichtigen Zweck zu befördern ſuchen. Die Nachwelt wird vergeſſen, daß hie und da noch Einfalt, Neid, oder Kützel der Tadelſucht dieſem

Unternehmen widerstrebt und Hinderniſſe in den Weg zu legen gesucht hat.]

§. 17.

Wenn wir alles zusammen nehmen, was aus obiger Vergleichung kann geschlossen werden, so erhellet, 1) daß wir durch mehrere Bedürfniße leiblicher Dinge, und durch gänzlichen Mangel angeborner Fertigkeiten, von Natur, wie zur Geselligkeit mit andern Menschen, so zum Gebrauche unserer Vernunft getrieben werden, sowohl das Benöthigte zu erhalten, als es zu unserm wahren Nutzen anzuwenden. 2) Daß wir aber, durch die Stillung der leiblichen Begierden, nach unserer Natur, nicht so gänzlich zufrieden und glücklich werden können, als die Thiere; sondern eines Theils die sinnliche Lust durch die Vernunft reinigen, vervielfältigen, würzen, und zum feinern Geschmacke bringen, andern Theils, nach unserm Verstande, Vergnügen am Erkenntnisse der Wahrheit, nach dem Willen, Lust an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darinn durch die Natur bis zur ersten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit steigen. 3) Daß unsere Fähigkeit und Begierde nicht in so enge oder gemessene Schranken der Vollkommenheit und Glückseligkeit, als der Thiere, eingeschlossen ist; sondern, daß sich beides unsere Vorstellung des möglichen und zukünftigen Guten und unser Bemühen nach diesem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zustandes zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückseligkeit, bis ins Unendliche, erstrecket.

In diesem Stücke besteht demnach des Menschen besondere und vorzügliche Natur. Was der Gebrauch der Vernunft der Erlangung nicht allein einer gereinigten sinnlichen, sondern auch einer immer höhern Gemüths-

müthsvollkommenheit und Luſt, mit ſich bringt, das iſt menſchlich, das iſt natürlich, oder der Abſicht des Schöpfers bey unſerer Natur gemäß. Denn das Weſen und die Natur der Dinge ſind Mittel göttlicher Abſichten, und alle Abſichten Gottes ſind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch, umgekehrt, alles Gute, das aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entſpringen kann, göttliche Abſicht iſt. Alſo iſt das Bemühen unſerer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höhern Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig ſind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir beſtimmt ſind.

Daraus folgt auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehiſchen Trieb zur Richtſchnur menſchlicher Handlungen machen. Denn der Menſch hat keine ſolche Triebe, das iſt, ſolche angeborne Bemühungen, die mit einer Kunſt und Fertigkeit verknüpft ſind, als die Thiere haben. Daher iſt es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unſerm wahren Wohl führen könne. Wir haben freilich eine Begierde zur ſinnlichen Luſt mit den Thieren gemein: aber dieſe Begierde iſt in unſerer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künſte und Fertigkeiten, zu unſerm Wohl, beſtimmt und beſchränkt. Ein Thier braucht, bey ſeiner ſinnlichen Begierde, zumal, wenn es ſeiner Natur und Freiheit gelaſſen iſt, keiner Vernunft zum Wegweiſer und Führer; der Trieb reizet ſeine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führt es allemal ſicher und richtig zu ſeinem, obgleich niedrig geſteckten, Ziele. Aber wenn der Menſch bloß dem Reize ſinnlicher Lüſte nachgehen will, ohne einen ſolchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft

der Vernunft, die ihm ſtatt der Triebe gegeben iſt, zu gebrauchen; ſo rennet er allemal in ſein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert laſſen, daß ſich dasjenige, was uns natürlich, oder unſerer Natur gemäß iſt, auf eine ganz andere Art äußert, als bey den Thieren. Bey dieſen braucht es keiner Erfahrung, Beiſpiele, Anweiſung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft iſt mit der Geburt ſelbſt gänzlich und genugſam zu ihren Verrichtungen beſtimmt, und erreicht ihren Endzweck, ohne weitere eigene Bemühung zu einer mehrern Vollkommenheit. Aber die menſchliche Natur und Kräfte bringen uns zwar anfänglich auch ohne deutliche Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzte Regeln, auf den erſten Weg der Wahrheit und Vollkommenheit; daß wir ſchon als zarte Kinder über alle Dinge in unſerer Vorſtellung reflectiren, und ohne und wider die Regeln der Einſtimmung und des Widerſpruches wiſſentlich nichts gedenken können, und nichts wollen können, als unter der Geſtalt des Guten, nichts verabſcheuen können, als unter der Geſtalt des Böſen. Ja, es liegt auch in eben denſelben eingepflanzeten Regeln unſers Verſtandes und Willens der Grundriß zu ihrem richtigen Gebrauche, und, ſo zu reden, zu einer natürlichen Vernunftkunſt und Sittlichkeit. Allein die wirkliche Anwendung dieſer natürlichen Regeln auf jeden vorkommenden Fall, das iſt, die Kunſt und Fertigkeit unſerer Natur gemäß richtig zu denken und zu wollen, iſt uns nicht zugleich durch einen blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder Trieb, oder eine blinde Fertigkeit, konnte ja auch keine vernünftige Einſicht und Tugend, zuwege bringen:) ſondern ſie erfodert unſere Ueberlegung und freie Wahl, und in beiden eine anhaltende Uebung und einen Vorſatz. Und eben dieſe eigene Ueberlegung und Wahl bringt die menſch-

liche Natur nicht allein überhaupt mit ſich, ſondern ſie iſt auch dann beſonders natürlich, oder unſerer Natur gemäß, wenn ſie den eingepflanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit weiſen, gemäß iſt; aber unnatürlich, wenn ſie auf das Gegentheil führt.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begriff von der menſchlichen Natur, und dem, was uns natürlich iſt, haben, die keine Handlung durch unſere Natur beſtimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwiderſetzlichen Drang zu unſern Handlungen getrieben, und, ſo zu reden, mit Gewalt zu unſerm Ziele geſtoßen und geriſſen werden; folglich, weil wir nicht alle einerley und auf eine Art, ſondern einige Menſchen ſo, andere anders denken und handeln. Das iſt offenbar falſch geſchloſſen: unſere Natur beſtimmt unſere Handlungen nicht blindlings und gleichſam zwangsweiſe; alſo beſtimmt ſie dieſelben gar nicht. Hat denn nicht, außer der blinden Beſtimmung, auch eine vernünftige Statt? und iſt dieſe nicht der menſchlichen Natur gemäß? Iſt es darum nicht durch unſere vernünftige Natur beſtimmt, daß wir die Füße, die den ganzen Leib tragen ſollen, in ihrer ordentlichen Größe wachſen laſſen; weil es dem Sineſer einfällt, dem Frauenzimmer die Füße zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Iſt es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füßen zu ſtehen, und mit denſelben vorwärts zu gehen; weil es möglich iſt, daß auch einer rückwärts gehen, und daß ein Poſiturmacher auf dem Kopfe ſtehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber dieſen Zwang und dieſe Bewegung billig unnatürlich heißen, ungeachtet ſie nicht übernatürlich, und alſo natürlicher Weiſe möglich iſt; ſo iſt auch aller Misbrauch der Vernunft im Denken und Handeln unnatürlich, das iſt, den uns eingepflanzten Regeln unſerer Kräfte entgegen, weil er uns

nicht zur Wahrheit und Vollkommenheit führet; als wohin die Regeln des Verſtandes und Willens gerichtet ſind. Dagegen iſt natürlich, oder unſerer Natur und unſern angebornen Kräften gemäß, und ſodann auch göttlicher Zweck, was mit dem Bemühen unſerer Kräfte und mit den Regeln unſerer Vernunft übereinſtimmet.

§. 18.

Allein, wenn nun ein Menſch ſeiner Natur folget, das iſt, wenn er, außer dem vernünftigen Bemühen nach Wohlſtande, Freundſchaft, Ehre und ſinnlicher Luſt, hauptſächlich in der innern Vollkommenheit des Verſtandes und Willens ſein Vergnügen ſucht: kann er dann ſeiner Natur in der Welt Genüge thun, das iſt, völlig zufrieden und glücklich werden?

Man ſieht leicht, daß bey dieſer Frage die Hinderniſſe unſerer Zufriedenheit, und die Hülfsmittel, welche uns die Natur dagegen gegeben hat, mit in Erwägung zu ziehen ſind. Auf das erſte kann ich kurz antworten, weil es Dinge betrifft, die ein jeder aus eigener Erfahrung weis.

Unſer natürliches Bemühen hat von außen und von innen viele Hinderniſſe, die es uns an ſich unmöglich machen, daſſelbe in dieſem Leben ſo vollkommen zu vergnügen, daß wir nichts mehreres und beſſeres wünſchten. Die Verknüpfung der körperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns manchen widrigen Zufällen, die wir nicht voraus ſehen noch verhüten können, und die wir doch nicht allein, wenn ſie kommen, mit Schmerzen empfinden, ſondern ſchon, ehe ſie kommen, vermöge unſerer Natur, aus anderer Beiſpiele und Geſchichte, mit Bekümmerniß, uns als möglich vorſtellen. Die Menſchen, mit welchen ein jeder vornehmlich umgeht, die Verfaſſung

der

der Gesellschaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, sind unsern Absichten vielfältig entgegen. Wir empfinden also öftern Verdruß, wenn durch diese Ursachen unsere Lust, Ehre und Wohlstand gekränkt, oder wenigstens gehindert wird, so hoch zu steigen, als wir wünschten. Unser Körper ist vielen Schmerzen und Krankheiten bloß gestellt, und erwartet einen gewissen Tod, zur ungewissen Zeit, und auf unbekannte Art. Unser Gemüth wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald schlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beschaffenheit, in seinen Verrichtungen, und in seinem Vergnügen, großentheils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichem und nützlichem Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundschaft und Menschenliebe geben; so können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Größe des Erkenntnisses erlangen, welche wir suchen, noch auch allemal unsere Leidenschaften und sinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder, durch die weiseste Aufführung, aller Menschen Liebe, Freundschaft und Achtung gewinnen.

Es ist wohl gewiß, wir können viele Unvollkommenheit und Widerwärtigkeit durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigstens mildern und versüssen, und uns dagegen manch großes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen verschaffen. Allein, eine Vollkommenheit und Glückseligkeit, die unserm Verlangen gleich wäre, ist doch nicht zu hoffen; und die größte [illegible] und Tugend reichet nicht zu, alle Unlust allen Zeiten, [illegible] sind so ferne weit schlimmer daran, als was Gott nicht [illegible] ein wenig gegenwärtigen Schmerzens [illegible] was nicht [illegible] sei[illegible] gegen unserer Vorstellung, viel vergangen[illegible] best und Vergnügen überwiegt, und daß wir das zukünftige mögliche oder gewisse Böse voraussehen und vorher

vorher empfinden; wenigstens, daß unser Verlangen, Wunsch und Bemühen, sich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die größte Vollkommenheit, welche sich in diesem Leben erhalten lassen, erstrecket. Wenn auch das Leben noch so glücklich und vergnügt geführt wäre; so wird es doch, je näher es dem Tode rückt, durch die Vorstellung eines gewissen Endes, natürlicher Weise, mit Furcht und Angst vergället.

Ich rede noch von dem Menschen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unserer Natur, mit aller Vernunft und Tugend, noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntnisse des höchsten Wesens und seiner Absichten steigen. Denn, so wenig der Verstand ohne dieses Erkenntniß den zureichenden Grund und Zusammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit, welche in der Welt herrschet, finden kann: so wenig wird auch unser Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unsers Schöpfers, und besonders ohne Zuversicht auf dessen weise und gütige Vorsehung, und ohne die Hoffnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns bestimmt hat, beruhiget. Ich weis aus dem Umgange mit Menschen, daß Atheisten, eben wegen Mangel dieses Erkenntnisses, ihre Gemüthsunruhe und Verwirrung ängstlich empfinden, zumal, wenn sie an den Tod gedenken, und daß sie nicht ohne Bewegung wünschen, davon überzeugt zu seyn. Es wird also meinem Zwecke gemäß seyn, daß ich diese beiden großen Wahrheiten, als Hauptstützen unserer Zufriedenheit, fest setze, und zuletzt überhaupt den Einfluß, welchen die Religion o die wi Glückseligkeit hat, klärlich darthue. chmerzen empfin- vermöge unserer h mit Be- nsch-

Die

Die achte Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung.

§. 1.

Die Vorsehung Gottes ist eine Folge des Raths der Schöpfung. Eben die innern Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermocht haben, die Welt in gewisser Absicht zur ersten Wirklichkeit zu bringen, die erstrecken sich auch über die ganze Dauer der Welt in allem Zustande, nach allen und jeden, selbst den allerkleinsten Theilen und Begebenheiten. Denn, man würde diesen unendlichen Vollkommenheiten zu nahe treten, wenn man sagen wollte, daß entweder seine Weisheit, bey der ersten Anlage nicht den ganzen Zusammenhang der zukünftigen Welt, nach der Uebereinstimmung mit seiner Absicht, aufs deutlichste durchgeschauet hätte; oder daß sein Rathschluß, bey solcher Einsicht in alles Zukünftige, die Begebenheiten, welche seinem Zwecke gemäß seyn würden, nicht auf einmal und unveränderlich gut geheißen; oder daß etwas außer Gott, ohne ihn und seine Kraft, bestehen könne. Demnach kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten, nicht das geringste seyn und geschehen, was Gott nicht von Ewigkeit vorher gesehen hätte, oder was nicht in seiner Absicht und in seinem Rathschlusse mit befasset wäre, oder dessen Wirklichkeit nicht von seiner Wirkung abhienge.

Man

Man kann also die göttliche Vorsehung nicht läugnen, ohne das Daseyn Gottes, und seiner Vollkommenheiten, nebst der Schöpfung, aufzuheben. Setzte man etwas in der Welt, das der Schöpfer nicht vorher gesehen, oder das er anders vermuthet hätte: so würde man zugleich seinem Verstande Schranken setzen, und ihm statt der Allwissenheit und vollkommensten Weisheit, Unwissenheit, Dunkelheit, Undeutlichkeit, Uebereilung, Widerspruch und Irrthum beilegen. Wollte man sagen, daß er sich um die Welt, oder um alle Kleinigkeiten in derselben, nicht weiter bekümmere; so würde man sich sowohl das göttliche Erkenntniß, als seinen Willen, nach menschlicher Schwachheit vorstellen. Denn, das setzte voraus, daß bey Gott, so wie bey uns Menschen, das Erkenntniß der Dinge erst nach ihrer Wirklichkeit erfolgen könnte, daß er um das Wirkliche zu erkennen, eine mühsame Achtsamkeit auf dieselbe nöthig hätte, und daß er doch die Dinge nicht von solchem Werthe hielte, sich die Mühe anzuthun. Allein, Gottes Wissen hängt nicht von der Wirklichkeit der Dinge, sondern, umgekehrt, die Wirklichkeit der Dinge hängt von Gottes Wissen und Rathschlusse ab. Es kann nichts Zufälliges wirklich seyn oder werden, was nicht völlige Möglichkeit hat; und nichts dergleichen kann möglich seyn, was nicht vorher gedacht, und in dem unendlichen Verstande befasset wäre, der sich alle Möglichkeit vor aller Wirklichkeit aufs deutlichste und auf einmal vorstellet. Dieser ist also die wesentliche Quelle alles Möglichen, und stellet sich darunter auch, ohne alles zeitliche Forschen, Bemühen und Bekümmern, dasjenige, was zureichenden Grund der Wirklichkeit in der Verknüpfung der Dinge hat, vor. Und hierinn ist ihm nichts zu geringe oder zu klein zu betrachten, weil er darinn seine großen Absichten im Ganzen, und in aller Folge der Zeit, durch die Uebereinstimmung in

den

den allerkleinſten Theilen, aufs vollkommenſte erfüllet ſieht.

Dieſe Einſicht iſt zugleich ein ſteter Bewegungsgrund für den göttlichen Willen, die Welt in ihrer ganzen Wirklichkeit und Dauer unverändert zu erhalten. Denn, wenn ſich Gottes Rathſchluß von den wirklichen Begebenheiten und deren Mitteln änderte; ſo müßte er auch andere Bewegungsgründe dazu haben, als er anfänglich gehabt. Folglich würde er dadurch ſelbſt ſeine vorigen Einſichten und Rathſchlüſſe für nicht gut und weiſe erklären, und würde alſo entweder zuerſt, oder zuletzt, geirret und übel gewählt haben, welches der unendlichen Vollkommenheit Gottes widerſpricht.

Wie könnte aber die Welt nach Gottes Willen unverändert wirklich bleiben, wenn nicht auch der wirkſame Einfluß göttlicher Macht ſie in der Wirklichkeit erhielte? Sie hatte ja einmal den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in ſich ſelbſt und ihrem Weſen: denn ſie mußte von Gott erſchaffen werden, wenn ſie da ſeyn ſollte, und ihre erſte Wirklichkeit hieng demnach unmittelbar von Gottes wirkſamer Macht ab. Dadurch aber, daß ſie geſchaffen iſt, hat ſie kein anderes Weſen bekommen: ſie iſt bloß eine ſolche wirkliche Welt geworden, als vorher nur möglich war. Demnach kann ihr Weſen oder ihre innere Möglichkeit, auch noch jetzt, und in aller ihrer Dauer, nicht den Grund ihrer Wirklichkeit in ſich halten. Sie kann dadurch, daß ſie als Welt geſchaffen iſt, nicht unabhängig und ſelbſtändig, mit einem Worte kein Gott geworden ſeyn. Der andere, dritte, vierte Augenblick ihrer Wirklichkeit iſt und bleibt, eben ſowohl als der erſte, außer ihrem Weſen, in der Macht des allein ſelbſtändigen Schöpfers gegründet; deſſen fortdaurende Wirkung ihre fortdaurende abhängige Wirklichkeit unterhalten mußte. Wollte alſo Gott,

daß

daß eine Welt wirklich bleiben ſollte, welche, vermöge ihres Weſens, für ſich nicht beſtehen konnte, ſo war auch in ſolchem Willen der Vorſatz enthalten, daß Gott die Welt durch ſeine kräftige Wirkung in allen Stücken erhalten, und nach den geſetzten Abſichten regieren wollte.

Manche denken vielleicht hierbey: Es kann ja wohl ein Menſch, als Werkmeiſter, eine Maſchine machen, die hernach von ſich ſelbſt nach ſeiner Abſicht richtig geht, ob er gleich weiter keine Hand daran ſetzet; und man würde denjenigen für einen ſehr unvollkommenen Künſtler halten, der ſein gemachtes Werk alle Augenblick herumdrehen und fortſtoßen müßte. So, meinen ſie, wäre man der Vollkommenheit des göttlichen Werks der Schöpfung auch dieſes ſchuldig, zu ſagen, daß die Welt nun für ſich beſtehe, und ohne Gottes fortdaurenden Einfluß dennoch alle ſeine Abſichten erfülle.

Allein, dieſer Einwurf beruhet auf einer ganz falſchen Vorſtellung. Denn der Menſch thut gar nichts zum Beſtehen einer Maſchine. Beides, Materie und Kraft, iſt ſchon vor ſeiner Kunſt da: er entlehnt ſie bloß aus der Natur, und thut weiter nichts dazu, als daß er der Materie eine gewiſſe Figur, Eintheilung und Zuſammenfügung giebt, damit die natürliche Kraft die verlangte Wirkung darinn hervorbringen möge. Er macht es auch nicht, daß die Materie hernach bleibt, oder daß ſie ihre innere Kraft und Feſtigkeit behält. Er kann alſo wohl davon gehen: das, was ohne ſein Zuthun da geweſen iſt, kann auch ohne ihn beſtehen. Aber daraus folgt nicht, daß es auch ohne ein höheres Weſen ſey und beſtehe, und keines Erhalters brauche. Der Gärtner pflanzt den Baum, ſäet den Saamen, und begießt ihn etwa: das iſt alles, was er thut. Aber darf er ſich und ſeiner Handlung das nachmalige Wachſen des Baumes und Saamens zuſchreiben, da er doch nur Gelegenheit gegeben, daß die Natur ſo wirken kann?

Es ist also falsch, daß ein Mensch etwas für sich bestehendes hervorbringe. Die gute Absicht, daß man, durch solche Unabhängigkeit der Welt, Gott und sein Werk desto vollkommener vorstellen will, trügt auch gar sehr. Denn das Werk wird dadurch dergestalt über seinen Werkmeister erhoben, daß dieser gar als unnöthig angesehen werden dürfte. Ein Atheist wird wenigstens das Angenommene nach seiner Absicht so drehen und sagen: Kann die Welt jetzo für sich ohne Gott seyn und bestehen; warum hat sie es nicht von Ewigkeit thun können? Man lernt zugleich daraus, daß bloße gute Absichten einen sehr mislichen und gefährlichen Grund zur Wahrheit legen [1]).

[1]) [Das Misverständniß liegt hauptsächlich darinn, daß man die Wirkungen, welche wir, unsers eingeschränkten Verstandes wegen, nach Ort und Zeit unterscheiden, sich auch in Ansehung Gottes als verschieden vorstellet. Aber aus der ersten selbständigen Ursache fließt alle Wirkung auf einmal und ohne Zeitfolge: die Wirkungen der Wirkungen sind Ihm gleich gegenwärtig, und indem eine von der andern abhängt, so hängen alle von Ihm beständig ab. Die Glieder einer Kette hängen auch eines vom andern ab: aber diejenige Kraft, welche das oberste Glied hält, muß doch die ganze Kette halten, und muß sie beständig halten, wenn sie in ihrem Stande bleiben soll — Daß Gott nur für das Allgemeine, und nicht für jeden besondern Fall sorge, oder gesorgt habe, ist auch nur eine verwirrte Vorstellung, theils von dem Verstande Gottes, als ob selbiger, wie der unsrige, von Theil zu Theil durchschauen müßte, und nicht alles in allem sähe: theils von den Wirkungen, die doch nirgends in etwas Allgemeinem, sondern immer in besondern Dingen bestehen, und deren kleinste sowohl als die größten, aus ihren Ursachen fließen müssen. Man betrachtet dabey auch nicht den Einfluß, welchen alles in der Welt auf einander hat, und daß jede Unordnung in dem geringsten Theile sich von Gliede zu Gliede über alles erstrecken würde — Wenn ein König oder Feldherr sich vornähme nur im Allgemeinen zu befehlen, daß sein Heer vollständig und zum Schlagen gerüstet seyn sollte: die Sorge aber, daß jeder Kerl wohl

genährt, gekleidet, geübt, mit gutem Gewehre, Pulver, Feuersteine u. s. w. versehen sey, für Kleinigkeiten hielte: würde der wohl seine Absicht erreichen? Wenn Menschen sich nicht in alles Besondere einlassen können, so ist es nur Mangel der Kräfte: aber, je mehr sie doch alles Besondere, und mit je schnellerem Blicke sie es übersehen, desto weniger werden sie in ihrem Vorhaben gestöret.]

§. 2.

Gleichwie nun bisher die Vorsehung Gottes über die fortdaurende Welt aus eben den wirksamen Eigenschaften erwiesen ist, welche in das Werk der Schöpfung einen näheren Einfluß gehabt haben; so kann man sich davon ferner auch aus der Betrachtung der Welt selbst lebhaft überführen.

Wir setzen hierbey die Absicht der Schöpfung voraus, die oben weitläuftig bestätigt ist; daß nämlich die Welt zum Wohl aller möglichen Lebendigen hervorgebracht sey. Dann zeigt sich in solcher Betrachtung der Welt erstlich ein Verstand, der alle Wirkung der Naturkräfte in dem ganzen Zusammenhange, auf alle Zeiten, ganz genau voraus gesehen, und alles nach seiner Absicht, so zu reden, abgezählt, abgewogen und abgemessen hat; so daß die Welt nach ihrer ersten Einrichtung, ohne alle weitere Aenderung der Naturgesetze, oder der Zusammenfügung, wenn es Gott will, in Ewigkeit in einerley Ordnung bestehen, und dem Zwecke Genüge thun kann.

In menschlichen Maschinen entsteht das Gegentheil aus Mangel einer genauen Vorhersehung. Die beste Maschine des klügsten Künstlers fängt bald an, ein wenig von dem verlangten Zwecke abzuweichen; und dieser Fehler vergrößert sich immer mit der Zeit. Diese Unrichtigkeit und Unordnung hatte ohne Zweifel schon in der ersten Einrichtung ihren völligen Grund, und viel-

vielleicht in einer sehr geringen Kleinigkeit. Allein, das war dem Künstler verborgen. Kein Künstler ist so scharfsichtig, daß er sich in dem gegenwärtigen Zustande seiner Maschine alle darinn gegründete zukünftige aufs genauste vorstellen könne.

Die körperliche Welt ist zwar auch nichts anders, als eine Maschine, aber von einer unermeßlich größern Vielheit und Mannichfaltigkeit der Theile, und der besondern Absichten. Sie ist zur Bewohnung aller möglichen Lebendigen, verschiedener Gattung, in gar viele lichte und finstere Kugeln vertheilt, davon diese sich um jene, in gemessener Zeit und Bahn, herum wälzen, um Licht und Wärme, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Witterung, Nahrung und Wachsthum, nach jeder Einwohner Beschaffenheit zu empfangen. Die Stellung der Planeten, und ihre wirkende Anziehung gegen einander, ist in dem Laufe der Natur und Zeiten so mannichfaltig, daß es fast unmöglich scheint, eine künftige Zeit oder Cyclum zu setzen, da ihrer aller Stellung der ersten wieder ähnlich werden, und ihr großer Kreislauf wieder von neuem auf gleiche Weise anfangen wird. Mithin ist auch jedes Jahr von dem andern, in aller Folge der Zeit, an Witterung und an Fruchtbarkeit, bald dieses, bald jenes Gewächses oder Thieres, verschieden. Zudem, so wird der Planeten Bahn, durch einen außerordentlichen Lauf der Cometen, aus einer ganz andern Himmelsgegend, zum öftern durchschnitten. Es ist aber kein beständiger Weg durch unser Sonnensystem, der immer für die Cometen offen und frey wäre: sie kommen von so verschiedenen Strichen, und haben so verschiedene Richtung, laufen auch, bald der Sonne, bald diesem und jenen Planeten so nahe, daß schon den Menschen bange geworden ist, es mögte eine dergleichen Himmelsbombe uns treffen, oder uns einen unserer

Nachbarn entführen, oder unſere Sonne verrücken. Kein Sternſeher kann uns auch dafür Bürge ſeyn: er nimmt ſie nur wahr, wenn ſie da ſind, weis es aber nicht vorher, wann und woher ein Comet kommen, und welchen Lauf er nehmen wird; wenigſtens, wenn ja ein voriger zu gewiſſer Zeit wieder kömmt, ſo ſtehen doch unſere Planeten alsdann nicht ſo, wie vorhin.

Bey aller dieſer beſtändig fortwährenden Verſchiedenheit der großen Erſcheinungen in der Welt, hat noch kein Weltkörper den andern in ſo viel tauſend Jahren, als wir Nachrichten haben, an ſeinem gebührenden Laufe, Zuſtande, oder in ſeiner Wirkung gehindert. Es ſind ungegründete Hypotheſen, daß jemals ein Comet auf unſere Erde, oder an die Sonne, geſtoßen ſey. Alle Planeten halten ihre Bahn und Zeit aufs richtigſte: ſie ſind weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen: ihre Kräfte ſind in demſelben Verhältniſſe und Gleichgewichte geblieben: alle Erſcheinungen der Fixſterne, die ſeit zwey tauſend Jahren beobachtet ſind, ſtimmen auch in ihrer veränderlichen Länge, Declination, und in ihrem Abſtande vom Pol der Ecliptic, mit einander überein: Sonnenhöhe, Mittagslinie, Tag und Nacht, Jahre und Jahreszeiten, ſind allewege aufs genaueſte dieſelben, welche ſie geweſen. Ein offenbarer Beweis, daß der Urheber der Natur in der erſten Stellung der Himmelskörper, in dem Maaße, in den Regeln und Verhältniſſen der Kräfte, welche er ihnen gleich anfangs beſtimmet, in der Richtung und Geſchwindigkeit ihres Laufs allen zukünftigen Zuſtand der Welt und ihrer Theile, auf alle unzählige Tauſende von Jahren, voraus geſehen, in ſoferne darinn kein künftiger Fall entſtehen wird, welcher ſeinen großen Zweck ſtören und aufheben mögte. Und dieſe göttliche Vorſehung iſt uns in Zukunft Bürge, wofür

uns

uns kein Naturkündiger oder Meßkünstler Bürge seyn kann [2]).

[2]) [Es ist zwar alles in Bewegung: der Stand und das Verhältniß aller Körper gegen einander ändert sich immerfort. Der Körper, um welchen sich ein anderer schwingt, schwingt sich mit: die Axen der Ellipsen verändern ihre Richtung, so daß der Planet oder Comet bey der künftigen Sonnenwende nicht wieder auf der vorigen Stelle steht: auch die Fixsterne haben ihre Bewegung, u. s. f. Alles dieses aber muß seinen Einfluß von einem aufs andere, von System zu System verbreiten, über alle Fassung menschlicher Vorstellung, und zur unerschöpflichen Bewunderung nachdenkender Forscher. Denn, alle diese unermeßliche Bewegung geschiehet in solcher Stellung, nach so bestimmten Gesetzen, daß alles sich die Waage hält, und aus allen Anziehungs- und Schleuderungskräften nie eine Zerrüttung, sondern überall Ordnung und Uebereinstimmung, entspringet und erhalten wird.]

§. 3.

Ein gleiches muß man bey den Begebenheiten unsers Erdbodens sagen, soferne derselbe jährlich verschiedener Witterung und mancherley Zustande unterworfen ist. Denn, ob es gleich anfangs scheinen mögte, als wenn heiteres Wetter, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee und Hagel, Blitz und allerley Winde nach einem bloßen Ungefähr wechselten, und bald hier bald da blindlings ausgestreuet würden; als wenn das Wasser auf dem Erdboden nach einem unversehenen Zufalle wühlte, und die Oberfläche änderte, aus Land See, aus See Land machte, Berge aufwürfe, oder verschlünge, und den Lauf der Ströme versetzte: so ist doch nichts gewisser, als daß ein jeder Zustand unsers Erdbodens, nach allen seinen Umständen, in dem vorigen, und dieser wieder in seinem vorhergehenden, und alle endlich im ersten, zureichenden und natürlichen Grund haben.

Nichts aber kann uns Menſchen mehr von unſerer Unwiſſenſchaft in den beſondern Urſachen natürlicher Dinge, und von dem Zuſammenhange mit dem Zukünftigen, überführen, als dieſer verſchiedene Zuſtand der Witterung und Erdfläche, wie auch der davon abhängenden Fruchtbarkeit. Wir mögen ſo viel Wetterbeobachtungen anſtellen, als wir wollen; ſo werden wir doch in Ewigkeit kein Jahr dem andern vollkommen ähnlich finden, und aufs Zukünftige nichts gewiſſes und beſtimmtes ſchließen können.

Unterdeſſen erfahren wir überhaupt ſo viel, daß dieſes unſern Augen ſo verworrene Wimmeln, Wühlen und Toben aller Elemente [ja, daß eine ſo große Veränderung der Oberfläche, als diejenige geweſen iſt, davon wir nur noch die Spuren finden] den Erdboden nicht in ein unwohnbares Chaos verwandelt, noch ſeine Figur und ſein Gleichgewicht verkehrt; ſondern daß es vielmehr das natürliche Mittel iſt, die Ordnung, Fruchtbarkeit und Wohnbarkeit des ganzen Erdbodens ein Jahr und Jahrhundert nach dem andern zu erhalten. Da nun aller folgende ſtets veränderliche Zuſtand im erſten Grund hat: ſo erkennen wir daraus, daß hier nicht die Elemente nach einem wilden Ungefähr zuſammen geſtoſſen ſind, ſondern daß die ewige Weisheit des Schöpfers das erſte Maaß und die erſte Miſchung aller Elemente und ihrer Kräfte mit genauer Vorſehung auf alle zukünftige Zeiten eingerichtet hat.

§. 4.

Ich muß noch ein drittes Beiſpiel der göttlichen Vorſehung anführen, welches uns gerade zu dem Hauptzwecke der Schöpfung leitet, vermöge deſſen alle mögliche Lebendige in der Welt ein beſtändiges Wohnhaus haben

haben sollten. Wir finden also auf unserm Erdboden so viel tausend Arten lebendiger Thiere, als nur seyn konnten, die alle ihr Geschlecht in einem gewissen Verhältnisse fortpflanzen. Dazu sind jeder Art ihre besondern Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Empfindung, Zeugung, und mancherley innere Triebe und Fertigkeiten, nebst äußerer Nahrung, als natürliche Mittel, verliehen. Die Wirkung davon ist uns klar vor Augen, daß nämlich alle und jede Thiere auf dem Erdboden nicht allein bleiben, sondern auch in ihrem Gleichmaaße und Verhältnisse gegen einander bleiben.

Nun hat jedes in seiner Fortpflanzung eine beständige Proportion, sowohl der Fruchtbarkeit überhaupt, als auch des männlichen und weiblichen Geschlechts bekommen, welche von der Natur des ersten Paares abhängt. Jede Vögel, Insecten, Fische, Schlangen, Schildkröten u. s. w. legen ihre beinahe gewisse Anzahl Eier: und darinn ist bey verschiedenen Arten so großer Unterschied, daß die Zahl der Eier von eins zu vielen hunderttausenden steigt. Andere Thiere, die lebendige Jungen werfen, haben ebenfalls ihre gesetzten Schranken der Fruchtbarkeit; die aber bey weitem nicht an die Fruchtbarkeit der Insecten und Fische reichet. In jeder Art ist eine beständige Proportion des männlichen und weiblichen Geschlechts. Denn wie z. B. die weiblichen Geburten sich gegen die männlichen, wie dreizehn und vierzehn, oder, nach genauerer Berechnung, wie zwanzig zu ein und zwanzig verhalten: so legen die Tauben, welche ordentlich paarweise eine unzertrennliche Ehe führen, jedesmal auch nur zwey Eier, davon das erste gemeiniglich einen Tauber, das andere eine Taube enthält [3]). Ueberhaupt ist in allen Arten eine solche Austheilung des zwiefachen Geschlechts, daß jedes seinen Gatten findet.

Nun ſind aber die Thiere, und ihre Eier und Jungen, ſowohl der Nachſtellung und Gewalt anderer unterworfen, als ſie von der Witterung und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun keine Vorſehung geweſen; ſo würde in aller der Zeit bald dieſe bald jene Thierart in ſich vergangen und ausgerottet, oder verdrungen, und auf wenige gebracht ſeyn, wenn entweder ihre Fortpflanzung nicht ſo fruchtbar geweſen, oder die Erzeugung des männlichen und weiblichen Geſchlechts einem bloßen Ungefähr wäre überlaſſen worden. Es würde bald dieſe bald jene Thierart an ihrem Orte nicht genugſames Futter gefunden haben, wenn kein Verhältniß zwiſchen ihrer Vermehrung und dem Futter geweſen wäre; oder ſie würden die Luft und Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu finden war, nicht haben vertragen können. Es würde eine oder die andere Thierart durch die Gefräßigen aufgerieben und ausgerottet ſeyn, wenn die Schädlichen fruchtbarer geweſen, oder mehr Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit und Liſt bekommen hätten, und die Unſchädlichen hierinn nicht ſo gut, als ſie jetzo ſind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeigt alſo ſeine Vorſehung offenbar in dergleichen Erhaltung aller Thierarten auf dem Erdboden, ſoferne er aller Natur, Werkzeuge, Fruchtbarkeit, Geſchlecht, Größe, Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit, Liſt, und übrige Triebe, nach ihrem beſtimmten Futter, nach der Witterung eines jeden Landes, und überhaupt nach allem, was ihnen auf alle künftige Zeiten ſchaden oder nutzen konnte, aufs genaueſte abgemeſſen hat, ſo daß jede Art gegen alle widrige Fälle, die ſich in der Folge der Zeit äußern werden, zulänglich verſehen iſt, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

a) Siehe die ökonomiſch-phyſicaliſchen Abhandlungen, den 5ten Theil, p. 96.

§. 5.

§. 5.

Es ist demnach soferne aus der Erfahrung klar, daß Gott, bey dem Rathschlusse der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach seinem Zwecke, vorsichtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich ein Beweis, daß er sie auch weislich bestimmet und gewollt haben müsse. Allein, was den fortdaurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrifft; so wird dieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas schwerer werden, zu erkennen. Denn wodurch wollen wir sie von den natürlichen Wirkungen unterscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder, daraus zu machen?

Lasset uns also erst die Begriffe durch besondere Merkmale bestimmen, damit wir ohne Verwirrung sagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes, gedenken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblicke ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unterrichter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste den-

Nun ſind aber die Thiere, und ihre Eier und Jungen, ſowohl der Nachſtellung und Gewalt anderer unterworfen, als ſie von der Witterung und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun keine Vorſehung geweſen; ſo würde in aller der Zeit bald dieſe bald jene Thierart in ſich vergangen und ausgerottet, oder verdrungen, und auf wenige gebracht ſeyn, wenn entweder ihre Fortpflanzung nicht ſo fruchtbar geweſen, oder die Erzeugung des männlichen und weiblichen Geſchlechts einem bloßen Ungefähr wäre überlaſſen worden. Es würde bald dieſe bald jene Thierart an ihrem Orte nicht genugſames Futter gefunden haben, wenn kein Verhältniß zwiſchen ihrer Vermehrung und dem Futter geweſen wäre; oder ſie würden die Luft und Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu finden war, nicht haben vertragen können. Es würde eine oder die andere Thierart durch die Gefräßigen aufgerieben und ausgerottet ſeyn, wenn die Schädlichen fruchtbarer geweſen, oder mehr Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit und Liſt bekommen hätten, und die Unſchädlichen hierinn nicht ſo gut, als ſie jetzo ſind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeigt alſo ſeine Vorſehung offenbar in dergleichen Erhaltung aller Thierarten auf dem Erdboden, ſoferne er aller Natur, Werkzeuge, Fruchtbarkeit, Geſchlecht, Größe, Waffen, Stärke, Geſchwindigkeit, Liſt, und übrige Triebe, nach ihrem beſtimmten Futter, nach der Witterung eines jeden Landes, und überhaupt nach allem, was ihnen auf alle künftige Zeiten ſchaden oder nutzen konnte, aufs genaueſte abgemeſſen hat, ſo daß jede Art gegen alle widrige Fälle, die ſich in der Folge der Zeit äußern werden, zulänglich verſehen iſt, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

[3]) Siehe die ökonomiſch-phyſicaliſchen Abhandlungen, den 5ten Theil, p. 96.

§. 5.

§. 5.

Es ist demnach soferne aus der Erfahrung klar, daß Gott, bey dem Rathschlusse der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach seinem Zwecke, vorsichtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich ein Beweis, daß er sie auch weislich bestimmet und gewollt haben müsse. Allein, was den fortdaurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrifft; so wird dieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas schwerer werden, zu erkennen. Denn wodurch wollen wir sie von den natürlichen Wirkungen unterscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder, daraus zu machen?

Lasset uns also erst die Begriffe durch besondere Merkmale bestimmen, damit wir ohne Verwirrung sagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes, gedenken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblicke ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unterrichter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste den-

Macht bey der Handhabung der Gesetze, hat. Die untern Obrigkeiten, und ihre Macht, nebst den Gesetzen, wornach sie dieselbe brauchen, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und ihren ersten Ursprung von des Oberregenten Macht, sondern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden Einflusse dieser Macht. Wenn dieser Einfluß aufhörte, wenn der Regent nicht allezeit die Richter, Gesetze, Sprüche bestätigte, für die seinen erkennete, und ihnen den Nachdruck seines unveränderten Willens und seiner Obermacht verliehe: so würden auch Richter und richterliche Macht, Gesetze und Sprüche, nichts mehr seyn. Die Ursache dessen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge von der Obermacht des Regenten, und in ihrem eingeschränkten Wesen. Und eben diese Ursache muß auch in der Natur, bey der Dauer eingeschränkter Substanzen, ihrer Kräfte, und deren Gesetze gelten, daß alles seine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Obermacht des Regenten in die Bestätigung der Richter, Gesetze und Sprüche, der Verfassung des Staats nicht entgegen, sondern gemäß ist; so ist auch der göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrer Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfung nicht entgegen, sondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig sey, und dabey in beständiger Wirkung bleibe; so sage ich nicht unrecht, daß man auch darinn von der [illegible] der unabhängigen Macht eine Erfahrung, von [illegible] der beständigen Handhabung der Untergebenen. Wenn [illegible] wir die Wirksamkeit der Obermacht [illegible] wirklich w[illegible]ändigen Gehen des Zeigers an der Uhr sehen wir, daß die Feder auch beständig wirksam sey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch

eini-

ken, wenn man gleich seine Obermacht erkennen müßte. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er alles allein thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen, und die Gesetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die möglichen Naturmittel zu seinem Zwecke nicht eingesehen haben, oder auch seinen Zweck oft ändern, und seinem eigenen Einflusse in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun solche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beständigen Erhaltung die Rede ist: so fragt sich, welcher Einfluß seiner Macht sonst für die Erhaltung übrig bleibt, der sich von der Naturwirkung unterscheiden ließe? Ich antworte: Da, wo die Schranken der Natur, das ist, der Substanzen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhängigkeit von einem unendlichen Wesen erfordern, da gedenket man sich nicht allein vernünftig einen wirksamen Einfluß einer unendlichen Macht in die Erhaltung der Substanzen und ihrer Kräfte, welcher ihrer Natur und der Absicht der Schöpfung gemäß ist; sondern derselbe Einfluß läßt sich auch soferne aus der Erfahrung wahrnehmen, als diese uns in dem Eingeschränkten auf das Unendliche verweist.

Wir können uns einen Begriff solcher Erhaltung machen, wenn wir eine Vergleichung von dem sittlichen Einflusse nehmen, den eines Regenten Obermacht in das Daseyn der Unterrichter, und in ihre abhängende

Macht

Macht bey der Handhabung der Gesetze, hat. Die untern Obrigkeiten, und ihre Macht, nebst den Gesetzen, wornach sie dieselbe brauchen, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und ihren ersten Ursprung von des Oberregenten Macht, sondern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden Einflusse dieser Macht. Wenn dieser Einfluß aufhörte, wenn der Regent nicht allezeit die Richter, Gesetze, Sprüche bestätigte, für die seinen erkennete, und ihnen den Nachdruck seines unveränderten Willens und seiner Obermacht verliehe: so würden auch Richter und richterliche Macht, Gesetze und Sprüche, nichts mehr seyn. Die Ursache dessen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge von der Obermacht des Regenten, und in ihrem eingeschränkten Wesen. Und eben diese Ursache muß auch in der Natur, bey der Dauer eingeschränkter Substanzen, ihrer Kräfte, und deren Gesetze gelten, daß alles seine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Obermacht des Regenten in die Bestätigung der Richter, Gesetze und Sprüche, der Verfassung des Staats nicht entgegen, sondern gemäß ist; so ist auch der göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrer Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfung nicht entgegen, sondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig sey, und dabey in beständiger Wirkung bleibe; so sage ich nicht unrecht, daß man auch darinn von dem Einflusse der unabhängigen Macht eine Erfahrung, von [illegible] der beständigen Handhabung der Untergebenen. Wenn wir die Wirksamkeit der Obermacht [illegible] wirklich wirksam, das beständigen Gehen des Zeigers an der Uhr sehen wir, daß die Feder auch beständig wirksam sey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch

chen Dingen und Naturkräften, ein unendliches Ganzes ausmachen? Und wovon ſollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerſt abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft außer der Welt wäre, wodurch ſie ihr Daſeyn haben und behalten [4])?

[4]) [Die Theile der Welt mögen immerhin eine unbeſchränkte Menge ohne Zahl ausmachen (unendlich ſeyn); ſo bleiben es doch lauter eingeſchränkte abhängige Weſen, und weder ihre Kräfte, noch ihre Stellung unter einander, ſind in ſich ſelbſt gegründet; ſondern ihre Wirklichkeit, welche alle die beſondern Beſtimmungen der Möglichkeit enthält, muß aus einer ſelbſtändigen unbeſchränkten Urkraft fließen].

§. 7.

Es iſt ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewiſſen Veränderung beſtehen; welches zwar durch Hinderniſſe an ſeiner Wirkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hinderniſſen beſtändig anhält, und daher den Augenblick, ſobald nur der Widerſtand weg iſt, in gleichem Maaße ſeine Wirkung leiſtet. Dieſes iſt an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tauſend Jahre ruhet, ſo hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehört, ſich nach ſeiner ſenkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach dem Maaße ſeiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm ſtehende Stütze wegſchlägt, ſo bewegt er ſich den Augenblick ſenkrecht und mit gleicher Stärke und Geſchwindigkeit, als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zugeſtehen, daß alle fortdaurende Kräfte der Natur ihren beſtändigen weſentlichen Sitz in den untheilbaren Urſtoffen haben, und nicht erſt durch die Zuſammenſetzung entſtehen, noch mit derſelben aufhören, oder ſich verändern. Denn wenn

jeder

jeder dieser Urstoffe nicht sein Maaß der Kräfte zur Zusammensetzung mitbrächte, sondern in sich unkräftig wäre: so würde durch die Zusammensetzung vieler unkräftigen Urstoffe eben so wenig eine Kraft entstehen, als aus der Zusammensetzung vieler Nullen eine Zahl werden kann [5]). Wie aber an sich klar ist, daß die Kräfte der untheilbaren Urstoffe eingeschränkt sind; so erhellet nun auch, daß ihre Schranken nicht Schranken der Ausdehnung sind, sondern bloß intensive nach Graden oder Stufen gedacht werden können. Wenn sie also, als eingeschränkte Kräfte, in einem steten Bemühen zur Veränderung bestehen: so müßte auch diese Veränderung ihre Grade oder Stufen betreffen, das ist, die Kräfte müßten bey jeder wirklichen Veränderung stärker oder schwächer, vollkommener oder unvollkommener werden, wie wir an unserer Seele wahrnehmen [6]). Woher kömmt es denn, daß dieses Bemühen unverändert und in gleichem Maaße fortdauret? daß es weder aufhört, noch zu- oder abnimmt? In der Natur selbst ist dieses nicht gegründet. Eine endliche eingeschränkte Kraft kann ermüden und erschöpfft werden: sie kann aber auch durch ungehinderte Ausübung stufenweise zunehmen. Ich glaube also nicht, daß man eine vernünftige Ursache geben kann, warum die eingeschränkten Naturkräfte der Urstoffe, welche sich so viel tausend Jahre gegen mancherley Hindernisse bemühet haben, inzwischen nicht abgenommen haben und schwächer geworden sind, oder warum andere in ihrem ungehinderten Bemühen nicht zugenommen und stärker geworden sind, als weil eine unendliche Kraft sie stets nach dem bestimmten Maaße ihrer Schranken erhält und unterstützet.

[6]) [Eigentlich bleibt auch die Kraft, oder das innere Vermögen unserer Seele, wohl einerley. Die Aeußerung aber, oder die Wirkung dieser Vorstellungskraft in Erweiterung unserer Ideen, nimmt zu oder ab, nachdem sie sich

ſich mit mehrerem Vortheil entwickeln kann oder mehr Hinderniß vorfindet — So bleibt die Schwerkraft eines Körpers einerley, obgleich die dadurch bewirkte Bewegung, wenn ſie ungehindert iſt, immer ſchneller wird, und hingegen bey mehrerem Widerſtande auch langſamer werden kann].

§. 8.

Ich werde mich, zum weitern Beweiſe des göttlichen Einfluſſes in die Natur, nicht unbillig auf die künſtlichen Bildungen ſo vieler Millionen Samen in den Thieren und Pflanzen berufen, welche jährlich geſchehen, und in keiner bloßen Naturkraft zureichenden Grund haben können. Ich will nur einen Fiſchrogen zur Betrachtung vorſtellen. Ein gewiſſer Freund, der ſich mit vieler Einſicht um die Naturgeſchichte bekümmert, erforſchete die Anzahl Eier in einem Kleiß [7]), welcher vierzehn Zoll lang, zwölf Zoll breit war, folgender Geſtalt. Er wog den ganzen Rogen, und fand ihn eilf Loth ſchwer. Nun zählte er in einem Klümpchen Eier, das einen Gran am Gewichte ausmachte, mehr als zweyhundert Eier. Wenn folglich zweyhundert und vierzig Gran auf ein Loth, und alſo zweytauſend ſechshundert und vierzig Gran auf eilf Loth gehen: ſo folgte, daß in dem ganzen Rogen mehr als fünfhundert und acht und zwanzig tauſend Eier enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und ſelbſt noch die acht und zwanzig tauſend Eier für das Gewiche der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: ſo ſind doch gewiß fünfmal hundert tauſend Eier in dem Rogen eines einzigen ſolchen Fiſches beſchloſſen. Ein jedes Eichen enthält ſchon ſeinen ganz zart gebildeten Fiſch, der in der Eihaut ganz ſorgfältig eingepackt liegt. Alle Eier ſind ordentlich an die Zwiſchenwände des Rogens zu beiden Seiten angeheftet; und ſie werden überhaupt von der gemeinſchaftlichen äuſſeren Haut beſchloſſen, durch welche eine große Ader

vom

vom Herzen hin, und wieder eine gleiche zurückführende Ader her läuft, die ihre Aeste nach jeder Zwischenwand, und von da wieder fünfhundert tausend kleinere Aeste nach allen den Eiern schicken, wodurch ein jedes Ei seine Nahrung und sein Wachsthum empfängt.

Diese Bemerkung zeigt uns, daß die Eier nicht ausser den Thieren schon zerstreuet in der Welt da gewesen, und etwa durch den Nahrungssaft einzeln zu ihrem Behältnisse geführt sind, sondern, daß sie alle mit einander, nebst ihren Häuten und Gefäßen, als ein zusammenhangendes Gewebe, auf einmal, und aus einer Materie, in dem Thiere selbst entworfen und gebildet worden. Es läßt sich aber auch nicht wohl eine innere Präformation gedenken, als ob alle Saamen der künftigen Geburten schon in den Saamen der ersten Thiere eingepackt gewesen wären. Denn so müßten wir, wider alle Wahrscheinlichkeit, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ei wenigstens eine Millionmal kleiner ist, als seine Mutter: und die zweite Ordnung der Eier, welche schon in diesem Ei stecken sollten, wieder eine Millionmal kleiner seyn müßte, als das erste Ei, und eine Bimillion kleiner, als die erste Mutter. Was wird denn aus der dritten, vierten, tausendsten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche schon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem ersten Ei, oder in der ersten Mutter, eingepackt seyn sollten? zu geschweigen, daß auch die Erfahrung solcher Präformation widerspricht, weil bey den Krebsen und Polypen die verlornen Theile wieder aufs neue gebildet werden [7b]). Da wir also in jedem Jahre eine neue Bildung der Saamen anzunehmen genöthigt sind: so fragt sich, welche mechanische oder elementarische Kraft und Regel bringt dieses zuwege? Wir können in dem

organiſchen Baue der thieriſchen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Saamen dienliche Materie, ſo zu reden, ſichte, preſſe, koche, und wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefäße getrieben werden, zuſammen nach einem Behältniſſe führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organiſchen Körpers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch die Saamenmaterie gepreßt wird, ein Modell annehmen, welches der Materie eine gewiſſe Bildung gäbe, ſo würde dadurch höchſtens nur eine äußere Geſtalt und Figur des Saamens entſtehen. Woher aber würden alle innere Theile des Saameneies ſo ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechaniſches Modell erſonnen, das auch den innern Theilen der Saamenmaterie eine ordentliche Bildung eindrücken könne, ſagt nichts, daß ſich mit Verſtande gedenken läßt, ſondern vielmehr was widerſprechendes. Denn ein Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm nur auf einer Fläche, ſie ſey äußerlich oder innerlich, eine Form oder Figur geben, nicht aber den ganzen Körper in allen innern kleinſten Theilen durchdringen, ohne daß es den ganzen Raum ſelbſt erfülle. Und wo bliebe denn der Körper, der durch das Modell ſoll gebildet werden? Es iſt dazu eine Hypotheſe, welcher die Erfahrung ganz entgegen iſt: weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwiſchen den Mutterthieren und Mutterpflanzen, und zwiſchen der Frucht, ſowohl äußerlich als innerlich, zu bemerken iſt. So ſind ſie ja denn nicht in ihre Modelle gegoſſen, oder über ihren Leiſten geſchlagen 7c).

Noch andere haben in der Materie, woraus die Saamen der Thiere und Pflanzen gebildet werden, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes Theilchen bemühet wäre, ſich zu ſeines Gleichen zu geſellen, und ſich in gewiſſer Ordnung daran zu hängen, oder anzuſchließen. Allein, wer ſieht nicht, daß nach ſolcher Bildungsregel entweder ein einför-

mig

mig gemischter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geschieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verschiedenheit hat, jedes sich in einen besondern Klumpen sammlen, folglich nimmer ein ordentlicher Bau eines organischen Körpers aus verschiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen diese, dem andern jene Figur? was bildete die Fleischmuskeln bald so, bald anders? was fügte sie durch Knorpel und Sehnen zusammen? was durchflöchte sie mit Nerven, Drüsen, Schlag- und Blutadern? Alles dieses würde ohne und wider die gesetzte Bildungsregel geschehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Saamenbildungen angenommen worden, ist alles bloß willkührlich, unzureichend, falsch, und zum Theile kindisch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organischen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechanischer Grund solcher Bildung zu finden seyn; noch auch ein elementarischer in den kleinern Urstoffen der Saamentheilchen, daß sie sich von selbst, nach so viel tausend Modellen, zusammen fügen. Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oscillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er sonst verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverständige Kraft seyn, in welcher für sich allein kein genugsamer Grund enthalten seyn kann, daß sich so viele verschiedene Theilchen, so zu reden, unter einander verstehen, und ohne alles äußerliche oder innerliche materielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ihrer Natur, bloß nach Absicht, Gebrauch und Nutzen eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze, ordentlich zusammen fügen. Gewiß, nichts kann künstlicher, verständiger, göttlicher seyn, als diese immer fortwährende

organiſchen Baue der thieriſchen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Saamen dienliche Materie, ſo zu reden, ſichte, preſſe, koche, und wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefäße getrieben werden, zuſammen nach einem Behältniſſe führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organiſchen Körpers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch die Saamenmaterie gepreßt wird, ein Modell annehmen, welches der Materie eine gewiſſe Bildung gäbe, ſo würde dadurch höchſtens nur eine äußere Geſtalt und Figur des Saamens entſtehen. Woher aber würden alle innere Theile des Saameneies ſo ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechaniſches Modell erſonnen, das auch den innern Theilen der Saamenmaterie eine ordentliche Bildung eindrücken könne, ſagt nichts, daß ſich mit Verſtande gedenken läßt, ſondern vielmehr was widerſprechendes. Denn ein Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm nur auf einer Fläche, ſie ſey äußerlich oder innerlich, eine Form oder Figur geben, nicht aber den ganzen Körper in allen innern kleinſten Theilen durchdringen, ohne daß es den ganzen Raum ſelbſt erfülle. Und wo bliebe denn der Körper, der durch das Modell ſoll gebildet werden? Es iſt dazu eine Hypotheſe, welcher die Erfahrung ganz entgegen iſt: weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwiſchen den Mutterthieren und Mutterpflanzen, und zwiſchen der Frucht, ſowohl äußerlich, als innerlich, zu bemerken iſt. So ſind ſie ja denn nicht in ihre Modelle gegoſſen, oder über ihren Leiſten geſchlagen 70).

Noch andere haben in der Materie, woraus die Saamen der Thiere und Pflanzen gebildet werden, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes Theilchen bemühet wäre, ſich zu ſeines Gleichen zu geſellen, und ſich in gewiſſer Ordnung daran zu hängen, oder anzuſchließen. Allein, wer ſieht nicht, daß nach ſolcher Bildungsregel entweder ein einför-

mig

mig gemiſchter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geſchieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verſchiedenheit hat, jedes ſich in einen beſondern Klumpen ſammlen, folglich nimmer ein ordentlicher Bau eines organiſchen Körpers aus verſchiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen dieſe, dem andern jene Figur? was bildete die Fleiſchmuſkeln bald ſo, bald anders? was fügte ſie durch Knorpel und Sehnen zuſammen? was durchflöchte ſie mit Nerven, Drüſen, Schlag- und Blutadern? Alles dieſes würde ohne und wider die geſetzte Bildungsregel geſchehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Saamenbildungen angenommen worden, iſt alles bloß willkührlich, unzureichend, falſch, und zum Theile kindiſch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organiſchen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechaniſcher Grund ſolcher Bildung zu finden ſeyn; noch auch ein elementariſcher in den kleinern Urſtoffen der Saamentheilchen, daß ſie ſich von ſelbſt, nach ſo viel tauſend Modellen, zuſammen fügen. Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oſcillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er ſonſt verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverſtändige Kraft ſeyn, in welcher für ſich allein kein genugſamer Grund enthalten ſeyn kann, daß ſich ſo viele verſchiedene Theilchen, ſo zu reden, unter einander verſtehen, und ohne alles äußerliche oder innerliche materielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ihrer Natur, bloß nach Abſicht, Gebrauch und Nutzen eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze, ordentlich zuſammen fügen. Gewiß, nichts kann künſtlicher, verſtändiger, göttlicher ſeyn, als dieſe immer fortwährende

neue Bildung ſo vieler Millionen Thiere und Pflanzen; und wir werden durch den klaren Augenſchein genöthigt, eine höhere Kraft eines verſtändigen Weſens zu erkennen, durch deren Einfluß die blinden Kräfte der Urſtoffe, gleichſam als die Stralen durch den Spiegel, eine Richtung zur Entwerfung ſo vieler künſtlichen Bildungen empfangen. Was oben wider das Entſtehen der Thiere durch ein blindes Ungefähr geſagt worden, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch blinde Naturkräfte. Man kann ſich ja endlich wohl vorſtellen, wenn erſt die Urſtoffe in ihrer rechten Zuſammenfügung ſind, daß denn alles für ſich ſeinen ordentlichen Gang nimmt, und ſich, ſo zu reden, von der Nothwendigkeit eines höhern Einfluſſes immer mehr entfernet. Aber, weil die Kräfte der Urſtoffe, welche die erſten in der Natur ſind, auch die erſte Zuſammenfügung geben ſollen, und doch für ſich, als blinde Kräfte, keinen Grund oder Regel zur erſten Bildung der Saamen in ſich halten; ſo liegt uns darinn die nothwendige Abhängigkeit von einem göttlichen Einfluſſe klärlich vor Augen.

7) Kleiß iſt eine Art Fiſche in der Nordſee, die einem Steinbutte an Figur, Größe und Geſchmack nahe kömmt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen. Ich habe ſelbſt nachher faſt eben die Proportion in einem Dorſchrogen gefunden; da dreyhundert Eier zwey Aß Ducaten Gewicht ausmachen; der ganze Rogen aber 10$\frac{3}{4}$ Loth wog.

7b) Die beiden Hypotheſen, theils der zerſtreuten, theils der in einander beſchloſſenen Saamen von Thieren und Pflanzen, ſind die einzigen, welche noch einige Wahrſcheinlichkeit, oder wenigſtens eine Möglichkeit vor ſich haben, und uns bloß auf die einmal in der Schöpfung weislich gemachte Bildung verweiſen. Unter vielen andern haben noch unlängſt jene Hypotheſe Herr Perrault in ſeiner Mechanique des Animaux, Opp. T. II. p. 481 ſqq, dieſe Herr Charles Bonnet in ſeinen beliebten Werken, Corps organiſés und Contemplation de la Nature, vertheidigt. Ich geſtehe, daß

ich

ich von der Präformation, oder dem Emboitement gänzlich abgeſchreckt bin, nicht ſowohl weil mich die Imagination verläßt, als weil deutlich zu berechnen iſt, daß dieſe Hypotheſe zu einer wirklich unendlichen Theilbarkeit führt, weil ſchon in der erſten Generation das Saamenthierchen tauſend Millionenmal kleiner ſeyn müßte, als das vollgewachſene Thier. Da nun in ſechstauſend Jahren von der Schöpfung an, etwa zwey hundert Generationen vergangen ſind, oder vielmehr bey den Fiſchen und Inſecten faſt ſo viele Generationen zu ſetzen wären, als Jahre verfloſſen ſind und künftig kommen mögten: ſo würden die Saamenthierchen zuletzt wirkliche unendlich kleine Theile der erſten Generation werden. Eine unendliche Vielheit wirklicher Theile widerſpricht aber der Wirklichkeit, da alles beſtimmt ſeyn muß. Ich würde alſo weit eher die zerſtreuten Saamenthierchen oder Saamenpflänzlein von determinirter Größe und Proportion annehmen, weil die Hypotheſe einfacher und an ſich möglich iſt, wenn mich nicht der Augenſchein von fünfmal hundert tauſend auf einmal und in einem Verbande gebildeter Saameneier der Fiſche abhielte. [Die neue Bildung der Saamen (epigeneſin) hat neuerlich Herr Caſp. Fried. Wolff in ſeiner Theoria generationis, Halae 1759. 4., welche daſelbſt 1774. 8. wieder aufgelegt worden, und in der Theorie von der Generation, Berlin 1764. 8. ingleichen in den Novis Comm. Petrop. T. XII. u. ſ. w. vertheidigt. Der Herr von Haller hat zwar in ſeinen Elementis Phyſiologiae T. VIII. lib. 29. verſchiedenes dagegen erinnert, und ſich für die Entwickelung vorhandener Keime (evolution) erkläret, welche Meinung auch bis jetzt von vielen Gelehrten angenommen worden. Herr Hofrath Blumenbach aber hat in dem Götting. Magaz. 1780 5. St. 1781. 1. St. und beſonders in ſeiner Abhandl. über den Bildungstrieb (Gött. 1780. und 1789. 8.) die Gründe für eine ſolche Entwickelung ſinnreich widerlegt und dagegen den Trieb zu neuer Bildung behauptet — Ich hatte gleichfals, bey den Betrachtungen über die Triebe der Thiere (Hamb. 1773. 8.) im Anhange von den Pflanzenthieren, §. IV. S. 164. mein Bedenken gegen die Entwickelung in einander enthaltener Keime, und dagegen die Meinung geäuſſert, daß der innere Lebenstrieb in organiſchen Körpern wirklich neue Bildungen hervorbringe, und vom Schöpfer, ſowohl als die Bildung von Kryſtallen, in die Natur gelegt

ſey. In der Abhandl. über die Gründe der menſchlichen Erkenntniß §. 35. habe ich es Organiſche Anziehung benannt, um die Stufenfolge dieſer, durch innern Zug wirkſamen, neben der chemiſchen (Wahl-Anziehung) durch äuſſern Zuſammenfluß bildenden, und der allgemeinen (kosmologiſchen) Anziehung, in einem Begriffe zu verbinden — Meine Vermuthung war alſo, daß die neuen Keime durch eine Ausſproſſung von Nerven und Gefäſſen der Mutter, gleich den jungen Polypen, entſtehen könnten. Die Befruchtung würde dann bey denjenigen Thieren die derſelben bedürfen den Reiz dazu erregen, und zugleich die Kraft mittheilen, durch eigenen Lebenstrieb zu beſtehen — Es geſchehe aber die Bildung wie ſie wolle, denn die Beſchaffenheit der Lebenskraft, durch welche ſie bewirkt wird, bleibt uns immer, ſo wie von andern Naturkräften, verborgen; ſo zeigen doch allemal die aus den Anziehungs- oder Bewegungsgeſetzen derſelben entſpringenden ſchicklichen Wirkungen die Weisheit deſſen, der ſie angeordnet hat. In der Folgerung macht es auch keinen Unterſchied. Die Kraft, nach welcher ſich die Stoffe zuſammenfügen, mag ein für allemal alles, gleichſam als in einem Grundriſſe, entworfen haben, oder ſie mag, wie es mir wahrſcheinlich vorkömmt, mit der Zeugung vom Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt werden; ſo muß es doch eine und dieſelbe von der erſten ſelbſtändigen Urſache, das iſt, von Gott, abhängende Wirkung, und in Anſehung deſſen ein für allemal beſtimmt ſeyn: denn in dem vollkommenen Weſen findet kein Unterſchied der Zeit, kein Nachherwirken Statt.]

7c) Es verdient hievon, außer den Lettres à un Americain, des Herrn von Hallers Vorrede zu dem II. Bande der deutſchen Ueberſetzung von des Herrn Büffon Naturhiſtorie geleſen zu werden; welche auch, ins Franzöſiſche überſetzet, zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führt: Reflexions ſur le Syſteme de la generation de Mr. Buffon, traduites d'une Preface allemande de Mr. de Haller. Gött. G. Z. 1752. p. 181. ſq.

§. 9.

Es iſt demnach auch ſinnlich offenbar, daß Gottes allmächtige Wirkung in die Welt nicht mit der Schöpfung ganz

ganz aufgehört habe, sondern sich, wie sein Wissen und Wollen, über die ganze Dauer der Welt erstrecke, und seine Absicht in der Welt auf das Wohl der Lebendigen auch thätig hinausführe [7d]). Und dieses ist es, was wir eine göttliche Vorsehung nennen. Wir haben sie aber nicht nur, als eine allgemeine, sondern auch als eine besondere, in Absicht auf uns, zu betrachten. Nicht zwar in dem Verstande, als ob Gott andere Dinge nur überhaupt und geschlechterweise überdacht und bestimmt; aber bey den Menschen allein jeden besonders in seine Erwägung und Vorsorge genommen habe. Nein: in solchem Verstande würde alle Vorsehung, sowohl über lebendige als lebloſe Geschöpfe, eine besondere Vorsehung zu nennen seyn, weil seine Weisheit alle und jede, auch die allerkleinsten Theile und Begebenheiten in der Welt, in aller Folge der Zeit, aufs deutlichste betrachtet hat. Wir Menschen aber nennen die göttliche Vorsehung für uns eine besondere Vorsehung, soferne sie eine ausnehmende Güte für unser Wohl enthält.

Der Begriff hat seinen guten Grund. Denn, wenn es wahr ist, daß wir ausnehmende Vorzüge in unserm Wesen und Naturkräften zu einer höheren Glückseligkeit von Gott bekommen haben; und daß wir allein auf diesem Erdboden, durch die Fähigkeit, unsern Schöpfer zu erkennen und zu verehren in eine Gemeinschaft und Verbindung mit ihm gesetzt sind, wie ich oben ausführlich gezeigt habe; so muß auch die Absicht auf unser Wohl, und folglich seine Güte für uns, bey dieser Vorsehung ausnehmend, und in solchem Verstande besonder seyn; und ein jeder einzelner Mensch kann und muß sich diese besondere Vorsehung Gottes zu seiner Beruhigung zueignen.

Er wird nun die allgemeine Einrichtung der Welt, die Naturkräfte und deren Regeln, den Erdboden und dessen Bequemlichkeiten, als Dinge ansehen, die nach göttli-

cher Abſicht auch ihm beſonders zu Gute kommen ſollen: da die ewige Vorſehung auch auf ihn gedacht, und ihm in dieſem prächtigen Gebäude für die Lebendigen auch ſein Daſeyn und Leben zu ſeinem Wohl beſtimmt hat; da auch für ihn die ganze Natur geſchäfftig ſeyn muß, und, wo nicht in allen Stücken körperlich hilft, dennoch allenthalben zu einem Lehrbuche dient, ſeinen Schöpfer und deſſen Vollkommenheiten zu erkennen, und daran ein vernünftiges Vergnügen zu haben. Er wird nun das Gute, was er am Leibe und Gemüthe, an Geſundheit, Bildung Kräften, Sinnen, Verſtande, Witze, Gedächtniſſe beſitzt, nicht unempfindlich genießen, als Dinge, die er etwa bloß einer blinden Naturkraft zuſchreiben dürfte, ſondern er wird ſie als Gaben anſehen, die ihm von dem weiſen Schöpfer und Geber alles Guten zu einer vorzüglichen Glückſeligkeit beſchieden ſind; und wird um ſo viel mehr von dankbarer Empfindung und von Eifer zur Erfüllung göttlicher Abſichten, gerührt werden. Wenn er ſich durch ſein eigen Betragen eine Vollkommenheit oder äußerlichen Wohlſtand erworben; ſo vergißt er nicht, daß ihm Gott dazu nicht allein die Kräfte und Gelegenheit gegeben, ſondern auch die Regeln des Verſtandes und Willens eingeprägt, welche ihn auf den Weg der Wahrheit und Glückſeligkeit gebracht; und wird durch die innere Süßigkeit, welche in das Erkenntniß und die Tugend gelegt iſt, und durch die äußern Belohnungen, die der Urheber der Natur mit ſolchen Handlungen verknüpft hat, deſto williger, den weiſen Vorſchriften und Abſichten ſeines Schöpfers zu folgen. Widerfährt ihm ohne ſein Zuthun etwas Gutes; ſo erfreuet es ihn deſto mehr, weil er es nicht einem ungefähren Zufalle und blinden Glücke beimißt, ſondern verſichert iſt, daß es ihm von dem großen Regenten der Welt, als ein außerordentlich Gnadengeſchenk, wiſſentlich, durch die weiſe Verknüpfung der Dinge beſchieden ſey. Er bedenkt oft, mit wie vielem

lem Böſen er von Gott verſchonet worden, dem er theils nach ſeinem Weſen in der Welt unterworfen war, theils auch ſich ſelbſt bloß geſtellt hatte, ſo, daß es ihm ſchon über dem Kopfe ſchwebte. Er achtet fleißig auf die göttliche Führung, wie ihm dieſes und jenes vermeinte Glück nur würde geſchadet haben, und wie ihm hingegen mancher Mangel und manches Böſe zum Mittel ſeiner Wohlfahrt gedeien müſſen. Er überläßt demnach alle ſeine Begierden und Leidenſchaften in Gelaſſenheit einer ſo gütigen Vorſorge, nach welcher ihm nichts ohne den weiſeſten Rath widerfahren kann, ſondern alles zum Beſten dienen muß. Er genießt des Maaßes vom zeitlichen Glücke, das ihm beſtimmt iſt, in Zufriedenheit und dankbarer Freude. Das Zukünftige, was er weder vorausſehen noch ändern kann, überläßt er dem großen Regierer der Welt unbeſorgt: hoffet unterdeſſen das Beſte, iſt aber auch bereit, die Unfälle, welche die Schwachheit ſeiner Natur und ſein Stand in der Welt, nach der allgemeinen Verknüpfung der Dinge, mit ſich bringen mögte, getroſt und ſtandhaft zu übernehmen. Er iſt verſichert, daß ihm alles, nach dem Rathe der Vorſehung, zum Beſten gedeien müſſe; und er betrachtet ſelbſt die Widerwärtigkeiten, Krankheiten und Schwachheiten des Alters, als Wohlthaten, welche ihm die Luſt dieſes ſinnlichen Lebens nach und nach benehmen, und ſein Verlangen nach einer reinern und dauerhaften Glückſeligkeit erwecken ſollen; iſt auch gänzlich überführt, daß Gott ihm keine ſolche Natur gegeben haben würde, nach deren Regeln er eine Vorſtellung und ein Verlangen nach einer zukünftigen beſſern Glückſeligkeit haben muß, wenn er ihn nicht nach ſeiner gütigen Vorſehung dazu beſtimmet hätte.

7d) [Nur muß man ſich, wie geſagt, dieſe Wirkung, in Anſehung Gottes, nicht mit einer Dauer oder Folge von verſchiedenen Handlungen vorſtellen, da in ihm ein Wiſſen, Wollen und Wirken alles zugleich begreift.]

§. 10.

Dieſe Verfaſſung des Gemüthes iſt ohne Zweifel die einzige, welche unſere Begierden in Ordnung bringen, und uns bey allen Begebenheiten in der Welt getroſt, zufrieden und vergnügt machen kann: ſie iſt auch die einzige, welche in unſerer Natur, in der Verknüpfung der Dinge, und in den göttlichen Vollkommenheiten und Abſichten Grund hat. Da ſie nun beſonders aus der Ueberführung von Gottes gnädiger Vorſehung entſpringt; ſo müſſen diejenigen eine ſehr verkehrte Vorſtellung davon haben, denen die göttliche Vorſehung zum Anſtoße und Fallſtricke gedeiet, daß ſie darüber in Verwirrung, Unruhe, Misvergnügen und Verzweifelung gerathen. Sie machen ſich nämlich, nach ihrem Unverſtande und ihren Lüſten, ein Bild und eine Regel, wie die göttliche Vorſehung beſchaffen ſeyn und verfahren müßte, wie die Welt ausſehen, und wie ſie regiert werden ſollte. Und, da es nicht allewege ſo iſt und geht, wie ſie es wollten: ſo können ſie nun gar keine Vorſehung, keine Weisheit, Abſicht oder Güte, ja keinen Gott mehr in der Welt ſehen. Alles iſt ihnen verkehrt, unordentlich, widrig. Sie berauſchen ſich zwar zum Theil in den gegenwärtigen Lüſten, daß ſie ihren Verdruß und ihre Verzweifelung übertäuben mögen. Dennoch dünkt ihnen das Leben mit überwiegender Unluſt, und die Welt mit lauter Böſem angefüllt zu ſeyn. Sie ſind nach ihrem Gedanken durch ein bloßes Ungefähr, oder durch eine blinde Nothwendigkeit, durch eine lebloſe Natur, die ſich ſelbſt nicht kennet, in ſolche Welt hinein geworfen; und täglich gleichſam allen Fluthen, Klippen und Stürmen einer wilden See, ohne einen Steuermann zu haben, bloß geſtellt; und in dieſer troſt- und hoffnungsloſen Ungewißheit ihres Schickſales, eilen ſie dem Tode, als dem gänzlichen Ende ihres Seyns, mit Furcht und Zittern entgegen.

Der

Der Grund dieser unglückseligen Gemüthsverfassung liegt in verschiedenen Irrthümern von der Vorsehung; obwohl auch ein verkehrter Wille daran Theil zu haben scheint.

1. Sie meinen, wenn eine Vorsehung wäre, so müßte gar keine Unvollkommenheit und kein Böses in der Welt seyn; gleich als ob eingeschränkte Dinge, woraus die Welt besteht, gänzlich vollkommen, und von Mangel und Bösem frey seyn könnten.

2. Sie unterwinden sich, über die Unvollkommenheiten und das Böse in der Welt Richter zu seyn: gleich als ob ein Mensch die Verbindung und Uebereinstimmung aller Dinge übersehen könnte, und nicht oft, nach seinem engen Erkenntnisse, tadelte, was zur Vollkommenheit des Ganzen gehöret.

3. Sie setzen sich zum Mittelpunkte der ganzen Natur, und wollen, daß alles allein für sie, und nach ihrem Wunsche, geschaffen seyn sollte: gleich als ob die Welt nicht eben darum vollkommener wäre, da sie für alle mögliche Lebendige eingerichtet ist; und als ob eine solche Welt ihnen selbst nicht vortheilhafter wäre, als diejenige, welche sie etwa für sich allein, nach ihrem Sinne, bauen mögten.

4. Sie fodern von der göttlichen Vorsehung lauter gute und heitere Tage in der Welt; da doch diese trüben und gemischten ihnen schon zu gut sind, daß sie dieselben nicht ertragen können.

Wir wollen das Böse, gegen alle Natur und Verknüpfung der Dinge, von sich abgewandt wissen; und fodern eine Vorsehung, die stets Wunder für sie thun soll, und die über die Tugendhaften nichts als Gutes, über die Lasterhaften nichts als Böses verhängte: da doch durch stete Wunder, statt Eines Bösen, tausend-

ſendfältiges würde eingeführt werden; nun hergegen ſelbſt das Böſe zum Mittel des Guten angewandt iſt.

6. Sie ſchränken die Vorſehung auf dieſes Leben ein, und ſchneiden ſich ſelbſt alle Hoffnung zu einem künftigen ab: da doch dieſes die vornehmſte Abſicht der göttlichen Vorſehung über die Menſchen, und der kräftigſte Troſt aus derſelben iſt, daß ſie unſere Gedanken und Begierden auf eine dauerhaftere und höhere Glückſeligkeit richtet.

Allein, die genauere Beantwortung dieſer Zweifel erfordert eine beſondere Abhandlung, worinn ich ſie nach einander durchgehen und beantworten werde [8]).

[8]) Der erſte Irrthum iſt in der folgenden IX. Abhandlung erörtert, §. 1. 2. 3, der zweyte §. 4. 5. 6., der dritte §. 7 bis 10., der vierte §. 11. 12. der fünfte §. 13 bis 19., der ſechſte §. 20. und in der X. Abhandlung.

.t, in
ſam allen
ohne
rien

Die

Die neunte Abhandlung.

Worinn die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung gezeigt wird.

§. 1.

Lasset uns die irrigen Vorstellungen, welche gegen die göttliche Vorsehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erste Einwurf ist sehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorsehung ist, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und das Böse in der Welt? Er setzt eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Wesen und Eigenschaften an sich nichts Unvollkommenes oder Böses, sondern lauter Gutes, herzuleiten sey; und das ist genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber andern Theils fehlt er darinn sehr, daß er das Wesen und die Natur des Geschöpfes gar nicht in Betrachtung zieht, was dieselben leiden oder in sich schließen. Beides muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen außer sich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben so verfahren, wenn wir des verständigsten und besten Künstlers Werk in Thon und Erde untersuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verstandes und der Wissenschaft des Künstlers, wie auch aus seinem guten Willen und

Absicht immer fortschlössen, wie das Werk beschaffen seyn müßte; sondern auch die Natur des Thons mit in Erwägung zögen, was, vermöge derselben, möglich sey. Wenn wir den vollkommensten Regenten als den Stifter einer gewissen Republik betrachten; so werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten selbst, eine platonische Republic in elysischen Feldern vorstellen, sondern auch die Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenschaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen, um zu sehen, was der vollkommensten Weisheit eines Regenten, bey einem solchen Volke, in einem solchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichsten Werkmeister, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den weisesten Regenten, aber über endliche Geschöpfe? so bliebe dem höchsten Wesen seine Ehre, bey aller Unvollkommenheit der Natur.

Es ist der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweier Dinge gegen einander nicht nach beider Natur und Wesen betrachtet; und man muß auf solche Art nothwendig in mancherley Widerspruch verwickelt werden. So sind denn einige Menschen dahin verfallen, daß sie wegen der Unvollkommenheit und des Bösen in der Welt, keine Vorsehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen: sondern die Welt und Natur für das erste selbständige Wesen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ein Werk des ersten selbständigen Wesens irgend eine Unvollkommenheit oder Böses an sich haben könnte; und nun können sie begreifen, daß das erste selbständige Wesen selbst, nämlich, die Welt, welche sie dafür halten, alle diese Unvollkommenheiten und dieses Böse unter seinen wesentlichen Eigenschaften in sich fasset?

An-

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweien selbständigen, nothwendigen, ewigen, aber ganz widrigen Wesen, einem guten und einem bösen, entstanden: so, daß daher Gutes und Böses in der Welt unter einander gemischt wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böse von der Welt in den Werkmeister selbst versetzt, und noch dazu die Vollkommenheit des besten Wesens eingeschränkt und abhängig gemacht. Wie kann denn ein nothwendiges, unendliches Wesen zwiefach und verschieden seyn? wie können sie beide einen unendlichen Verstand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denkt, will und kann, wie das andere? Ihre Einsicht und ihr Zweck laufen wider einander: das eine will das Gute, das andere das Böse: das eine hat so wenig Macht, als das andere, seinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden demnach bey dem streitenden Willen entweder eins, ein jedes das Seine zu dem Werke beizutragen; oder das Eine kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was es gemacht hat, von dem Andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menschen so blind seyn können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein gescheiter Mann neuerer Zeit seinen Witz verschwenden mögen, dieser Meinung eine Farbe zu geben?

§. 2.

Es gereichet dem Herrn von **Leibnitz** zum unsterblichen Ruhme, daß er diesen Nebel, der die Menschen so lange auf die gefährlichsten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewiesen hat, der uns bey aller unserer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommensten Wesen führet.

Ein

Ein unendlicher Verſtand eines ſelbſtändigen Weſens konnte ſich nichts außer ſich als möglich vorſtellen, ohne nur eingeſchränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn, wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln ſollte; wenn ſie ohne weſentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nothwendig, ſelbſtändig, ewig ſeyn ſollten; wie könnten ſie denn als ſolche gedacht werden, die bloß durch Gott, als das erſte Weſen, ihre Wirklichkeit erhalten müßten? Wenn alſo nichts außer Gott als eingeſchränkte Dinge zu denken waren: ſo konnte auch bloß die verſchiedene Möglichkeit der Schranken eines jeden Dinges beſonderes Weſen beſtimmen; nicht anders, als es ſich in den Figuren verhält, davon ſo viele, verſchiedener Art und Weſens, möglich ſind, als die Einſchränkung eines Raumes Verſchiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes außer Gott mögliches Ding ſeine eigene weſentliche Schranken der Vollkommenheit haben mußte, und ohne dieſelben eben ſo wenig das ſeyn konnte, was es iſt, als ein Dreieck ein Dreieck ſeyn, und doch die Eigenſchaften eines Zirkels haben kann: ſo folgt auch, daß etwas außer jeden Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach ſeinem Weſen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleiſch die Härte und Feſtigkeit hätte, welche Stahl und Eiſen hat, ſo würde es nicht biegſam, und kein Fleiſch mehr ſeyn können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, ſo würden ſie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft beſäße und ſprechen könnte, ſo müßten wir ihn für ein Mittelding zwiſchen Menſchen und Thieren halten. Und wenn wir Engelverſtand hätten, ſo würden wir aufhören, Menſchen zu ſeyn. Jedem ſind ſeine Schranken ſo weſentlich als den Figuren. Ein Dreieck kann nicht

ohne

ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und alſo nicht als ein Viereck, gedacht werden. Und ein Viereck iſt nicht ohne Mangel der Runde eines Zirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verſtand jedes außer ihm mögliche eingeſchränkte Ding nicht ohne Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieſer weſentliche Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeſchränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Böſen, ſowohl des natürlichen, als des ſittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeſchränkten Kräften von einander abhängen, ſo muß auch möglich ſeyn, daß das ſchwächere von dem ſtärkern überwältigt, verdorben und zernichtet wird; oder daß es ſich in ſich ſelbſt durch ſeine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äußere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleiſch der Thiere konnte nicht unbiegſam hart ſeyn, und ohne Nahrung beſtehen, aber eben daher auch von Quetſchung, Wunden, Krankheit und Tode nicht gänzlich frey ſeyn. Sollten ſolche Seelen ſeyn, als der Thiere und Menſchen ſind; ſo mußten auch ihre Vorſtellungen von einem organiſchen Körper abhängen; folglich mußte auch ein Mangel dieſes oder jenes Sinnes, oder ein Wahnwitz bey ihnen möglich ſeyn. Ein eingeſchränkter Verſtand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiſte undeutlich vorſtellet, iſt nach dem Maaße ſeiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwiſſenheit, Verwirrung, und dem Irrthume unterworfen. Daher können ſich die Mängel auch in der Vorſtellung des Guten und Böſen äußern, und das Böſe ſtatt des Guten gewählt, das Gute als ein Böſes verworfen werden. Es iſt alſo offenbar,

Die anerſchaffenen Fertigkeiten und Künſte der Thiere, die innern Kräfte der Seele, die eingepflanzten Regeln, wornach ſich unſere Vorſtellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unſer Bewußtſeyn, unſer Verſtand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückſeligkeit. Was alſo von dieſem Ziele in der Welt abweicht, das kömmt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält (denn das iſt alles untadelich, gut und vollkommen), ſondern von den weſentlichen Schranken der Dinge, das iſt von dem Mangel ſolcher Vollkommenheit, die das Weſen der Dinge nicht litte. Es iſt nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Abſicht Gottes, ſondern eine zufällige Begebenheit, welche ein Zuſammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der weſentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlaſſet.

In einer ſolchen Welt muß demnach das Gute überſchwenglich herrſchen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, ſo ferne ſie in einer Wirklichkeit beſteht, gegründet iſt. Das Böſe muß alſo weit überwogen werden, weil es nicht weitern Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abweſenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit, veranlaſſen. Ja, ſelbſt das Böſe muß ſich zum Guten lenken, und ein Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder auch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geſchlechter, werden: weil es nur zufälliger Weiſe, ſelbſt aus den Regeln des Guten, entſpringt, und demnach ſeine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchſten Weisheit und Güte gemäß, ſolche Abweichungen zuzulaſſen, da ſie in der Vollkommenheit des Ganzen verſchwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten,

ten, sondern vielmehr zu dessen Beförderung das Ihrige beitragen.

§. 4.

Es ist aber zweitens offenbar, daß solche Menschen, welche die Schöpfung und Vorsehung meistern, oft nach ihrem engen Erkenntnisse, und nach ihrer kurzen Einsicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und böse erklären, was in der That gut ist, und was zur Vollkommenheit sowohl des Ganzen, als der Geschlechter, Arten und einzelnen Dinge, gereichet. Daher es denn auch geschieht, daß sie das Böse in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrößern, und das Uebergewicht des Guten desto weniger einsehen.

Eines Theils sind sehr viele Dinge in der Welt, deren Absicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinstimmung mit den andern keines Menschen Verstand übersehen kann. Es gehört ein unendlicher Verstand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raume und der Zeit nach, zu beurtheilen. So sehr wir nun von solcher Einsicht entfernt sind, so vermessen ist es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böse zu erklären, bloß weil man nicht weis, wozu es gut seyn sollte. Es kann in einem niedrigen Gesichtspunkte lauter Unordnung zu seyn scheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit seinem an der Erde schwebenden Kopfe, des besten Gartens Schönheit sich getrauete zu übersehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Wesen darinn zu finden vermeinen; zumal, wenn er sich einbildete, daß der Garten bloß für ihn angelegt seyn müßte? Würden ihm nicht die Beete, Stauden,

Töpfe, Bildsäulen, Hecken und Lauben, ja selbst die Blumen und Fruchtbäume, allerwärts im Wege seyn, wenn er mit seinem Garten wild herum schwärmen wollte? unterdessen, da des Herrn scharfes Auge aus seinem Altane alle Schönheit dieser künstlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem größten Vergnügen auf einmal übersieht. Wie wollten wir Menschen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältnisse der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit so vieler Dinge klärlich wissen, schließen wir weit vernünftiger und billiger auf das, was wir nicht wissen, daß es gleichfalls nutzbar und gut seyn werde, als daß wir, wider die erkannte Beschaffenheit so vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unserer Unwissenheit, gedenken wollten, als ob sie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böse seyn sollten. Demnach hat das Tadeln der Schöpfung und Vorsehung, auch in den besondern Fällen, wo kein Mensch die Güte der Dinge beweisen kann, den gerechten Vorwurf des Unverstandes gegen sich.

Wie viele aber haben nicht schon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da sie manches aus bloßer Unwissenheit für unnütze und böse erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung der Menschen oder Thiere, so auch zur Vollkommenheit des Erdbodens, überaus nöthig sey? Wenn **Lucretius**, nach **Epicurs** Anweisung, darthun will, das die Natur der Dinge nicht von Gott seyn könne, weil sie so viele Fehler hat; so beruft er sich gleich anfangs darauf, daß Berge, Felsen, Wälder, Seen und Meere so vielen Platz unnützer Weise einnähmen, ja, daß zwey Theile des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären [1b]). Sehet theils eine große

Unwis-

Unwissenheit, theils einen verwägenen Schluß aus derselben! Er wußte nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch schon zu seiner Zeit vielen bekannt war. Unterdessen war er doch nicht befugt, so zu folgern: ich weis nicht, daß die Länder bewohnt sind; also sind sie es auch nicht: ich kann nicht begreifen, wie es möglich seyn sollte, daß Menschen die strenge Kälte und Hitze aushielten; also kann das auch nicht geschehen; also ist der Erdboden nicht nach weisem Rathe und Vorsehung eingerichtet. So müssen sich die Menschen vergehen, und selbst lächerlich machen, die sich erkühnen, den Mangel ihrer Einsicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wissen heutiges Tages noch genauer und gewisser, als die Alten, daß der Erdboden von den wärmsten Gegenden an, bis auf einen sehr hohen Grad der Kälte, seine Einwohner habe und haben könne. Wir genießen die Vortheile mit von so vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Ost- und Westindien, aus Norwegen, Island, Grönland und Siberien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weise Vorsorge Gottes für uns Menschen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unsere Natur sich zu aller Kost und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erdstriche eingeschränkt sind, weil sie nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können [1c]).

Der große Nutzen, welchen die Berge leisten, kann auch nunmehro genugsam bekannt seyn [2]). Denn, außer daß es dem Auge so angenehm als prächtig läßt, den steten Wechsel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wiesen und Feldern zu schauen, so sind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für so viel Men-

ſchen und Vieh, die daſelbſt ſichere Wohnung, reine und geſunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächſe und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden ſeyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachſen verſtattet. In dem Innern der Berge werden uns allerley nutzbare und köſtliche Metalle, Edelgeſteine, Werkſtücke und Erdgewächſe erzeuget. Sie geben an ſich der äußern Erdrinde eine Feſtigkeit, zumal, wo ſie in einer zuſammenhangenden Kette fortgehen; ſie ſind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Waſſers oder der Winde: und, was das vornehmſte iſt, ſo ſaugen ſie aus dem Dunſtkreiſe die Feuchtigkeit an ſich, daß hernach von ſolchem durchgeſickerten Waſſer, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Urſprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu deſſen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genesmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbſt die rauhen Eisberge, deren Gipfel von ſtetem Schnee und Eiſe ſtarren, ſind Schatzkammern dieſer nöthigen Feuchtigkeit, welche ſie in haushälteriſche Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, ſo viel nöthig iſt, geſchmolzen zufließen laſſen.

Ein Poet kann ja wohl, aber ein Weltweiſer müßte nicht an den Gebirgen einen Abſcheu finden, und ſich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichſam als ein Paradies vorſtellen. Denn es iſt aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdenn alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einen Sumpf und Moraſt ſtehender Waſſer verwandelt ſeyn würde, darauf wegen der ſtinkenden und ſchädlichen Ausdünſtungen kein Menſch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte [3]).

Wenn

Wenn man aber auch unserer Erde, wegen beständiger Abnahme der Berge, eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten, verkündigte; so bin ich desfalls unbesorgt. Die weise Vorsehung, welche die jetzigen Berge und Felsen, durch natürliche Mittel, aus der Tiefe der See, mit allen darinn beschlossenen Muscheln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres so abgemessen, daß es nicht zur Verschlämmung des Erdbodens ausschlagen kann, sondern daß durch eben die natürlichen Mittel sich noch jetzo, obwohl unvermerkt, die Berge wieder so viel erheben, als nöthig seyn wird.

Auf die Klage von dem vielen Wasser der Seen und Meere, welches unsere Erdfläche unnützer Weise bedecken soll, will ich nur kürzlich dieses zur überführenden Antwort sagen, daß das Maaß des Regens, Schnees und Thaues genugsam beweist, es sey des Wassers auf der Erdfläche nicht zu viel. Denn es ist unläugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünstungen der Flüsse, Seen und Meere, nach dem Verhältnisse ihrer Oberfläche, entstehen [3b]). Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Absicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben; so folgt auch unwidertreiblich, daß die Flüsse, Seen und Meere nicht unnöthiger Weise, das ist, zu viel Platz auf der Erdfläche einnehmen; sondern daß sich auch darinn die weiseste Vorsehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maaß der natürlichen Ursachen so genau nach dem abgezielten Nutzen, auf alle künftige Zeiten, abgewogen. Wenn also das Wasser in eine engere Oberfläche eingeschränkt wäre: so würde zu wenig ausdünsten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen; mithin würde der Erdboden an sehr vielen Orten dürre und unfruchtbar werden, so wie er gegentheils, bey dem Mangel der

ſchen und Vieh, die daſelbſt ſichere Wohnung, reine und geſunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächſe und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden ſeyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachſen verſtattet. In dem Innern der Berge werden uns allerley nutzbare und köſtliche Metalle, Edelgeſteine, Werkſtücke und Erdgewächſe erzeuget. Sie geben an ſich der äußern Erdrinde eine Feſtigkeit, zumal, wo ſie in einer zuſammenhangenden Kette fortgehen; ſie ſind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Waſſers oder der Winde: und, was das vornehmſte iſt, ſo ſaugen ſie aus dem Dunſtkreiſe die Feuchtigkeit an ſich, daß hernach von ſolchem durchgeſickerten Waſſer, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Urſprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu deſſen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genesmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbſt die rauhen Eisberge, deren Gipfel von ſtetem Schnee und Eiſe ſtarren, ſind Schatzkammern dieſer nöthigen Feuchtigkeit, welche ſie in haushälteriſche Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, ſo viel nöthig iſt, geſchmolzen zufließen laſſen.

Ein Poet kann ja wohl, aber ein Weltweiſer müßte nicht an den Gebirgen einen Abſcheu finden, und ſich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichſam als ein Paradies vorſtellen. Denn es iſt aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdenn alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einen Sumpf und Moraſt ſtehender Waſſer verwandelt ſeyn würde, darauf wegen der ſtinkenden und ſchädlichen Ausdünſtungen kein Menſch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte [3]).

Wenn

den müßte; dabey dennoch oft die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe [4]).

Wie schlecht kennt doch **Lucretius** der Menschen Natur! Wie wenig weis er den Werth der Arbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entstanden seyn, weil niemand für seine Nothdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nothdurft empfiengen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöthig hätten, sondern ein jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen seyn, und ein jeder, wie bey den Thieren geschieht, wenn sie der Muttermilch entwachsen sind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahin laufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu danken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unser Geist zur Erfindung erweckt worden und daß wir nunmehr nicht nur im äußerlichen bequemer leben, und mehr sinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir gesellig, vernünftig und sittsam geworden sind, und daß Künste und Wissenschaften unter uns blühen. Die Arbeitsamkeit ist überhaupt den Menschen gut,

heil-

Berge, einer ſchlammigten Ueberſchwemmung bloß geſtellt geweſen wäre. Er würde alſo in beiden Fällen unwohnbar ſeyn; und die Menſchen verrathen ihren Unverſtand, welche eben das, was ihnen ſelbſt und andern Thieren gut und höchſt nöthig war, für böſe und überflüßig erklären. Zu geſchweigen, daß der Schöpfer in den Meeren ſelbſt, nach ſeinem großen Zwecke, deſto mehr Lebendige, und mehr, als auf dem Lande ſeyn könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menſchen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erdfläche geblieben ſey. Denn es könnten noch weit mehr Menſchen darauf wohnen und Nahrung finden.

1b) Lucretius V. 196.

1c) Man ſehe das treſliche Werk des Herrn Hofrath E. A. W. Zimmermann: Geographiſche Geſchichte des Menſchen und der allgemein verbreiteten vierfüſſigen Thiere.

2) Siehe Derham's Phyſicotheologie III. B. 4. Cap. und E. Bertrand Eſſai ſur les uſages des Montagnes avec une lettre ſur le Nil, Zuric. 1754. 8.

3) Herr Popowitſch hat in ſeiner Unterſuchung vom Meere p. 187 — 194. dieſe Materie gründlich ausgeführt.

3b) Dieſes iſt, als ein beſtändiges Naturgeſetz, durch viele Erfahrungen, vom Herrn Nils Wallerius in den Schwediſchen Abhandlungen Th. VIII. S. 3. u. f. bewieſen; jedoch nimmt die Ausdünſtung mit dem Grade der Wärme und des Windes zu.

§. 5.

Es iſt ferner eine ungegründete Klage des Lucretius wider die Natur, oder vielmehr wider die Vorſehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns nicht von ſelbſt Früchte darreiche, ſondern mit Dornen und Büſchen überzogen ſey, ſo daß ſie erſt mit ſchwerer Arbeit bereitet werden

den müßte; dabey dennoch oft die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe 4).

Wie schlecht kennt doch **Lucretius** der Menschen Natur! Wie wenig weis er den Werth der Arbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entstanden seyn, weil niemand für seine Nothdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nothdurft empfiengen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöthig hätten, sondern ein jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen seyn, und ein jeder, wie bey den Thieren geschieht, wenn sie der Muttermilch entwachsen sind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahin laufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu danken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unser Verstand zur Erfindung erweckt worden und daß wir nunmehr nicht allein im äußerlichen bequemer leben, und mehr sinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir gesellig, vernünftig und sittsam geworden sind, und daß Künste und Wissenschaften unter uns blühen. Die Arbeitsamkeit ist überhaupt den Menschen gut, heil-

unſerer Vernunft machen, noch Unterricht genießen können; folglich auch kein deutliches Bewußtſeyn, kein Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunſt oder Wiſſenſchaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemüthes erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zuſtand der Kinder, daß ſich die Alten aus Liebe und Mitleid ihrer annehmen, und daß ſich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels, und aus Furcht vor Gefahr, zu den Aeltern halten, und ſich nach ihrem Beiſpiele und nach ihrer Vorſchrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß ſie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menſchen und Bürger werden, und in einer anſtändigen Lebensart ihr eigen Glück bauen, und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabey alles deſſen, was die Thiere voraus zu haben ſcheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angeborne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn noch Klaue, oder Schnabel, zur Wehre und Waffen, weder ſchärfere Sinne, noch eine gewiſſe angeerbte Kunſt zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden vielmehr durch ſolche Naturgaben nur in einen niedrigen Grad ſinnlicher Vollkommenheit eingeſchränkt ſeyn. Ihre Sinnen, ihr Verſtand und ihre Hände, ſind allein genug, Kleider, Waffen, Häuſer, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nothdurft und Sicherheit, ſondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlſtande und zum Ueberfluſſe zu verſchaffen; alle mögliche Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaft zu erhalten; alles, was in den Reichen der Natur iſt, ſich zu Nutze zu machen; und unter einander Geſelligkeit, Umgang, Geſpräch, Freundſchaft und Vergnügen zu ſtiften.

Dem-

Demnach ist eben der Mangel, worüber Lucretius die Vorsehung anklagt, der wahre Grund unserer vorzüglichen Glückseligkeit, und das beste Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menschlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn sich alle Menschen ihrer Fähigkeit nach dieser Absicht gebrauchten; so würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von sich abwälzen, und auf ihr Schicksal schieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes versüßet, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbey überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach seinen wesentlichen Schranken, jedem Thiere nach seiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieselbe ihm dennoch vielmehr schaden würde, und also der Mangel einer mehrern Vollkommenheit soferne nichts Böses, sondern was Gutes sey.

Ein Hund ist jetzt, bey seinem Hundesverstande vergnügt mit den Brocken, die von des Herrn Tische fallen: er sucht sie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draußen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er ist gleich munter, und freuet sich ungemein zu seinem Herrn, und zu einer guten Miene, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menschenverstand, und sehet, wie alle seine Glückseligkeit verschwinden wird. Was? denket er: ich soll die ganze Nacht über wachsam seyn, und muß dabey frieren? alles im Hause schläft auf weichen Betten, ich allein muß mich auf hartem Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße

Kost,

Kost, und kaum giebt man mir so viel als zur Sättigung: oder, wenn ich ja was bekomme, so muß ich als Gnadenbissen annehmen, was andere nicht mögen, und was sie im Sande und Unflathe herumgekehrt haben? ich thue mein Bestes, jedem zu liebkosen und doch muß ich mich unverschuldet nach dem Eigensinne der Kinder und des Gesindes rupfen oder prügeln lassen? das ist nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon: er kehrt in zehn Häuser ein, und wird aus zehn Häusern wieder weggejagt: wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet ers allenthalben noch schlechter. Er läuft nunmehr ohne Herrn allenthalben herum, und stiehlt sein Brod, so gut er kann, wird aber darüber halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache hätte! denkt er, ich wollte mich so nicht placken lassen. Er fluchet auf sein Schicksal, das ihn so hat lassen geboren werden, er stirbt vor Hunger und Verdrusse mit seinem Menschenverstande.

Sehet hieran, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darinn, besser haben wollen, als es seyn kann, und als es die göttliche Vorsehung geordnet hat. Es ist bloß ein irriger Wahn, und eine Schwachheit des Verstandes. Das, was wir besser heißen, würde gerade dasjenige seyn, welches den Zustand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böses zu seyn dünket, ist eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einsicht gut zu nennen ist.

s) Lucretius V. 219.

§. 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehungen namhaft machen, da man dieses und jenes in der Welt

mit

mit bösen Augen ansieht, das doch in der That untadelich, und nach den Regeln der höchsten Weisheit und Güte bestimmt ist. Allein, wer sich die Dinge nicht willkührlich verkehrt vorstellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einsehen, was zur wesentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darinn liege, oder, so es ihm an solcher Einsicht mangelt, so wird er sich auch bescheiden, daß er aus seiner Unwissenheit keinen widrigen Schluß ziehen könne, der so vielen klar erkannten Wahrheiten widerspricht.

Jetzt will ich einen sehr gemeinen Irrthum bemerken, welcher den Menschen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorsehung ganz verstellt. Sie setzen ihr Geschlecht, ja jeder sich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte und äußersten Ziele aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft ist, das dünkt ihnen überflüßig und unnütz zu seyn: und was nicht mit ihren Wünschen übereinstimmet, das erklären sie für unordentlich und böse.

Daher kömmt es dann insonderheit, daß sie sich nicht darein finden können, warum so viele verächtliche Würmer, Insecten und Geschmeiß, ja so viele unbequeme, giftige und schädliche Thiere in der Welt sind; warum sie nicht allein sich einander fressen, stechen, saugen, und ihr Leben auf Unkosten anderer erhalten müssen, sondern auch den Menschen zur Last fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unlust und Schmerzen verursachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Absichten entgegen sind, zu geschweigen.

Wenn wir Menschen aber allein die unermeßliche Größe der göttlichen Absichten erfüllen könnten; allein verdienten, daß um unsertwillen eine Welt erbauet

würde; allein verlangen könnten, daß ſich alles Mögliche nach uns richten ſollte; ſo mögten wir mit einigem Scheine des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unſerm Eigenſinne machen. Aber das iſt nicht der Geſichtspunkt, worinn wir uns zur Betrachtung der Welt ſtellen, darinn muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daſeyn anderer möglichen Lebendigen hat einerley Grund mit dem unſrigen in der großen Abſicht des Schöpfers; es trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bey, und macht, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zuſammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden; kann nicht zerrüttet und zerriſſen werden: und wenn wir es recht betrachten, ſo iſt in dem Weltgebäude kein Stein umſonſt, nichts ſo geringe und widrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörte, und demnach nicht auch, wenigſtens mittelbar, mit jeder Dinge Daſeyn und Wohl übereinſtimmte.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann ſich in einer großen Stadt niederließe, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bey ſich ſelbſt wohl handeln, wenn er ſich einbildete, daß um ſeinetwillen alles in der ganzen Stadt da ſeyn oder nicht da ſeyn müßte? Auf die Weiſe mögte er etwa von den Gelehrten denken: was ſollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? ſie zanken ſich unter einander um nichts, ſetzen den Leuten allerley neue Meinungen in den Kopf, und wollen dabey allen vorgezogen ſeyn. Bey den Kaufleuten und Krämern, mögte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen ſucht,

sucht, zuwider seyn. Das ewige Getöse und Geklapper so vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geschrey so vieler Bauern, und anderer, die ihre Waaren öffentlich feil biethen, würde er vielleicht aus seiner Nachbarschaft und aus der Stadt wünschen. Schmierige und schmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Gestank machen, wären ihm vollends verhaßt und abscheulich; Lumpensammler, Scheerenschleifer, Tablittenkrämer, Obstweiber, Matrosen und dergleichen, mögte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk ansehen. Saget mir, würde ein solcher Mann die Vollkommenheit dieser Stadt aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, und sich seinen Aufenthalt darinn selbst vergnügt machen? Vernünftiger dächte er so: hier ist alles fein lebendig, munter, und voller Menschen; sie müssen doch leben können. Wie finden so viel tausend und tausend Leute von allerley Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie emsig ein jeder ist, sein Brod zu verdienen, und wie er sich befleißigt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiser Regent seyn, der alle mögliche Waaren, Handthierungen, Künste und Wissenschaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darinn ein jeder den andern dienet, und von den andern seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit erhält.

Dieses ist auch der rechte Gesichtspunkt, in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einsehen können. Wir wohnen in einer großen Stadt Gottes, die um so viel blühender zu achten, je volkreicher sie ist, und je weniger darinn ein Stand, eine Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigste Vorsehung des weisesten Regenten erstreckt sich über alle: er hat sie alle her-

ein geſetzt, und ihnen das Bürgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Geſetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhr, ſoll allen zu Statten kommen, und eines dem andern nützlich ſeyn. Wir Menſchen ſind in dieſer Stadt mittleren Standes, ja in unſerm Sprengel die Vornehmſten. Wir müßten aber ſchlechte Bürger ſeyn, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelſten Abſichten unſers gemeinſchaftlichen Regenten ſehr entfernen, wenn wir nicht leiden könnten, daß ſo viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, ſich nähren, fortpflanzen, und nach ihrer Art fröhlich ſind. Wenn man bedenkt, wie viele und große Wohnplätze Gott für die Lebendigen in den Weltkugeln angelegt; wie viele und mancherley Einwohner er in dieſer großen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Luſt zum Leben eingepflanzt; wie er allen, bis auf die niedrigſten, rege Leibeskräfte, allerley Kützel der Sinne, Nahrung mit Wohlſchmacke, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: ſo wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens auch alle mögliche Luſt genoſſen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geſchöpf aller Arten und Stufen der Luſt fähig iſt, ſo weis es auch von keiner beſſern, es iſt mit derjenigen, die ſeiner Natur gemäß iſt, zufrieden, und erfüllet ſeine Triebe in ſüßer Beſchäfftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringſten Thiere, ſo ferne ſie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Luſt und Glückſeligkeit fähig ſind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander ſpielet; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emſig herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Beſten des Stockes zu ſammlen; wenn die Vögel durch

Büſche

Büsche und Bäume rauschen, zwitschern, oder eine Gattinn locken; wenn der Hund über seines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tausend Freuden ausser sich, zehnmal hin und wieder läuft; wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterley artigen Stellungen, Springen und Haschen, scherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau sich so willig hinlegt, und sich von ihren saugenden Ferkeln zerwühlen läßt: so ergötze ich mich an der unschuldigen Lust der Thiere, und stelle mir die Vielheit und Mannichfaltigkeit derselben, wie sie von der unzählbaren Menge und Verschiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den großen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den großen Schöpfer, der aller seiner Geschöpfe Lust mit anschauendem Erkenntnisse gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigene Lust bewirket sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung, als den wahren und einzigen Gesichtspunkt, aus welchem sich die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigsten Geschöpfen, das Leben; und sehe, daß, wie wir Menschen in dem Zusammenhange des Möglichen auf einer mittlern Stufe der Vollkommenheit stehen, jedoch selbst noch einer höhern fähig sind, und von Natur darnach streben, so Millionen andere Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt seyn müssen, die nichts in der göttlichen Absicht leer lassen, und aller noch über unsern jetzigen Zustand möglichen Glückseligkeit, außer der unendlichen, genießen.

§. 8.

Wir würden aber auch unser eigen Bestes in der Verknüpfung der Dinge nicht einsehen, wenn wir nur

mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen schaffen, und zu Dienste sind, allein in der Welt seyn wollten. Denn, wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu seiner Vollkommenheit gelangen kann; so daß jedes der geringsten, bis auf den Gassenfeger und Schinder, dennoch seinen Einfluß in das gemeine und besondere Beste giebt: so trägt auch eines jeden Thieres Daseyn in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils mittelbar, am meisten aber für uns Menschen, bey, die wir über alle herrschen, und uns alle wissen zu Nutze zu machen.

Wie schlecht würde der die Verbindung unter uns Menschen selbst übersehen, der da meinte, er hätte nur seiner Nachbaren allein nöthig, die andern könnten seinethalben aus der Welt seyn. Nein: dort in America pflanzet, wartet und presset jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sclav in Brasilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirst: dort bereitet ein Russe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach seiner Grube, Eisen und Kupfer zu deinem Hause und Geräthe zu holen. Der Sineser ist emsig, dir den feinsten Thee und Porcellan zu schaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speisen mit allerhand Gewürze schmackhaft mache. Der Grönländer, der Matrose schlägt die Robben, fängt die Wallfische, mit seiner Mühe und Gefahr, zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkest und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Caffee mit einer Pfeife Tabak trinken kannst, so hat die Hälfte des menschlichen Geschlechts, nicht nur der jetzt, sondern auch der vormals Lebenden, müssen da und beschäfftigt seyn.

Lasset

Laſſet uns denn auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine ſo genaue Verbindung unter dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheile geſtiftet hat, auch unſere Nebengeſchöpfe nicht umſonſt mit uns auf einem Erdboden beſchloſſen habe. Auch dir ſammlet die Biene, und ſpinnet der Seidenwurm, für dich nähret ſich die Cochenille, die Ameiſe, die ſpaniſche Fliege, und ſo manches Inſect, welches die Befruchtung der Pflanzen befördern muß [5b]). Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Inſecten nicht ſelber iſſeſt oder braucheſt, ſo ſpeiſet ſie doch der Vogel, der dir ſingt, oder auf deinen Tiſch kömmt, und der Fiſch, der deine Mahlzeiten angenehmer macht, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Maſt getrieben wird, oder der Wallfiſch, der dir ſein Fett und ſeine Baren hergiebt [5c]). Du beherrſcheſt und beſtreiteſt ſie alle, und dein Verſtand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch ſonſt keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, ſo laß ſie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des großen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Luſt und Freude, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen, ja, die dich ſelbſt weiſer und klüger machen, wenn ſie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

5b) [Es wird zwar nunmehr geläugnet, daß die Befruchtung der Feigen nothwendig durch ein Inſect (eine Galläpfel-Fliege, Cynips ψῆν) welches den Blumenſtaub von dem wilden Feigenbaum hinein trüge, bewerkſtelligt werden müſſe. (S. Godeheu de Riville ſur la Caprification: in den Mem. préſentés à l'Acad. R. des Sc. T. II p. 376. ſq. und Bernard. Mem. pour ſervir à l'hiſt. nat. de la Provence T. I. p. 95. ſqq.) Indeſſen giebt es doch gewiß viele Beiſpiele, wo Blü-

then bloß durch Hülfe der Insecten befruchtet werden. Dieß ist von den kürbisartigen Pflanzen außer Zweifel, und bey den Melonen schon den Gärtnern bekannt. Herr Kölreuter aber zeigt, daß es bey viel mehrern Pflanzen eben so nothwendig sey. (Nachricht das Geschlecht der Pflanzen betreffend, p. 21. sqq. u. erste Fortsetz. p. 70 sqq.) Außer dergleichen Pflanzen aber, deren Befruchtung nothwendig durch Insecten bewerkstelligt wird, sind noch viel andere, bey denen sie doch meistens durch eben diese Thiere befördert wird. Da nämlich der Blumenstaub entweder unmittelbar von dem Insect, welches um Honigsaft zu saugen in der Blume herum wühlt, auf die Fruchtspitze gebracht wird, oder die Staubfäden dadurch gereizt werden, daß sie sich zur Fruchtspitze hinneigen. (S. I. E. Smith Obs. on the irritability of vegetables. Phil. Trans. Vol. 78. p. 158. sqq. und daraus im Magaz. für die Botanik 1790. 7ten St. S. 78). Es würden also ohne Hülfe der Insecten viele Pflanzen nicht Frucht tragen, sich nicht vermehren, nicht in ihrer Art bestehen können. Gewiß eine Verbindung des Thierreiches mit dem Pflanzenreiche, welche die allweise Vorsehung des Schöpfers bezeuget!]

5c) [Noch ein wichtiger Nutzen von den Insecten und Gewürmen. Durch sie wird Fäulung verzehrt und in Leben verwandelt! Ohne diese Einrichtung würde uns der Gestank von Moder und Schlamm tödtlich werden: und wenn uns jetzt noch der Anblick davon abscheulich ist, so sollten wir um so mehr mit Bewunderung erwägen, wie er durch und durch von Insecten wimmelt, die sich so wohl darinn befinden, und uns einen so nöthigen Dienst leisten. Der große Linné bemerkt unter andern in seiner vortrefflichen Abhandlung: Oeconomia naturæ, Amœn. T. II. p. 50. „Die Mücken legen in stillstehendes faules, stinkendes Wasser eine Menge Eier: und die daraus entstehenden Würmer verzehren die Fäulung desselben. Man darf nur den Versuch machen, zwey Gefäße mit solchem Wasser zu füllen. In dem einen lasse man die Mückenwürmer: aus dem andern fische man sie sorgfältig heraus. Jenes wird man in kurzer Zeit rein, dieses aber stinkend finden." — Sollten wir denn nun noch diese unangenehmen Gäste von unsern Gräben weg wünschen?]

§. 9.

§. 9.

Ja, denkt wohl mancher, die andern Thiere mögten immerhin in der Welt seyn, wenn sie dem Menschen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß, das Saat, Gewächse, Eßwaaren, Kleider und Häuser verdirbt? das uns sticht und uns das Blut aussauget? wozu so viele giftige Schlangen, Kröten, Scorpionen? wozu die wilden reißenden Wölfe, Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die uns entweder selbst, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder schädlich sind?

So vernünftig auch die Frage, und die darunter steckende Beschwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, scheint: so beruhet sie dennoch auf eben denselben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einsicht, welche vorhin bemerkt sind. Beides äußert sich darinn, daß wir in der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, seyn, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringste Ungemach von unsern Nachbaren erdulden wollen; imgleichen, daß wir wegen des Ungemachs, daß uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge läugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleicht der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stören soll. Er will eiserne und kupferne Gefäße haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrey der Bauern, welche sie feil biethen, kann er nicht leiden: die Fleischbank soll in der Nähe seyn; Butter, Hering, Stockfisch, Klipfisch, Zucker läßt er zwar von seinen Nachbaren holen, aber den

then bloß durch Hülfe der Insecten befruchtet werden. Dieß ist von den kürbisartigen Pflanzen außer Zweifel, und bey den Melonen schon den Gärtnern bekannt. Herr Kölreuter aber zeigt, daß es bey viel mehrern Pflanzen eben so nothwendig sey. (Nachricht das Geschlecht der Pflanzen betreffend, p. 21. sqq. u. erste Fortsetz. p. 70 sqq.) Außer dergleichen Pflanzen aber, deren Befruchtung nothwendig durch Insecten bewerkstelligt wird, sind noch viel andere, bey denen sie doch meistens durch eben diese Thiere befördert wird. Da nämlich der Blumenstaub entweder unmittelbar von dem Insect, welches um Honigsaft zu saugen in der Blume herum wühlt, auf die Fruchtspitze gebracht wird, oder die Staubfäden dadurch gereizt werden, daß sie sich zur Fruchtspitze hinneigen. (S. I. E. Smith Obs. on the irritability of vegetables. Phil. Trans. Vol. 78. p. 158. sqq. und daraus im Magaz. für die Botanik 1790. 7ten St. S. 78). Es würden also ohne Hülfe der Insecten viele Pflanzen nicht Frucht tragen, sich nicht vermehren, nicht in ihrer Art bestehen können. Gewiß eine Verbindung des Thierreiches mit dem Pflanzenreiche, welche die allweise Vorsehung des Schöpfers bezeuget!]

50) [Noch ein wichtiger Nutzen von den Insecten und Gewürmen. Durch sie wird Fäulung verzehrt und in Leben verwandelt! Ohne diese Einrichtung würde uns der Gestank von Moder und Schlamm tödtlich werden: und wenn uns jetzt noch der Anblick davon abscheulich ist, so sollten wir um so mehr mit Bewunderung erwägen, wie er durch und durch von Insecten wimmelt, die sich so wohl darinn befinden, und uns einen so nöthigen Dienst leisten. Der große Linné bemerkt unter andern in seiner vortrefflichen Abhandlung: Oeconomia naturæ, Amœn. T. II. p. 50. „Die Mücken legen in stillstehendes faules, stinkendes Wasser eine Menge Eier: und die daraus entstehenden Würmer verzehren die Fäulung desselben. Man darf nur den Versuch machen, zwey Gefäße mit solchem Wasser zu füllen. In dem einen lasse man die Mückenwürmer: aus dem andern fische man sie sorgfältig heraus. Jenes wird man in kurzer Zeit rein, dieses aber stinkend finden.“ — Sollten wir denn nun noch diese unangenehmen Gäste von unsern Gräben weg wünschen?]

§. 9.

§. 9.

Ja, denkt wohl mancher, die andern Thiere mögten immerhin in der Welt seyn, wenn sie dem Menschen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß, das Saat, Gewächse, Eßwaaren, Kleider und Häuser verdirbt? das uns sticht und uns das Blut aussauget? wozu so viele giftige Schlangen, Kröten, Scorpionen? wozu die wilden reißenden Wölfe, Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die uns entweder selbst, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder schädlich sind?

So vernünftig auch die Frage, und die darunter steckende Beschwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, scheint: so beruhet sie dennoch auf eben denselben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einsicht, welche vorhin bemerkt sind. Beides äußert sich darinn, daß wir in der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, seyn, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringste Ungemach von unsern Nachbaren erdulden wollen; ingleichen, daß wir wegen des Ungemachs, daß uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge läugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleicht der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stören soll. Er will eiserne und kupferne Gefäße haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrey der Bauern, welche sie feil biethen, kann er nicht leiden: die Fleischbank soll in der Nähe seyn; Butter, Hering, Stockfisch, Klipfisch, Zucker läßt er zwar von seinen Nachbaren holen, aber den

Geſtank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet iſt, verabſcheuet er: die Gaſſen ſollen rein ſeyn, aber der ſchmutzige Dreckfeger ſoll vor ſeinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren: die Kaufleute und Krämer ſollen ihn mit allerhand Waaren verſorgen, aber ſie müſſen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet ſeyn, in Feuersgefahr müßte ihn niemand ſetzen, die Dachziegel müßten nirgend herunter wehen, u. ſ. w.

Es iſt ſchon ausführlich gezeigt worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daſeyn hat, und daß in dieſer Naturkette keine Lücke ſeyn kann, ſondern, wenn eins und anderes ſeyn ſoll, daß auch alles Mögliche in dem Zuſammenhange der Dinge ſeyn müſſe, und daß dieſes den Vollkommenheiten des Schöpfers ſowohl, als der Welt, gemäß ſey. Wer alſo in der Welt ſeyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm ſelbſt haben, neben ihm ſind. Daß wir alſo mit einigen wenigen Thieren, die uns anſtehen, allein eine Welt ausmachen wollten, iſt ſo unverſtändig, als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir ſehen, daß ſie wirklich ſind. Sie gehören alſo mit zur Welt, als einem Syſtem aller möglichen Lebendigen; und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derſelben will auch leben, und hat Luſt von ſeinem Leben, ſowohl als wir. Wenn nun die Verbindung anderer Menſchen mit uns in einem Wohnhauſe, oder einer großen Stadt, vermöge unſerer weſentlichen Schranken, einiges Ungemach mit ſich bringet: wie wollen wir uns mit Recht beſchweren, daß wir durch das Daſeyn ſo vieler andern und ganz verſchiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir

Wir Menschen haben bey dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir selbst eins von den allergefräßigsten Thieren sind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeistern, fangen, zähmen, und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffenlosen Bildung unsers Leibes, genugsamen Verstand und Witz gegeben hat, alle Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu erfinden, und Hände, womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach so mancher Thiere zum Pflügen, Ziehen, Tragen, Reiten, Jagen, Mahlen, Dreschen, Streiten; wir halten, fangen, fischen und schießen sie zu unserer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unserer Kleidung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertreibe und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Inwendiges zu unserer Belehrung im Erkenntnisse der Natur und unser selbst, ja unsers gemeinschaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betrifft: so haben die Menschen den Vortheil, daß sie sich zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden besetzen können; da denn die großen reißenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeisten derselben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menschen [5d]), man kann sie mit Gewalt erlegen, oder ihrer auch mit List und leichten Mitteln los oder habhaft werden, und es ist ein sehr seltener Fall, daß ein Mensch das Unglück hat, den reißenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist ein großer Beweis der göttlichen Vorsehung in diesem

Stü-

Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark vermehren, daß sie lange hungern können, daß sie selbst einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geschreies gemacht, als es in der That ist [6a]), und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich sage, daß sich solche Leute am meisten darüber beschweren, die wohl in ihrem Leben keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Flohe, einer Mücke oder Wespe gestochen seyn mögen [6b]).

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn sie nicht wären, so würde manches anderes Thier nicht leben können, welches den Menschen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheure und zum Verkauf käme; so würde der Bauer über die allzureiche Erndte und über den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe; so würde sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige ist, nach göttlicher Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachsen; es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig, und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraus sehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuse und Vögel ins Haus einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur wollen ehren hülfen [6c]). Es ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständiger Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und daß sie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel schaffen und gewinnen. So schädlich es für uns seyn wür-

würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre; ſo viel Unordnung würde auch entſtehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menſchen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrerer Jahre Vorrath gewönne. Die weiſeſte Vorſehung hat dieſes allein zum Gleichmaaße bringen können, und gute und ſchlechte Jahre ſo unter einander zu miſchen gewußt, daß die Menſchen in ſteter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darinn müſſen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn einmal das Ungeziefer von Heuſchrecken, Mäuſen und dergleichen, einem ganzen Lande die äuſſerſte Verheerung zu drohen ſcheint, dabey alle menſchliche Vorſicht unzulänglich ſeyn würde, die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine ſolche Witterung kömmt, welche alles Geſchmeiß verjaget, alle Brut erſtickt, und, ſo zu reden, ausfeget. So ſehen wir jährlich bey allen Inſecten in Gärten und Feldern, daß bald dieſe, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächſten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt, und in engere Schranken gebracht wird [6d]).

6d) Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les obſervations de Mr. Bouger et de la Condamine, Paris 1749. 4. p. XCV. *Il y a dans le fleuve* (Magdaleine) *des Caymans qui ont 18 à 20 pieds de longueur, qui n'attaquent guere les hommes, que quand ils ont, par quelque accident, deja mangé de la chair humaine: je les ai toujours vû fuir, lorsqu'ils étoient couchés ſur le rivage et que je m'approchois.* Wölfe ſind, wie mehr andere reißende Thiere, vor den Menſchen ſcheu, und wagen ſich nicht leicht an ihn, als wenn ſie der Hunger im harten Winter plaget. In England ſind ſie gar ausgerottet.

Daher

Daher kann ich nicht begreifen, was es mit dem wilden Thiere im Gevaudan für Bewandniß haben müsse, oder warum man selbiges mit so unglaublicher Zurüstung, und einem Heere von Menschen und Hunden, nicht auftreiben oder erlegen kann. Ich dächte, ein guter deutscher Jäger mit einem Dutzend Hunden würde bald damit fertig werden.

[6]) Beverley in seiner Historie von Virginia schreibt, daß es ein grober Irrthum sey, wenn die Leute sich einbildeten, daß man da nicht anders, als mit der größten Gefahr, vor Schlangen, besonders vor der Klapperschlange, durch die Wälder reisen könnte. Die Klapperschlange ist selten zu sehen, und in ganz Nord-America, so weit Europäer angebauet haben, fast ausgerottet. Dazu wird diese so wenig, als irgend eine andere Schlange, den Menschen von selbst angreifen oder verfolgen, wenn sie nur unangetastet bleibt. S. Philosoph. Transact. Vol. XXXVIII. n. 433 p. 323. Eben das bezeugt Herr Kalm in den Schwed. Abhandl. Th. XIV. p. 319. 322. sqq.

[6b]) [Es ließe sich auch der artige Gedanke, welchen der Verfasser der Voyage à l'isle de France, lett. 9. p. 92. bey Gelegenheit der beißenden Skolopendern (cent-pieds: scolopendra morsitans) äußert: „daß dieses Insect, welches sich in dunkeln feuchten Orten aufhält, dazu dienen könne, den Menschen von solchen ungesunden Gegenden zu entfernen," auf viele giftige oder schädliche Thiere anwenden, als welche eben in dergleichen dumpfigten ungesunden Orten am meisten wohnen. Selbst die gemeinen Mücken finden sich am häufigsten bey Sümpfen und Gräben, deren Nachbarschaft dem Menschen ungesund ist. Sie mindern sich, wo das Land ausgetrocknet, mit fliessendem reinen Wasser versehen, und also gesunder gemacht wird. So treiben uns auch andere Insecten an, unsere Wohnungen von ungesundem Schmutz, Feuchtigkeit und dumpfigter Luft zu befreien, da sie den Durchzug freier austroknender Luft fliehen!]

[6c]) Herr Peter Kalm erzählt in den schwedischen Abhandl. T. XIV p. 44. sq. eine artige Geschichte von den americanischen Vögeln, welche Maißdiebe genannt werden, weil sie dem Maiß, als dem nützlichsten Korne für Menschen und Vieh, so sehr nachstellen. Man hätte nämlich in Neu-

england, um ſie auszurotten, auf jeden Maißdiebskopf eine Belohnung geſetzt, und dieſes hätte auch die geſuchte Wirkung gethan. Aber dagegen hätte ſich im Jahr 1749 im Sommer eine Menge Grasraupen eingefunden; welche das Heu des Jahres ſo zu Grunde gerichtet, daß Schiffe voll Heu aus England hätten verſchrieben werden müſſen. Da man nach der Urſache geforſcht, ſo hätte man ſich erinnert, daß die Maißdiebe einen guten Theil des Sommers, ehe der Maiß reif wird, von dieſen Raupen lebten und deren Vermehrung verhinderten. Folglich hätte man ſichs gereuen laſſen, daß man durch Ausrottung der Maißdiebe dieſes Ungeziefer vermehrt hätte.

[d]) [Der achtſame Röſel bemerkt, daß, da es fünf bis ſechs Arten beſonders ſchädlicher Raupen giebt, ihre Leibesbeſchaffenheit ſo verſchieden eingerichtet iſt, daß eine jede auch einer beſondern und den andern ganz widrigen Witterung zu ihrem Fortkommen bedarf, daher dann nicht leicht zwo dieſer Arten zugleich in Menge beſtehen könnten. Tag-Papil. II. Cl. n. III. §. 1.

§. 10.

So ſehr wir Menſchen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorſehung verwahrt ſind; ſo ſehr mögte man ſich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren ſelbſt eine ſolche natürliche Ordnung zu ſtiften, daß eins von dem andern ſeine Nahrung ſuchen, und alſo das andere verzehren muß. Warum ſind nicht alle Thiere unſchädlich? Warum iſt ihre Natur nicht ſo beſchaffen, daß ſie ihre Nahrung von lebloſen Dingen ſuchen? Warum muß ein beſtändiger Krieg, lauter Mord und Blutvergießen unter ihnen ſeyn? Es kann ſeyn, daß dieſes einigen Menſchen gar keinen Anſtoß giebt, die gegen ihre Nebengeſchöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grauſam ſind: aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, ſo ferne ſie ſich dieſelben als empfindende Weſen vorſtellen, und ſich ihren Schmerz und Tod in

Ge-

Gedanken anmaaßen. Wir müſſen aber nicht das Herz und deſſen angenommene Neigung, ſondern die Vernunft, hiervon urtheilen laſſen.

Wenn man ſich eine ſolche Ordnung vorſtellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter lebloſen Dingen ihre Nahrung haben ſollten; ſo iſt offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bey uns ſeyn könnte, und daß ſie doch alle, eben ſowohl, als jetzt, endlich ſterben müßten. Das erſtere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Inſecten, Vögeln, Vierfüßigen, und inſonderheit unter den Fiſchen. Denn entweder müßten dieſe alle fehlen; oder, wenn an deren Statt andere Arten ſeyn ſollten, die ſich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, ſo würde folgen, daß ſie den ganzen Erdboden verwüſteten und kahl machten. Gewiß, was jetzt auf Wieſen, Aeckern, Bäumen und Stauden wächſt, dienet alles, theils Menſchen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Inſecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub- und reißenden Thiere an gleiches Futter gewieſen ſeyn: ſollten die großen Raubvögel bey Tage und bey Nacht auf unſere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen: ſo würde keine Erndte für uns überbleiben, ſo würden alle Pflanzen verzehrt, oder wenigſtens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menſchen würden auch für ſich die größte Noth haben, ſich zu erhalten, wenn ſie nicht nebſt den Erdgewächſen auch andere Thiere eſſen ſollten, und wenn die, welche ſie eſſen, ſich nicht zuvor von andern Thieren genährt hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fiſche und Inſecten von dem wenigen Mooſe und Kraute, das im Waſſer wächſt, unterhalten werden können?

Es

Es iſt alſo offenbar, daß der Erdboden in allen ſeinen Elementen viel öder, und des größten Theils ſeiner Einwohner beraubt ſeyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen iſt. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bey ſolcher Ordnung gewonnen. Denn ſie müßten doch natürlicher Weiſe alle ſterben, weil nach den ordentlichen Geſetzen der Bewegung eine ſolche Maſchine eines organiſchen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig beſtehen kann; und ſie würden eines natürlichen Todes nun viel langſamer und ſchmerzhafter ſterben, als wenn ſie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältiget werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entſtehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeſer der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fiſche, Luft und Waſſer mit ihrem Geſtanke und mit ihrer Fäulung anſteckten, indem ſie von keinem fleiſchfreſſenden Thiere verzehrt würden: woraus denn nothwendig unter den Lebendigen Ekel, Krankheit und Peſt entſtehen müßte [7]).

Es iſt alſo eine weiſe und gute Ordnung in der Natur, daß ſich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit größeren Mannichfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und ſodann mit allerhand Art von Luſt und Vergnügen erfüllet; welches ſie deſto vollkommener macht. Die Nahrung iſt nunmehro für alle zureichender, da ſie nicht bloß in dem Pflanzenreiche geſucht werden darf. Eine jede Thierart wird, vermittelſt dieſer Ordnung, in gemäßigten Schranken gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beſchnitten wird, und ſie weder zu ſehr zunehmen, noch auch vertilgt werden kann. Den leidenden Thieren geſchieht dadurch nicht mehr Böſes, als daß ſie ſterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müſſen, und welches ihnen auf die

Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie genießen unterdessen ihres Lebens, so lange sie es haben, ohne alle Besorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorstehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil sie durch keine Vorstellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhigt werden; sie sterben, ohne zu wissen, daß sie sterben. Ihr entseelter Leichnam bleibt nicht zum Gestanke und Scheusale anderer liegen, sondern wird bald aufs neue wieder beseelt, indem er alsobald durch die Nahrung in die Gemeinschaft des Lebens tritt. Unterdessen verneuert und vervielfältiget sich eine jede Art der Sterblichen im bestimmten Verhältnisse durch die Erzeugung neuer Geschlechter, und die Welt bleibt nicht allein stets gleich lebhaft an Thieren, sondern die edlern, nämlich die Menschen, und die unschädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener, als sie gewesen.

Man muß dabey die unendliche Vorsicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, List, Geschwindigkeit und Fraß beigelegt, als zur Verzehrung des Ueberflusses anderer Geschlechter und der Aeser ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unschädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit so viel Fruchtbarkeit, List oder Geschwindigkeit versehen hat, daß allezeit so viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältnisse der Thiere unter einander gehört [und mit dem Vorrathe von Futter aus dem Pflanzenreiche bestehen konnte]. Keine Art wird demnach zu sehr verdrängt, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieses beweist eine Vorsehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbestimmt, und insgemein überdacht, sondern alle einzelne Fälle aller künfti-

künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maaße in ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, List oder Geschwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beständiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in dem allgemeinen vorausgesehen; so würde der besondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlassen seyn, und so wäre das Gleichgewicht in dem Thierreiche längst gestört und aufgehoben, und manche Art würde zu volkreich, manche zu gering geworden und vergangen seyn.

7) Herr Hasselquist bemerkt in den schwedischen Abhandlungen Th. XIII. p. 203 sqq., daß der Bergfalke, nebst den Geiern und wilden Hunden, in der Türkey, Aegypten, Natolien, u. s. w. sehr nöthige Thiere sind, um die vielen Aeser der umgefallenen Pferde, Esel, Mauleſel, Kameele u. s. w. zu verzehren; zumal da die Türken so schweinisch und sorglos sind, daß sie solche Aeser nicht einscharren. Er meint auch p. 207. sq., daß daher vielleicht die muselmannische Barmherzigkeit entstanden, da fromme Leute in ihrem Testamente Capitalia vermachen, diesen Vögeln alle Morgen frisches Fleisch hinauszuführen.

§. 11.

Gleichwie wir Menschen nun eine besondere Vorsehung des Schöpfers über uns erkennen müssen, daß er uns so viele Vorzüge vor den Thieren zugestanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unsertwillen seyn sollte; so wäre es auch eine unbedachtsame Foderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und sonst keine Vorsehung über uns erkennen wollten. Denn eine solche Welt und Lebensart, darinn dem Menschen nichts Widriges, sondern lauter Lust und Freude, begegnete,

zarten Empfindungen und geschlanken Glieder mit einer eisenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Gesetzt aber, daß dergleichen Welt und Lebensart möglich wäre: würde dieser Zustand für uns gut seyn? Ich zweifele daran sehr. Man wünscht die Erde so schön, daß sie vor Schönheit unwohnbar seyn würde. Das beständige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Wasser anstecken, das keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und ersticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeiet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Morast werden, weil man die Berge, Felsen und Gletscher verwünscht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tausenderley nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Heyde, Torf, Kohlen, Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberflusse hin, der die Menschen träge, wollüstig und viehisch macht? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da sie doch das festeste Band der menschlichen Gesellschaft knüpfen, und ohne sie aller Unterschied der Stände aufhören, keiner dem andern dienstbar seyn, keiner auf Erfindungen und Künste denken, alle arm und elend seyn würden.

Stete sinnliche Lust ist der menschlichen Natur eben so wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf süß zu schmecken, und erweckt bald Ekel und Unlust: die körperlichen Nerven können den anhaltenden Kützel nicht vertragen, und werden dadurch geschwächet: das Gemüth aber wird insonderheit dadurch entkräftet, und in fauler Wollust begraben. Wir können jetzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenscheine wechselt: wie viel weniger würde uns eine lautere

lichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben seyn, und doch mit fließenden Bächen und Strömen gewässert werden: sie kann nicht einerley fruchtbaren Boden haben, und doch allerley Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Gesundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß sie aus verschiedenen Theilen und Schichten zusammen gesetzt sey, und daß sich hie und da eine Gährung und Entzündung äußere, welche ein Erdbeben nach sich zieht. Sie kann nicht mit einem Luftkreise umgeben seyn, und doch keine Ausdünstungen aufsteigen lassen, welche Blitz, Wind und allerley Wetter verursachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebst Ebbe und Fluth, genießen, so müssen wir auch von seinem Anziehen Stürme und Ueberströmungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbst machen, und die Erde allenthalben wohnbar seyn, wie können wir einerley Wärme und Wetter verlangen? Wie soll zu gleicher Zeit für die Wäscherinn die Sonne scheinen, und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Ostwind, für den einkommenden ein Westwind wehen?

Wir aber selbst können ja nicht Menschen, und doch von Natur unsterblich seyn; einen organischen Leib zu unserm Werkzeuge brauchen, ohne, daß er den mechanischen Gesetzen, dem Miswachse, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verwesung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menschen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Mikroskopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die alles von Ferne, und doch ohne Verwirrung hörten. Wie reimten sich unsere

nichts von der Hoffnung eines noch beſſern Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu laßen, und, da ihnen dieſes Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, daſſelbe gar zu verachten.

Man beziehet ſich gegentheils, wie mich dünkt, mit Unrecht auf aller Menſchen Urtheil und Empfindung, weil keiner ſein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgeſtanden, von neuem wieder ausſtehen ſollte. Denn eines Theils iſt dieſes, was zum Grunde gelegt wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälſchlich daraus geſchloſſen.

Vernunft und Erfahrung laſſen uns nicht anders denken, als daß die meiſten Menſchen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn ſie ſichs als möglich vorſtellten. Denn die Natur hat einem jeden eine ſtarke Liebe zum Leben eingepflanzt; ſo daß wohl einige deſſen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen frey ſtünde. Da nun die meiſten Menſchen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zuſtande zubringen, viele auch glücklich, reich, geehrt, geſund geweſen ſind: was ſollte ſie menſchlicher Weiſe bewegen, ihr voriges Leben ſo ſehr zu haſſen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des männlichen Alters wünſchen ſich ja viele wirklich wieder, ungeachtet ſie ihres eingemiſchten Leidens nicht vergeſſen haben: und ſelbſt diejenigen, denen im höhern Alter das ganze menſchliche Leben ſo elend, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod ſie im Ernſte erlöſen wollte, ſo machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben ſich die denn nicht alle, wenn ſie es für beſſer halten, todt

zu

zu seyn, als zu leben? warum sehen sie vielmehr den Tod als das allerschrecklichste an?

Aber ich will zugestehen, daß es einige Menschen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgte daraus nicht, daß sie es darum thäten, weil sie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Lust und Unlust gemacht, und die Unlust weit größer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affecte, bey gegenwärtiger Empfindung oder Erinnerung eines gewissen Leides und Verdrusses, in eine starke Verwünschung ihres Lebens ausbrechen: aber, wenn sich die ungestüme Bewegung gelegt hat, so sind sie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meinung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor sich, und richten alsdann, wenn sie darauf sehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige, und auf die Hoffnung des Bessern. Denn wir suchen und hoffen, nach unserer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch die niedern Stufen nicht gern noch einmal steigen will. Es geht solchen wie den Reisenden, die noch manchen schönen Ort zu besuchen vor sich haben. Die werden bey der Begierde nicht gern umkehren, und die vorigen Oerter noch einmal durchreisen wollen. Aber daraus folgt nicht, daß ihnen ihre vorige Reise misfallen habe. Dieses ist noch vielmehr von denen zu sagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit einen ernstlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und, in Vergleichung beider, die bevorstehende lautere und höhere Freude mit einer vermischten und niedrigen nicht wieder vertauschen wollten.

Wenn man die Glückseligkeit des menschlichen Lebens nicht sowohl nach dem äußerlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Lust, mißt; so ist unter den Menschen, wes Standes und welcher

Umstände sie auch sonst seyn mögen, kein groſser Unterschied [7b]). Geringe und Arme essen und trinken ihre wohlfeile Kost mit eben so vielem Wohlschmacke, als der Reiche und Vornehme seine theuren Leckerbissen; sie freuen sich über Kleinigkeiten ja so sehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit macht ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche andern so sauer wird, und selbst die Widerwärtigkeiten schärfen und erhöhen eine geringe Lust, welche dazwischen kömmt. Was ist daran gelegen, ob sie ihre Lust und ihr Vergnügen aus prächtigen und kostbaren, oder aus schlechten und täglichen Dingen schöpfen, wenn sie nur eben so viel Lust und Vergnügen haben können, als der Glücklichste?

Die Weisheit giebt allein bey solcher Gleichheit der Menschen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unserer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stufen, zu einer höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit kommen können: so verachtet und vergället ein Weiser das jetzige Leben und seinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weis, er ist in der natürlichen Empfindung der Lust nicht schlimmer daran, als die Gröſsten und Reichsten; er genieſst also des gegenwärtigen Guten, und störet sich den Genuß nicht mit neidischer oder voreiliger Vorstellung eines gröſsern Guten, das er nicht besitzt, oder das andere besitzen. Er verachtet selbst die sinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weis sie, durch klugen Gebrauch, unschädlicher, schmackhafter und feiner zu machen: er bemühet sich jedoch vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menschen, in der Natur, und in deren groſsem Urheber einzusehen, und darnach seinen Verstand zum wahren und festen Erkenntnisse nützlicher Wahrheiten, und sein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bil-

bilden. Und dieses sichert ihn vor Thorheiten, Verdrusse und Reue; es beglückt sein Leben mit einem höhern und reinern Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es setzet ihn über die widrigen Zufälle seiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter steter Versicherung von der weisesten und gütigsten Obhut des allerhöchsten Wesens, einen Vorschmack von einer künftigen größeren Glückseligkeit, dazu er bestimmt ist.

7b) Dieses ist eine unerkannte, aber große Wahrheit, die zur Rettung der Vorsehung und Beruhigung der Menschen gleich nützlich ist. Wenn es hier der Ort litte, so könnte ich viele Spuren von derselben bey den vernünftigsten Weltweisen alter und neuerer Zeiten anweisen, dasjenige zu bestätigen, was ich selbst davon in einer Rede zu Wismar gesagt: Omnes homines aeque felices esse, welche daselbst 1723. 4. gedruckt worden. Siehe auch Pope's Essay on Man, Epist. IV. v. 47 sqq.

§. 13.

Ein Weiser wird aber keine wunderthätige Vorsehung in der Welt von Gott erwarten oder verlangen: noch sich daran stoßen, wenn es das Ansehen hat, daß auch die Frommen einigen widrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen sind; oder, daß die Lasterhaften nicht gleich auf der Stelle gestraft werden, sondern wohl gar vor andern glücklich zu seyn scheinen. Er weis fürs erste, wie oft man sich in solchen Begebenheiten trügt, als ob es den Frommen so häufig übel, und den Gottlosen wohl gehe; und in den seltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennt er doch, daß die Zulassung solcher widrigen Begebenheiten der weisesten Vorsehung gemäß sey, und von derseben zum Guten gelenkt werde.

Wer

Wer die Menſchen und ihre Zufälle genauer unterſucht, der wird finden, daß von der meiſten Gemüthsbeſchaffenheit, Aufführung und Zuſtande falſch geurtheilet wird. Sie ſind mehrentheils entweder nicht fromm, oder ſelbſt Schuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückſelig.

Wenn wir ſehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit ſeinen Grillen, oder mit ſeinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf ſeine vermeintlich gerechte Sache, zu ſeinem Schaden, zu weit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorſicht, Geſchicklichkeit und ordentliche Haushaltung, bloß mit Bethen, Leſen, Kirchengehen ſeine Nahrung vergeblich ſucht; daß ein anderer, bey ſeiner Einfalt und Unwiſſenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigenſinniger, Mürriſcher, Zankſüchtiger viele Feinde hat; werden wir ſolchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und ihren Klagen Recht geben können, daß ſie unverſchuldet leiden?

Die meiſten Menſchen ſind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von ſich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schickſal, auf die Vorſehung zu wälzen; dagegen aber ſich fälſchlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und Tugend; inſonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, ſie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieſer großen Pflicht und deren Belohnung. Denn ſie bilden ſich ein, daß entweder der äußerliche Gottesdienſt, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß ſie dadurch ſchon ſich allen Segen verdienten, ſie mögten ſich übrig betragen, wie ſie wollten. Die göttliche Ordnung erheiſcht eben auch die Pflichten gegen andere Menſchen und gegen uns ſelbſt; und zwar, was uns ſelbſt betrifft,

daß

daß wir nicht allein unsern Willen, sondern auch unsern Verstand und äußerlichen Zustand bessern; daß wir vernünftig, weise, klug, vorsichtig werden, was rechtschaffenes meisterlich lernen, emsig und fleißig sind, und uns andern Menschen nütze und gefällig machen. Wer dieses versäumt, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht sagen, daß er sich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und soferne Gott seinen Gehorsam, Furcht oder Dienst leiste. Was Wunder ist es denn, das ihr Betragen seine natürliche Folgen hat? oder wie kann man solche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anstoß gegen die göttliche Vorsehung geben?

Können sich aber die Menschen nicht eben sowohl in dem Urtheile, daß einer lasterhaft und gottlos sey, irren, als sie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe, trügt? Es wäre zu wünschen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche weltlichen Standes sind, für Weltlichgesinnete, alle Juristen für böse Christen, alle Naturforscher für Materialisten, alle Mathematiker für Atheisten, alle Reiche und Vornehme für ungerecht und gottlos hielte. Allein, vielleicht sind auch Klügere nicht gänzlich von solchen Vorurtheilen frey, und oft mischt sich ein Neid, oder eine besondere Zwistigkeit mit in das liebloſe Urtheil ein. Gesetzt aber, man kann solche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechnen: sind sie darum alsobald gottlos und lasterhaft zu nennen? Es giebt einen mittleren Zustand in der sittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menschen sind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böse zu nennen; und solche können doch viel natürliches Gutes und viele Geschicklichkeit, Klugheit, Emsigkeit, Dienstfertigkeit und dergleichen löbliche Eigenschaf-

Wer die Menschen und ihre Zufälle genauer untersucht, der wird finden, daß von der meisten Gemüthsbeschaffenheit, Aufführung und Zustande falsch geurtheilet wird. Sie sind mehrentheils entweder nicht fromm, oder selbst Schuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückselig.

Wenn wir sehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit seinen Grillen, oder mit seinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf seine vermeintlich gerechte Sache, zu seinem Schaden, zu weit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorsicht, Geschicklichkeit und ordentliche Haushaltung, bloß mit Bethen, Lesen, Kirchengehen seine Nahrung vergeblich sucht; daß ein anderer, bey seiner Einfalt und Unwissenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigensinniger, Mürrischer, Zanksüchtiger viele Feinde hat; werden wir solchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und ihren Klagen Recht geben können, daß sie unverschuldet leiden?

Die meisten Menschen sind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von sich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schicksal, auf die Vorsehung zu wälzen; dagegen aber sich fälschlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und Tugend; insonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, sie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieser großen Pflicht und deren Belohnung. Denn sie bilden sich ein, daß entweder der äußerliche Gottesdienst, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß sie dadurch schon sich allen Segen verdienten, sie mögten sich übrigen betragen, wie sie wollten. Die göttliche Ordnung erheischt eben auch die Pflichten gegen andere Menschen und gegen uns selbst; und zwar, was uns selbst betrifft,

daß

Falle gereicht habe, und soferne nicht für ein Glück zu achten sey. Wenn wir auch wissen sollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die meisten ihre Glücksgüter genießen; wie hochmüthig, üppig, wollüstig sie durch stete gute Tage, und wie zärtlich sie gegen die geringste Unlust werden; wie viel Verdruß sich verborgener Weise auch in die Palläste einschleicht, und wohl gar bis zu den Thronen klimmt; mit welcher inneren Unruhe, Scham, Reue und Furcht das böse Zeugniß des Gewissens die Lasterhaften züchtigt: so würden wir ihnen gewiß solche trügende Glückseligkeit nicht misgönnen.

§. 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich Unschuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böses, den wirklich Lasterhaften und Gottlosen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: so kann man dabey vernünftiger Weise keine wunderthätige und übernatürliche Vorsehung verlangen; sondern höchstens nur daraus schließen, daß beide widrige Begebenheiten zugelassen, weislich zum Guten gelenkt, und zu seiner Zeit nach Verdienste vergolten werden.

Es giebt viele Menschen, die sich solchen Begriff von der besondern Vorsehung machen: Gott müßte, so oft die Unschuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle bedrohet würden, denselben ausserordentlich von ihnen abkehren, und ihnen dagegen lauter Gutes widerfahren lassen; die Lasterhaften aber müßte er alles Glückes berauben, und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein, eine solche Vorsehung wäre beides den Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke entgegen, und den Menschen selbst nicht zuträglich.

Wür-

ſchaften an ſich haben. Sollen ſie darum alle natürliche Belohnung, [und beſonders diejenige welche eine Folge jener guten Eigenſchaften iſt,] verlieren, weil ſie nicht alle Tugenden, oder doch nicht die höchſte, beſitzen? oder kann man ſie mit Recht zum Beiſpiele der Gottloſen ſtellen? oder kann Gott, nach ſeiner weiſen Vorſehung, eines ſeiner Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte lenken?

Hiezu kömmt noch, daß viele ſich von der Glückſeligkeit und Unglückſeligkeit eine falſche Vorſtellung machen; als ob es auf den äußerlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückſeligkeit auf großen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben ſtellet, der macht andere in ſeinen Gedanken glücklich, die es bey allem Ueberfluſſe der äußerlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit, und wegen vieler Unruhe und Misvergnügens, in der That nicht ſind: ſich ſelbſt aber macht er unglücklich, wenn er nicht alles nach ſeinem Wunſche erhält: zumal, wenn er meinet es mehr als andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in ſeinem mittelmäßigen Zuſtande beſitzt, nicht erkennet oder genießt, ungeachtet ihm die Vorſehung ſo viel gegönnet, daß er könnte zufrieden ſeyn, und keine Urſache hätte zu klagen.

Aber ſelbſt das vermeinte Böſe, das dem Menſchen begegnet, verdient ſoferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzeney heilſam und nöthig iſt, daß er ſich nicht überhebe und ausſchweife. Wie mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich geweſen wäre! Hingegen bezeugt alle Geſchichte, daß vielen Laſterhaften ihr anſcheinendes Glück nur zum

Falle

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch ſo viele geſunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weiſe, ein Breſthafter, unter vielen tauſenden eine Misgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unſchuldig Kind durch Verwahrloſung ſeiner Wärterinn Schaden leiden, oder erdruckt werden würde; wenn ein frommer Mann von einem herabfallenden Ziegel gequetſchet, von einem tollen Ochſen geſtoßen, durch eine Feuersbrunſt ſeiner Güter beraubt, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erſchlagen, von der See verſchlungen werden mögte: ſollte denn Gott alſobald in die Natur gewaltſam einbrechen, die Regeln, wornach ſo viele geſunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menſchen und Thiere befördert wird, wornach ſich alle mechaniſche Bewegung in der Welt und der freie Wille richtet, hemmen, ſtören, ändern? Dadurch würde das Weſen und die Natur der Dinge ſelbſt aufgehoben, und für ein Uebel Millionen geſtiftet.

§. 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und ſeiner Werke zuließe, daß Gott eine ſo wunderthätige Vorſehung über die Frommen und Gottloſen äuſſerte; ſo würde es doch den Menſchen ſelbſt nicht erſprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich ſeyn. Selbſt die Meinung, daß eine ſolche wunderthätige Vorſehung ſey, iſt den Menſchen höchſt ſchädlich: was würde nicht die Sache an ſich ſeyn? Denn, wie viele ſchöpfen nicht aus ſolcher falſchen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen auſſerordentlichen Hülfe und Obhut, daß ſie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutſamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menschen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern; so müßte er nicht alles voraus gesehen und überlegt haben; so müßten seine erstern oder letztern Einsichten und Rathschlüsse nicht die besten seyn und er würde aus Mangel des Verstandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbesserung bedürfte. Das widerspricht aber der Unendlichkeit seiner Vollkommenheiten. Zudem, so würde durch die Veränderung der weisesten Einrichtung und Naturgesetze weit mehr Gutes verhindert, und statt eines Bösen weit mehr Böses eingeführt werden. Denn, man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Wesen eines Dinges entgegen geschehen könne, dessen Aenderung sich nicht weiter erstreckte, als auf den kleinen Theil, worinn es geschähe. Es hängt alles in der Welt zusammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viel mehrere nach sich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Wesen der lebendigen und leblosen Dinge die Mittel sind, wodurch so viel Gutes in der Welt gestiftet wird; so folgt auch, daß eine außerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die der ersten Einrichtung nicht gemäß ist, viel Gutes aufhebt, und dagegen mehr Böses einführt, als dadurch verhindert würde; je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und gestöret würde, desto mehr würde auch die Uebereinstimmung und Vollkommenheit der Welt geschmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Gesellschaft keine Ausnahme von den Gesetzen, bey dieser oder jener einzelnen Person, geschehen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht; und öftere Ausnahmen den Gesetzen selbst ihre Kraft benehmen, und die ganze Verfassung des Staats umkehren.

Wie?

lungen und Gebethe verwägen werden, wenigſtens die Tugend nicht ſowohl um ihres innern Werthes, als um des äuſſeren Lohnes willen, lieben und üben. Dagegen würden die, welche ein böſes Herz haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen außerordentlichen Strafe von ihrer Büberey abgeſchreckt; aber ihr Wille und Gemüth würde nicht geändert oder gebeſſert, ſondern nur unter beſtändiger Furcht gehalten. Durch beides aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menſchen, und aller Unterſchied zwiſchen Tugendhaften und Laſterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äußerlichen Belohnungen des Glücks, und der äußerlichen Strafen des Unglücks, mit Tugenden und Laſtern, iſt demnach weiſe und gut, damit die Menſchen ihre Pflicht nicht knechtiſch thun, ſondern Tugend als Tugend, um ihres innern Werthes willen, hauptſächlich lieben, Laſter als Laſter, wegen ihrer innern Häßlichkeit, vornehmlich haſſen mögten. Es iſt auch nicht zu befürchten, daß ſolche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frey macht, und den Gottloſen nicht alles Glück abſchneidet, die Menſchen vom Guten abſchrecken, und zum Böſen reizen könne. Denn, weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück iſt, nicht für eine Folge und Wirkung tugendhafter Handlungen angeſehen werden kann; ſo giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück iſt, nicht in der Gewalt des Laſterhaften ſteht; ſo kann niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, ſo müſſen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbſchaften zufallen.

§. 16.

Hieraus iſt genugſam zu erkennen, daß es auf alle Weiſe der höchſten Weisheit und Güte gemäß geweſen, die widrigen Begebenheiten des Glücks und Unglücks in der Verknüpfung der Dinge zuzulaſſen; in ſo ferne durch deren außerordentliche Aenderung unendlich mehr Böſes in die Natur und unter die Menſchen ſelbſt würde eingeführt werden. Es erhellet alſo auch, daß dieſes mit Gottes allgemeiner und beſonderer Vorſehung gar wohl beſtehe, und ihr gar nicht zur Laſt gereiche.

Der eigentliche Zwek Gottes iſt nicht: weder ſeinen lebendigen Geſchöpfen überhaupt Böſes widerfahren zu laſſen, und beſonders die frommen Menſchen unglücklich, die Gottloſen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laſter zu reizen, oder zu verſtatten, daß es einer ſo gut habe als der andere. Es iſt auch nicht mehr Böſes in der Welt zugelaſſen, als was die weſentlichen Schranken endlicher Dinge in der vorſichtigſten Verknüpfung unvermeidlich nach ſich ziehen, und ohne welches Zulaſſung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böſes befördert ſeyn würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinſtimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß ſo viel und ſo mancherley Vollkommenheit, Gutes, Luſt und Glückſeligkeit in der Welt geſtiftet und genoſſen werden ſoll, als nur möglich iſt. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht iſt, geht gerade auf dieſen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finſterer Kugeln, die Bewegung der himmliſchen Körper, die Abwechſelung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die Mannichfaltig-

faltigkeit der Erden und Erdgewächse, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechanischen Kräfte und Regeln, die Bildung der thierischen Körper und ihrer sinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künste, welche ihren Seelen eingepflanzt sind: alles ist gerade auf die Erhaltung und auf die Lust der Lebendigen gerichtet, alles ist nicht allein untadelich, sondern unverbesserlich.

Des Menschen Natur ist besonders gemacht, den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrschen, alles zu seinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er genießt nicht allein derselben sinnlichen Lust, welcher die Thiere genießen, sondern er kann sie auch durch seinen Witz vervielfältigen, schärfen und erhöhen: er hat vor andern eine Einsicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunst, Geselligkeit, Menschenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: die natürlichen Regeln seines Verstandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen Regeln seines Willens führen ihn zu nichts, als zum Guten und zur Glückseligkeit, und er hat ein Vermögen und Verlangen, immer bis ins Unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun ist es des Menschen Sache, sich dessen auch so viel zu gebrauchen, als es möglich ist. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer schon genug in seine Seele gelegt. Mit dem Erkenntnisse der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein süßes Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpft, welche über alles geht, und ihm nimmer fehl schlägt. Ueberdem ist eine solche Verknüpfung in der Natur und unter den Menschen selbst ge-

macht, daß ſolche Bemühungen, welche der göttlichen Abſicht gemäß ſind, nämlich Erkenntniß, Weisheit, Kunſt, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienſtfertigkeit, Frömmigkeit, u. ſ. w. an ſich ſelbſt nothwendig angenehme Folgen und Wirkungen von Geſundheit, Wohlſtande, Ehre, Freundſchaft haben müſſen, welche wir als äußere Belohnungen guter Handlungen anzuſehen haben, die uns die Vorſehung, mit Abſicht auf unſer Beſtes, beſtimmt hat, und die ſelten ausbleiben.

Wir können alſo nicht anders denken, als daß auch Glücks- und Unglücksfälle, welche nicht von unſern Handlungen, ſondern von Gottes allgemeiner Verknüpfung der Dinge, entſtehen, wenn ſie gleich widrig ſcheinen mögten, dennoch, nach eben der weiſen und gütigen Vorſehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unſerm Betragen, und zwar zu unſerm Wohl, haben müſſen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts ſo geringe ſeyn, daß Gott nicht vorher geſehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulaſſen, als aus guter Abſicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verſchiedener Menſchen Betragen was Gutes zur Abſicht haben, und zum Mittel deſſelben angewandt ſeyn. Und es folgt umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glücks und Unglücks mit verſchiedener Menſchen Betragen entſteht, oder entſtehen kann, göttliche Abſicht ſey.

§. 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur ſelber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücksfällen wirklich entſtehen oder entſtehen können; ſo werden wir die Abſichten Gottes ſoferne erreichen. Uebrigens

aber

aber müſſen wir uns, vornehmlich in beſondern Fällen, erinnern, daß wir Menſchen nicht vermögend ſind, den Zuſammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner, oder mehrerer, oder gar aller Menſchen einzuſehen; und wir haben dennoch nicht Urſache, anders zu denken, als daß ſie nach weiſem Rathe und Fügung zum Beſten verhängt oder zugelaſſen ſind. Denn wir müſſen dieſe Begebenheiten billig ſo betrachten, wie die Werke der Natur, weil ſie von einem und demſelben Urheber, nach einerley Abſicht und Regeln der Weisheit, entſtanden ſind. Da lehrt uns nun Erfahrung und Vernunft in tauſend Beiſpielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Geſetze der Bewegung, die Einrichtung und Zuſammenfügung der großen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umſonſt ſey, ſondern alles ſeinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen, und thieriſchen Körper, oder einer andern Sache und Geſchichte, in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weiſe? ſchließen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wiſſen und einſehen? Nein, wir ſetzen vielmehr zur Regel: in der Natur iſt und geſchieht nichts umſonſt; alles hat ſeinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wiſſen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und ſie ſind nicht anders als Begebenheiten der Natur anzuſehen. Wir heißen ſie nur Glück und Unglück, wegen unſerer Unwiſſenheit, weil wir ſie nicht voraus ſehen, oder ihre Verknüpfung mit den Urſachen und Abſichten wiſſen. Vor Gott iſt aber nichts Glück oder Unglück, ſondern alles in ſeiner Vorwiſſenheit ſo gewiß, als die Sonnen- und Mondfinſterniſſe, Jahreszeiten und Witterungen ſind. Müſſen ſie denn nicht eben ſo, wie dieſe Begebenheiten, in dem göttlichen

Rathschlusse zureichenden Bewegungsgrund, Absicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und Unglücksfällen zu sagen, da Fromme Gutes, und Gottlose Böses trifft: denn die geben der Vorsehung gar keinen Anstoß, sondern bestätigen sie vielmehr. Unterdessen machen sich diejenigen hauptsächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ungefähr, sondern als ein Gnadengeschenk ihres Schöpfers, annehmen, das sie zur Dankbarkeit, Liebe und Gehorsam gegen ihn, zu mehrer Gutthätigkeit gegen andere Menschen, und zum beharrlichen Vorsatze der Tugend ermuntern soll. Die Unglücksfälle hingegen machen sich die zu Nutze, welche sie für eine göttliche Züchtigung und Warnung ansehen, und sich forthin seinen Absichten gemäßer zu leben entschließen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der besondern Vorsehung zusammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottlosen zum schwereren Falle gediehen ist. Denn wenn uns gleich solche Begebenheiten anfänglich wunderbar und widrig scheinen, so kann doch die Auflösung und das Ende solcher Geschichte, wenn wir es absehen können, nicht anders, als gefallen. Ein fremder nimmt an solchem Ausgange, sogar auf der Schaubühne, geschweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnt, und die Laster dennoch zuletzt gestraft sieht. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen selbst seyn, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewissen standhaft beobachtet, und sein Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beständigkeit seiner Tugend desto reichlicher gekrönet wird?

§. 18.

§. 18.

Was kann aber das Böse für Nutzen haben, so ferne es, ohne folgende Vergütung, Unschuldige und Fromme trifft? Mich dünkt, wer die Verknüpfung in der Welt, und die Natur der Menschen, nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einsehen können, daß das Böse, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur, allenthalben zum Mittel des Guten angewandt sey.

So unzählig verschiedene Dinge, mit verschiedenen Kräften und Bemühungen, müssen nothwendig einander alle Augenblick entgegen arbeiten. Sie sind aber in eine solche Verbindung gebracht, wie von einem geschickten Baumeister die Steine eines Gewölbes zusammen gefügt werden, da selbst eines jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle die Festigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, sich nach einem und demselben Punkte zu bewegen, und seine Nachbaren zu verdrängen, giebt der Erde ihre Figur und Festigkeit, dem Wasser seine Wasserwagsregel, der Luft ihren uns so nützlichen Druck. Die streitenden Bemühungen der Planeten, auf die Sonne zu fallen, und der Sonne, sie abzuhalten, verursachet und erhält ihre richtige Wirbelung und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unserm Luftkreise, welches nothwendig von den verschiedenen Ausdünstungen entstehen mußte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung schwanger. Die Vergänglichkeit der organischen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles ist seiner Natur nach verweslich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umsonst.

Wir Menſchen ſind insbeſondre ſo geartet, daß uns unſere Unvollkommenheit eine Stufe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menſchlichen Geſchlechte, oder einzelnen Perſonen, erſprießlich iſt. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wiſſenſchaft und Vermögen, uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieſer Mangel wird das Mittel der Geſelligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erſt mußten die Menſchen Noth und Kummer leiden, ehe ſie zur Erfindung der Künſte und Wiſſenſchaften erweckt werden konnten: erſt roh und wild gegen einander verfahren, ehe ſie ſich ein friedfertiges, ſittſames und bürgerliches Leben beſſer gefallen ließen. Barbarey, Aberglaube, Religionsverfolgung, Hexenproceſſe über Unſchuldige, und dergleichen, mußten zuvor aufs höchſte ſteigen, ehe ſie allen konnten zum Abſcheue werden. Hätten ſich nicht ſo mancher, zu ſeinem Schaden, in die See und unter die Erde gewagt, ſo wären uns noch Schiffahrt und Handlung, Eiſen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müſſen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erſt durch viele Beiſpiele der Unbehutſamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorſicht gebrauchen, erſt manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünſchten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wiſſenſchaften, Künſten, Geſetzen, Policey, Landwirthſchaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens, den Menſchen zu Statten kömmt; ſo werden wir finden, daß es faſt durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Böſen ſey. Und es iſt kein Zweifel, daß noch viel Böſes unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten ſchwanger geht.

Es werden zuweilen breſthafte Kinder, ja Misgeburten erzeugt. Aber, zu geſchweigen, daß ſie uns manches

in

in der Zergliederungskunst, und von dem Gebrauch der Theile, entdeckt haben; so würden wir auch ohne solche Fälle meinen, die gesunde Bildung könne nicht anders seyn. Nun lernen wir, daß auch Regeln möglich sind, nach welchen lauter Misgeburten entstünden, daß die Natur nichts schlechterdings nothwendiges sey, und daß wir unsere Gesundheit einem weisen Schöpfer zu danken haben, der uns so vollkommen gebildet. Manches Kind wird von seiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe erdrückt, von der Wärterinn verwahrloset, oder durch unnöthigen Zwang der Glieder verrenkt und verletzt. Was klagen wir aber die Vorsehung an, daß sie die Luft dem Menschen zum Leben so nöthig gemachet, oder daß sie die sorglosen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erwecket, oder daß sie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürlichen Zwang bewahret? Lasset uns vielmehr lernen, behutsamer und sorgfältiger zu werden. Lasset uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was schon erfunden ist, einführen und gemeiner machen [8]). Lasset uns der Natur in ihrem Wachsthume keine unnöthige Pflege und thörichte Fessel anlegen, da wir offenbar sehen, daß bey den Ständen und Völkern die zarten Leiber am stärksten und gesundesten aufwachsen, bey welchen sie die wenigste Wartung und den wenigsten Zwang haben.

Die göttliche Vorsehung ist zwar so gütig gegen die Menschen gewesen, daß sie eine solche Verknüpfung unter ihnen gemacht, wo selbst ihre Vergehungen, Thorheiten und Laster dem ganzen Geschlechte, oder der bürgerlichen Gesellschaft, zum Vortheile gereichen müssen. Die bloße Eigenliebe eines jeden Mitglieds muß, wenn einer nur die geringste Vernunft dabey braucht, eben

eben ſolche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menſchenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun ſollen; weil er wohl einſehen kann, daß er ſein Wohl durch keine andere Mittel in der Geſellſchaft zu befördern fähig ſey, als durch ſolche, wovon auch andere Menſchen Nutzen haben. Selbſt die Laſter, als Wolluſt, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verſchwendung, Geiz, Dieberey, u. ſ. w. ernähren die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts; nicht ſo ferne es Laſter ſind, oder weil an ſich eine bürgerliche Geſellſchaft ohne Laſter nicht beſtehen könnte, und ohne dieſelbe nicht noch beſſer daran ſeyn ſollte; ſondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menſchen ſo weislich gemacht, daß ſelbſt ihr unſinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, den Nebenmenſchen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menſchen müßten auch, nach göttlicher Abſicht, ſelbſt das Ihrige thun, und aus dem Böſen Vortheil ziehen lernen, ſo weit es in ihrer Macht iſt; das iſt, auf ſolche Verordnungen und Mittel ſinnen, wodurch, ohne ſolch Böſes, eben derſelbe, und noch weit größerer Vortheil erwüchſe. Es iſt auch faſt kein Zweifel, daß durch weiſe Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranſtaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der Lüderlichkeit und andern Laſtern zeitiger geſteuret, eine beſſere Erziehung und Sittlichkeit eingeführt, und den Unterthanen, ohne ſclaviſchen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlſtande gegeben werden möge. Denn unter allem, was der Menſchen wahrer Glückſeligkeit in der Welt entgegen iſt, macht unſtreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menſchen eigener Thorheit entſteht, oder da ein Menſch dem andern ſchadet; welches beides der Vorſehung nicht zur Laſt fallen kann.

s) Die

*) Die Florentiniſche Obrigkeit hat bey Strafe der Verbannung gebothen, daß keine Amme oder Mutter ihrem Kinde die Bruſt geben ſollte, wenn daſſelbe nicht in einem Gehäuſe läge, welches ſie Arcuccio nennen. Dieſes beſteht aus drey oder vier Brettern, worinn das Kind ſo verwahrt liegt, daß es durch Betten nicht kann erſtickt werden, und daß ihm dennoch die Bruſt durch einen Ausſchnitt gereicht werden mag. Man findet dieſes Arcuccio genauer beſchrieben und abgebildet in dem 11. Bande der ſchwediſchen Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunſt und Mechanik p. 112 ſq. und in den Philoſophical Transactions, Vol. XXXVII. n. 422. p. 256.

§. 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böſe, durch göttliche Vorſehung, zum Mittel des allgemeinen Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menſchen ſelbſt von dem Böſen, das ſie wider ihr Verſchulden trifft, für Nutzen haben, oder haben können: dabey ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr dieſen, das andere mehr jenen Nutzen verſchaffe.

Der erſte Nutzen äußert ſich im Verſtande des Menſchen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weiſe, vorſichtig, erfinderiſch, kunſtreich: wie hergegen das Glück träge, unwiſſend, unverſtändig, thöricht.

Der zweite Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer, Ueppigkeit, Wolluſt, Faulheit und allerley Ausſchweifungen: und macht dagegen arbeitſam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienſtfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeigt ſich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verurſachen, daß

wir

eben ſolche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menſchenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun ſollen; weil er wohl einſehen kann, daß er ſein Wohl durch keine andere Mittel in der Geſellſchaft zu befördern fähig ſey, als durch ſolche, wovon auch andere Menſchen Nutzen haben. Selbſt die Laſter, als Wolluſt, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verſchwendung, Geiz, Dieberey, u. ſ. w. ernähren die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts; nicht ſo ferne es Laſter ſind, oder weil an ſich eine bürgerliche Geſellſchaft ohne Laſter nicht beſtehen könnte, und ohne dieſelbe nicht noch beſſer daran ſeyn ſollte; ſondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menſchen ſo weislich gemacht, daß ſelbſt ihr unſinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, den Nebenmenſchen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menſchen müßten auch, nach göttlicher Abſicht, ſelbſt das Ihrige thun, und aus dem Böſen Vortheil ziehen lernen, ſo weit es in ihrer Macht iſt; das iſt, auf ſolche Verordnungen und Mittel ſinnen, wodurch, ohne ſolch Böſes, eben derſelbe, und noch weit größerer Vortheil erwüchſe. Es iſt auch faſt kein Zweifel, daß durch weiſe Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranſtaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der Liederlichkeit und andern Laſtern zeitiger geſteuret, eine beſſere Erziehung und Sittlichkeit eingeführt, und den Unterthanen, ohne ſclaviſchen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlſtande gegeben werden möge. Denn unter allem, was der Menſchen wahrer Glückſeligkeit in der Welt entgegen iſt, macht unſtreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menſchen eigener Thorheit entſteht, oder da ein Menſch dem andern ſchadet; welches beides der Vorſehung nicht zur Laſt fallen kann.

s) Die

Leben richten, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode, desto williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen in diesem Zustande, nicht ersprießlich seyn würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Versehen, unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äußerlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthums u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen, dienet, daß, so ungleich die äußerlichen Glücksgüter ausgetheilt scheinen, dennoch die Lust und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargebothen werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: **der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte.** Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischten Bitterkeiten dämpfen kann.

§. 20.

Unterdessen will ich nicht läugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglücks giebt, da ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses

ses Leben gemacht sind. Denn, wir mögen noch so lange, und noch so glücklich gelebt haben, so finden wir doch, wenn es vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürlicher Weise vorwärts ins Weitere, unsere Begierden erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um so viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn also die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: so kann doch die Hoffnung eines bessern und dauerhaftern Lebens das gegenwärtige Leid versüßen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt, und wird sie denen besonders, welche hier einen schweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: so haben wir in keinen, auch den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung zu klagen, als wären wir Geschöpfe, die keine Hoffnung haben: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem kurzem Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto größeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn Menschen sich und andere ihre Unsterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon dadurch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich denken. Denn, wenn sie das böse Gewissen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich vielmehr, nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche Seligkeit versprechen könnten: so mögten sie ja wünschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn sie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückseligkeit, bey einer Creatur, welche Vernunft hat, und sich, vermöge derselben, ihre zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verstandes und Willens nothwendig fließe: so würden sie einsehen, daß solch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unserer Natur, vorstelle, und sowohl dessen Vollkom-

men-

menheiten, als unſerm Weſen und ganzes Bemühen, gemäß ſey. Sind andere, welche den Laſtern und der Sinnlichkeit nicht ſo ſclaviſch dienen: ſo wünſchen ſie doch wenigſtens von dieſer Wahrheit überzeugt zu ſeyn, und fühlen in ſich die Stimme der Natur, welche ſie ihre Begierden über das Ziel dieſes Lebens ins Unendliche erſtrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt und ſelbſt die vernünftigſten, ſo oft ſie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, ſondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht ſeyn, daß ich dieſe Wahrheit klar und deutlich erweiſe, welches nicht allein unſer gegenwärtiges Leid verſüßet und verkürzet, ſondern auch alle unſere Glückſeligkeit, deren wir in dieſem Leben zu genießen fähig ſind, reinigt und erhöhet, alle Religion verſiegelt, und uns auch im Tode getroſt macht.

ſes Leben gemacht ſind. Denn, wir mögen noch ſo lange, und noch ſo glücklich gelebt haben, ſo finden wir doch, wenn es vorbey iſt, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich ſey. Unſere Augen ſehen natürlicher Weiſe vorwärts ins Weitere, unſere Begierden erſtrecken ſich aufs Zukünftige, und dieſes um ſo viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn alſo die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es ſey wegen ſchwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: ſo kann doch die Hoffnung eines beſſern und dauerhaftern Lebens das gegenwärtige Leid verſüßen. Hat uns nun die Vorſehung dazu beſtimmt, und wird ſie denen beſonders, welche hier einen ſchweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: ſo haben wir in keinen, auch den ſchlimmſten Zufällen über die Vorſehung zu klagen, als wären wir Geſchöpfe, die keine Hoffnung haben: ſo wenig, als wir die Laſterhaften in ihrem kurzem Glücke beneiden dürfen, da ſie zu einer deſto größeren Strafe aufbehalten ſind.

Wenn Menſchen ſich und andere ihre Unſterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, ſo zeigen ſie ſchon dadurch, daß ſie laſterhaft ſind, und unnatürlich denken. Denn, wenn ſie das böſe Gewiſſen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, ſondern ſie ſich vielmehr, nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche Seligkeit verſprechen könnten: ſo mögten ſie ja wünſchen, daß die Seele unſterblich wäre. Wenn ſie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückſeligkeit, bey einer Creatur, welche Vernunft hat, und ſich, vermöge derſelben, ihre zukünftige Dauer vorſtellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verſtandes und Willens nothwendig fließe: ſo würden ſie einſehen, daß ſolch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unſerer Natur, vorſtelle, und ſowohl deſſen Vollkommen-

menheiten, als unſerm Weſen und ganzes Bemühen, gemäß ſey. Sind andere, welche den Laſtern und der Sinnlichkeit nicht ſo ſclaviſch dienen: ſo wünſchen ſie doch wenigſtens von dieſer Wahrheit überzeugt zu ſeyn, und fühlen in ſich die Stimme der Natur, welche ſie ihre Begierden über das Ziel dieſes Lebens ins Unendliche erſtrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt und ſelbſt die vernünftigſten, ſo oft ſie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, ſondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht ſeyn, daß ich dieſe Wahrheit klar und deutlich erweiſe, welches nicht allein unſer gegenwärtiges Leid verſüßet und verkürzet, ſondern auch alle unſere Glückſeligkeit, deren wir in dieſem Leben zu genießen fähig ſind, reinigt und erhöhet, alle Religion verſiegelt, und uns auch im Tode getroſt macht.

Die zehnte Abhandlung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§. 1.

Die Hoffnung, daß unsere Seele, nach diesem Leben, zu einem unendlich dauerhaftern und glückseligern Leben bestimmt sey, gründet sich hauptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schöpfung, und auf seine besondere Vorsehung über die Menschen. Wir können zwar aus dem Wesen unserer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie auch nach dem leiblichen Tode fortdauren, und sich bewußt seyn, folglich leben und glückselig seyn könne; aber die Absicht und Vorsehung unsers Schöpfers kann uns allein die feste Versicherung geben, daß solches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Lebens und der Glückseligkeit nun jedes bestimmt sey, das ist aus dessen besonderer Natur und deren Regeln zu ersehen, so ferne dieselben von Gott zum Mittel gebraucht werden, wodurch seine Absichten zur Wirklichkeit kommen sollen. Das allgemeine Verlangen, glücklich zu werden, das allen Lebendigen eingeprägt ist, wird bey jedem, durch seine besondern Naturkräfte und deren Regeln, zu seinem besondern Ziele gerichtet und bestimmet. Wenn es also

aus

aus den Kräften und Regeln unſers Verſtandes und Willens natürlich fließt, daß wir, vor allen übrigen Thieren, nicht allein eine Vorſtellung von unſerer zukünftigen möglichen Dauer und höhern Glückſeligkeit haben, ſondern auch unſer Verlangen weit über den kurzen Genuß einer gemiſchten Glückſeligkeit dieſes Lebens, bis ins Unendliche, erſtrecken müſſen; ſo ſind wir Menſchen auch von dem Schöpfer, vermöge unſerer Natur, zu einem unendlich dauerhaften Leben, und zu einer höhern Glückſeligkeit in demſelben beſtimmt, und darnach zu ſtreben erwecket.

Die göttliche Vorſehung zeigt ſich gegen die Menſchen beſonders gütig, da ſie ihnen, vor allen übrigen Thieren, ſo mancherley vernünftige Ergötzungen der Sinne, ſo angenehmen Vorſchmack von Wahrheiten, und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen, immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückſeligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem dauerhaftern und beſſern Leben zu einem völligern Genuſſe dieſer Vorzüge gelangen ſollten; ſo würden ſie alle, durch eine ſo baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigſten Stufe ſehen, wieder vereitelt. Die Menſchen würden dadurch nur deſto misvergnügter und unglückſeliger gemacht, daß ſie einen Begriff und Reiz von einer weit vollkommenern und beſtändigern Glückſeligkeit erhalten hätten, deren ſie nimmer genießen ſollten; zumal, wenn ſie auch in dieſem Leben, bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einſicht, Tugend, Frömmigkeit und Glückſeligkeit, unverſchuldet in die widrigſten Umſtände geſetzt wären. So wenig dieſes mit den göttlichen Eigenſchaften, und mit der geäußerten Liebe zu ſeinen vernünftigen Geſchöpfen, übereinſtimmen würde; ſo gewiß können wir hergegen von ſeiner gnädigen Vorſe-

hung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vorbereitung, zu einem höhern Maaße der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemacht, führen werde.

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dauerhaftern und bessern Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung, bestärken, und unser jetziges Leben versüßen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§. 2.

Es ist fürs erste nichts Ungereimtes, Widersprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äußere Möglichkeit.

Wer kann läugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vorstellung des Zukünftigen keine Gränzen kenne? Wer kann also läugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längern Dauer des Lebens habe, als worinn er sich jetzo eingeschlossen sieht? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken lasse. Nun läßt sich aber nichts gedenken, als was an sich möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführt, daß ein weit längeres Leben an sich möglich sey.

Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so mögte man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich ent-

entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedicht ſey. Aber die Seele iſt das Weſen in uns, welches ſich bewußt iſt; und eben dadurch iſt ſie ſich auch aufs klärſte bewußt, daß ſie eben diejenige ſey, welche vor Zeiten dieſes und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß ſie unter verſchiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und daſſelbe Weſen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beſchaffenheit eines andern Dinges, ſondern eine Subſtanz ſey, die für ſich beſteht. Wenn ſie ſich aber als ein und daſſelbe fortdaurende Weſen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben daſſelbe ſey, worinn ſie vormals empfunden: ſo unterſcheidet ſie ſich, durch ihr inneres Bewußtſeyn, von allen Urſtoffen ihres ganzen Körpers, als ein beſonderes, unkörperliches, einfaches Weſen, welches, bey aller äußern Veränderung des Körpers, für ſich unzertrennlich fortdauret. Sie kann alſo, als eine einfache Subſtanz, weder durch die Auflöſung, Fäulung, Vermoderung oder Verweſung des zuſammengeſetzten Körpers in kleinere Theile zertheilt werden, noch natürlicher Weiſe in ſich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn ſie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den körperlichen Theilen verändert; ſo muß ſie doch auch nach dem Tode in der Welt bleiben, und in ſich unvergänglich ſeyn.

Dieſe Unvergänglichkeit macht nun zwar noch kein Leben aus, und iſt auch den lebloſen Elementen und einfachen Urſtoffen der Körper gemein. Allein die Seele unterſcheidet ſich auch von allen Urſtoffen des Körpers, daß ſie allein vermögend iſt, ſich alles innerlich und äußerlich bewußt zu ſeyn. Da nun alles Vermögen und alle Kraft eigentlich in den einfachen Dingen wohnt, und nicht erſt durch die Zuſammenſetzung entſteht; ſo muß auch das Vermögen, oder die Kraft der Seele, dadurch ſie ſich

ihrer selbst und anderer Dinge außer sich bewußt ist, eigentlich in der einzigen einfachen Seele wohnen, und ihr wesentlich seyn; obgleich die Ausübung in dem jetzigen Leben von dem organischen Körper und dessen Werkzeugen abhängt. Wie nun die Urstoffe der Körper, wenn sie aufgelöset und von einander getrennt werden, dennoch ihre innere Kraft behalten, und auch wirklich wieder äussern, sobald sie wieder mit andern elementarischen Urstoffen verbunden werden: so sieht man wohl, daß auch die Seele ihr wesentliches Vermögen, oder ihre wesentliche Kraft sich bewußt zu seyn, noch nach dem Tode behalten müsse, und daher auch eine Möglichkeit sey, daß sie solche Kraft wirklich äußern, das ist, daß sie ferner leben könne, wenn ihr Zustand darnach beschaffen ist.

Wenn ich nun zu den Gegnern der Unsterblichkeit sagen wollte, daß sie mir beweisen mögten, woher ein solcher Zustand unmöglich sey: so würden sie gewiß die Achseln zucken, und ihr Unvermögen gestehen müssen. Warum sollte der Schöpfer, da er der Seele einmal ein Leben und Bewußtseyn verliehen, diese Kraft nicht auch stets wirksam erhalten können? Wenn er so manches lebloses Perpetuum Mobile, oder so viele immer bewegte Maschinen, (in den Sternen und Planeten) erschaffen: warum sollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Wesen, haben schaffen können? Oder, so wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unsere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinsten Urstoffe der Körper stets in einer wirklichen Bewegung sind, obgleich diese Bewegung im Ganzen nicht sichtbar ist: was könnte denn seyn, welches die innere stete Veränderung und Vorstellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äußerliche stete Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man ist ja doch geneigt, allen und jeden Urstoffen der

Mate-

Materie ein inneres Leben zuzuſtehen; warum nicht auch der Seele ein ihrem Weſen gemäßes?

§. 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weiſe zeigen kann, wodurch ein ſolcher Zuſtand der Seele nach dem Tode möglich iſt, ſo wird um ſo viel weniger an deſſen Möglichkeit zu zweifeln ſeyn. Laß immer die Seele in dieſem Leben von dem Körper und deſſen Werkzeugen abhängen; ſo iſt doch erſtlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele Kräfte ſind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöthig haben, deſſen ſie hernach entbehren können? Noch ſieht die Seele, in ihrer niedrigen Stufe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß ſich mit bloßen Erſcheinungen (Phaenomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber, wie ſie ſich jetzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinſten Theilen, vorſtellet: ſo iſt auch ein Zuſtand der Seele möglich, da ſie zu einem unmittelbaren und anſchauenden Erkenntniſſe anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, ſoll ja die Kraft der Seele immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: ſo kann man ſich etwa gedenken, daß ſie nach dem Leben, wenn ſie in die Zahl der reinen Geiſter verſetzt iſt, alles in Gott ſehe: wie Malebranche ſchon von dem jetzigen Zuſtande behaupten wollen. Oder, man kann ſagen, daß ſie nicht ſo gänzlich von aller Materie entblößet werde, ſondern einen eigenthümlichen feinern Körper behalte, worinn ſie ſich alles vorſtellen werde; wie die Kirchenväter, ſo gar

von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweisen von der Seele gemuthmaaßet haben. Man kann sagen: wenn auch die Seele aller wesentlichen Verbindung mit der ihr jetzt verbundenen Materie entblößet, in die ätherischen Gegenden versetzt würde, daß sie sich da ihrer selbst, und der Dinge außer sich, weit vollkommener, als in dem jetzigen Leibe, bewußt seyn könne.

Ich will einmal das Letztere, als das Natürlichste, setzen, nicht, als wenn ich diese Art unsers künftigen Lebens für die wirkliche hielte, sondern, weil deren Möglichkeit am leichtesten zu begreifen ist. Die Seele, als eine einfache unvergängliche Substanz, bleibt in der Welt, wenn sie von den Banden der gröbern Materie befreiet worden: sie wird aber nunmehro mit lauter ätherischen Theilchen umgeben: was würde alsdann ihr Zustand seyn, wenn sie ja zu ihrem Bewußtseyn, Denken, und Leben eines fernern Spiegels benöthiget ist? Ich antworte: sie muß in den ätherischen Theilen, womit sie umgeben ist, als in einem weit hellern Spiegel, alle Dinge, deren Veränderungen dadurch an sie kommen, weit vollkommener, als in dem jetzigen groben Körper, sehen.

Wenn wir annehmen wollten, daß die ätherischen oder Lichttheilchen selbst, außer der Kraft, welche sie in einander und in die groben Körper äußern, auch eine Kraft hätten, sich die Veränderungen, welche an sie kommen, mit einer Ueberlegung vorzustellen: so wäre kein Zweifel, daß sie sich ihrer selbst, und anderer Dinge außer sich, noch weit vollkommener, als unsere Seele jetzt, bewußt seyn würden. Denn es ist, so viel wir wissen, nichts feiners in der Welt, das alle übrige Materie so leicht durchdringt, aller Dinge Beschaffenheit so genau bildet und ausdrückt, alle Veränderungen so bald annimmt, und durch die schnellste Bewegung auf Millionen

lionen Meilen weit mittheilet, als der Aether oder das Licht. Hätten also jede Lichttheilchen zugleich eine innere Vorstellungskraft mit einer Ueberlegung: so würde ein jedes eine höhere Art von Seelen seyn, da ihm von allen Orten die Beschaffenheit und Veränderung der Dinge, durch die benachbarten, aufs schleunigste mitgetheilet würde, und folglich alle übrigen zum reinsten Spiegel dienten, worinn es einen sehr großen Theil der Welt, mit dessen Veränderungen sehr deutlich und geschwind erkennen könnte. Was wäre denn Unmögliches in derselben Vorstellung, da wir dergleichen Zustand auch von der abgeschiedenen Seele gedächten? und was brauchte sie denn eines groben Körpers, oder der darinn erzeugten Lebensgeister zum Bewußtseyn; da sie selbst Licht wäre, und in lauter Licht wohnte, worinn ihr alles sichtbar würde?

Wir spüren schon in diesem Leben, daß die Seele an die äußerlichen groben Werkzeuge der Augen, Ohren und übrigen Gliedmaaßen in ihrer Vorstellung nicht gebunden ist; sondern, wenn in dem zartesten Gehirne, von inneren Ursachen, oder von der Einbildungskraft, einerley Veränderungen, wie sonst von außen, entstehen, so hat sie eben die Vorstellung, als ob sie mit Augen sähe, mit Ohren hörete. Es liegt also nichts daran, durch welche Werkzeuge die Dinge in der Welt und deren Veränderungen, der Seele einen Eindruck geben; genug, wenn sie auf irgend eine Art, welche es auch sey, klar und deutlich an dieselbe kommen können: so wird sie, nach ihrer wesentlichen Kraft, alles vorstellen, und sich wenigstens eines Theils der ganzen Vorstellung bewußt seyn können [1]).

[1]) [Jedes Wesen ist mit eigener unzertrennlicher Kraft begabt. Nun ist wahr, daß die Aeusserung unserer jetzigen Vorstellungskraft gewisse Bewegungen oder Veränderungen im

Gehirne erfodert. (S. oben VI. 5. Not.) Ganz unrichtig aber ist die Folgerung, als ob das innere Wirken oder Streben dieser Kraft schon eine körperliche Bewegung oder Veränderung voraussetze. Jede Erscheinung oder Aeusserung der Kraft in einer Uhr erfodert eine ungehinderte Bewegung der Räder: aber setzt denn das Wirken der Federkraft oder des Gewichts selbst schon eine Bewegung der Räder zum voraus, oder wird jene Kraft aufgehoben wenn die Zusammensetzung der Uhr zerstöret wird? Die Ausübung einer Kraft wird durch das Verhältniß zu andern Wesen befördert, verhindert, aufgehalten, verändert, ohne daß in der Kraft, welche wesentlich ist, ein Unterschied entstehet. Die Schwere, z. B. oder Anziehung, bleibt dieselbe, obgleich der Körper bald geschwinder, bald langsamer, bald so, bald anders sich bewegt, bald gänzlich ruhet. So wird auch unsere eigenthümliche Kraft durch das Verhältniß zum Körper, als Werkzeug oder Gegenstand, fähig so wie jetzt zu wirken, Vorstellungen zu haben, zu denken. Hindern es die Werkzeuge, so ruhet sie, wie eine Uhr stille steht, wenn etwas die Räder aufhält, obgleich die Kraft, das Gewicht oder die Feder, unverändert bleibt. Werden die Werkzeuge aufgelöset, so muß sie anders wirken: aber aufhören zu streben wird sie deshalben nicht. Ich sehe auch nicht, daß es nöthig sey, wie einige meinen, daß ein feiner Theil des gegenwärtigen Körpers mit der Seele bleibend verbunden sey. Ohne irgend eine Gegenwürkung äusserer Wesen würde freilich das Bewußtseyn unser selbst schlafen. Denn, so wie wir unsern Körper nur da fühlen wo ihn etwas (oder ein Theil das andere) berührt; so fühlt oder unterscheidet sich auch unser Ich nur in der wechselseitigen Kraftäusserung bey der Verbindung mit andern Wesen. Nach Auflösung der einen bedarf es aber nur einer andern Verbindung, um wieder seine Kraft zu äussern, d. i. fort zu leben. Und, wie solte es uns daran ermangeln! Haben doch alle Kräfte in der Welt einen Zug zu einander, zur Wirkung und Gegenwirkung! — Organe, d. i. Werkzeuge haben, heißt doch nur in einer gewissen Verbindung mit andern Wesen stehen, nach deren Verhältnisse uns die Wirkungen äusserer Gegenstände so oder so rühren (afficiren) d. i. diese oder jene Erscheinung in uns erregen müssen. Organisazion, ein Wort, damit man jezt so oft in dunkler Bedeutung viel sagen will, ist also nur, wenn man es deutlich betrachtet, eine Zu-

ſammenſtellung vereint wirkender Kräfte, d. i. kraftäuſſernder Weſen. Dieſe ſcheinen nun in einigen Fällen nur gemeinſchaftlich (demokratiſch) zu wirken, wie in den Pflanzen und einigen zuſammengeſetzten Pflanzenthieren. In andern ſind ſie mehr oder weniger einer (monarchiſchen) Hauptkraft untergeordnet, wie ſchon bey der Seefeder, und noch mehr bey den vollkommeneren Thieren. Es ſind aber auch bey dieſen, und ſelbſt im menſchlichen Körper, noch die vor ſich wirkenden eigenen Lebenskräfte der beſondern Theile (gleichſam wie im Bienenſtocke) zu bemerken — "So kann alſo bey der Veränderung, die wir Tod oder Verweſung nennen, unſere Seele, als herrſchendes Weſen, wenn ſie aus dem jetzigen Zuſammenhange mitwirkender ihr dienender Kräfte tritt, in einer Welt, wo alles in der engſten Verbindung ſteht, immer neue ihr dienende Kräfte, oder Organe finden, wenn ſie der Verbindung mit denſelben fähig geworden iſt, und mit jeder Wirkung würde ſie ſich zu ihrer folgenden Wirkung den Weg bahnen. Mit der innigen Erweiterung würde auch ihre äuſſere Wirkung oder Ausbreitung wachſen„ (Anzeige von Herders Geſprächen über Gott, im Deutſch. Merk. Nov. 1787. S. CLXX. u. f.) — Ein tauber Sehender, der folglich nur bildliche Vorſtellungen hat, bildlich denkt, wird gar nicht wähnen, daß ein blinder hörender auch Ideen haben, und noch deutlicher als er denken kann. Ein blinder Fühlender hingegen begreifft nicht, wie ein anderer Sinn, oder eine Empfänglichkeit von Wirkungen möglich ſey, dadurch auch weit entfernte Gegenſtände bemerkbar, und auf einmahl deren Unzählige vernommen werden. Was können wir vollends von einer neuen Verbindung in der Welt, von einem neuen Auftritte urtheilen? Sehr wohl aber ſtimmt es mit der ganzen Harmonie der Welt zuſammen, daß dieſer Schauplatz, darauf wir jetzt geſtellt ſind, nicht von allen übrigen abgeſchloſſen ſey und bleibe; ſondern, daß es ein Weſen gäbe, welches einen Uebergang und eine Verbindung zum Groſſen, Weitern, machen ſolle, und dazu eröfnet uns unſer Erweiterungsvermögen und unſer Erweiterungstrieb die reizende Ausſicht — Wir können zwar, auch in einem künftigen Zuſtande, da wir doch immer abhängige Weſen bleiben, die nur das was ſich auf uns bezieht, und in ſo ferne es ſich auf uns bezieht, wahrzunehmen fähig ſind, nicht erwarten, daß wir unmittelbar die Dinge wie ſie an ſich ſind, oder ihre innere Natur und Kraft einſehen werden:

den: wohl aber, daß wir, unter immer neuen Beziehungen auch so viel mehr neue und erweiterte Vorstellungen von den Verhältnissen und Wirkungen der verschiedenen Wesen erlangen werden. So erhält, schon in gegenwärtigem Zustande, ein Blindgebohrner, der nur das Erwärmen von der Sonne kannte, wenn er zum Gesichte gelangt, ganz neue und erweiterte Vorstellungen, nicht zwar von deren innern Beschaffenheit, aber doch von ihren Verhältnissen zu andern Körpern].

§. 4.

Es kann also die Möglichkeit eines fortdaurenden Lebens abgeschiedener Seelen, weder an sich, noch abseiten Gottes, oder der Natur und Verknüpfung der Dinge, oder auch der Seele selbst, einige Schwierigkeit haben, noch jemanden ungereimt und anstößig scheinen; wenn er überführt ist, daß die Seelen für sich bestehende einfache Substanzen sind, denen das Vermögen, sich bewußt zu seyn, wesentlich ist. Dieses aber muß jedem, der nur auf sich selbst und seine eigene Empfindung achten will, so klar und überzeuglich seyn, als irgend eine Wahrheit seyn kann; wie ich oben schon ausführlich genug gezeigt habe. Ich halte es also für unnöthig, daß ich mich hier abermals mit solchen Leuten einlassen sollte, die nimmer in sich gehen wollen, sondern sich stets außer sich suchen, und sich dahero auch in dem körperlichen thierischen Wesen selbst verlieren.

Die Hauptfrage ist nun übrig, was wir Menschen aus der Vernunft für zuverläßigen Grund haben, zu glauben, daß unsere Seele auch wirklich nach diesem Leben unsterblich seyn werde? Dieses ist eine Sache, welche aus der bloßen Möglichkeit nicht nothwendig fließt, sondern auf unsere künftige Bestimmung ankömmt. Wenn ein jedes der Lebendigen von dem Schöpfer zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt ist, und jedes Naturkräfte und

deren

deren Regeln mit seiner Art des Lebens, welcher es gewidmet ist, übereinstimmen: so läßt sich auch aus unsern Naturkräften und deren Regeln schließen, zu welcher Art des Lebens uns der Schöpfer bestimmt habe. Es ist aber vorhin mit mehrerem gezeigt worden, daß nach der Absicht des Schöpfers alle mögliche Lebendige haben seyn sollen; und daß so vielerley Lebendige möglich sind, als Arten des Lebens und der Glückseligkeit möglich waren; folglich auch ein jedes zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sey. Es ist gezeigt worden, daß jedes bestimmte Art des Lebens die Regel und den Grund in sich halte, wornach sich alles übrige in dem Körper und der Seele eines jeden richtet; und daß dieses selbst bey den unvernünftigen Thieren nach der größten Weisheit und Güte zur Wirklichkeit gebracht sey, deren sinnliche Werkzeuge sowohl, als Seelenkräfte, Triebe, Fertigkeiten und anerschaffene Künste, mit jedes Lebensart vollkommen übereinstimmen. Es ist folglich gezeigt worden, daß alles regelmäßige Bemühen der Naturkräfte in den Lebendigen, insonderheit der Seelenkräfte, gerade zu einem gewissen Ziele führe, das nicht trügen kann; daß mithin eine solche Art des Lebens und der Glückseligkeit, welche darinn allein Grund hat, jedem bestimmt sey, und zur Erfüllung kommen müsse.

Nun ist unter allen möglichen Arten des Lebens auch diejenige möglich, da eine Seele von einem sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistigen erhoben wird: und das regelmäßige Bemühen unserer Natur, insonderheit der Seelenkräfte, führt gerade und allein zu dieser Art des Lebens, als seinem äußersten Ziele. Demnach kann auch dieses Bemühen unserer Seelenkräfte nicht trügen, sondern solche Art des Lebens ist diejenige, wozu wir von dem

Schö-

Schöpfer bestimmt sind, und welche zur Erfüllung kommen muß.

§. 5.

Daß unter andern möglichen Arten des Lebens auch eine solche möglich sey, da eine Seele von einem unvollkommenern sinnlichern Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistigen erhoben wird, solches ist kurz zuvor aus der Beschaffenheit unserer eigenen Seele gezeigt worden. Denn, wenn sie, als eine einfache unverwesliche Substanz, sich auch außer dem groben Körper bewußt seyn und also leben kann; so können ihre geistigen Kräfte ohne weitere Verdunkelung und Verwirrung von sinnlicher Vorstellung, und ohne falschen Reiz zu sinnlicher Neigung, in deutlichem und mannigfaltigem Erkenntnisse des Verhältnisses der Dinge, in Einsicht der Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung der Natur, und der darinn ausgedrückten Weisheit und Güte des Schöpfers, in Liebe und Lust zum Guten, in eigener Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, beständig zunehmen, und dem unendlichen Geiste an Vollkommenheit immer ähnlicher werden, ohne ihm jemals gleich zu kommen. Wenn nun nach göttlichen Absichten, und nach den Regeln der Weisheit, alle mögliche Arten des Lebens in der Welt wirklich seyn müssen; so müssen auch solche Seelen wirklich in der Welt seyn, die von unvollkommenern Stufen eines sinnlichen Lebens immer zu höheren Vollkommenheiten in einem geistigen Leben steigen.

Wenn wir aber auch an solche allgemeine Wahrheit nicht gedenken, und nur den Bemühungen unserer höhern Naturkräfte nachgehen: so müssen wir erkennen, daß sie gerade und allein zu diesem Ziele führen, und auf keine andere Weise beruhiget werden können. Wir

haben

haben es überhaupt mit allen Thieren und lebendigen gemein, daß wir von Natur alle trachten glücklich zu leben. Welche Art der Glückseligkeit aber unserer Natur gemäß sey, oder zu welcher uns der Urheber der Natur gebildet und bestimmt habe, das müssen unsere besondern Naturkräfte und deren Regeln weisen. Jede Begierde, glücklich zu werden, richtet sich nothwendig nach den Schranken der Vorstellung des Guten. So wenig als eine Begierde nach einem Guten entstehen kann, davon man gar keinen Begriff hat; so natürlich ist es auch dem Willen, das erkannte Gute wollen und verlangen. Setzet man nun Seelen, die nur von einer gewissen Art des Guten eine Vorstellung haben, so ist auch deren Verlangen und Bemühen dadurch eingeschränkt; ihre Begierde kann nicht weiter gehen, und sie sind durch ihre Natur bloß zu der Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt, welche aus dem Genusse solches vorgestellten Guten entstehen kann. Setzet man aber andere Seelen, deren Vorstellung vom Guten anders ist, oder weiter geht; so muß auch ihre Begierde ein ander Ziel haben, und weiter gehen; folglich sind sie auch durch ihre Natur zu einer anderen und höheren Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt.

Diesen Unterschied sieht man aus der vorhin weitläuftiger angestellten Vergleichung der Thiere und Menschen. Ein jedes Thier hat in der Seele seine eigene Art und sein eigen Maaß der Vorstellung, dadurch ihm dieses allein als gut vorkömmt, und alles übrige unbekannt oder gleichgültig bleibt; und so ist ein jedes zu seiner Art des Lebens und der Glückseligkeit durch die Naturkräfte bestimmt. Jedoch kommen alle Thiere mit einander darinn überein, daß sie bloß vom sinnlichen und gegenwärtigen Guten eine Vorstellung haben, von einer größern und vernünftigen Vollkommenheit,

von einer längern Dauer des Lebens, von einer reinern und edlern Glückseligkeit, nichts wissen, noch dazu eine Fähigkeit, ein Verlangen oder einen Trieb bey sich verspüren. Sie sind demnach durch ihre Natur in unveränderliche Schranken eines sinnlichen gegenwärtigen Lebens eingeschlossen, vermögen und trachten nicht vollkommener oder glücklicher zu werden, erhalten ihres Leibes Nothdurft, nach eingepflanztem Triebe, genießen sie mit Lust, und sind zufrieden; das höhere und zukünftige kömmt nicht in ihre Gedanken, und macht also auch ihre Begierden nicht rege, noch ihr Gemüth unruhig; der Tod selbst überrascht sie, sie sterben, ohne daß sie selbst wissen, daß ihr Leben ein Ende habe.

Der Mensch hingegen ist von Natur, durch die vernünftige Vorstellung seiner selbst und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höhern, reinern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus der Vernunft, die eine wesentliche Eigenschaft aller Menschen ist, daß ihre Gedanken, durch Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf das Zukünftige geführt werden, daß sie eine Vorstellung von Zeit und Dauer bekommen, daß sie voraus denken, und wenn sie sich selbst und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Dauer betrachten, daß ihre angeborne Begierde zum Leben sich so weit, als ihre Vorstellung der zukünftigen Zeit geht, das ist, bis ins Unendliche, erstrecken muß. Es fließt natürlich und nothwendig aus der Vernunft, daß alle Menschen sich durch ihre allgemeinen und abgesonderten Begriffe noch immer eine höhere und reinere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gedenken, als sie wirklich besitzen, oder in diesem Leben erhalten können, und daß ihr Verlan-

gen

gen folglich mit dieſer niedrigen und gemiſchten Glückſeligkeit nimmer völlig befriedigt wird, ſondern der Vorſtellung des größern möglichen Guten ohne Aufhören folget. Kurz, der Menſchen Begierden müſſen ſich, vermöge ihrer Verſtandeskräfte, nothwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieſes kurzen und unvollkommenen Lebens auslaſſen.

Man bemerkt daher, in Abſicht auf den äußerſten Zweck, mancherley wichtigen Unterſchied zwiſchen den Thieren und uns. Die Thiere ſind von Natur unvermögend vollkommener und glücklicher zu werden, als ſie in dieſem Leben ſind und werden: wir aber werden ſelbſt in dieſem Leben immer vollkommener; doch nimmer ſo vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorſtellung von einer höhern und dauerhaftern Glückſeligkeit, als ſie hier wirklich genießen: wir aber können die Dauer und Stufe des Lebens und der Glückſeligkeit bis ins Unendliche in unſern Gedanken vergrößern. Die Thiere ſind bloß ſinnlich, und nur einer ſinnlichen Luſt fähig: wir aber, als vernünftige Menſchen, auch einer geiſtigen. Die Thiere denken nicht weiter, als das Gegenwärtige: wir aber können und müſſen uns auch das Zukünftige vorſtellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nothdurft völlig befriedigt werden: ein Menſch hergegen kann ſich, mit aller Bemühung, weder in der ſinnlichen noch vernünftigen Luſt, während dieſes Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld; ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und beſſeres Leben zu denken, oder ſolches zu wünſchen; der Menſch allein weis zum voraus, daß er ſterben muß, denket mit Furcht an ſein Ende, und kann nicht anders zu-

frieden sterben, als wenn er auf ein besseres Leben hoffet. [1b])

[1b]) [Die Vergleichung der Natur und Beschaffenheit der Thiere mit der menschlichen giebt überaus einleuchtende Folgerungen an die Hand, die wir noch weiter erwägen müssen. Es ist, wie gesagt, klare und allgemeine Erfahrung, daß bey allen Arten von Thieren die Einrichtung ihrer Werkzeuge, ihrer Kräfte und eigenthümlichen Triebe sich zur Erhaltung und zum Genusse ihrer besondern Lebensart schicket, und daß sie durchgehends zu diesem Ziele reif ausgebildet werden, und kein weiteres Streben, als was auf das gegenwärtige Leben sich erstreckt, äussern können. Des Menschen eigenthümliche Fähigkeit aber, das deutliche Vergleichen eines Vergangenen und Zukünftigen, schwächet sogar die Erhaltung, sowohl als den Genuß des gegenwärtigen Lebens. Die daraus entspringenden Leidenschaften zerstören offenbar seine sonst mögliche Lebensdauer. Die Furcht einer Veränderung verbittert ihm manchen Genuß, macht ihm manchen ganz unnützen Kummer. Die stete Aussicht zu Weiterm, Bessern, macht ihm schon beym Genusse des Gegenwärtigen bald Ueberdruß, und es vergnügt ihn das Gute im würklichen Daseyn oft weniger als in der Hofnung des Zukünftigen. Wie sehr sich der Mensch auch bestrebt bloß des Gegenwärtigen rein zu geniessen, wird er es doch nie dahin bringen. Hiezu kommen noch so manche Verdrießlichkeiten von äussern Dingen, Sorgen, Angst, Abhängigkeit, Theilnehmung, Beleidigung, davon die Thiere nichts wissen. Des Misbrauchs seiner Begierden und Kräfte, welcher bey den eingeschränkten thierischen Trieben nicht Statt findet, nicht zu erwähnen. Die erste Erhebung des rohen wilden Menschen über die bloß sinnlichen Triebe, oder das, wodurch er sich von den thierischen Leidenschaften auszeichnet, ist Ruhmsucht. Diese entspringt aus einer dunkeln Vorstellung eines daurenden geistigen Genusses und wirkt Tapferkeit, d. i. Verachtung und Zerstörung des gegenwärtigen Lebens. Ja auch unsere feinere Aeusserung des vorzüglichen menschlichen Vermögens, das Streben nach Wissenschaften, ist der Erhaltung dieses körperlichen Lebens nicht günstig. Der Viehhirte, welcher nicht mehr Kenntnisse sucht als sein Hund, wenn er nur nicht von andern Menschen gedruckt und geplagt wird, lebt am längsten, gesundesten, ruhigsten, glücklichsten. Es scheinen demnach diese

Von

Vorzüge der Menſchen faſt nur für einen künftigen Zuſtand ſich zu ſchicken, davon wir ſie zum Nachtheile des Gegenwärtigen voraus zu erhaſchen ſtreben, und dabey wir doch unſerer Natur nach zu dieſem Streben getrieben werden. Kurz: es würden die Eigenſchaften und Kräfte des Menſchen nicht mit ſeinem Wirkungskreiſe, ſeiner Art des Daſeyns, und folglich nicht mit der Einrichtung der ganzen übrigen Natur übereinſtimmen, wenn dieſer Wirkungskreis auf das gegenwärtige Leben eingeſchränkt wäre. Er allein hätte, bey ſeinen Vorzügen, unnöthige, ja nachtheilige Fähigkeiten, da ſonſt jedes vollkommnere Thier mehr Genuß des Lebens als die unvollkommnern zu haben ſcheint. Folglich zeigt die allgemeine Uebereinſtimmung der Dinge in der Welt, ohne einmal auf den Urheber zu ſehen, ſchon das Unſtatthafte der Vorausſetzung, daß mit dieſem Leben unſer ganzes Daſeyn begränzt wäre. — „Dieſer mächtige, niemahls zu widerlegende Beweisgrund, (ſagt Kant. Crit. d. r. V. S. 426.) begleitet durch eine ſich unaufhörlich vermehrende Erkenntniß der Zweckmäßigkeit in allem was wir vor uns ſehen, und durch eine Ausſicht in die Unermeßlichkeit der Schöpfung, mithin auch durch das Bewußtſeyn einer gewiſſen Unbegrenztheit in der möglichen Erweiterung unſerer Kenntniſſe, ſamt einem dieſer angemeſſenen Triebe, kann uns immer zur ungekünſtelten Ueberzeugung zureichen.“]

§. 6.

Weil dieſes Sehnen der Menſchen nach einem dauerhaftern und beſſern Leben, als das gegenwärtige iſt, aus den Kräften und Regeln unſers Verſtandes und Willens natürlich entſpringt, und dem Weſen unſerer Seele und deren Fähigkeit zu einer mehrern Vollkommenheit und Glückſeligkeit gemäß iſt: ſo kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen und ſüßen Träume der Menſchen rechnen. Von dieſen läßt ſich allemal zeigen, daß ſie den Regeln unſers Verſtandes und Willens, ſo, wie dem Weſen und der Natur der Dinge, entgegen laufen. Aber, hat unſer Wille, vermöge

ſeiner Natur, eine Glückſeligkeit zum Ziele ſeines Wunſches und Bemühens, und ſtreckt er ſich natürlicher Weiſe nach den Schranken der vernünftigen Vorſtellung von möglicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit: ſo muß ſich auch ſein Verlangen, nach den Regeln unſerer Natur, über das Ziel dieſes zeitlichen Lebens, in eine glückſeligere Ewigkeit erſtrecken. Selbſt die falſchen und irdiſchen Begierden der Menſchen zeigen, daß ſie ins Unendliche gehen, und daß ſie bloß darum fehlen und trügen, weil ſie unſere zu höhern Dingen geſchaffene Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müſſen alſo nothwendig daraus ſchließen, daß wir von dem Schöpfer zu ſolcher Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt ſind, wozu uns das Bemühen unſerer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es iſt uns ſo natürlich, voraus zu denken, und uns unſern künftigen Zuſtand auf eine ungemeſſene Länge vorzuſtellen, als es den Thieren natürlich iſt, ſich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewiſſen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeſchloſſen ſind: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir uns, bey dem Begriffe von einer möglichen längern und höhern Glückſeligkeit, mit dieſem kurzen Leben und deſſen niedrigen und oft vergällten Luſt nicht begnügen, ſondern ein beſſeres und dauerhafteres wünſchen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ſie mit der gegenwärtigen Erſättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden ſind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieſes ganz offenbar iſt, ſo iſt unſer natürliches Verlangen nach einem beſſern und dauerhaftern Leben auch eben ſowohl ein

Reiz

Reiz des Schöpfers zu unſerer Beſtimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe ſind.

Kann man ſich wohl vorſtellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewiſſen Speiſe natürlich ſey, und daß doch die Speiſe nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne erſättigt und das Leben erhalten werden? daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geſchlechte beywohne, und daß doch nichts als männliche Thiere wären, die ihre Brunſt für ſich nicht ſtillen könnten? Kann man ſich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter ſich einmüthig zu verſammlen, und über unbekannte Gegenden in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land ſey, wo ſie ihr Leben fortſetzen und unterhalten könnten? Kann man ſich gedenken, daß Waſſerinſecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zuſtandes, ein Verlangen nach der Luft haben ſollten, und ſich aus dem Waſſer heraus begäben, wenn ſie nicht, nach ihrer Verwandelung, in dieſem Elemente aufs neue leben würden? [1c]) Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, ſie iſt ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jedes beſtimmten Art des Lebens; ſie iſt ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Abſichten. Wie könnte er denn ſeine vernünftigen Geſchöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorſtellung eines längern und beſſern Lebens, und zu einem Verlangen nach demſelben, rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beſchieden hat?

[1c]) [Dieſe Verwandelung iſt doch in der That ein merkwürdiges Beiſpiel einer möglichen Fortdauer in einem ganz veränderten Zuſtande, und zugleich des Beſtrebens, welches auf dieſen künftigen Zuſtand deutet.]

ſeiner Natur, eine Glückſeligkeit zum Ziele ſeines Wunſches und Bemühens, und ſtreckt er ſich natürlicher Weiſe nach den Schranken der vernünftigen Vorſtellung von möglicher Vollkommenheit und Glückſeligkeit: ſo muß ſich auch ſein Verlangen, nach den Regeln unſerer Natur, über das Ziel dieſes zeitlichen Lebens, in eine glückſeligere Ewigkeit erſtrecken. Selbſt die falſchen und irdiſchen Begierden der Menſchen zeigen, daß ſie ins Unendliche gehen, und daß ſie bloß darum fehlen und trügen, weil ſie unſere zu höhern Dingen geſchaffene Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müſſen alſo nothwendig daraus ſchließen, daß wir von dem Schöpfer zu ſolcher Art des Lebens und der Glückſeligkeit beſtimmt ſind, wozu uns das Bemühen unſerer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es iſt uns ſo natürlich, voraus zu denken, und uns unſern künftigen Zuſtand auf eine ungemeſſene Länge vorzuſtellen, als es den Thieren natürlich iſt, ſich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewiſſen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeſchloſſen ſind: es iſt uns eben ſo natürlich, daß wir uns, bey dem Begriffe von einer möglichen längern und höhern Glückſeligkeit, mit dieſem kurzen Leben und deſſen niedrigen und oft vergällten Luſt nicht begnügen, ſondern ein beſſeres und dauerhafteres wünſchen, als es den Thieren natürlich iſt, daß ſie mit der gegenwärtigen Erſättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden ſind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieſes ganz offenbar iſt, ſo iſt unſer natürliches Verlangen nach einem beſſern und dauerhaftern Leben auch eben ſowohl ein

Reiz

Reiz des Schöpfers zu unſerer Beſtimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe ſind.

Kann man ſich wohl vorſtellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewiſſen Speiſe natürlich ſey, und daß doch die Speiſe nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne erſättigt und das Leben erhalten werden? daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geſchlechte beywohne, und daß doch nichts als männliche Thiere wären, die ihre Brunſt für ſich nicht ſtillen könnten? Kann man ſich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter ſich einmüthig zu verſammlen, und über unbekannte Gegenden in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land ſey, wo ſie ihr Leben fortſetzen und unterhalten könnten? Kann man ſich gedenken, daß Waſſerinſecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zuſtandes, ein Verlangen nach der Luft haben ſollten, und ſich aus dem Waſſer heraus begäben, wenn ſie nicht, nach ihrer Verwandelung, in dieſem Elemente aufs neue leben würden? [1c]) Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, ſie iſt ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jedes beſtimmten Art des Lebens; ſie iſt ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Abſichten. Wie könnte er denn ſeine vernünftigen Geſchöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorſtellung eines längern und beſſern Lebens, und zu einem Verlangen nach demſelben, rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beſchieden hat?

[1c]) [Dieſe Verwandelung iſt doch in der That ein merkwürdiges Beiſpiel einer möglichen Fortdauer in einem ganz veränderten Zuſtande, und zugleich des Beſtrebens, welches auf dieſen künftigen Zuſtand deutet.]

§. 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menschen durch die besondere Vorsehung Gottes zugestanden sind, bestätigen dieses: weil sie uns bloß in Absicht auf ein zukünftiges geistiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem bessern Leben nach diesem bestimmt, so würden sie uns alle umsonst, und vielmehr zu unserer Quaal, gegeben seyn. Es ist aber nichts in der Natur umsonst; nichts ist besonders den Lebendigen, selbst den unedlern, geschweige den edlern, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, ist Gottes wirkliche Absicht. Dieses stimmt mit seiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde sie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorstellungen, was allgemeine und abgesonderte Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenn sie uns nichts angiengen, und wenn wir bloß für dieses sinnliche Leben gemacht wären? Sind wir aber zu einem geistigen Leben bestimmt, so legen diese Begriffe den Grund zu einer höhern Vollkommenheit. Wozu diente uns das Voraussehen, oder die Vorstellung des zukünftigen Zustandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz gewiß bald ein Ende haben werde; und uns also auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geschaffen, so ist uns die weite Aussicht in die entfernten Zeiten ein fröhlicher Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hoffnung einer unaufhörlich steigenden Vollkommenheit desto angenehmer macht, und alle Widerwärtigkeiten, ja selbst die Furcht des Todes, leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wissenschaft zu einer solchen Zufriedenheit, als wir wünschen, da wir bey jedem klei-

kleinen Wachsthume in derselben nur desto mehr wahrnehmen, wie vieles wir nicht wissen, oder uns mit desto mehrern Zweifeln beunruhigen; wenigstens unsere Begierde zu dem mannichfaltigen Erkenntnisse der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in diesem Leben nimmer ersättigen können? Ist aber dieser Erdboden, dieses erste Haus, das wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangsgründe der Wissenschaften fassen, um darnach zu höhern Dingen geführt zu werden: so legt dieses Erkenntniß den Grund zu einer weitern Einsicht, und wir können uns in dem geringen Vorschmacke der Wahrheiten schon die süße Vorstellung machen, wie wir dereinst im Reiche des Lichts die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimnisse mit erleuchtetern Augen beschauen werden.

Was haben wir in diesem Leben von unserer Weisheit, für Vortheil zu unserer Glückseligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel sicherer zu diesem Zwecke geleitet; ob sie sich gleich weder eine deutliche Absicht vorsetzen, noch die besten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was sie durch angeborne Fertigkeit meisterlich verrichten. Der Mensch hingegen lernt erst durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weise werden, wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen, und bekömmt doch die zeitliche Glückseligkeit mit aller seiner Weisheit nicht in seine Macht; hat aber eben darum, weil er weise ist, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus sieht, und an seiner eigenen Schwachheit, so wie an anderer Thorheit, Argliſt und Bosheit, vielfachen Ekel und Verdruß empfindet. Ist aber unser Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kann, auf ein göttliches Vergnügen,

§. 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menschen durch die besondere Vorsehung Gottes zugestanden sind, bestätigen dieses: weil sie uns bloß in Absicht auf ein zukünftiges geistiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem bessern Leben nach diesem bestimmt, so würden sie uns alle umsonst, und vielmehr zu unserer Quaal, gegeben seyn. Es ist aber nichts in der Natur umsonst; nichts ist besonders den Lebendigen, selbst den unedlern, geschweige den edlern, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, ist Gottes wirkliche Absicht. Dieses stimmt mit seiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde sie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorstellungen, was allgemeine und abgesonderte Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenn sie uns nichts angiengen, und wenn wir bloß für dieses sinnliche Leben gemacht wären? Sind wir aber zu einem geistigen Leben bestimmt, so legen diese Begriffe den Grund zu einer höhern Vollkommenheit. Wozu diente uns das Voraussehen, oder die Vorstellung des zukünftigen Zustandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz gewiß bald ein Ende haben werde; und uns also auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geschaffen, so ist uns die weite Aussicht in die entfernten Zeiten ein fröhlicher Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hoffnung einer unaufhörlich steigenden Vollkommenheit desto angenehmer macht, und alle Widerwärtigkeiten, ja selbst die Furcht des Todes, leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wissenschaft zu einer solchen Zufriedenheit, als wir wünschen, da wir bey jedem klei-

kleinen Wachsthume in derselben nur desto mehr wahrnehmen, wie vieles wir nicht wissen, oder uns mit desto mehrern Zweifeln beunruhigen; wenigstens unsere Begierde zu dem mannichfaltigen Erkenntnisse der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in diesem Leben nimmer ersättigen können? Ist aber dieser Erdboden, dieses erste Haus, das wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangsgründe der Wissenschaften fassen, um darnach zu höhern Dingen geführt zu werden: so legt dieses Erkenntniß den Grund zu einer weitern Einsicht, und wir können uns in dem geringen Vorschmacke der Wahrheiten schon die süße Vorstellung machen, wie wir dereinst im Reiche des Lichts die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimnisse mit erleuchtetern Augen beschauen werden.

Was haben wir in diesem Leben von unserer Weisheit, für Vortheil zu unserer Glückseligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel sicherer zu diesem Zwecke geleitet; ob sie sich gleich weder eine deutliche Absicht vorsetzen, noch die besten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was sie durch angeborne Fertigkeit meisterlich verrichten. Der Mensch hingegen lernt erst durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weise werden, wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen, und bekömmt doch die zeitliche Glückseligkeit mit aller seiner Weisheit nicht in seine Macht; hat aber eben darum, weil er weise ist, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus sieht, und an seiner eigenen Schwachheit, so wie an anderer Thorheit, Argliſt und Bosheit, vielfachen Ekel und Verdruß empfindet. Ist aber unser Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kann, auf ein göttliches Vergnügen,

das aus Einſicht der Wahrheit, und aus Uebereinſtimmung der Handlungen entſpringt, ja auf eine nähere Verbindung mit dem allerweiſeſten Weſen gerichtet; ſo müſſen wir einmal die erſten Stufen betreten, und in unſern Lehr- und Probe-Jahren durch Fehltritte immer klüger und geſetzter werden; daß wir zur hohen Schule der Weisheit geſchickt ſeyn mögen, wo wir unſer Gemüth mit reinerer Einſicht, nach dem vollkommenſten Muſter der Weisheit, bilden, und daran in ungeſtörter Luſt ergötzen können. Inzwiſchen müſſen wir alle Mittel ergreifen, welche Gott uns darbietet, dadurch wir uns aus dem Stande der Unvollkommenheit zu einer wahren Vollkommenheit, die ſeinen Abſichten gemäß iſt, ſchwingen können [2]).

[2]) Es iſt jedoch hier die Frage zu erwägen — wie dann in einem künftigen neuen Zuſtande die Erinnerung des vorigen, und alſo das Bewußtſeyn der Fortdauer als eines und deſſelben Weſens, übrig bleiben könne? — Anders empfinden, anders wirken (mögte man ſagen) würde alle unſere Erinnerung des Vorigen auslöſchen, folglich unſere Perſönlichkeit verändern, uns ſo gut als zu neuen Weſen machen. — Ich antworte — Fürs erſte: wenn auch die eigentliche Erinnerung (Wiederholung einer gleichen Empfindung) verlöſchen ſollte, ſo wäre damit doch nicht aller Einfluß des Vergangenen aufgehoben. Desjenigen, was mit uns in unſerer erſten Kindheit vorgegangen iſt, erinnern wir uns auch nicht. Hat es deswegen doch nicht gewiß ſeinen Einfluß auf die Entwickelung unſerer Kräfte und auf unſer ganzes Leben? Wenn ein Taubgebohrner die Sprache erlernt und damit eine neue Denkart anfängt, ſo erinnert er ſich faſt nicht, wie er zuvor gedacht und gehandelt habe, und dies würde noch mehr der Fall ſeyn, wenn er nun hörend und zugleich blind würde. Bliebe aber deswegen kein Einfluß des zuvor Erworbenen? Gewiß es bleibt ein groſſer Unterſchied unter einem ſolchen nur auf neue Weiſe denkenden und einem Kinde, welches noch gar keine Kräfte geübt hat. Alſo: alle Entwickelung und Uebung der Kräfte hat auch auf folgende neue Uebung Einfluß. — Wie können wir

wir aber auch urtheilen, daß eine neue Verbindung kein Mittel gäbe das Vorige, wiewohl auf eine andere Weise, doch so zu überschauen, daß der Zusammenhang merkbar bliebe? Daß wir nicht so gänz davon abgeschnitten seyn werden, müssen wir vielmehr aus triftigen Gründen der Sittlichkeit, diesem Eigenthümlichen der menschlichen Natur und seiner Kräfte, schliessen. Die Erwerbung von Kenntnissen, mögte man sagen, nutzet doch den Nachfolgern in dieser Welt: wiewohl dies nur ein Geringes ist in Ansehung dessen, was ein jeder sich selbst von vorne an erwerben muß, und was in jedem Abgeschiedenen, ja oft in ganzen Geschlechtern und Völkerschaften verloren geht. Die Bestrebung aber nach grösserer Vollkommenheit des Willens bezieht sich doch nur auf jeden Einzelnen, und käme dem der mehr darin geleistet hat nicht in der Folge zu Gute, wenn er eben wie der Bösewicht durch den Trunk aus dem Fluß Lethe aller Erinnerung dessen was er gewesen und gewollt hat beraubt würde. — Nun läßt sich doch gar wohl eine neue Art von Erinnerung gedenken, welche die jetzige noch mehr als ersetzen könnte. Alles hängt ja in der Welt zusammen. Wir könnten also durch weiter ausgebreitete Beziehung mit andern Wesen als uns unser gegenwärtiger Körper verstattet zu einer Einsicht gelangen, in dem alsdann Gegenwärtigen auch Vergangenes und Zukünftiges mit zu begreiffen, gleichsam wie wir jetzt durchs Gesicht vor und hinter uns weit umher Gegenstände wahrnehmen. Ein Blindgebohrner, der nur das was ihn berührt, und also nur eins nach dem andern empfindet und denkt, kann sich auch davon keine Vorstellung machen. Schafft nun ein anderer Sinn, bey übrigens gleichem Zustande, schon so viel; was kann nicht ein ganz neues Verhältniß mit sich bringen! Zeit überhaupt ist ja nur eine Form unserer gegenwärtigen Vorstellungs-Art, die folglich nicht andern Vorstellungs-Arten, deren unzählige seyn können, zuzueignen ist. — Der Trieb zum Weitern, Bessern, Vollkommenern, welcher in unserer Natur liegt, läßt uns also allerdings auch eine persönliche Fortdauer und einen Zusammenhang unsers Bewußtseyns erwarten.]

§. 8.

Sind uns etwa Tugenden und Pflichten, deren wir uns vor den Thieren rühmen, zur Glückseligkeit ersprieß-

licher, wenn wir unsere Hoffnung in die engen Schranken dieses sinnlichen Lebens beschließen? Ich will der Tugend so wenig, als der Weisheit, alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnung streitig machen. Aber unsere Tugend ist erstlich hier noch eben so unvollkommen, als unsere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stockes Erhaltung, ihr Amt und ihre Pflicht weit genauer, als wir Menschen durch unsere Tugend. Und so sind alle Thiere in ihren Handlungen vollkommen regelmäßig; der Mensch ist es allein, der noch von den Regeln seiner Pflicht abweicht. Wenn also unsere zeitliche Glückseligkeit von der Tugend abhängt, so wird sie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein, es ist auch keine so genaue Verbindung zwischen der Tugend und zeitlichen Glückseligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder selbst durch seine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigstens sich eben daher, weil er Pflicht und Gewissen beobachtet, mancher Vortheile der Lust, der Ehre und des Wohlstandes berauben würde. Wenn nun nach diesem Leben nichts weiter zu hoffen ist, wie können wir denjenigen für glücklich halten, der für das Vaterland, der für seine Mitbürger seine Gesundheit, seine Güter, ja selbst sein Leben aufopferte; der Wort und Zusage mit seinem offenbaren Schaden hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränkung seines Hausstandes redlich entrichtete; der den allgemeinen Nutzen seinem eigenen vorzöge; der den Gesetzen mit Unlust und Mühe genauen Gehorsam leistete; der sich durch Zeugniß der Wahrheit gefährliche Feinde zuzöge? tausend anderer Fälle zu geschweigen. Ein solcher würde ja in der Zeit seiner Dauer nicht das geringste Gute, sondern lauter Unlust und Schaden, von seiner Tugend zu gewarten haben. Würden also nicht die meisten solche Tugend für einen leeren Ton und trügliche Einbildung halten? Würden sie nicht eine kluge Eigennützigkeit, an

deren

deren Stelle, zur Regel ihrer Handlungen machen, und, jeder nach seinem Temperament, bloß sinnliche Lust, Bequemlichkeit, Pracht, Hoheit, Macht, Wohlstand und Reichthümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, suchen, wenn sie sich nur dabey vor Strafe und Schaden gesichert hielten? Allein, wenn der Mensch hauptsächlich Seele ist, wenn sich deren steigende Vollkommenheit bis in die Ewigkeit erstrecket, und dazu hier der Grund gelegt werden muß; wenn wir künftig erst die rechten Früchte unserer Bemühung von unserm Schöpfer zu gewarten haben: so ist es keine Thorheit, daß wir die geringern zeitlichen Vortheile einer dauerhaftern und höhern Glückseligkeit aufopfern.

Was soll ich endlich von der Religion sagen? Wäre es mit diesem Leben um uns gethan: so würde das Erkenntniß von Gott weder unsere innere noch äußere Glückseligkeit befördern, sondern vielmehr beide stören. Denn wir fänden in solcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Wesens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja, wir hätten alsdann ein Bild von dem Schöpfer, das uns nothwendig Unruhe und Widerwillen erwecken müßte. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unsern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommner zu werden; wozu hätte er uns allein eine Vorstellung des Zukünftigen, und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingeprägt; wenn er uns doch den Genuß alles dessen hätte versagen wollen? Würden wir ein solches Wesen als weise und gütig verehren können, daß uns zu unserer Quaal ein Gutes erkennen ließe, daß wir nicht erhalten könnten oder sollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwissenheit von einem höheren Wesen und vollkommenern Zustande,

licher, wenn wir unſere Hoffnung in die engen Schranken dieſes ſinnlichen Lebens beſchließen? Ich will der Tugend ſo wenig, als der Weisheit, alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnung ſtreitig machen. Aber unſere Tugend iſt erſtlich hier noch eben ſo unvollkommen, als unſere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stockes Erhaltung, ihr Amt und ihre Pflicht weit genauer, als wir Menſchen durch unſere Tugend. Und ſo ſind alle Thiere in ihren Handlungen vollkommen regelmäßig; der Menſch iſt es allein, der noch von den Regeln ſeiner Pflicht abweicht. Wenn alſo unſere zeitliche Glückſeligkeit von der Tugend abhängt, ſo wird ſie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein, es iſt auch keine ſo genaue Verbindung zwiſchen der Tugend und zeitlichen Glückſeligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder ſelbſt durch ſeine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigſtens ſich eben daher, weil er Pflicht und Gewiſſen beobachtet, mancher Vortheile der Luſt, der Ehre und des Wohlſtandes berauben würde. Wenn nun nach dieſem Leben nichts weiter zu hoffen iſt, wie können wir denjenigen für glücklich halten, der für das Vaterland, der für ſeine Mitbürger ſeine Geſundheit, ſeine Güter, ja ſelbſt ſein Leben aufopferte; der Wort und Zuſage mit ſeinem offenbaren Schaden hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränkung ſeines Hausſtandes redlich entrichtete; der den allgemeinen Nutzen ſeinem eigenen vorzöge; der den Geſetzen mit Unluſt und Mühe genauen Gehorſam leiſtete; der ſich durch Zeugniß der Wahrheit gefährliche Feinde zuzöge? tauſend anderer Fälle zu geſchweigen. Ein ſolcher würde ja in der Zeit ſeiner Dauer nicht das geringſte Gute, ſondern lauter Unluſt und Schaden, von ſeiner Tugend zu gewarten haben. Würden alſo nicht die meiſten ſolche Tugend für einen leeren Ton und trügliche Einbildung halten? Würden ſie nicht eine kluge Eigennützigkeit, an

deren

deren Stelle, zur Regel ihrer Handlungen machen, und, jeder nach seinem Temperament, bloß sinnliche Lust, Bequemlichkeit, Pracht, Hoheit, Macht, Wohlstand und Reichthümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, suchen, wenn sie sich nur dabey vor Strafe und Schaden gesichert hielten? Allein, wenn der Mensch hauptsächlich Seele ist, wenn sich deren steigende Vollkommenheit bis in die Ewigkeit erstrecket, und dazu hier der Grund gelegt werden muß; wenn wir künftig erst die rechten Früchte unserer Bemühung von unserm Schöpfer zu gewarten haben: so ist es keine Thorheit, daß wir die geringern zeitlichen Vortheile einer dauerhaftern und höhern Glückseligkeit aufopfern.

Was soll ich endlich von der Religion sagen? Wäre es mit diesem Leben um uns gethan: so würde das Erkenntniß von Gott weder unsere innere noch äußere Glückseligkeit befördern, sondern vielmehr beide stören. Denn wir fänden in solcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Wesens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja, wir hätten alsdann ein Bild von dem Schöpfer, das uns nothwendig Unruhe und Widerwillen erwecken müßte. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unsern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommner zu werden; wozu hätte er uns allein eine Vorstellung des Zukünftigen, und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingeprägt; wenn er uns doch den Genuß alles dessen hätte versagen wollen? Würden wir ein solches Wesen als weise und gütig verehren können, daß uns zu unserer Quaal ein Gutes erkennen ließe, daß wir nicht erhalten könnten oder sollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwissenheit von einem höheren Wesen und vollkommenern Zustande,

in ihrer gesättigten sinnlichen Lust, und in ihrer vergnügten Niedrigkeit, viel glücklicher preisen?

Wie könnte uns auch solch Erkenntniß und solche Verehrung Gottes in dem gegenwärtigen Leben äußerlich glücklich machen, da Frömmigkeit und Glück keine nothwendige Verbindung mit einander haben, sondern Lasterhafte und Gottlose, bey menschlicher Klugheit und günstigen Umständen, ihre Bosheit oft gelingen sehen, und prächtig, geehrt, reich, gesund und fröhlich leben; die Frommen hergegen, vielmals, eben darum, weil sie sich nach göttlicher Vorschrift richten, statt der Güter dieses Lebens, lauter Verdruß und Jammer zum Lohne bekommen? Wird denn das Betragen der Menschen gegen ihren Schöpfer weder hier, noch in einem zukünftigen Leben, nach Recht und Güte vergolten: so ist die Religion gar umsonst, und hat in keine Glückseligkeit der Menschen einen Einfluß: so wird die Hochachtung für Gottes thätige Vollkommenheit und Weisheit, die Liebe zu seiner unendlichen Güte, das Vertrauen zu seiner gnädigen Vorsehung, das Gebet um seinen Beystand und Hülfe, die Dankbarkeit für das erhaltene Gute, der willige Gehorsam gegen seine aufmerksame Regierung, die Hoffnung auf seine künftige Vergütung, und die Furcht vor seiner gerechten Ahndung, gänzlich aufgehoben werden.

Wenn hergegen die Seele zur Unsterblichkeit im Reiche der Geister bestimmt ist, wenn sie da einen nähern Zutritt zu dem unendlichen Geiste haben wird, und von dem nach der Beschaffenheit ihres Betragens in der Welt wird angesehen werden: so giebt die Religion einen verehrungswürdigen Begriff von Gott, seinen Vollkommenheiten, seiner Absicht und Regierung über die Menschen; so bewegt sie uns, dem großen Zwecke des Urhebers unserer Natur nachzugehen, und in dem Vorschmacke einer niedri-

drigern, gemiſchten und zeitlichen Glückſeligkeit eine höhere, reinere und ewige zu hoffen.

§. 9.

Welches von beiden haben wir denn aus unſern Vorzügen vor den Thieren, nach Betrachtung göttlicher Vollkommenheit, Weisheit und Güte, zu ſchließen? Geſetzt, wir wären, wie die Thiere, bloß für dieſes Leben geſchaffen; ſo kämen doch die Thiere in dieſem Leben durch niedrige Kräfte zu ſo großer Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückſeligkeit, als nach ihrem Weſen möglich war: wir hergegen erreichten mit viel höherem Vermögen nicht den tauſendſten Theil der Vollkommenheit, die unſerer Natur gemäß iſt, und wozu wir fähig ſind; wir hätten Vorzüge, die uns zu dieſem ſinnlichen und zeitlichen Leben nur unnütze, ja an unſerer Zufriedenheit mit einem ſolchen Leben, und mithin an unſerer ganzen Glückſeligkeit nur hinderlich wären. So würde der Schöpfer bey allen und jeden, auch den geringſten Thieren, Weisheit und Güte, bey uns keines von beiden bewieſen haben, ſo ferne er theils überflüßige, theils hinderliche Mittel der Glückſeligkeit bey uns angewandt hätte.

Man ſtelle ſich vor, daß ein großer Herr Knaben von beſonderer Fähigkeit ausſuchte, und erziehen ließe: ſie fiengen nach ſeiner Vorſchrift an, Sprachen und Geſchichte alter und neuerer Zeiten zu lernen, die Gründe der Weltweisheit, Mathematik, und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staatskunſt, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten ſie einen Geſchmack an allen bekommen: ſo würde der eine dem Schuſter- der andere dem Schneiderhandwerke gewidmet, der dritte würde zu einem Schäfer gethan, der vierte müßte ein Matroſe wer-

werden. Was würde man von solcher Verordnung und von der Weisheit und Güte des Herrn denken? Würde man nicht sagen: wenn die Kinder zu nichts anders bestimmt waren, so hätten schlechtere Köpfe dazu genommen werden mögen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre Wissenschaft zu so schlechter Lebensart? Vielmehr sind diese weitersehende Schuster, Schneider, Schäfer und Matrosen nur durch solche Anweisung bey ihrem Stande unzufrieden und unglücklich gemacht. Dieses wäre aber gerade der Fall mit uns Menschen, wenn wir mit unserer besondern Fähigkeit, und mit dem Vorschmacke an höhern Dingen, zu nichts, als zu einem thierischen Leben, bestimmet wären. Läßt sich nun jene Erziehung der fähigsten Köpfe von eines vernünftigen und gütigen Regenten Verordnung nicht gedenken: so kann die Bestimmung der Menschen, bey ihren vorzüglichen Naturgaben, zu einem bloß thierischen Leben noch viel weniger von dem großen Schöpfer gedacht werden, ohne seiner Weisheit und Güte zu nahe zu treten.

Würden wir Gott nicht auch besonders in dem hauptsächlichsten Vorzuge der Menschen, welcher das Erkenntniß der Religion betrifft, als unbarmherzig und grausam darstellen, wenn wir zu keiner nähern und dauerhaftern Verbindung mit ihm gelangen sollten. Die unvernünftigen Thiere sind wie die Findlinge in einem Waisenhause: die wissen nicht, wie sie in die Welt gekommen sind, kennen keinen Vater, können sich also auch keine Gedanken zum künftigen Antheile an irgend einige Güter in den Sinn kommen lassen; unterdessen haben sie ihre Nothdurft, und sind bey ihrer Lebensart fröhlich und vergnügt. Gesetzt, ein vornehmer Herr hätte ein Kind darunter; das würde zweifelsohne, in der Unwissenheit von seinem Vater, ganz wohl zufrieden seyn, wenn es gleich nur zu einer schlechten Lebensart

art beſtimmt wäre. Nun aber giebt ſich der Fürſt dem Kinde zu erkennen, und läßt ihm einen Begriff von ſeinem hohen Stande und ſeiner Glückſeligkeit beybringen. Muß da nicht das Kind natürlicher Weiſe ein Verlangen bekommen, ihn zu ſehen, und ſich Hoffnung zu einer höhern Glückſeligkeit machen, als ſeine Gefährten ſich machen können? Aber nein, es ſoll nimmer vor ihn kommen, es ſoll an der großen Herrlichkeit nicht den geringſten Antheil haben, es ſoll ſein Lebenlang im Staube kriechen. Kann ein ſolch Vaterherz ſeyn, das ſich ſeinem Kinde als Vater offenbaret, nur damit es ſich nicht väterlich beweiſe, damit es ſein Kind quäle? Und wenn es möglich wäre, was würde unbarmherzigers und grauſamers ſeyn können?

Sehet! die Thiere wiſſen auch nicht, wer ſie erſchaffen hat oder ernähret; ſie haben keinen Begriff von dem Urheber ihres Weſens, noch Empfindung von ſeiner Güte, oder Verlangen ſich ihm zu nähern; und Gott macht ſich doch ein Vergnügen daraus, allerley Lebendigen, die ihn nicht erkennen, noch ihm danken können, mit Wohlgefallen, ihrer Natur gemäß zu ſättigen. Uns Menſchen aber giebt er ſich allein als unſer Schöpfer zu erkennen; er offenbaret uns ſeine Vollkommenheiten in dem Spiegel ſeiner Natur, er hat uns ſein Bild und ſeine Aehnlichkeit eingeprägt, und unſer Verlangen nach einem göttlichen Leben gereizet. Wer kann ſich ihn dabey ſo unbarmherzig gedenken, daß er dieſe höhere Einſicht und Begierde bloß zu unſerer Betrübniß und Quaal bey uns erwecket habe? Hätte er ſich denn nur darum zu erkennen gegeben, damit er ſich uns auf ewig entziehen mögte? Hätte er uns nur deswegen höhere Güter von ferne gezeigt, damit wir wüßten, daß ſie uns verſagt ſeyn ſollen? Hätte er unſere Sehnſucht zu einem beſſern und dauerhaftern Leben nur

zu

zu dem Ende erregt, damit uns die Verzweifelung an demselben auch das gegenwärtige Leben vergällen mögte? Nein: wir haben gar zu viel Beweise von Gottes väterlicher Liebe und Güte gegen uns: er würde sich uns ganz gewiß nicht zu erkennen gegeben haben, wenn wir nicht an seinen unvergänglichen Gütern einen nähern Antheil haben sollten.

§. 10.

Wir müßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir nicht glaubten, daß er tugendhafte und fromme Menschen, die in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge, aus Vertrauen und Gehorsam gegen ihn, allerley Widerwärtigkeit und Elend ausgestanden, in einem bessern Leben für ihre Treue mit desto milderer Gnade ansehen, und dagegen boshafte Frevler, welche so vielen Nebenmenschen Drangsal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebt, dereinst nach Verdienst züchtigen würde. Denn es ist einmal gewiß, daß das Naturgesetz Gottes Gesetz, Vorschrift und Wille ist: es ist unläugbar, daß Gott, nach seiner Allwissenheit und Vorsehung, aller Menschen Betragen aufs genaueste erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig seyn, ob sie sich seinem Willen gemäß bezeigen, oder demselben widerstreben; vielweniger kann es seine Absicht seyn, daß die Gehorsamen und Unschuldigen in ihrer ganzen Dauer mit vielem Elend, die Ungehorsamen mit Wohlleben belohnt werden sollten. Solche widrige Verknüpfung des Bösen mit guten Handlungen, und des Guten mit bösen Handlungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur Tugend und Frömmigkeit, oder zur Ausübung göttlicher Gebote geben; sondern würde die Menschen nothwendig dahin bringen, daß sie sich an die göttliche Vorschrift nicht kehreten.

Sie

Sie wäre also wider die Regeln der Weisheit, weil sie ein Mittel wäre, das dem göttlichen Zwecke und Willen entgegen liefe. Sie würde aber auch den Regeln der Liebe widersprechen, weil sie vielmehr die Wirkungen des Hasses auf die Guten, und die Wirkungen der Liebe auf die Bösen würfe. Und dadurch würde die göttliche Regierung über die Menschen ganz verkehrt, unbillig und ungerecht gemacht.

Da nun doch dergleichen widrige Begebenheiten wirklich in diesem Leben nicht selten entstehen: so könnte Gottes Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen, nicht gerettet werden, wenn kein anderes Leben wäre, worinn diese Disharmonie aufgelöset, und, als in dem letzten Auftritte der Schaubühne, die gekränkte Unschuld gekrönet, die tobende Bosheit gestraft würde. Wer kann denn von dem höchsten Wesen, und von seiner Vollkommenheit, anders gedenken, als daß er diese Schicksale nur aus besondern Ursachen auf eine kurze Zeit zugelassen und verhängt habe, gleichwie er das Gewitter auch über die gute Saat, Sonnenschein auch über das Unkraut ergehen läßt? Es muß aber eine Zeit kommen, da das gute Betragen der Menschen, gleich als ein guter Saame, desto reichere Frucht und Aernte gewähret, und das Böse, wie das Unkraut, erstücket und vertilget wird. Es muß ein ander Leben erfolgen, da die durch manche Versuchung bewährte Treue der Frommen sie zu ihrer rechten Vollkommenheit, und zum vollen Genusse ihrer Früchte bringen, sodann aber auch von den Lasterhaften, durch die Folge und Vergeltung ihrer Bosheit, unterscheiden wird. Alles unser vorzügliches Vermögen gedeiet in diesem Leben noch zu keiner Reife, alles bereitet sich nur zu einem künftigen vollkommenern Zustande: wie könnten wir denn hier schon die reifen Früchte unsers Bemühens ärnten?

§. 11.

Es ist nur ein sehr seichter Trost, damit ein Atheist die Menschen in solchem Falle gegen die Sterblichkeit aufzurichten suchet: als ob die Tugend sich selbst schon in diesem Leben eine genugsame Belohnung für alle Widerwärtigkeiten gäbe. Alle menschliche Tugend ist sehr unvollkommen, und kann daher für sich selbst keinen völligen Selbstgefallen oder ungestörte Gemüthsruhe wirken, zumal solche, die gegen das gehäufte Unglück Stand hielte. Aber eine Tugend ohne Religion (wo sie anders alsdenn noch den Namen der Tugend verdienet) ist gewiß von der niedrigsten Art, und nichts, als eine feinere Eigenliebe, die ihre Lust an gewissen natürlichen, zuweilen auch nur jedes Einbildung und Eigensinn gemäßen Handlungen findet. Wenn nun die menschliche Natur auch für leibliche Schmerzen, Krankheiten, Beschimpfung, Mangel der Nothdurft, Beraubung der Freiheit, Treulosigkeit vermeinter Freunde, und tausend andere Unfälle, die wir nicht in der Macht haben, empfindlich ist: so giebt es einem Menschen wider so vielen Verdruß, der die Seele von außen bestürmen kann, nur ein ohnmächtiges Gegengewicht, daß er sich selbst in seinen Handlungen gefällt. Vieles kann der Mensch erleichtern und überwinden, wenn er auf einen bessern Zustand Hoffnung hat: aber wer sich selbst, gegen die Natur, diese Hoffnung versaget, dem ist es auch bey den besten Tagen schrecklich zu gedenken, daß er bald aufhören wird zu seyn, geschweige, wenn er auch in der kurzen Zeit seiner Dauer nichts als Elend, Noth und Verdruß empfinden soll.

Wir Menschen sind viel zu unvollkommen, schwach, abhängig und empfindlich, als daß wir uns lediglich an uns selbst halten, und unser Vergnügen, unsere Lust

und

und Glückſeligkeit allein in unſerer eigenen Macht und unſerm Willkühr haben könnten. Hergegen ſehen unſere Begriffe und Begierden viel zu weit und hoch hinaus, als daß wir unſere Natur mit der gegenwärtigen innern und äußern Vollkommenheit, oder mit einer ſo kurzen und oft vergällten Luſt zufrieden ſtellen könnten. Der allein kann ſich beruhigen, der im Erkenntniſſe ſeiner Abhängigkeit von dem weiſeſten und gütigſten Regenten der ganzen Welt gelaſſene Zuverſicht auf die Vorſehung ſchöpfet; der ſeines Schöpfers Vorſchriften und Abſichten, ſo viel in ſeinem Vermögen iſt, treulich und emſig folget, und in dem fröhlichen Genuſſe des gegenwärtigen Guten ſeine Hoffnung nach einer künftigen unendlich größern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückſeligkeit, als dem wahren Ziele ſeiner Beſtimmung, ſtrecket.

§. 12.

Wenn ein Atheiſt auch keinen andern Irrthum hegte, als daß er ſich alle Hoffnung eines fernern Lebens abſchneidet, ſo wäre der allein genug, ihn ſchon in dieſem Leben misvergnügt und unglücklich zu machen. Er kann ſich, nach ſeiner Natur, das bevorſtehende Ende nicht aus dem Sinne ſchlagen, und die täglichen Sterbefälle anderer Menſchen, ſelbſt ſeiner Geſellen, erinnern ihn fleißig daran. Die eingepflanzte Liebe zum Leben macht ihm alſo den Tod zum ſchrecklichſten Bilde, das ihn allenthalben begleitet, und alle ſeine gegenwärtige Luſt ſtöret. Je älter er wird, deſto mehr nimmt die fürchterliche Vorſtellung zu, und ihm bleibt nichts, als Verzweifelung, übrig. Allein, wir mögen ihn auch nach allem ſeinen übrigen Denken und Thun im ganzen Leben betrachten: ſo finden wir lauter Urſache, ſein Elend zu beklagen, und hergegen die Religion, auch wegen des wichtigen Einfluſſes in unſere zeitliche Glückſeligkeit, hoch zu ſchätzen.

Hat und braucht ein Atheist einigen Verstand: so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen könne. Denn, wie mag er doch in seinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht absehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kraft ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüstes Ungefähr für verständlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinstimmung zu erklären stünde? Wie kann ihm eine unbedingte Nothwendigkeit: die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst vor ihrem Wesen willkührlich annimmt, zur Ursache genug seyn? [Wie kann er den Grund aller Einstimmung in der Welt lieber in eigenthümlichen Kräften aller unzähligen, die Verhältnisse von sich selbst und vom Ganzen nicht kennenden Dinge, als in Einem alles übersehenden Wesen, einer alles hervorbringenden Quelle, suchen?] oder warum stellet er sich das als ewig und selbständig vor, was von Ewigkeit seiner Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nicht genießen wird? Wie will er dasjenige, was in seiner eigenen Seele vorgeht, aus mechanischen Gesetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm sein inneres Bewußtseyn überzeuglich sagt, verläugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht von der Richtigkeit seiner Meinung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigsten Leute, Urtheil verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tappet er in seinem finstern Irrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemüthe entstehen, wenn er hier wider eben dieselben Regeln denkt, wornach er sonst aller

übri-

übrigen Dinge Wahrheit und Falschheit bestimmet? Wo wird er sonst in seinem Forschen der Dinge zufrieden seyn, wenn man ihn ins Unendliche verweist, die Antwort nur verschiebt, und seine Frage nimmer auflöset? Nun will er doch den Ursprung der Geburten in unendlichen Reihen der Vorfahren, das ist, in keinem Ursprunge, in Nichts, gefunden haben. Sonst erkennet er alles für endlich, dem sich noch etwas in seiner Art hinzufügen läßt: hier soll die Anzahl der vormals lebenden unendlich seyn, ob sie gleich täglich durch neue Geburten vermehrt wird.

Will er den Ursprung der Menschen und Thiere gelten lassen, aber seine Zuflucht zu einem Ungefähr nehmen: so urtheilt er abermals wider sich selbst. Er verwirft sonst leere Töne, und fordert in den Ursachen natürlicher Begebenheiten, daß sie völligen Grund in sich halten sollen, woraus die Wirkung verständlich zu erklären ist. Hier soll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamme, eine Ursache von dem künstlichen Baue der thierischen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, vom Verstande und freien Willen, ja von angebornen Künsten seyn. Er nimmt in seinem Zufalle Regeln an, die der Ordnung und Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen gerade widersprechen. Er erkennet, daß jetzo keine Kraft in der Welt ist, welche von ungefähr lebendige Thiere, ohne Mutter, erzeugte. Doch soll die Natur solches vor Zeiten vielmals gethan haben. Sie soll alt, unvermögend und unfruchtbar geworden seyn, da sie doch in seinen Gedanken ein ewiges, nothwendiges, selbständiges Wesen ist.

Wie kann er aber sonst eine blinde Nothwendigkeit der Dinge, ohne Widerspruch, ergreifen? Er erkennet die körperliche Welt als leblos. Wenn es ihr denn, vermöge dessen, einerley ist, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist: wie soll ihr wirkliches Daseyn, und ihre be-

Hat und braucht ein Atheist einigen Verstand: so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen könne. Denn, wie mag er doch in seinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht absehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kraft ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüstes Ungefähr für verständlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinstimmung zu erklären stünde? Wie kann ihm eine unbedingte Nothwendigkeit: die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst vor ihrem Wesen willkührlich annimmt, zur Ursache genug seyn? [Wie kann er den Grund aller Einstimmung in der Welt lieber in eigenthümlichen Kräften aller unzähligen, die Verhältnisse von sich selbst und vom Ganzen nicht kennenden Dinge, als in Einem alles übersehenden Wesen, einer alles hervorbringenden Quelle, suchen?] oder warum stellet er sich das als ewig und selbständig vor, was von Ewigkeit seiner Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nicht genießen wird? Wie will er dasjenige, was in seiner eigenen Seele vorgeht, aus mechanischen Gesetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm sein inneres Bewußtseyn überzeuglich sagt, verläugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht von der Richtigkeit seiner Meinung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigsten Leute, Urtheil verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tappet er in seinem finstern Irrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemüthe entstehen, wenn er hier wider eben dieselben Regeln denkt, wornach er sonst aller übri-

übrigen Dinge Wahrheit und Falschheit bestimmet? Wo wird er sonst in seinem Forschen der Dinge zufrieden seyn, wenn man ihn ins Unendliche verweist, die Antwort nur verschiebt, und seine Frage nimmer auflöset? Nun will er doch den Ursprung der Geburten in unendlichen Reihen der Vorfahren, das ist, in keinem Ursprunge, in Nichts, gefunden haben. Sonst erkennet er alles für endlich, dem sich noch etwas in seiner Art hinzufügen läßt: hier soll die Anzahl der vormals lebenden unendlich seyn, ob sie gleich täglich durch neue Geburten vermehrt wird.

Will er den Ursprung der Menschen und Thiere gelten lassen, aber seine Zuflucht zu einem Ungefähr nehmen: so urtheilt er abermals wider sich selbst. Er verwirft sonst leere Töne, und fordert in den Ursachen natürlicher Begebenheiten, daß sie völligen Grund in sich halten sollen, woraus die Wirkung verständlich zu erklären ist. Hier soll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamme, eine Ursache von dem künstlichen Baue der thierischen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, vom Verstande und freien Willen, ja von angebornen Künsten seyn. Er nimmt in seinem Zufalle Regeln an, die der Ordnung und Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen gerade widersprechen. Er erkennet, daß jetzo keine Kraft in der Welt ist, welche von ungefähr lebendige Thiere, ohne Mutter, erzeugte. Doch soll die Natur solches vor Zeiten vielmals gethan haben. Sie soll alt, unvermögend und unfruchtbar geworden seyn, da sie doch in seinen Gedanken ein ewiges, nothwendiges, selbständiges Wesen ist.

Wie kann er aber sonst eine blinde Nothwendigkeit der Dinge, ohne Widerspruch, ergreifen? Er erkennet die körperliche Welt als leblos. Wenn es ihr denn, vermöge dessen, einerley ist, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist: wie soll ihr wirkliches Daseyn, und ihre be-

Hat und braucht ein Atheist einigen Verstand: so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen könne. Denn, wie mag er doch in seinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht absehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kraft ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüstes Ungefähr für verständlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinstimmung zu erklären stünde? Wie kann ihm eine unbedingte Nothwendigkeit: die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst vor ihrem Wesen willkührlich annimmt, zur Ursache genug seyn? [Wie kann er den Grund aller Einstimmung in der Welt lieber in eigenthümlichen Kräften aller unzähligen, die Verhältnisse von sich selbst und vom Ganzen nicht kennenden Dinge, als in Einem alles übersehenden Wesen, einer alles hervorbringenden Quelle, suchen?] oder warum stellet er sich das als ewig und selbständig vor, was von Ewigkeit seiner Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nicht genießen wird? Wie will er dasjenige, was in seiner eigenen Seele vorgeht, aus mechanischen Gesetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm sein inneres Bewußtseyn überzeuglich sagt, verläugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht von der Richtigkeit seiner Meinung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigsten Leute, Urtheil verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tappet er in seinem finstern Irrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemüthe entstehen, wenn er hier wider eben dieselben Regeln denkt, wornach er sonst aller übri-

der ſich ſelbſt wüthen? Wenn es Misgeburten giebt, die natürlich entſtehen: ſind denn nicht Regeln der Kräfte, oder eine Verbindung der Theile möglich, die das Gegentheil von wohlgeſtalten Geburten hervorbringen können? Wenn die mechaniſchen Regeln der Bewegungskräfte in dem Weſen jedes Dinges oder in dem Ganzen nothwendigen Grund hätten: woher läßt ſich denn keine einzige geometriſch beweiſen, wo man nicht etwas willkührliches voraus ſetzet? Wie wird doch ein Atheiſt ſich ſelbſt darauf, ohne inneren Zweifel, Widerſpruch und Verwirrung, antworten?

Sonſt, wenn wir ein Werk ſehen, das mit einem Zwecke oder Nutzen vollkommen übereinſtimmet: ſo ſchlieſſen wir, daß es einen verſtändigen Urheber habe, und daß deſſen Abſicht dahin gehe, womit die Sache übereinſtimmet. Hier aber ſoll die vollkommenſte Uebereinſtimmung der Dinge mit dem Nutzen der Lebendigen ohne Urheber, ohne Abſicht ſeyn. Die unvollkommenen Denkbilder von einem kleinen Theile der Natur ſind bey dem Atheiſten Verſtand, Wiſſenſchaft, Weisheit: und das vollkommenſte Urbild in der wirklichen Welt, wodurch er klug geworden iſt, woraus er alles gelernt hat, wovon er den million-tauſendſten Theil mit allem Witze nicht erforſchen oder ergründen kann, ſoll ohne Verſtand, Weisheit und Abſicht geworden ſeyn, was es iſt. Er ſchließt täglich in natürlichen Dingen aus dem Grunde der Abſicht und des Nutzens, daß dieſes oder jenes ſeyn, daß es ſo und nicht anders ſeyn müſſe; dennoch läugnet er eben den Grundſatz, woraus er alles geſchloſſen, daß es Abſichten gebe, daß nichts in der Natur umſonſt ſey. Er betrachtet die Werke der Natur, nach ihrer Einrichtung, Ordnung, Kraft, Wirkung und Uebereinſtimmung, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung: dennoch ſoll das, was ſeinen Verſtand ſo ſehr ergötzet, und

wornach er seinen Verstand bildet, ohne allen Verstand und Einsicht gemacht seyn. Er beschauet seines eigenen Leibes künstlichen Bau, und sieht, daß darinn nicht das geringste, kein Knöchlein, keine Sehne, Ader, Drüse, Haut, kein Mäuslein, kein Gefäß umsonst sey; er spüret und genießt alle Augenblicke den Nutzen davon; und doch zweifelt er, ob das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, Mund, Magen und Gedärme zum Essen und Verdauen gebildet sind. Er erstaunet über der unvernünftigen Thiere angeborne Fertigkeiten und Künste, darinn sie, ohne eigene Erfindung, ohne Erfahrung und Unterricht, aufs vollkommenste, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, handeln. Was denkt er denn doch: woher kömmt diesen solche Weisheit? soll auch Kunst, und deren Anwendung zum Nutzen, nicht mehr aus Verstand und Absicht fließen?

Sage ein jeder, ob sich ein Mensch, der Verstand braucht, nach denen Regeln, die er sonst im Denken zum Grunde legte, Genüge thun, und sein Gemüth beruhigen kann, wenn er Gott und göttliche Absichten aufhebt, und ob er nicht vielmehr in tausendfältigen Widerspruch und Verwirrung gerathen, ja von jedes Dinges Betrachtung, wegen seiner Blindheit des Verstandes, oder vielmehr wegen seiner Verstockung, innerlich beschämt und bestraft werden müsse. Kann er sich die Augen, gegen klare, offenbare, und jedem einleuchtende Wahrheiten, mit dem lockeren Hirngespinnste eines künstlich ergrübelten Systems, so verschließen, daß er nicht den Stral des göttlichen Lichtes zu seiner inneren Beunruhigung öfters empfinden sollte?

§. 14.

§. 14.

Ich brauche es übrigens ſolchen Atheiſten, die ſich bloß durch übertriebene Spitzfindigkeit im Denken verirret haben, nicht vorzuhalten, daß ſie den natürlichen Neigungen und Begierden der menſchlichen Natur entgegen handeln. Sie wiſſen es ſelbſt, ſie fühlen ihre Abweichung von dem Wege der Glückſeligkeit, ſie beklagen ihren Zuſtand, ſie wünſchen oft mit Wehmuth von denjenigen Wahrheiten überführt zu ſeyn, welche ihnen eine Ruhe der Seelen, die ihre Natur verlangt, von ferne zeigen.

Alles vernünftige Vergnügen der Menſchen entſteht aus dem anſchauenden Erkenntniſſe der Vollkommenheit, ſowohl in den Dingen außer uns, als in uns ſelbſt. Je mehr alſo einer Vollkommenheit in den Dingen außer ſich erkennet, und in ſich ſelbſt hervorbringt und ſieht, deſto vergnügter und glücklicher iſt er. Hergegen, wer dieſe Vollkommenheit nicht erkennet, ſondern vielmehr lauter Unvollkommenheiten außer und in ſich wahrzunehmen vermeinet, der beraubt ſich nicht allein vieles Vergnügens, ſondern macht ſich auch durch ſeine verkehrte Vorſtellung lauter verdrüßliche und betrübende Gedanken. Ein Atheiſt räumet erſtlich das Urbild aller Vollkommenheit, die ewige Quelle alles Lebens und Verſtandes, aller Weisheit und Güte, aus ſeinen Gedanken weg, und ſetzet dafür eine ewig todte Materie, die keine innere Vollkommenheit hat noch haben kann, die ihres Daſeyns ſelbſt nimmer genießt, und einer blinden Nothwendigkeit unterworfen iſt. Er mag denn nun auch in der Welt und Natur betrachten, was er will, ſo bleibt ihm doch das Vergnügende durch ſeinen Wahn verborgen. Ich beziehe mich auf deren Empfindung, welche jemals in den Werken der Natur eine verſtändige Ordnung, Uebereinſtimmung und Ab-

zu dem Ende erregt, damit uns die Verzweifelung an demselben auch das gegenwärtige Leben vergällen mögte? Nein: wir haben gar zu viel Beweise von Gottes väterlicher Liebe und Güte gegen uns: er würde sich uns ganz gewiß nicht zu erkennen gegeben haben, wenn wir nicht an seinen unvergänglichen Gütern einen nähern Antheil haben sollten.

§. 10.

Wir müßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir nicht glaubten, daß er tugendhafte und fromme Menschen, die in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge, aus Vertrauen und Gehorsam gegen ihn, allerley Widerwärtigkeit und Elend ausgestanden, in einem bessern Leben für ihre Treue mit desto milderer Gnade ansehen, und dagegen boshafte Frevler, welche so vielen Nebenmenschen Drangsal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebt, dereinst nach Verdienst züchtigen würde. Denn es ist einmal gewiß, daß das Naturgesetz Gottes Gesetz, Vorschrift und Wille ist: es ist unläugbar, daß Gott, nach seiner Allwissenheit und Vorsehung, aller Menschen Betragen aufs genaueste erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig seyn, ob sie sich seinem Willen gemäß bezeigen, oder demselben widerstreben; vielweniger kann es seine Absicht seyn, daß die Gehorsamen und Unschuldigen in ihrer ganzen Dauer mit vielem Elend, die Ungehorsamen mit Wohlleben belohnt werden sollten. Solche widrige Verknüpfung des Bösen mit guten Handlungen, und des Guten mit bösen Handlungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur Tugend und Frömmigkeit, oder zur Ausübung göttlicher Gebote geben; sondern würde die Menschen nothwendig dahin bringen, daß sie sich an die göttliche Vorschrift nicht kehreten.

Sie

über das Schickſal, iſt ſein einziger Troſt, ich muß; und ſo ſieht er ſich durch den ſchnellen Strom der Zeit in den Abgrund einer ewigen Vernichtung hineingeriſſen.

§. 15.

Sind aber diejenigen beſſer daran, welche, ohne einen Gott zu erkennen, und ohne vieles Nachdenken, blindlings der ſinnlichen Luſt nachjagen? Ich halte es nicht dafür. Indem ſie ſich des Gebrauchs ihrer Gemüthskräfte entäußern, an Wahrheit, Wiſſenſchaft und Einſicht keinen Geſchmack haben, und von keinem vernünftigen Vergnügen wiſſen: ſo handeln ſie ihrer Natur entgegen, und berauben ſich des edelſten Theiles der menſchlichen Glückſeligkeit. Ihr Verſtand iſt eine Wüſteney voll grober Unwiſſenheit und Dummheit, die keinen Selbſtgefallen, ſondern Scham, Ungewißheit, Zweifel, Unſchlüßigkeit, lange Weile, Furcht und Reue hervorbringen. Selbſt die ſinnliche Luſt wird von ſolchen Leuten durch keinen Verſtand, Witz und Wohlſtand erhöhet und geſchärfet, ſondern es wird bloß ein grober Kützel mit ſtumpfen und betäubten Sinnen in ein Paar Gliedmaaßen empfunden. [Den regen Trieb zu immer neuen Vorſtellungen wiſſen ſie nicht anders als durch Zerſtreuung zu befriedigen, die aber bald alle Neuheit verliert und nicht den wahren Fortſchritt, die Erweiterung gewähret, welche zu ſuchen der Seele eingeprägt iſt.] Weil ſie auch den Zucker des Lebens zur täglichen Koſt und zur Sättigung gebrauchen; ſo höret er eben darum auf, ſüß zu ſchmecken, und gedeiet zum Ekel. Sie genießen alſo in der That auch der gröbern ſinnlichen Luſt in weit geringerer Maaße, als diejenigen, welche ſie ſeltener und mäßiger, zur Nothdurft, und zur Erquickung von nützlicher Arbeit, gebrau-

sicht bemerkt, und durch die daraus erkannte unendliche Kunst, Weisheit, Vorsehung und Güte des Schöpfers, von süßer Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen denselben gerühret sind. Die werden sich am lebhaftesten vorstellen können, was sich ein Atheist für einen großen Theil des menschlichen Vergnügens abschneide, da es ihm nach seinen Grundsätzen unmöglich ist, die Dinge aus einem solchen Gesichtspunkte zu betrachten. Und wenn ihm ja wider seinen Willen ein Stral der göttlichen Weisheit aus diesem Spiegel einleuchtet, so kann er ihn nicht anders, als zu seiner Verwirrung und Beschämung, empfinden. Sonst sieht er in diesem unermeßlichen Raume nichts, als ein wildes Schicksal, das ohne Verstand und Absicht über eine todte Materie blindlings tyranniset, theilet, mischet, bildet, zernichtet, wie es fällt. Ja, er befleißigt sich, lauter Unordnung und Unvollkommenheit in der Welt zu entdecken, und alles als wüste, verkehrt, häßlich und scheußlich anzusehen.

Er betrachtet sich selbst, gegen seine innere Empfindung und sein Bewußtseyn, als einen bloßen Klumpen Materie, und zernichtet sein wahres Ich, seine Seele, in seinen eigenen Gedanken. Er sieht sich in dem nothwendigen Laufe der Dinge auf eine kurze Zeit belebt, um bald wieder zu vergehen. Wenn andere sich noch unterdessen mit sinnlicher Lust zu ergötzen suchen, so speiset er sich mit trockenen und unnatürlichen Grillen, die weder Körper noch Geist ermuntern, sondern vielmehr beide niederschlagen. Er empfindet keine freudige Dankbarkeit gegen den Geber des Guten, keine getroste Hoffnung auf das Zukünftige, keine Zuversicht zu einer gnädigen Obhut, keine gelassene Ergebung in eine weise Führung. Unter vielen Klagen über das Böse, über die Nichtigkeit des Lebens, und

über

Leben, als dieſes, iſt nicht zu hoffen. Was folgert er aber daraus? Alſo entſteht alle Glückſeligkeit des Menſchen von einer geſunden und ſtarken Leibesbeſchaffenheit, und beſteht in einer angenehmen ſinnlichen Empfindung; alſo muß ein jeder, der glücklich ſeyn will, ſeinen angenehmen Empfindungen, welche die Maſchine ſeines Körpers mit ſich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denſelben Einhalt thut, für Blendwerk halten; alſo iſt alles, woran einer nach dem Temperamente ſeiner Maſchine Luſt findet, es werde gut oder böſe genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückſeligkeit, und alles erlaubt. Liebe, oder vielmehr Wolluſt, iſt, nach des La Mettrie beſondern Temperamente, der höchſte Gipfel der Glückſeligkeit. Wenn aber ein anderer an andern Dingen Vergnügen findet, ſo laß ihn ohne Scheu deſſen ſatt werden, und ſich darinn nähren. Vernunft und Wiſſenſchaft quälen die Menſchen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit, Gewiſſen, ſind lauter Thorheiten und erdichtete Dinge, die der Glückſeligkeit hinderlich ſind, und davon man höchſtens nur den Schein um des Pöbels willen nöthig hat. Alſo kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, ſoferne ein jeder an ſolchen Thaten Vergnügen findet, dadurch glückſelig werden, daferne ſich nur ein jeder vor Schaden, der Unterthan vor den Strafen, der Tyrann vor der Fauſt eines herzhaften Patrioten, in Acht nimmt. Die andern Menſchen, die dadurch leiden, ſind zwar zu beklagen: aber dieſe Menſchen, deren Maſchine von Natur ſo beſchaffen iſt, können doch nicht anders handeln, noch anders glückſelig werden.

Dieſes ſind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, ſondern ſie ſind ganz deutlich in ſeinen Schriften enthalten, und zum Theile noch weit här-

ter

gebrauchen, und zugleich mit Verstande, Witze und vernünftigem Gespräche würzen. Weil sie hergegen Sclaven ihres Affects sind; und auf ihre Natur und ihren Wohlstand mit übertriebener Ausschweifung einstürmen; so schwächen sie ihre Leibes- und Gemüthskräfte vor der Zeit, ziehen sich die empfindlichsten Schmerzen und Krankheiten zu, erschöpfen ihr Vermögen, zerrütten ihr Hauswesen, setzen sich in Verachtung, Haß und Abscheu aller ehrlichen Leute. Bald verläßt sie die Wollust ganz, und ihre Freude nimmt ein klägliches Ende.

§. 16.

Allein, von solchen unglückseligen Mittelthieren zwischen Vieh und Menschen braucht es nicht weiter Vorstellung zu machen. Sehet mir aber einen witzigen Atheisten, der nicht allein die grobe Wollust, sondern auch alle übrige schandbare Laster und Bosheit, mit Verachtung aller Religion und alles Gewissens, als den einzigen Weg zur Glückseligkeit vorzustellen bemühet ist. Man streitet bisher, ob die Atheisterey zu Lastern führe, und der menschlichen Gesellschaft und Glückseligkeit gefährlich sey. Aber man muß aufhören, daran zu zweifeln, wenn man des **La Mettrie** Schriften liest, und überführt werden, daß ein **Spinoza** und sehr wenige seines gleichen, nicht nach dem System der Atheisterey, sondern bloß nach Temperament, Erziehung und Gewohnheit, ehrbar gelebt haben.

La Mettrie hat einerley Grundsätze mit andern Atheisten: es ist kein Gott; die Welt und die Natur ist ewig; alles, was entstanden ist, ist durch ein Ungefähr entstanden; alles ist Materie; der Mensch ist nichts, als eine bloße körperliche Maschine; Seele und Geist sind nur lauter leere nichtsbedeutende Töne; ein anderes

Leben,

Leben, als dieſes, iſt nicht zu hoffen. Was folgert er aber daraus? Alſo entſteht alle Glückſeligkeit des Menſchen von einer geſunden und ſtarken Leibesbeſchaffenheit, und beſteht in einer angenehmen ſinnlichen Empfindung; alſo muß ein jeder, der glücklich ſeyn will, ſeinen angenehmen Empfindungen, welche die Maſchine ſeines Körpers mit ſich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denſelben Einhalt thut, für Blendwerk halten; alſo iſt alles, woran einer nach dem Temperamente ſeiner Maſchine Luſt findet, es werde gut oder böſe genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückſeligkeit, und alles erlaubt. Liebe, oder vielmehr Wolluſt, iſt, nach des La Mettrie beſondern Temperamente, der höchſte Gipfel der Glückſeligkeit. Wenn aber ein anderer an andern Dingen Vergnügen findet, ſo laß ihn ohne Scheu deſſen ſatt werden, und ſich darinn nähren. Vernunft und Wiſſenſchaft quälen die Menſchen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit, Gewiſſen, ſind lauter Thorheiten und erdichtete Dinge, die der Glückſeligkeit hinderlich ſind, und davon man höchſtens nur den Schein um des Pöbels willen nöthig hat. Alſo kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, ſoferne ein jeder an ſolchen Thaten Vergnügen findet, dadurch glückſelig werden, daferne ſich nur ein jeder vor Schaden, der Unterthan vor den Strafen, der Tyrann vor der Fauſt eines herzhaften Patrioten, in Acht nimmt. Die andern Menſchen, die dadurch leiden, ſind zwar zu beklagen: aber dieſe Menſchen, deren Maſchine von Natur ſo beſchaffen iſt, können doch nicht anders handeln, noch anders glückſelig werden.

Dieſes ſind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, ſondern ſie ſind ganz deutlich in ſeinen Schriften enthalten, und zum Theile noch weit här-

ter

ter und schandbarer ausgedruckt. Es sind aber auch Folgerungen, davon ich nicht absehen kann, wie sie irgend ein anderer Atheist von seinem Lehrgebäude ablehnen will, da er in den Grundsätzen einig ist. Das beste ist, daß sie schon an sich selbst die vollkommenste Widerlegung der Atheisterey enthalten, und einem jeden, der seine und anderer Menschen Glückseligkeit vernünftig sucht, einen wahren Abscheu vor der Quelle so vieler Bosheiten und Schandthaten beybringen. Wenn la Mettrie, nachdem er den Menschen erst zur Maschine, hernach zur Pflanze gemacht hatte, sein letzteres Buch vom glücklichen Leben, l'Homme bête & plus que bête betitelt hätte, so würde er den Inhalt am richtigsten entdeckt haben: und keine Vorstellung ist geschickter, den Menschen endlich durch solche Stufen auch zum Menschen zu machen, indem er hiedurch in sich schlagen und erkennen muß, wie weit wir verfallen würden, wenn wir ohne Religion wären.

§. 17.

Wie elend wäre das ganze menschliche Geschlecht und die bürgerliche Gesellschaft daran, wenn ein jeder diesen Lehren folgen wollte. Warum sollte denn einer seine süße Empfindung, seine Bequemlichkeit und Ruhe, seine Mittel, seine Gesundheit, sein Leben, als ein ehrlicher Mann, als Ehemann, Vater, Bürger, Kriegsmann, der Frauen, den Kindern, den Mitbürgern, dem Vaterlande aufopfern? Tugend und Gewissen, Pflicht, Ehre und Nachruhm, wären ja nur leere Wörter in seinen Gedanken: warum sollte er denn dieses einzige Leben, nach welchem nichts zu hoffen ist, für andere, und nicht für sich, anwenden? Was hielte einen Geld- und Ehrgeizigen zurück, daß er nicht Treue und Bund-brüche, Recht und Freundschaft verletzte, durch Betrug und List zu Reichthümern, durch Gift

und

um ſich aus ſeinem verkehrten Geſichtspunkte beſchauet, daß es ihm in allen Theilen und Begebenheiten wild, verwirrt, unnütze, mangelhaft, böſe, ſcheuslich und gefährlich laſſen muß. Er dünket ſich in dieſen wüſten Raum der Welt durch ein blindes Ungefähr oder Schickſal, ohne Endzweck, hinein geworfen zu ſeyn, da er mit ſeiner Schwäche tauſenderley Zufällen bloß geſtellt iſt, da ihn keine obere Macht ſchützet, kein gütiger Rathſchluß zu einer gewünſchten Glückſeligkeit beſtimmt hat: ſich ſelbſt allein gelaſſen, mit ſich ſelbſt und der Natur übel zufrieden, ohne Zuverſicht und Hoffnung des Zukünftigen.

Dieſe betrübten und fürchterlichen Gedanken ſucht er bey ſich und andern, durch ſinnliche Lüſte, ſo gut zu unterdrücken, als möglich iſt. Er muß aber zuvor Vernunft und Gewiſſen, Recht und Pflicht, Tugend und Ehrbarkeit, aus dem Herzen verbannen, und zum eiteln Wahne machen, damit er die Leute überrede, ſie können ohne Bedenken alle und jede Laſter und Schandthaten begehen, daran ſie nach ihrem Temperamente ein Vergnügen finden. Er mag wohl in der That für ſich kein ſo böſes Herz gehabt haben, diejenigen Thaten, welche andern Menſchen zum Nachtheile gereichen, zu billigen. Denn er war der Wolluſt ganz ergeben. Aber zum Unglück wollte er ein allgemeines Lehrgebäude der thätigen Atheiſterey machen, und da mußte er nothwendig allen Laſtern das Wort reden. Sonſt äußert er hin und wieder einen Abſcheu gegen die Laſter, welche andern Menſchen Leid und Drangſal zufügen, und die bürgerliche Geſellſchaft elend machen. Er beklagt diejenigen, welche von ſolchen böſen Leuten beläſtigt werden. So muß er ja aber in ſich ſelbſt den Unterſchied des ſittlichen Guten und Böſen gefühlt haben; ſo iſt ja Recht und Tugend nicht ein leerer Ton. Wie ſollte denn ein

nur quälen [2b]). Und ich glaube es gerne, wenn sie solche Meinungen und Regeln hegen, wie la Mettrie. Denn die lassen sich mit gesunder Vernunft und ächter Wissenschaft nicht zusammen reimen. Ich nehme dieses für ein Geständniß an, daß er an Wahrheit und gründlicher Wissenschaft keinen Geschmack gefunden, und folglich alles des reinern und edlern Vergnügens beraubt gewesen sey, welches aus der Einsicht des Zusammenhanges der Dinge, und aus dem Gebrauche der höhern Verstandeskräfte entspringt. Ich nehme es für ein Geständniß von seiner eigenen Verwirrung und Gemüthsunruhe, so oft er seine gesunde Vernunft und sein Gewissen über seine Lehrsätze befraget. Beide mußten ihm nothwendig verdrießliche Hofmeisterinnen werden, die ihn innerlich beschämten, und ihm stets seinen Unfug aufrückten. Es ist nicht möglich, daß ein Atheist seinem Verstande Genüge thun, und den inneren Widerspruch seiner Meinung nicht empfinden sollte; geschweige, wenn er sich Regeln des Lebens gemacht hat, welche aller natürlichen Ehrbarkeit entgegen laufen.

La Mettrie befleißigt sich, lauter Unvollkommenheit und Unordnung in der Welt zu finden. Da ist dieses und jenes unnütze, häßlich, schädlich: das eine sollte so, das andere nicht so seyn oder gehen. Selbst seine Abgöttinn, die Natur, ist blind und unverständig, alt und kraftlos, alles wird durch ein wüstes Ungefähr regieret. Er selbst hat keine Seele, sondern ist eine bloße zerbrechliche Maschine, gleichwie die Thiere sind; und hat nach diesem kurzen Leben nichts weiter zu hoffen. Wenn er also nicht allein alles außer sich, sondern auch sich selbst höchst unvollkommen macht: so benimmt er sich nothwendig allen Grund zu einem dauerhaftern Vergnügen, das unserer Natur gemäß ist. Muß er nicht hergegen höchst misvergnügt werden, so oft er alles

um

Augenblicke ſchenket? Gewiß, die Glückſeligkeit des Menſchen muß hauptſächlich durch ein reineres, ſanfteres und beſtändigeres Licht erheitert, und das wilde Feuer der ſinnlichen Lüſte durch Vernunft und Pflicht gemäßigt werden; ſonſt wird uns die Wolluſt zu einem zerſchmetternden Blitze, und inneren Brande, der unſere Kraft, Geſundheit, Ruhe, und ſelbſt das Leben jämmerlich verzehrt.

Mich dünkt, das aufrichtige Bekenntniß eines Mannes, der aus der ſinnlichen Wolluſt ſein einziges und höchſtes Gut machte, beweiſt ſattſam, daß ſie nur ein flüchtiger und trüglicher Schimmer der Glückſeligkeit ſey, und der menſchlichen Natur nicht Genüge thun könne. Da ſie aber bey Unterdrückung der Vernunft, Religion und Sittlichkeit, nothwendig, unnatürlich, ausſchweifend und zügellos wird; ſo bezahlt ſie die kurze und niederträchtige Freude mit vielen bittern Schmerzen, Krankheiten, Schande, Verachtung, Reue, Furcht und frühem Tode. Wenn auch der wollüſtige Atheiſt mitten in dem Genuſſe des ſinnlichen Kützels betrachtet wird, ſo iſt er doch, nach ſeiner Vorſtellung, daß mit dieſem Leben alles aus ſey, nicht anders anzuſehen, als ein Miſſethäter, der gewiß weis, daß ihm das Leben unwiderruflich abgeſprochen ſey. Denn ob er ſchon auf einige unbeſtimmte Tage oder Wochen gut geſpeiſet wird, und ſonſt erhalten kann, was ihm gelüſtet; ſo verbittert ihm doch die Gewißheit ſeines peinlichen Endes allen Genuß der Luſt. Er mag ſich noch ſo ſehr bemühen, daß er bloß an die gegenwärtige ſüße Empfindung denken, und deren noch recht froh werden will: ſo ſchiebt ihm doch die Einbildungskraft, bey aller angenehmen Reizung der Sinne, allezeit das gräßliche Bild des Todes vor. Man höre den la Mettrie ſelbſt ſprechen [2]). Ich geſtehe es ſelbſt, ſagt er, daß

Mensch, der solche Laster selbst an sich hat, von der Empfindung seiner eigenen Unvollkommenheit frey bleiben, zumal, wenn er die schlimmen Folgen davon erfährt? Hat la Mettrie wohl glauben können, daß ein Tiberius, ein Domitianus, in sich so vergnügt und ruhig gewesen, als ein Titus Vespasianus und Marcus Antoninus?

Wenn er aber seine geliebte Wollust nicht anders zu vertheidigen weis, als durch einen allgemeinen Grund, der alle Laster, auch diejenigen, welche ihm selbst misfallen, gut heißt: so widerspricht er sich, und entschuldiget sich schlecht in seinen eigenen Gedanken. Es läßt auch, als wenn er an einem Orte von der Völlerey dieses Affects etwas wieder nüchtern geworden wäre [c]). Ich habe zwar, schreibt er, vor Zeiten, alle Trunkenheit, welche die Wollust in meine Sinne ergossen hatte, wieder aus meiner Feder fließen lassen; aber jezt mache ich mich von den Fallstricken dieser Sirene los, und billige, vielleicht aus Temperamente, eine größere Mäßigkeit. Ich will, daß künftig nur die Nothdurft, als die wahre Mutter des Vergnügens, meine Wollust reizen, und, so zu reden, den Glockenschlag zu meiner Lust angeben soll. Das war ein kleiner Anfang, von dem Viehischen wieder zum Menschlichen zu kommen. Er gesteht gleich darauf, daß die sinnlichen Lüste, ihrem Wesen nach, viel zu kurz und selten wären, als daß sie einen so dauerhaften Zustand wie die Glückseligkeit ist, ausmachen sollten. Dennoch meint er, wären dieselben als ein Blitz der Glückseligkeit anzusehen, ohne welchen die Freude im Leben verstümmelt und unvollkommen seyn würde. Wie kann er denn durch die einzige Wollust glücklich werden, wenn sie ihm nur wenig vergnügte

Augen-

2c) pag. 126. *Je ne prétens pas faire conſiſter le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couleur de ma plume toute l'yvreſſe qu'elle avoit repandue dans mes ſens, me degageant aujourd' hui des pieges de la Sirene, je ſouſcris (par tempérament peut-être) à plus de moderation, et veux que le beſoin ſeul, ce Père du Plaiſir, l'appelle déſormais, et ſonne, pour ainſi m'exprimer, l'heure de ma volupté. Mais ſi les plaiſirs des ſens ſont eſſentiellement trop courts, et trop peu fréquens pour conſtituer un état auſſi permanent que la félicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, ſans rendre les joyes de la vie imparfaites et tronquées.*

3) Abregé des Syſtemes, §. 8. *J'avoue moi même, que toute ma Philoſophie ne m'empêche pas de regarder la mort comme la plus triſte neceſſité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l'affligeante idée — je ceſſe d'être en quelque ſorte, toutes les fois que je penſe que je ne ſerai plus.*

4) [Daß indeſſen dieſe Wahrheiten ſich uns nicht mit der lebhaften Klarheit darſtellen, als die ſinnlichen Dinge und was zur Erhaltung unſers gegenwärtigen Lebens erfodert wird, hat ſeinen guten Grund und Nutzen. Sie gehören zwar zu unſerm weitern Zwecke: aber dieſes Leben mit den gegenwärtigen Verhältniſſen ſollte doch unſer nächſter Zweck ſeyn. Sähen wir nun unſern künftigen Zuſtand ſo klar vor Augen als man das Ufer an der andern Seite eines Fluſſes ſiehet; ſo würden wir gewiß immer dahin ſchielen und uns des gegenwärtigen Lebens nicht ſo annehmen als wir ſollten. Wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden ſoll, verſäumen oder mit Unluſt thun, und die Stufen, durch welche wir gehen ſollen, zu überſpringen ſuchen. Genug alſo, daß wir von jenen Ausſichten ſchon ſo viel durchſchimmern ſehen, als unſern Verſtand zu ſeiner Würde erheben und unſere Hoffnung beleben kann.

daß meine ganze Philoſophie mir nichts hilft, daß ich den Tod nicht als die allertraurigſte Nothwendigkeit der Natur betrachten ſollte: und ich wollte, daß ich dieſe Vorſtellung, welche mich ſo niederſchlägt, auf ewig verbannen könnte. Denn ich höre gleichſam ſchon auf, zu ſeyn, ſo oft ich daran denke, daß ich einmal nicht ſeyn werde. Dieſes innere Gefühl der Gemüthsunruhe, welches der Mann bey aller ſeiner Wolluſt aufrichtig an den Tag legt, giebt einen unläugbaren Beweis, wie ſehr und oft die Luſt bey ſolchen Leuten vergället und geſtöret werde, welche ſich die Hoffnung eines fernern Lebens abſchneiden. Und mir iſt ein gleiches auch von einigen Grüblern zuverläßig bekannt, daß ſie ſich nicht weniger mit den Gedanken der Sterblichkeit vielmals quälen, und überhaupt in ihrer ſtillen Forſchung mancherley unruhige Vorſtellungen haben. Das iſt die nothwendige Folge eines Lehrgebäudes, welches alle Religion ausſchließt: weil dieſe allein eine Verſicherung geben kann, daß wir zur Unſterblichkeit von unſerm Schöpfer beſtimmt ſind; gleichwie ſie überhaupt allein der menſchlichen Natur nach allen unſern Kräften Genüge thut [4]).

[2b]) Traité de la Vie heureuſe par Seneque avec un Diſcours du Traducteur ſur le même Sujet, pag. 29. *Autre conſequence de tout ce qui a été dit: l'Eſprit, le Savoir, la Raiſon ſont le plus ſouvent inutiles à la felicité, et quelque fois funeſtes et meurtriers: ce ſont des ornemens étrangers, dont l'ame peut ſe paſſer, et elle me paroit toute conſolée de ne les point voir dans la plupart des hommes qui ſouvent les mépriſent et les dédaignent; contens du plaiſir de ſentir, ils ne ſe tourmentent point au fatigant métier de penſer. Le Bonheur ſemble tout vivifié, tout conſommé par le ſentiment.*

[2c]) pag.

2c) pag. 126. *Je ne prétens pas faire conſiſter le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couleur de ma plume toute l'yvreſſe qu'elle avoit repandue dans mes ſens, me degageant aujourd'hui des pieges de la Sirene, je ſouſcris (par tempérament peut-être) à plus de moderation, et veux que le beſoin ſeul, ce Père du Plaiſir, l'appelle déſormais, et ſonne, pour ainſi m'exprimer, l'heure de ma volupté. Mais ſi les plaiſirs des ſens ſont eſſentiellement trop courts, et trop peu fréquens pour conſtituer un état auſſi permanent que la félicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, ſans rendre les joyes de la vie imparfaites et tronquées.*

3) Abregé des Syſtemes, §. 8. *J'avoue moi même, que toute ma Philoſophie ne m'empêche pas de regarder la mort comme la plus triſte neceſſité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l'affligeante idée — je ceſſe d'être en quelque ſorte, toutes les fois que je penſe que je ne ſerai plus.*

4) [Daß indeſſen dieſe Wahrheiten ſich uns nicht mit der lebhaften Klarheit darſtellen, als die ſinnlichen Dinge und was zur Erhaltung unſers gegenwärtigen Lebens erfodert wird, hat ſeinen guten Grund und Nutzen. Sie gehören zwar zu unſerm weitern Zwecke: aber dieſes Leben mit den gegenwärtigen Verhältniſſen ſollte doch unſer nächſter Zweck ſeyn. Sähen wir nun unſern künftigen Zuſtand ſo klar vor Augen als man das Ufer an der andern Seite eines Fluſſes ſiehet; ſo würden wir gewiß immer dahin ſchielen und uns des gegenwärtigen Lebens nicht ſo annehmen als wir ſollten. Wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden ſoll, verſäumen oder mit Unluſt thun, und die Stufen, durch welche wir gehen ſollen, zu überſpringen ſuchen. Genug alſo, daß wir von jenen Ausſichten ſchon ſo viel durchſchimmern ſehen, als unſern Verſtand zu ſeiner Würde erheben und unſere Hoffnung beleben kann.

Es waren auch dergleichen Nachspürungen ehemahls den rohen Menschen, so wie noch jetzt einigen Völkern, die nur auf ihrem nöthigen Lebensunterhalt bedacht seyn müssen, noch unbekannt. Sind sie aber deswegen nur erkünstelt und nicht aus der Natur hergeholt? Ein Kind denkt noch auf gar keine Ursachen und Folgen: kann sie deswegen der aufgeklärte Mensch nicht mit Zuversicht aufspüren, und ist diese Aufspürung nicht in seiner Natur gegründet? Das menschliche Geschlecht muste ja, eben wie einzelne Menschen, seine Kräfte erst langsam und stufenweise ausbilden, und die Ordnung des Ganzen erfoderte alle die verschiedenen Stufen der Entwickelung des menschlichen Verstandes, durch welche derselbe, von Blindheit und Irrthümern, nicht allein gegangen ist, sondern, welche in so mancherley Abänderung, von dem rohesten bis zum ausgebildetsten Menschen, von den unsinnigsten Volksmeinungen bis zu den Einsichten des scharfsinnigsten Wahrheitsforschers, jetzt und noch künftig auf dem Erdboden gefunden werden. — Die Einsicht und Ueberzeugung von Religions-Wahrheiten ist dem rohen Menschen nicht so nöthig als dem ausgebildeten. Jener denkt nur auf seine nächsten wenigen Bedürfnisse und macht sich keinen Kummer wegen der Zukunft. Dabey sind seine Sitten so einfach, daß er keines Gesetzes bedarf. Ganz anders verhält es sich mit dem ausgebildeten Menschen, der sich vielfache Bedürfnisse geschaffen, viele Leidenschaften erregt hat, und weiter nachdenkt. Wenn dieser sich für ein unabhängiges Wesen, ja für ein augenblicklich vorübergehendes Wesen hält; muß er dann nicht nach la Mettries Lehren den gegenwärtigen Augenblick auch nur zur gegenwärtigen Befriedigung, ohne alle andere Rücksicht zu nutzen suchen? Wird nicht das natürliche oder aus anderweitigen Lehren geschöpfte Gefühl von Sittlichkeit durch die nun allein zum Zweck übrig bleibende Sinnlichkeit bald abgestumpft? Wird er nicht alles ihm nur nun widrig bleibende Vorausdenken so viel möglich im Genuß gegenwärtiger Lust zu ersticken suchen? Wird er das Wohl seiner Nebenmenschen achten, da ihm keine Verantwortung, kein künftiges Erwägen seiner Handlungen vorschwebt? — Daß dieses die natürlichen Folgen einer solchen Denkungsart seyn müssen, ist offenbar. Wie weit es damit gehen werde, wenn die Bemühungen zur Verdunkelung unserer Ueberzeugung von einem allweisen und allgütigen Urheber und Regierer der Welt und von der höhern Bestimmung des

Men-

Menſchen- und überhaupt zur Untergrabung aller Gründe unſerer edelſten Nachforſchung, fernern Eingang finden ſollten; mag die Erfahrung künftiger Zeiten lehren. Vielmehr aber iſt zu hoffen, daß, wie alle Unordnung in der Welt durch höhere Kraft zum Beſten geleitet wird, ſo auch, bey allem Zweifel und Widerſpruche, die Einſicht von Uebereinſtimmung und Grunde, welche unſerer Vernunft ſowohl als unſern Trieben Genüge leiſtet, durchdringen und ſiegen werde.]

§. 19.

Die Natur des Menſchen kann theils nach der Verbindung mit andern Menſchen, theils für ſich betrachtet werden. Auf beide Weiſe aber hat die Religion eine gleiche Uebereinſtimmung mit ihr, und einen gleichen Einfluß in ihre Glückſeligkeit.

Wir ſind durch unſere weſentliche Beſchaffenheit zur Geſelligkeit, zur Erziehung, und zum Gebrauche der Vernunft gewieſen, um zu leben, um Menſchen, und menſchlich glücklich zu werden. Die erſte Nothdurft erheiſchet die Geſelligkeit der Aeltern, ohne deren Pflege, Wartung und Beiſtand wir bald jämmerlich umkommen, oder für unſere Lebtage elend ſeyn würden. Wenn nun die Aeltern keine Religion hätten, und bloß ihren Lüſten nachhiengen, ſo würde der natürliche Trieb der Kinderliebe ſehr oft, durch die ſinnlichen Reizungen der Wolluſt, und durch die Empfindung der großen Beſchwerde bei der Erziehung, erſtickt werden. Man würde die Kinder entweder nach alter Weiſe wegwerfen, oder durch Nachläßigkeit verderben und verwildern laſſen, oder, wenn ſie an einer neuen Heirath hinderlich wären, heimlich aus dem Wege räumen. Das Gewiſſen allein hindert Tauſende an dieſem Unternehmen, und macht vielen ſo gar die Laſt der Wartung und Erziehung ihrer Kinder leicht und angenehm. Demnach haben die Kinder ſowohl ihr

Leben, als ihre Gesundheit und Geschicklichkeit, guten Theils, der Religion der Aeltern zu danken.

Die Aeltern aber würden ihren Kindern nur kümmerliche Hülfe leisten, wenn sie nicht selbst in anderer Menschen Gesellschaft Schutz und Sicherheit, nebst einem Vorrathe von allem, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, genössen. Demnach haben auch die Pflichten der Geselligkeit unter erwachsenen Menschen in die Erhaltung und Glückseligkeit der zarten Jugend einen großen Einfluß. Wenn nun eine menschliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen kann, wie bereits oben gezeigt ist, so haben schon die Kinder in ihren ersten Jahren die Früchte der Religion auch von andern Menschen in der Gesellschaft zu genießen.

Setzet nun eine genugsame Anzahl Kinder, die, nach des la Mettrie Grundsätzen und Entwurfe, zu einer künftigen Republik erzogen sind. Man hat ihnen zeitig beigebracht, Gott, Geister, Seele, Gewissen, Sittlichkeit sind nichts, als thörichte Einbildungen, womit sich andere Menschen plagen; wir sind bloße körperliche Maschinen, die weiter nichts, als dieses sinnliche Leben, zu gewarten haben: dieses müssen wir uns recht zu Nutze machen, und alles thun, was uns gelüstet, wenn wir wollen glücklich seyn. Setzet, sage ich, so erzogene Menschen, lasset sie eine Republik unter einander anfangen, und darinn nach ihren eingesogenen Lehren handeln. Was wird entstehen? Weil sie sämmtlich eine Regel angenommen, wornach ein jeder sich allen Pflichten zum gemeinen Besten entziehen, und alles ohne die geringste Einschränkung thun kann, was der Wohlfahrt und Sicherheit der Gesellschaft und deren Mitbürger entgegen ist: so ist nicht möglich, daß sich solche Glieder, in einer Gesellschaft, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt und

Sicher-

Sicherheit, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Liebe gegen jeden, verbinden laſſen. Eine ſolche Republik muß alſo bald in ſich ſelbſt zerfallen, und ein jeder wird für ſich, weil er wider die Natur der Menſchheit ungeſellich iſt, höchſt elend ſeyn. Wir ſind nicht geboren, Atheiſten zu ſeyn.

Setzen wir hergegen Menſchen, in deren Gemüthern ein Erkenntniß Gottes und ſeiner Abſichten thätig und wirkſam geworden iſt: ſo werden ſie auch das Naturgeſetz und die Pflichten der Geſelligkeit zu ihrer Regel machen, niemand auf irgend eine Art weder heimlich noch öffentlich beleidigen, jedem das Seinige aus Gewiſſen leiſten, aller Beſtes befördern, Liebes- und Freundſchaftsdienſte, ob man ſie gleich durch Recht von ihnen nicht erzwingen kann, freiwillig üben, und einen Theil ihrer Arbeit, Mühe und ihres Vermögens zum gemeinen Wohl anwenden. Deswegen darf in ſolcher Geſellſchaft keine Luſt fehlen, die das gegenwärtige Leben vergnügt und fröhlich macht; ſie ſey nun bloß ſinnlich, oder mit Witze und Geſchmack gewürzet; oder ſie werde auch allein in Erforſchung der Natur, in Künſten und Wiſſenſchaften geſucht. Ja, ich behaupte, daß ſo gar mehrere, feinere und ſchärfere ſinnliche Luſt und Ergötzung genoſſen wird, wo die Religion unſere Begierden vor Ausſchweifungen bewahret, und in Ordnung gebracht hat, wo man die Ergötzlichkeiten ſeltener, und zur Nothdurft und Erquickung braucht; wo man ſich auf eine aufrichtige Treue, Liebe, Freundſchaft und Gefälligkeit der Bekannten verlaſſen kann; wo man Erfindung, Geſpräch, Scherz, Witz, Umgang, durch Verſtand, Wahrheit, Ehrbarkeit, in Schranken ſetzet, und nicht weniger zum Nutzen, als Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieſes zum anſtändigen Zeitvertreibe macht, daß man die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit

der Natur, als Muster der unendlichen Weisheit, Kunst, Absicht, Güte und Allmacht des Schöpfers betrachte.

§. 20.

Es wird zwar eine so vollkommene Gesellschaft, wo alle und jede Mitglieder die Religion in volle Uebung bringen, eben so wenig jemals zur Wirklichkeit kommen, als eine Republik von lauter Atheisten wirklich seyn kann. Aber es ist genug, daß der Begriff und die Regel einer atheistischen Republik die größte Unvollkommenheit darstellet, sich selbst aufhebt, und der Natur und Glückseligkeit der Menschen ganz entgegen ist; jene aber, welche die Religion in allen Mitgliedern verlangt, einen Begriff und eine Regel ihrer größten Vollkommenheit enthält, wohin wir zwar, durch vieler Schuld, nimmer gelangen werden, aber doch alle mehr und mehr zu streben haben. Wir hören ja nimmer auf, die Naturgeschichte, Erfahrungen, Künste, Wissenschaften und andere nützliche Dinge weiter zu treiben, und mehr auszubreiten, ob wir gleich wohl wissen, daß wir sie nimmer zur Vollkommenheit bringen, noch ganz allgemein machen werden. Vielweniger lassen wir uns in den Sinn kommen, zu denken, daß sie der menschlichen Natur nicht gemäß, oder entbehrlich und unnütze wären; und daß die Menschen besser daran wären, wenn sie nichts von allen wüßten und übten. So würde es auch sehr thöricht seyn, zu glauben, daß die Religion deswegen, weil sie nimmer bey allen in vollkommene Uebung gebracht werden wird, der bürgerlichen Gesellschaft unnöthig, und dagegen Ungötterey und Laster derselben ersprießlicher wären.

Die wenigen, welche eine ungeheuchelte Religion, nach Vernunft und Christenthum, thätig beweisen, machen

chen uns ſchon den Umgang und den Handel in der menſchlichen Geſellſchaft zuverläßig, vertraulich und nutzbar. Und andere, welche doch wenigſtens ſo viel Empfindung von der Religion haben, daß ſie keine vorſetzliche Bosheiten begehen, machen die Geſellſchaft erträglich. Beide können ſie auch, bey anderweitiger Geſchicklichkeit, angenehm und vergnügt machen. Wir ſehen in dieſem edlern Theile der Menſchen, was für güldene und ſilberne Zeiten im menſchlichen Geſchlechte ſeyn würden, wenn es möglich wäre, daſſelbe von allen unartigen Schlacken zu reinigen: und alle Regenten, die das Wohl ihrer Unterthanen, ja ihr eigenes Beſtes beherzigen, haben dahin zu ſehen, daß eine wahre Religion mehr und mehr in den Gemüthern ihrer Unterthanen fruchtbar, und dadurch die Verbindung und Pflichten in der ganzen Geſellſchaft immer unverbrüchlicher und heiliger gemacht werden.

Wenn einige Laſter zuweilen der menſchlichen Geſellſchaft, in gewiſſer Maaße, Vortheil bringen: ſo geſchieht ſolches nicht, ſo ferne ſie Laſter ſind, ſondern nur zufälliger Weiſe; oder vielmehr durch die weiſeſte Vorſehung des Schöpfers, der die Verknüpfung unter den Menſchen ſo feſt geſchlungen, daß auch diejenigen, welche ſich und andern zu ſchaden bemüht ſind, dennoch ohne und wider ihren Willen etwas zum allgemeinen Beſten beytragen müſſen. An ſich aber ſchadet ein Laſterhafter ſich und andern allezeit, ja weit mehr, als er Vortheil bringen kann. Es verhält ſich mit Laſterhaften überhaupt nicht anders, wie mit einem, der ſich durch unzüchtige Unmäßigkeit eine böſe Krankheit zugezogen hat. Der giebt auch den Aerzten, Wundärzten und Apothekern, den Krämern und Handwerkern, ich will nicht ſagen, den Huren, zu verdienen; aber er verſchwendet ſein Vermögen mit Schande, zerſtört ſeine

Kräfte,

Kräfte, Gesundheit und Leben, vor der Zeit, leistet dem gemeinen Wesen diejenigen Dienste nicht, dazu er doch natürliche Fähigkeit hatte, steckt Unschuldige mit seiner Krankheit an, und pflanzt sie auf seine Frau und Familie fort, verführt manches unschuldiges Mädchen und manche Ehefrau, richtet Zank und Uneinigkeit unter Ehegatten, Aeltern und Kindern, ja unter den besten Freunden an, und stiftet tausendfältiges Unheil.

§. 21.

Wenn wir aber das Verhältniß der Religion zu eines jeden einzelnen Menschen Beruhigung und Glückseligkeit, außer der Verbindung mit andern Menschen, betrachten: so ergiebt sich leicht, daß unsern Naturkräften, nach deren Regeln und äußerstem Zwecke, allein durch die Religion Genüge geschehen, und eine wahre, dauerhafte Zufriedenheit angedeien könne.

Ein Mensch kömmt so auf die Welt, als wenn einer im tiefen Schlafe, ohne sein Wissen und Willen, in ein Schiff gebracht würde, und sich, wenn er erwachte, mitten in einer unbegränzten See befände. Wird ein solcher Mensch damit zufrieden seyn, daß er in dem Schiffe Essen und Trinken, eine kleine Gesellschaft, eine Spielkarte, oder ein Paar Bücher zum Zeitvertreibe findet? Wird er nicht vielmehr bekümmert fragen: wo bin ich? wie bin ich hieher gekommen? was soll ich hier machen? wo soll ich hin? bin ich auch in guten Händen? und wer regiert das Steuerruder? Gewiß, ein Mensch müßte sein ganzes Leben verträumen oder vertändeln, oder in einem steten Rausche zubringen, wenn er nicht so viel erwachte, daß er eben diese Fragen, über sein ganzes Seyn und Schicksal in

der

der Welt, an ſich thäte. Und wie kann er ſich darinn beruhigen, als durch die Religion?

So wenig als ſich in unendlichen Reihen einem wüſten Ungefähr, in einer blinden Nothwendigkeit der lebloſen Welt, oder Natur, verſtändlicher Grund der Dinge und unſer ſelbſt, finden läßt; und ſo unzufrieden, zweifelhaft und verwirrt ein Gemüth werden muß, das darauf alles Denken, Verlangen und Hoffen bauen will: ſo ſehr thut es den Regeln unſers Verſtandes und Willens Genüge, wenn wir ein lebendiges, unendlich weiſes, gütiges und mächtiges Weſen für das erſte, ewige und ſelbſtändige erkennen, das die ganze lebloſe Welt und Natur, mit allen möglichen Lebendigen, zu ihrem Wohl hervorgebracht, und beſonders uns Menſchen, in gewiſſer Ordnung, zu einem immerwährenden glückſeligen Leben beſtimmt hat.

Es läßt ſich begreifen, daß ein lebendiges Weſen ſelbſtändig und ewig ſey; aber nicht, daß ein ſolches das erſte wäre, welches von Ewigkeit ſeines Daſeyns nicht genoſſen hätte, und dem es ſeinem Weſen nach allezeit einerley wäre, ob es ſey oder nicht ſey, ſo oder anders beſchaffen ſey, Es ſtimmt mit der ganzen Natur der Dinge überein, daß ſie einen Anfang gehabt, zufällig ſey, und um der Lebendigen willen geſchaffen worden; aber nicht, daß ſie nothwendig um ihrer ſelbſt willen ſeyn müſſe. Nun ſieht man den allgemeinen Grund der Wirklichkeit, der Einrichtung und des Zuſammenhanges der Welt. Nun iſt es verſtändlich, warum dieſes ganze Weſen in lauter lichte und finſtere Kugeln vertheilt iſt, da ſie Wohnhäuſer für alle mögliche Arten der Lebendigen haben ſeyn ſollen. Nun iſt es klar, wem die ganze Natur arbeitet, warum ſich die finſtern Kugeln um die lichten wälzen, warum ſie mit

einem

einem Dunstkreise umgeben sind, wozu sie in gewisser Ordnung und Maaße Licht und Wärme genießen, was endlich die erste Ursache und äußerste Absicht aller Gesetze der Bewegung sey. Nun sehen wir ein, warum auf unserm Erdboden, nebst uns, so viele wunderbare Geschöpfe der lebendigen und leblosen Dinge ihr Daseyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wornach der Bau des thierischen Körpers und seiner Gliedmaaßen, wornach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet sind; wie wir endlich selbst, durch unser vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit bestimmt sind, die von einem sinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geistigen und immerwährenden steigen soll.

§. 22.

In diesem großen Entwurfe des Zusammenhanges aller Dinge, welchen uns schon die bloße vernünftige Religion darstellet, ist lauter Uebereinstimmung, die nicht allein dem Gemüthe keine Dunkelheit und Verwirrung zurück läßt, sondern es selbst zu aller Vollkommenheit bildet, und sein natürliches Verlangen ersättigt. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, dessen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe setzt. Wir fangen selbst an, verständig und weise zu werden, so ferne wir von dem großen Verstande, der sich in dieser Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelsten Absichten, die darinn aufs klügste ausgeführt sind, Einsicht bekommen. Unsere Wissenschaft von der Natur, und deren Mannichfaltigkeit im Großen und Kleinen, von den allgemeinen und besondern Gesetzen der Bewegung, von dem Laufe der Sterne, von den Ursachen der Veränderungen am Himmel,

in

in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beſchaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthume der Thiere und Pflanzen, und was unſern Geiſt ſonſt mit Erkenntniß begabet, alles dieſes iſt nichts, als ein ſchwacher Abdruck derjenigen Weisheit und derer Regeln, die Gott in ſeinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie iſt auch nur in ſo ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommenheit und Uebereinſtimmung der Dinge, und die bequemſte Erfüllung des gütigſten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforſchung und Betrachtung der Dinge eine unerſchöpfliche Quelle des reinſten Vergnügens, immer neue Wunder, Meiſterſtücke, und Muſter eines unendlichen Verſtandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unſerer Seele, da wir in dem Buche der ſichtbaren Natur des unſichtbaren Geiſtes weiſeſte Gedanken und liebreichſte Meinung in einem Zuſammenhange einſehen. Dann ſchmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren, aus ihrem falſchen Geſichtspunkte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böſe, widrig und fürchterlich vorkommen muß, nach ſeiner innern Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinſtimmung und Nutzen, mit einem Worte nach der wahren Abſicht des großen Urhebers, zu beurtheilen wiſſen.

Wenn nun unſer Verſtand von Natur bemühet iſt, den Grund, die Urſache und den Zuſammenhang der Dinge klar und deutlich einzuſehen, und der Betrachtung ſolcher Gegenſtände hauptſächlich mit Luſt nachhängt, welche am lehrreichſten, am wichtigſten, am ſchönſten ſind: ſo thut die Religion allein unſerer Natur in dieſem Bemühen Genüge, weil ſie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zuſammenhange zeigt. Alles übrige Erkenntniß kann ſeinen Nutzen und ſeine Annehm-

einem Dunstkreise umgeben sind, wozu sie in gewisser Ordnung und Maaße Licht und Wärme genießen, was endlich die erste Ursache und äußerste Absicht aller Gesetze der Bewegung sey. Nun sehen wir ein, warum auf unserm Erdboden, nebst uns, so viele wunderbare Geschöpfe der lebendigen und leblosen Dinge ihr Daseyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wornach der Bau des thierischen Körpers und seiner Gliedmaaßen, wornach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet sind; wie wir endlich selbst, durch unser vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit bestimmt sind, die von einem sinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geistigen und immerwährenden steigen soll.

§. 22.

In diesem großen Entwurfe des Zusammenhanges aller Dinge, welchen uns schon die bloße vernünftige Religion darstellet, ist lauter Uebereinstimmung, die nicht allein dem Gemüthe keine Dunkelheit und Verwirrung zurück läßt, sondern es selbst zu aller Vollkommenheit bildet, und sein natürliches Verlangen ersättigt. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, dessen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe setzt. Wir fangen selbst an, verständig und weise zu werden, so ferne wir von dem großen Verstande, der sich in dieser Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelsten Absichten, die darinn aufs klügste ausgeführt sind, Einsicht bekommen. Unsere Wissenschaft von der Natur, und deren Mannichfaltigkeit im Großen und Kleinen, von den allgemeinen und besondern Gesetzen der Bewegung, von dem Laufe der Sterne, von den Ursachen der Veränderungen am Himmel,

in

in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beſchaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthume der Thiere und Pflanzen, und was unſern Geiſt ſonſt mit Erkenntniß begabet, alles dieſes iſt nichts, als ein ſchwacher Abdruck derjenigen Weisheit und derer Regeln, die Gott in ſeinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie iſt auch nur in ſo ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommenheit und Uebereinſtimmung der Dinge, und die bequemſte Erfüllung des gütigſten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforſchung und Betrachtung der Dinge eine unerſchöpfliche Quelle des reinſten Vergnügens, immer neue Wunder, Meiſterſtücke, und Muſter eines unendlichen Verſtandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unſerer Seele, da wir in dem Buche der ſichtbaren Natur des unſichtbaren Geiſtes weiſeſte Gedanken und liebreichſte Meinung in einem Zuſammenhange einſehen. Dann ſchmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren, aus ihrem falſchen Geſichtspunkte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böſe, widrig und fürchterlich vorkommen muß, nach ſeiner innern Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinſtimmung und Nutzen, mit einem Worte nach der wahren Abſicht des großen Urhebers, zu beurtheilen wiſſen.

Wenn nun unſer Verſtand von Natur bemühet iſt, den Grund, die Urſache und den Zuſammenhang der Dinge klar und deutlich einzuſehen, und der Betrachtung ſolcher Gegenſtände hauptſächlich mit Luſt nachhängt, welche am lehrreichſten, am wichtigſten, am ſchönſten ſind: ſo thut die Religion allein unſerer Natur in dieſem Bemühen Genüge, weil ſie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zuſammenhange zeigt. Alles übrige Erkenntniß kann ſeinen Nutzen und ſeine Annehm-

nehmlichkeit haben, soferne es der Religion unterworfen und nicht entgegen ist. Sonst ist es entweder eine eitle Tändeley, die dem Geiste nicht die rechte Nahrung, Ersättigung und Stärke giebt; oder es beunruhiget und verwirret auch sogar, wenn es uns alles in der Welt als zufällig, wüste, zerrüttet, unordentlich und häßlich vorstellet.

§. 23.

Wie verhält sich aber die Religion zu unserm Willen? Wir wollen alle glücklich und zufrieden seyn. In den Zustand setzt uns aber die Religion ausnehmend, theils, weil sie unsere Begierden in die Ordnung und Übereinstimmung bringt, welche unserer Natur gemäß ist, theils, weil sie uns so viele und so edle angenehme Empfindungen gewähret, als wir vernünftig verlangen können, und alle widrige Empfindungen überwiegt und versüßet.

Ich sage erstlich, daß uns die Religion zufrieden stellet: indem sie unsere Begierden in solche Ordnung und Uebereinstimmung bringt, die unserer Natur gemäß ist. Ein Mensch hat natürlicher Weise zu vielen und mancherley Dingen Begierde, so ferne sie seine Vollkommenheit des Leibes, der Seele, und des äußerlichen Zustandes zu befördern scheinen, und folglich Lust der Sinne oder des Gemüthes versprechen. Er kennet aber in seinen Begierden keine Schranken, sondern sein Verlangen geht immer weiter, und erstreckt sich ins Unendliche. Es kann also nichts unsere natürlichen Begierden erfüllen und zufrieden stellen, als was einen Wachsthum der wahren Vollkommenheit und dauerhaften Lust ins Unendliche zum äußersten Ziele hat, und diesem äußersten Bemühen alles übrige ähnlich und einstimmig

macht,

macht, folglich die Begierden in Ordnung bringt. Dieſes aber kann ein wirkſames Erkenntniß Gottes und ſeiner Abſichten, oder die Religion, allein bey uns ausrichten.

An ſich läßt ſich nichts vollkommeners gedenken, als ein Weſen, das ein ſelbſtändiges, ewiges Leben hat; ein Verſtand, der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinſtimmung, das iſt, alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deutlichſte einſieht; ein Wille der aus der unendlichen Fülle ſeiner eigenen Zufriedenheit und Glückſeligkeit, allen möglichen Lebendigen auſſer ſich ſo viel Vollkommenheit und Luſt mitzutheilen geneigt iſt, als eines jeden Weſen in der Verknüpfung der Dinge leidet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichſten Ordnung und Uebereinſtimmung, zu Wohnhäuſern aller Lebendigen, hervorgebracht iſt und beſtändig erhalten wird. Ein Weſen, von dem alles, was Odem hat, abhängt, und das in der Vollkommenheit ſeiner Werke, beſonders in der Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Geſchöpfe, ſeinen groſſen Zweck ſtets mit eigener Luſt bewirkt ſieht; dieſer Begriff an ſich erfüllet alles, was wir Großes und Herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerkſame Betrachtung der ſichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte, lebhaft, überführend und wirkſam; er bildet unſern Verſtand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, ſo weit es unſere Natur leidet, daß wir nunmehr, von einem ſo großen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts, was unedel, unfäthig und boshaft iſt, Geſchmack und Belieben finden, und uns auch zu den Menſchen, in deren Eigenſchaften ſich das Göttliche ausdrückt, am liebſten halten.

doppelt und erhöhet dieses Vergnügen, indem sie uns des Gebers erinnert, der für Menschen solche unendliche Mannichfaltigkeit der Speisen geschaffen, und unsere Zunge zu so vielfältigem Genusse der Lust bereitet hat. Sie erhält und vergrößert den Wohlschmack, da sie uns lehrt Maaße halten, und dabey arbeiten, damit wir zu jeder Mahlzeit eine ungekränkte Gesundheit, neuen Appetit und ein aufgeräumtes Gemüth mitbringen.

Untersagt sie uns Bequemlichkeit und Wohlstand in Kleidung, Behausung und Bedienten? Keinesweges. Sie macht es wohl gar zur Pflicht bey denen, deren Leibes- und äußerlicher Zustand solches erfodert. Aber sie warnet uns vor Weichlichkeit, welche die Kräfte des Leibes und Gemüthes schwächet, vor Ueppigkeit, die das Vermögen erschöpft, vor Pracht über unsern Stand, der, statt Ehre und Freundschaft, nur Neid und Gelächter, erwecket.

Wehret sie uns ehelich zu werden? Das sey ferne. Aber sie lehrt uns, die Kräfte nicht vor der Zeit zu verschwenden, und hergegen was rechtschaffenes in der Jugend zu lernen, damit die Lust zur Arbeit alle unzeitige Begierden der Wollust vertreibe, und wir desto geschickter werden, eine glückliche Heirath zu thun, und darinn die beständige Liebe und Treue des Ehegatten, und die Freude an wohlgearteten Kindern zu haben.

Findet jemand sonst Vergnügen an Ergötzungen der Sinne, an Gärten, Musik, Ausfahrten, an Gesellschaft, Gespräche und Scherzen: so macht es ihm die Religion an sich zu keiner Sünde, sondern sie wird ihm diese Lust vielmehr schärfen und erhöhen, daß sie recht ans Herz komme. Denn wer, nach ihrer Vorschrift, die sinnlichen Lustbarkeiten seltener, hauptsächlich zur Nothdurft der

Ge-

macht, folglich die Begierden in Ordnung bringt. Dieſes aber kann ein wirkſames Erkenntniß Gottes und ſeiner Abſichten, oder die Religion, allein bey uns ausrichten.

An ſich läßt ſich nichts vollkommeners gedenken, als ein Weſen, das ein ſelbſtändiges, ewiges Leben hat; ein Verſtand, der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinſtimmung, das iſt, alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deutlichſte einſieht; ein Wille der aus der unendlichen Fülle ſeiner eigenen Zufriedenheit und Glückſeligkeit, allen möglichen Lebendigen auſſer ſich ſo viel Vollkommenheit und Luſt mitzutheilen geneigt iſt, als eines jeden Weſen in der Verknüpfung der Dinge leidet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichſten Ordnung und Uebereinſtimmung, zu Wohnhäuſern aller Lebendigen, hervorgebracht iſt und beſtändig erhalten wird. Ein Weſen, von dem alles, was Odem hat, abhängt, und das in der Vollkommenheit ſeiner Werke, beſonders in der Luſt und Glückſeligkeit der lebendigen Geſchöpfe, ſeinen groſſen Zweck ſtets mit eigener Luſt bewirkt ſieht; dieſer Begriff an ſich erfüllet alles, was wir Groſſes und Herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerkſame Betrachtung der ſichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte, lebhaft, überführend und wirkſam; er bildet unſern Verſtand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, ſo weit es unſere Natur leidet, daß wir nunmehr, von einem ſo großen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts, was unedel, unſtäthig und boshaft iſt, Geſchmack und Belieben finden, und uns auch zu den Menſchen, in deren Eigenſchaften ſich das Göttliche ausdrückt, am liebſten halten.

Wenn wir aber die Absicht der göttlichen Schöpfung besonders auf uns ziehen, daß er uns zur Glückseligkeit, und zwar zu einer solchen bestimmt habe, die von der jetzigen kurzen und gemischten zu einer reinern höhern und ins Unendliche wachsenden steigen soll: so kann ja wohl nichts unserm Wünschen und Verlangen, in allem seinen Umfange, völliger Genüge thun, nichts uns stärker bewegen, in die göttliche Absicht und Ordnung zu treten, und alle unsere Neigungen nach diesem großen Zwecke zu richten. Wir sehen und empfinden an uns selbst, daß der weiseste und gütigste Schöpfer diese Absicht in unserer Natur ausgedrückt habe; so, daß wir uns selbst zuwider und gehäßig seyn müßten, wenn wir von solcher Absicht und Vorschrift abwichen. Unsere Seele wird selbst durch ihre Naturkräfte, und durch die Regeln, wornach sie bestimmt sind, auf den Weg der Wahrheit und Vollkommenheit gebracht. Unsere Beachtung der Gegenstände folgt natürlicher Weise dem klärsten Eindrucke, und locket uns dadurch zur Wißbegierde, zum Lichte und Erkenntnisse. Unsere Reflexion und Vernunft macht sich schon in der Kindheit von dem Beachteten allgemeine und deutliche Begriffe, forschet bald darauf nach Ursachen und zureichendem Grunde, kann wissentlich nichts Widersprechendes gedenken, und muß das Einstimmige bejahen. Wir haben von Natur an Ordnung, Uebereinstimmung und Vollkommenheit, sowohl außer, als in uns, Lust. Selbst das einstimmige Betragen der Menschen, nach dem Naturgesetze, nach Pflicht und Tugend, reizet uns zum Wohlgefallen, zur Hochachtung, zur Liebe, zur Nachahmung. Wir können von Natur nichts anders wollen, als so ferne wir es gut halten, nichts verabscheuen, als so ferne wir es böse halten; wir wählen unter vielen Guten das beste, unter mehreren Bösen das geringste; und wir können unserer Begierde

gierde zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Luſt und Glückſeligkeit keine Schranken ſetzen.

Je mehr wir nun in dieſen eingepflanzten Grundregeln unſerer Natur die weiſeſte und liebreichſte Abſicht des Schöpfers auf unſere Glückſeligkeit, und deren in die Ewigkeit reichenden Wachsthum, einſehen: deſto williger werden wir in ſolche Ordnung treten, die alle unſere Begierden zur Erfüllung bringt; wir werden uns darinn, ſelbſt durch die Erfahrung der dabey geſpürten Gemüthsruhe und Zufriedenheit, befeſtigen, und uns einer gnädigen Obhut des Schöpfers, deſſen Vorſchrift wir aufrichtig gefolgt ſind, zuverſichtlich getröſten. In ſolcher Gemüthsverfaſſung braucht uns auch keine fürchterliche Vorſtellung ſeiner Macht und Strafgerechtigkeit zu einem Gehorſame zu zwingen, noch von Ausſchweifungen abzuſchrecken, weil wir die göttliche Abſicht von ſelbſt zu unſerer eigenen gemacht haben.

§. 24.

Leute, welche ſich die Religion, und ein Leben, das darnach eingerichtet iſt, als etwas Gezwungenes, Trauriges, und von aller Luſt Entferntes vorſtellen, die müſſen davon ſowohl, als von ihrer eigenen Natur und Glückſeligkeit, nothwendig ganz irrige Begriffe haben, oder in ihren Neigungen ſchon ſehr verdorben ſeyn. Wenn wir uns auch nur in dem gegenwärtigen Leben betrachten ſo genießen wir darinn von der Religion ſo viele und ſo angenehme Empfindungen, damit keine falſche und ausſchweifende Luſt zu vergleichen iſt.

Verbietet uns etwa die Religion den Wohlſchmack an Eſſen und Trinken? Gar nicht; ſondern ſie ver-

ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht sehen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne und mit Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und, indem er dadurch sein eigenes Bestes bewirket, zugleich die Freude hat, daß er auf solche Art, dem vollkommensten Wesen zu gefallen, versichert ist. Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlich sind, daß sie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äußern Belohnungen des Fleißes, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Das Wachsthum des Wohlstandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele Hochmuth, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuth, Dienstfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet ist: desto aufrichtigere Freundschaft gewinnt sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebt sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe geboren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und sich, so viel möglich, vor unruhigen Affecten und äußern Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in der Frömmsten Macht nicht: und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem

Gott-

Gesundheit, und zur Erquickung des Gemüths nach nützlicher Arbeit, genießt; wer die Gegenstände der Natur in Gärten und Feldern zugleich nach ihrer weisen Einrichtung zu betrachten weis, wer die Gespräche durch Vernunft und Vertraulichkeit würzen, den Witz im Scherzen mit Wahrheit, Wohlstande und Liebe mildern kann, der genießt in der That weit mehreres, edleres und reineres Vergnügen, als der sich mit diesem Zucker täglich, und bis zum Ekel oder Schaden, nähren will.

Gesetzt, Temperament und Gelegenheit machten es jemand angenehm, Mittel zu sammlen, oder Ehre zu erwerben: so unterdrückt die Religion auch dieses nicht. Sie wird aber dem Gelde ein zehnmal größeres Vergnügen beilegen wenn sie dessen Liebhabern die Vergnüglichkeit, ein gut Gewissen, Billigkeit, Menschenliebe und guten Namen bey der Erwerbung anpreiset: wenn sie das Herz von der Angst und Sorge der Bewahrung befreiet, und das Erworbene auch zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, zur Ergötzung, zum Wohlstande, ja zur Mildthätigkeit zu gebrauchen lehrt. Eben die Religion wird die Ehrliebenden weit geruhiger und zufriedener machen, wenn sie ihnen den rechten Begriff einer wahren Ehre beibringt; daß sie nicht auf Tand, Blendwerk, oder Schandthaten, sondern auf wirkliche Vollkommenheit und löbliche Handlungen, gebauet, und von vernünftigen und tugendhaften Leuten gegeben werden könne. Denn bey solcher Ehre ist innerer und äußerer zuverläßiger Grund des Wohlgefallens an sich selbst, und das Vergnügen daher desto größer.

§. 25.

Wenn demnach die Religion uns keine Art des sinnlichen Vergnügens benimmt, sondern dasselbe unschädlich

macht, und dennoch vermehrt, schärfet und erhöht: so thut sie diesem Theile unserer natürlichen Begierden weit bessere Genüge, als irgend ein Laster thun kann. Wie vielmehr muß sie das Vergnügen des Gemüths befördern und vollkommener machen!

Ich will nicht wiederholen, was es der Seele für Beruhigung gebe, wenn wir den zureichenden Grund aller Dinge und unsers eigenen Seyns in einem ewigen, weisen, gütigen und mächtigen Wesen finden; wie rührend und reizend die Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten, sowohl in sich selbst, als in den sichtbaren Werken der Natur, dem Gemüthe sey; welche Zufriedenheit seine große Absicht auf das Wohl aller Lebendigen, und besonders auf unsere vorzügliche Glückseligkeit, gebe; wie angenehm es sey, den Zusammenhang aller Theile der Natur in diesem äußersten Zwecke einzusehen. Ich will nur dieses erwähnen, daß alle übrigen Künste, Wissenschaften und Uebungen des Verstandes und Witzes, die edlerer Seelen liebster Zeitvertreib zu seyn pflegen, nicht allein mit der Religion bestehen können, sondern auch von derselben gefördert, und zum wahren Nutzen geleitet werden. Aberglaube und Ungötterey lieben und erhalten die Unwissenheit und den Irrthum, als ihre Eltern, wovon sie erzeugt sind. Aber, wie die Religion von dem Erkenntnisse der Natur, der Sprachen, Geschichte und Weltweisheit ein Licht bekommen hat: so sucht sie auch dasselbe mehr und mehr aufzuklären, zu erweitern und auszubreiten; insonderheit aber zur Vorleuchtung in den allergrößten Wahrheiten zu gebrauchen. Dadurch wird das, was sonst eine eitle Tändeley der Muße, oder ein schnödes Werkzeug der Gewinnsucht und des Hochmuths war, zur stärkenden Nahrung des Geistes, darinn der höhere Geschmack seine volle Sättigung findet.

Wem

Wem muß es nicht besonders gefallen, wenn er die Vorzüge seiner eigenen Natur, und die höhere Bestimmung seines Endzwecks erkennet? Diese sehen wir aber nicht anders ein, als vermittelst der Religion. Wenn der Atheist sich selbst nicht besser achtet als ein Thier, eine Pflanze, eine Maschine, und seine Seele für ein Nichts, oder höchstens für ein Hirnmark hält, das aus dem Miste, Kothe und Dünger seinen Ursprung genommen; wenn er sein ganzes All, zum voraus, bald wiederum in Koth verwandelt sieht: so macht er sich ohne Zweifel durch seinen Wahn niedergeschlagen, niederträchtig und misvergnügt. Aber die Religion läßt uns den Adel unserer Seele, und das in ihr ausgedrückte Bild der Gottheit, nebst den weiten Gränzen unserer bevorstehenden Vollkommenheit und Dauer, sehen, welches ja der vernünftigsten Eigenliebe nicht anders als höchst angenehm seyn kann, und das Gemüth zu edleren Absichten und Bemühungen ermuntert, die den Vorschmack größerer Güter geben.

Was auch ein Mensch, nach seinen Umständen in der Welt, für Geschäffte, Amt und Pflichten hat, die wird er, vermöge der Religion, getrost und freudig verrichten, weil er versichert ist, daß dieses sein Beruf und Stand sey, welchen ihm sein Schöpfer angewiesen; und weil er von seinem Gewissen das gute Zeugniß hat, daß er das Seinige nach Vermögen aufrichtig thue. Andern, welche unordentliche Begierden haben, wird Pflicht und Tugend zur Last: und was sie ja äußerlich davon üben, das thun sie aus Furcht, ungerne, und mit innerm Widerwillen; weil Herz und Neigung wo anders hinhängen. So haben sie nicht einmal von ihren guten Handlungen Vergnügen, sondern sind wie die Schielenden, welche

ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht sehen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne und mit Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und, indem er dadurch sein eigenes Bestes bewirket, zugleich die Freude hat, daß er auf solche Art, dem vollkommensten Wesen zu gefallen, versichert ist. Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlich sind, daß sie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äußern Belohnungen des Fleißes, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Das Wachsthum des Wohlstandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele Hochmuth, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuth, Dienstfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet ist: desto aufrichtigere Freundschaft gewinnt sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebt sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe geboren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und sich, so viel möglich, vor unruhigen Affecten und äußern Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in der Frömmsten Macht nicht: und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem

Gott-

Gottlosen voraus zu haben. Aber diese Begebenheiten verhalten sich zu unserer Zufriedenheit so, wie das Gemüth ist, welches ihnen unterworfen ist. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke, der, welcher es für einen blinden Zufall hält, und doch damit seine unendlichen Begierden stillen will? oder der, welcher es als ein außerordentlich Gnadengeschenk des höchsten Wesens annimmt, und mit allem Zustande und Glücke, was ihm zu Theile wird, zufrieden ist? Ich frage, wer kann sich in die widrigen Umstände am besten finden: der, welcher ein fatales Muß zum Troste im Unglücke annimmt, und doch außer diesem Leben weiter nichts zu hoffen hat? oder der, welcher eine weise und gütige Vorsehung in den Begebenheiten der Welt erkennet, darnach uns jetzt auch das Böse zum Guten gedeien muß, und die uns zu einer glückseligen Ewigkeit vorbereitet? Ich frage: wer ist wegen der zukünftigen Fälle unbesorgter: der, welcher sich wilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und Steuermann, übergeben hat; oder der, welcher sich einer weisen, gütigen und mächtigen Hand zuversichtlich überlassen?

Wenn wir endlich von Kindesbeinen an schon unsern gewissen Tod in andrer täglichem Hintritte vor Augen haben, aber die Art und Zeit, in Ungewißheit, stündlich erwarten müssen: so ist ja wohl keine andre Weltweisheit kräftig genug, dieser großen Veränderung mit unverwandten Augen entgegen zu sehen, als die Religion. Denn wer seine Rechnung nicht weiter gestellt hat, als dieses Leben reichet, dem muß sie nothwendig die allerfürchterlichste dünken, weil sein ganzes Seyn damit ein Ende nehmen soll: dem muß sie alle gegenwärtige Lust verleiden, weil eine betrübte Vorstellung des gewiß bevorstehenden Bösen das gegenwärtige Gute

ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht sehen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne und mit Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und, indem er dadurch sein eigenes Bestes bewirket, zugleich die Freude hat, daß er auf solche Art, dem vollkommensten Wesen zu gefallen, versichert ist. Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlich sind, daß sie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äußern Belohnungen des Fleißes, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Das Wachsthum des Wohlstandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele Hochmuth, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuth, Dienstfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet ist: desto aufrichtigere Freundschaft gewinnt sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebt sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe geboren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und sich, so viel möglich, vor unruhigen Affecten und äußern Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in der Frömmsten Macht nicht: und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem Gott-

Gottlosen voraus zu haben. Aber diese Begebenheiten verhalten sich zu unserer Zufriedenheit so, wie das Gemüth ist, welches ihnen unterworfen ist. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke, der, welcher es für einen blinden Zufall hält, und doch damit seine unendlichen Begierden stillen will? oder der, welcher es als ein außerordentlich Gnadengeschenk des höchsten Wesens annimmt, und mit allem Zustande und Glücke, was ihm zu Theile wird, zufrieden ist? Ich frage, wer kann sich in die widrigen Umstände am besten finden: der, welcher ein fatales Muß zum Troste im Unglücke annimmt, und doch außer diesem Leben weiter nichts zu hoffen hat? oder der, welcher eine weise und gütige Vorsehung in den Begebenheiten der Welt erkennet, darnach uns jetzt auch das Böse zum Guten gedeien muß, und die uns zu einer glückseligen Ewigkeit vorbereitet? Ich frage: wer ist wegen der zukünftigen Fälle unbesorgter: der, welcher sich wilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und Steuermann, übergeben hat; oder der, welcher sich einer weisen, gütigen und mächtigen Hand zuversichtlich überlassen?

Wenn wir endlich von Kindesbeinen an schon unsern gewissen Tod in andrer täglichem Hintritte vor Augen haben, aber die Art und Zeit, in Ungewißheit, stündlich erwarten müssen: so ist ja wohl keine andre Weltweisheit kräftig genug, dieser großen Veränderung mit unverwandten Augen entgegen zu sehen, als die Religion. Denn wer seine Rechnung nicht weiter gestellt hat, als dieses Leben reichet, dem muß sie nothwendig die allerfürchterlichste dünken, weil sein ganzes Seyn damit ein Ende nehmen soll: dem muß sie alle gegenwärtige Lust verleiden, weil eine betrübte Vorstellung des gewiß bevorstehenden Bösen das gegenwärtige Gute

ſen. VI. 7. not. 3b. kann nur einem fortdaurenden Weſen, oder einer Subſtanz, zukommen, und ſchließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zuſtandes in ſich. VI. 3. VI. 5. not. 1d.
Bienen, vortrefliche Einrichtung ihres Baues. V. 4. not. 2. V. 8. not. * und ** ob ihre Verrichtung, ohne an einen weiſen Schöpfer zu gedenken, bloß mechaniſch zu erklären ſey. V. 12.
Bildung zweckmäßige der verſchiedenen Thierarten. V. 5.
Bildung der Samen in Thieren und Pflanzen kömmt nicht von einer Praeformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile, VIII. 8. beweiſt den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. daſ.
Bildungstrieb. VIII. 8.N. 2b. — bringt mit einerley Kraft mannigfaltige Wirkung hervor. V. 5. **
Blattläuſe, wunderbare Fortpflanzung derſelben II. 2. not. 2b.
Blindgebohrne ihre eingeſchränkte Vorſtellungen. X. 3. not. 1. 7. not. 2.
Böſes in der Welt wird aus Unverſtand vermehrt. IV. 15. IX. 4:6. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey Weſen, ein gutes und ein böſes, annehmen. IX. 1.
— woher es entſtehe, und warum es der göttlichen Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1:3.
— iſt zum Guten angewandt, und muß von Menſchen auch ſo angeſehen werden. IX. 16:19.
Böſes, das den Frommen, Gutes, das den Gottloſen wiederfährt, ob es ſo häufig ſey, als man meinet. IX. 13. wie es mit der Vorſehung und dem Beſten der Menſchen beſtehe. IX. 14. 15.
Britannien, vordem wüſte und weniger volkreich. I. 13.
Buchweizen haben die Türken aus Aſien nach Europa gebracht. I. 15. Anmerk. 60.

C.

Cometen, ob einer die Erde zerſtöret habe oder zerſtören werde. I. 16.
— der von 1744 hat den Lauf des Mercurs nicht geſtöret. daſ. Anmerk. not. 63b.
Cycloide, in dieſer Linie bewegt ſich das Licht in unſerm Dunſtkreiſe. IV. 18.

und fügen ſich ſo, daß daraus nicht bloß einige Haltung des Ganzen fürs Gegenwärtige, ſondern die vorzüglichſte Einrichtung und Fortdauer der Ordnung bey allen Veränderungen, ja bey den Thieren Leben, Empfindung und eigene zweckmäſſige Triebe, bey den Menſchen Vernunft und Vorſicht erfolgen muß.“

„Allenfalls braucht man für einen allgemeinen Grund des Ganzen nur ein bloſſes Wort, Natur, oder d. gl. zu ſetzen, ohne auf ein wirkliches kraftäuſſerndes Weſen zu denken.“

„Was man endlich auch von einem ſolchen Weſen halte; ſo wird ihm doch kein Bewuſtſeyn oder Verſtand, keine Einſicht des Ganzen, kein Zweck; ſondern vielmehr eine blinde unvorgeſehene Wirkung zuzuſchreiben ſeyn.“

„Was aber unſer eigenes Denken und Bewuſtſeyn betrifft; ſo liegt daſſelbe nicht in einem unzertrennten Weſen, ſondern iſt in vielen neben einander liegenden oder flieſſenden Dingen enthalten, die es unter ſich theilen, oder aus deren Aufeinanderwirken es, auſſer einem jeden von ihnen — im Nirgendwo — entſpringet.“

„Setzen wir auch ein eigenes Weſen, welches jetzt dieſen Gedanken, dieſes Bewußtſeyn hat; ſo wird es doch nicht ein und daſſelbe ſeyn, welches geſtern dachte und morgen denken wird, oder welches die eine Vorſtellung mit der andern vergleicht; ſondern es wird vielmehr immer ein anderes in die Stelle treten, ſich in die Verbindung paſſen und ſich des Vorigen Bewuſtſeyn zueignen.“

„In dem ganzen Zuſtande, den Eigenſchaften, Kräften und Trieben des Menſchen iſt auch nicht die Uebereinſtimmung mit ſeinem Wirkungskreiſe vorauszuſetzen, welche ſich bey allen übrigen Thieren findet; ſondern

Erdboden. deſſen erdichtete öftere Verwüſtungen durch Feue und Waſſer. I. 16.
Erde iſt nicht unſer aller Mutter. II. 2. 14. III. 2.
Erhaltung der Thiere aller Arten in einem Gleichgewichte ein Beweis der göttlichen Vorſehung. VIII. 4.
Erhaltung der Welt durch göttliche Macht, erwieſen aus Gottes Eigenſchaften. VIII. 1. beſtätigt aus Beobachtun gen des Unendlichen in der Natur. VIII. 6. 9.
— wie ſie von übernatürlichen Wirkungen oder Wundern zu unterſcheiden ſey. VIII. 5.
Erinnerung, der eigentliche Grund davon kann nicht im Kör per liegen. VI. 5 N. 1cl. — läßt ſich auch im künftigen Lebe gedenken. X. 7. N. 2.
Erkenntniß der Menſchen wird durch ihre natürliche Be dürfniß, und durch den Mangel angeborner Künſte erweckt. VII. 9.
Erſcheinungen der Sinne zeigen nicht den Gegenſtand ſelbſt ſondern nur Wirkung auf unſere Vorſtellungskraft an. III 5. VI. 14. N. 6. — müſſen von einem verſchiedenen, kraft äuſſernden Weſen herrühren. daſ. und III. 17. * IV. 3. N. 4.
— ihre bloſſe Folge wahrzunehmen befriedigt den Verſtand nicht. IV. 2. N. 3.
Erzeugung der Thiere aus roher Materie, durch ein Un gefähr, iſt unmöglich. II. 1. 13.
Erziehung, beſſere, kann allein beſſere Sittlichkeit unter die Menſchen einführen. VII. 16. Anm.
Europa, vorzeiten ſehr waldicht, wüſte und unbewohnt. I. 13.
— hat kaum drey bis vier alte Mutterſprachen. I. 14.
— hat faſt alle Baumfrüchte aus Aſien und Afrika be kommen. I. 15.
— ſcheint mehrentheils von den Phöniciern zu Waſſer, und von den Scythen zu Lande beſetzt zu ſeyn. I. 14.
Ewig, muß irgend etwas ſeyn. I. 2.
Ewigkeit der Welt würde die Nothwendigkeit einer Grund urſache nicht aufheben. II. 14. — Gottes. IV. 1, 2. 5. — iſt nicht als eine lange Dauer vorzuſtellen. III. 8.

F.

Falten in der Haut des Rhinoceros. IV. 13. in dem Panzer des Armadill. daſ.

Register.

Die Römiſche Zahl bedeutet die Abhandlung, die kleinere den Abſchnitt, und N. oder * die Anmerkungen.

A.

Abhängigkeit aller Dinge in der Welt verweiſet auf ein ſelbſtändiges Weſen, als Grund von allem. I. 2.

Abhängigkeit des Orts der Dinge verweiſet ins beſondere auf eine unendliche Macht und deren Einfluß in die Erhaltung der Welt. III. 14. VIII. 6.

Abhängigkeit der Seele vom Leibe, wie ſie zu begreifen. VI. 11. 12. und wie ſie mit dem einfachen Weſen der Seele beſtehe. VI. 5. 13. 14. — wie auch mit deren Dauer in einer künftigen andern Verbindung. X. 3.

Abſicht. Erklärung davon. III. 17. IV. 4.

Abſicht der Schöpfung: geht auf das Wohl der Lebendigen. IV. 4. iſt der Schlüſſel, die Vollkommenheiten Gottes rückwärts zu erkennen. IV. 5. und der Mittelpunkt, worinn beide Wege des Erkenntniſſes Gottes zuſammen treffen. IV. 6. läßt uns die Vollkommenheiten der Welt einſehen. IV. 15. V. 2.

— Beweis der Abſichten des Schöpfers in der Natur, aus der Lebloſigkeit der körperlichen Welt. III. 1. 5. 9. 14. IV 6. Wie weit der gemeine Beweis aus der Ordnung, Uebereinſtimmung und Nutzen der Dinge gelte. IV. 6. 9.

Abſichten in der Natur werden von einigen geleugnet und verachtet. IV. 7. die jedoch keinen Widerſpruch mit dem Weſen und der Natur einer körperlichen Welt zeigen können. IV. 8. und ſich ſelbſt widerlegen, wenn ſie ein Vergnügen des Verſtandes in der Betrachtung der Natur finden. — wenn ſie ſich wegen der Naturkunde weiſe dünken.

göttlicher Vorsehung und dem Wohl der Menschen bestehen IX. 14. 15.
Glückseligkeit des Lebens, ob sie überhaupt von der Elende überwogen werde? IX. 12.
— eine reine dient uns Menschen in der Welt nicht IX. 11.
Glückseligkeit des Lebens ist fast bey allen Menschen gleich: S. Gleichheit.
Gott. Erklärung. IV. 1. Eigenschaften. IV. 1; 5. sind nicht menschenähnlich, sondern nur nach dem Verhältniss der Aeusserungen zu verstehen. IV. 2. N. 3. unveränderlich. IV. 2. unendlich. daſ. einzig. daſ. vollkommen IV. 3. unkörperlich, lebendig, ein Geist mit Verstand und Willen begabt. daſ. glückselig. daſ. mächtig. IV. 4. ausserweltlich: wie dies zu verstehen sey. IV. 1. *
— Spinoza Erklärung davon nimmt willkührlich an, was er beweisen sollte. III. 13.
Gott. Hat die Welt aus Nichts hervorgebracht. IV. 4. III. 7. nicht aus physischer, sondern aus moralischer Nothwendigkeit seiner Natur. IV. 4. nämlich aus Absicht auf das Wohl der Lebendigen. S. Schöpfung.
— ob er die Welt von Ewigkeit habe schaffen können III. 8.
— ob er, als ein unendlicher Geist, darauf wirken könne IV. 3. N. 4.
— Einwürfe gegen sein Daseyn, sind offenbar widersinnig X. 25. ***
Grundsätze des Widerspruches und des zureichenden Grundes. III. 17. *
— ob sie unfruchtbar und in der Anwendung trüglich sind IV. 16.
— des zureichenden Grundes, erklärt. daſ. Anm. 38.
— der Stätigkeit. Erklärung und Nutzen. IV. 18.
Grundursache muß von allen Wirkungen unterschieden seyn obgleich diese ihre nächsten physischen Ursachen haben. II. 14. IV. 2. N. 3.
Gutes, das den Gottlosen, Böses, das den Frommen widerfährt. S. Glücks- und Unglücksfälle.

H.

Haushaltungskunst der Thiere. V. 19.

Wollen und Wünſchen nicht befriedigen, da ſie lauter Unvollkommenheit auſſer und in ſich ſehen, und ſich alle Zuverſicht und Hoffnung benehmen. X. 14.

Atheiſten. Thätige Atheiſten ſind nicht beſſer daran. X. 15. wenn ſie gleich die Laſter als einen Weg zur Glückſeligkeit anpreiſen, X. 16. denn die ganze menſchliche Geſellſchaft würde dadurch zerrüttet. X. 17. und ſie ſelbſt ſind bey allerley Art der Laſter unglücklich. X 18.

Auſſerweltlich: in wie ferne es von Gott geſagt werde. IV. 1. *.

B.

Baſtarte von verſchiedener Art Thiere, ob ſie fruchtbar ſind. V. 26. Was von den Verſuchen mit denſelben zu halten iſt. daſelbſt.

Baumfrüchte in Europa ſind faſt alle aus Aſien und Afrika. I. 15.

Beachtung, die willkührliche, zeiget den Unterſchied der Seele vom Leibe. VI. 9.

Bedürfniß im Leiblichen, und Mangel angeborner Künſte, hat die Menſchen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. VII. 9. und iſt eine Mutter aller Vollkommenheit der Menſchen. IX. 5. 6.

Befruchtung der Gewächſe wird durch Inſecten befördert. IX. 8.

Begattung der Thiere. Triebe welche dabey zu bemerken. V. 26. 27.

Begierden der Menſchen gehen natürlicher Weiſe ins Unendliche. VII. 16. X. 5. können in dieſem Leben, ohne Religion, nicht befriedigt werden. X. 18.

Bergfalke, nebſt den Geyern und wilden Hunden ſind nöthige Thiere. IX. 19. Anmerk.

Berge, was ſie nützen, und ob ſie einmal ganz abnehmen werden. IX. 4.

Beſſerung der Menſchen im Sittlichen, wie ſie möglich ſey. VII. 16. 17.

Beſtimmung unſers Daſeyns, worinn ſie zu ſuchen. VI. VII. X. Abh.

Bewegungskunſt der Landthiere. V. 13. 14. der Waſſerthiere. V. 15.

Bewußtſeyn deutet nothwendig auf ein eigenes kraftäuſſerndes Weſen. VI. 4. not. 1c. ſteckt in einem, nicht in vielen Weſen.

ſen. VI. 7. not. 3b. kann nur einem fortdaurenden Weſen, oder einer Subſtanz, zukommen, und ſchließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zuſtandes in ſich. VI. 3. VI. 5. not. 1d.
Bienen, vortrefliche Einrichtung ihres Baues. V. 4. not. 2. V. 8. not. * und ** ob ihre Verrichtung, ohne an einen weiſen Schöpfer zu gedenken, bloß mechaniſch zu erklären ſey. V. 12.
Bildung zweckmäßige der verſchiedenen Thierarten. V. 5.
Bildung der Samen in Thieren und Pflanzen kömmt nicht von einer Praeformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile, VIII. 8. beweiſt den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. daſ.
Bildungstrieb. VIII. 8. N. 2b. — bringt mit einerley Kraft mannigfaltige Wirkung hervor. V. 5. **
Blattläuſe, wunderbare Fortpflanzung derſelben *II. 2. not. 2b.*
Blindgebohrne ihre eingeſchränkte Vorſtellungen. X. 3. not. 1. 7. not. 2.
Böſes in der Welt wird aus Unverſtand vermehrt. IV. 15. IX. 4:6. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey Weſen, ein gutes und ein böſes, annehmen. IX. 1.
— woher es entſtehe, und warum es der göttlichen Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1:3.
— iſt zum Guten angewandt, und muß von Menſchen auch ſo angeſehen werden. IX. 16:19.
Böſes, das den Frommen, Gutes, das den Gottloſen wiederfährt, ob es ſo häufig ſey, als man meinet. IX. 13. wie es mit der Vorſehung und dem Beſten der Menſchen beſtehe. IX. 14. 15.
Britannien, vordem wüſte und weniger volkreich. I. 13.
Buchwaizen haben die Türken aus Aſien nach Europa gebracht. I. 15. Anmerk. 60.

C.

Cometen, ob einer die Erde zerſtöret habe oder zerſtören werde. I. 16.
— der von 1744 hat den Lauf des Mercurs nicht geſtöret. daſ. Anmerk. not. 63b.
Cycloide, in dieſer Linie bewegt ſich das Licht in unſerm Dunſtkreiſe. IV. 18.

D.

Dauer der Welt zeigt die Allweisheit des Schöpfers. VIII. 1. 7.
Denken, es ſey was es wolle, ſo denkt in uns doch eins, und nicht viele Weſen. VI. 4. N. 1c VI. 7. N. 3b.
Deutſchland, vordem ſehr waldicht, öde und wenig bevölkert. I. 13.
Dunſtkreis des Monden, Meinungen von demſelben. III. 12 — muthmaßliche Schlüſſe davon ſind nicht gänzlich zu verwerfen, daſ. Anm.

E.

Eigenſchaften Gottes. Siehe Gott.
Eigenſchaften Gottes, wie ſie rückwärts aus der Welt und deren Beſchaffenheit zu erkennen. IV. 5.
Einfache Dinge müſſen auch in Körpern angenommen werden. VI. 14. daher kann auch die Seele, als ein einfaches Weſen, mit einem Körper verbunden ſeyn. VI. 13. 14.
Einfluß, der göttlichen Macht in die Erhaltung der Welt. Siehe Erhaltung.
Einheit iſt kein abgezogener (abſtracter) Begriff. VI. 7. N. 3b.
Einſtimmung. Grundſatz der Bejahung. III. 17. *
— iſt für den Verſtand Wahrheit, und für den Willen Gut, Recht, Pflicht. X. 25. *
Eins, gehöret zu dem Begriffe der Vollkommenheit. III. 4.
Electriſche Kraft, ob ſie die Wirkung der Sonne auf die Planeten erkläre? III. 10. — bleibt an ſich ſelbſt überſinnlich. IV. 3. N. 4.
Empfindung, Unterſchied der äußeren und inneren zeigt den Unterſchied von Leib und Seele. VI. 9. VI. 14. N. 6.
— unſere pflegen wir den Dingen außer uns beizulegen; woher es kömmt? III. 5. VI. 14. N. 6. Die Vollkommenheiten, welche wir den an ſich lebloſen Dingen zuſchreiben, ſind nicht in ihnen, ſondern kommen auf die geiſtige Empfindung unſerer Seele an. III. 5.
Endurſachen. Siehe Abſichten.
Erdboden iſt vor Zeiten viel wüſter und unbewohnter geweſen. I. 13. und noch lange nicht ſo bevölkert, als er ſeyn kann. daſ.
— deſſen Figur, wie ſie errathen worden. IV. 18. Oberfläche deſſelben zeigt von großen vormaligen Veränderungen. I. 16. V. 5. not. * — dabey eine allweiſe Vorſicht gewaltet. VIII. 3.

ſen. VI. 7. not. 3b. kann nur einem fortdaurenden Weſen, oder einer Subſtanz, zukommen, und ſchließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zuſtandes in ſich. VI. 3. VI. 5. not. 1d.
Bienen, vortrefliche Einrichtung ihres Baues. V. 4. not. 2. V. 8. not. * und ** ob ihre Verrichtung, ohne an einen weiſen Schöpfer zu gedenken, bloß mechaniſch zu erklären ſey. V. 12.
Bildung zweckmäßige der verſchiedenen Thierarten. V. 5.
Bildung der Samen in Thieren und Pflanzen kömmt nicht von einer Praeformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile, VIII. 8. beweiſt den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. daſ.
Bildungstrieb. VIII. 8. N. 2b. — bringt mit einerley Kraft mannigfaltige Wirkung hervor. V. 5. **
Blattläuſe, wunderbare Fortpflanzung derſelben II. 2. not. 2b.
Blindgebohrne ihre eingeſchränkte Vorſtellungen. X. 3. not. 1. 7. not. 2.
Böſes in der Welt wird aus Unverſtand vermehrt. IV. 15. IX. 4:6. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey Weſen, ein gutes und ein böſes, annehmen. IX. 1.
— woher es entſtehe, und warum es der göttlichen Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1:3.
— iſt zum Guten angewandt, und muß von Menſchen auch ſo angeſehen werden. IX. 16:19.
Böſes, das den Frommen, Gutes, das den Gottloſen wiederfährt, ob es ſo häufig ſey, als man meinet. IX. 13. wie es mit der Vorſehung und dem Beſten der Menſchen beſtehe. IX. 14. 15.
Britannien, vordem wüſte und weniger volkreich. I. 13.
Buchwaizen haben die Türken aus Aſien nach Europa gebracht. I. 15. Anmerk. 60.

C.

Cometen, ob einer die Erde zerſtöret habe oder zerſtören werde. I. 16.
— der von 1744 hat den Lauf des Mercurs nicht geſtöret. daſ. Anmerk. not. 63b.
Cycloide, in dieſer Linie bewegt ſich das Licht in unſerm Dunſtkreiſe. IV. 18.

D.

Dauer der Welt zeigt die Allweisheit des Schöpfers. VIII. 17.
Denken, es ſey was es wolle, ſo denkt in uns doch eins, und nicht viele Weſen. VI. 4. N. 1c VI. 7. N. 3b.
Deutſchland, vordem ſehr waldicht, öde und wenig bevölkert. I. 13.
Dunſtkreis des Monden, Meinungen von demſelben. III 12 — muthmaßliche Schlüſſe davon ſind nicht gänzlich zu verwerfen, daſ. Anm.

E.

Eigenſchaften Gottes. Siehe Gott.
Eigenſchaften Gottes, wie ſie rückwärts aus der Welt und deren Beſchaffenheit zu erkennen. IV. 5.
Einfache Dinge müſſen auch in Körpern angenommen werden. VI. 14. daher kann auch die Seele, als ein einfaches Weſen, mit einem Körper verbunden ſeyn. VI. 13. 14.
Einfluß, der göttlichen Macht in die Erhaltung der Welt. Siehe Erhaltung.
Einheit iſt kein abgezogener (abſtracter) Begriff. VI. 7. N. 3b.
Einſtimmung. Grundſatz der Bejahung. III. 17. *
— iſt für den Verſtand Wahrheit, und für den Willen Gut, Recht, Pflicht. X. 25. *
Eins, gehöret zu dem Begriffe der Vollkommenheit. III. 4.
Electriſche Kraft, ob ſie die Wirkung der Sonne auf die Planeten erkläre? III. 10. — bleibt an ſich ſelbſt überſinnlich. IV. 3. N. 4.
Empfindung, Unterſchied der äußeren und inneren zeigt den Unterſchied von Leib und Seele. VI. 9. VI 14. N. 6.
— unſere pflegen wir den Dingen außer uns beizulegen; woher es kömmt? III. 5. VI. 14. N. 6. Die Vollkommenheiten, welche wir den an ſich lebloſen Dingen zuſchreiben, ſind nicht in ihnen, ſondern kommen auf die geiſtige Empfindung unſerer Seele an. III. 5.
Endurſachen. Siehe Abſichten.
Erdboden iſt vor Zeiten viel wüſter und unbewohnter geweſen. I. 13. und noch lange nicht ſo bevölkert, als er ſeyn kann. daſ.
— deſſen Figur, wie ſie errathen worden. IV. 18. Oberfläche deſſelben zeigt von großen vormaligen Veränderungen. I. 16. V. 5. not. * — dabey eine allweiſe Vorſicht gewaltet. VIII. 3.

Erdboden. deſſen erdichtete öftere Verwüſtungen durch Feuer und Waſſer. I. 16.
Erde iſt nicht unſer aller Mutter. II. 2. 14. III. 2.
Erhaltung der Thiere aller Arten in einem Gleichgewichte, ein Beweis der göttlichen Vorſehung. VIII. 4.
Erhaltung der Welt durch göttliche Macht, erwieſen aus Gottes Eigenſchaften. VIII. 1. beſtätigt aus Beobachtungen des Unendlichen in der Natur. VIII. 6. 9.
— wie ſie von übernatürlichen Wirkungen oder Wundern zu unterſcheiden ſey. VIII. 5.
Erinnerung, der eigentliche Grund davon kann nicht im Körper liegen. VI. 5 N. 1d. — läßt ſich auch im künftigen Leben gedenken. X. 7. N. 2.
Erkenntniß der Menſchen wird durch ihre natürliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künſte erweckt. VII. 9.
Erſcheinungen der Sinne zeigen nicht den Gegenſtand ſelbſt, ſondern nur Wirkung auf unſere Vorſtellungskraft an. III. 5. VI. 14. N. 6. — müſſen von einem verſchiedenen, kraftäuſſernden Weſen herrühren. daſ. und III. 17. * IV. 3. N. 4.
— ihre bloſſe Folge wahrzunehmen befriedigt den Verſtand nicht. IV. 2. N. 3.
Erzeugung der Thiere aus roher Materie, durch ein Ungefähr, iſt unmöglich. II. 1. 13.
Erziehung, beſſere, kann allein beſſere Sittlichkeit unter die Menſchen einführen. VII. 16. Anm.
Europa, vorzeiten ſehr waldicht, wüſte und unbewohnt. I. 13.
— hat kaum drey bis vier alte Mutterſprachen. I. 14.
— hat faſt alle Baumfrüchte aus Aſien und Afrika bekommen. I. 15.
— ſcheint mehrentheils von den Phöniciern zu Waſſer, und von den Scythen zu Lande beſetzt zu ſeyn. I. 14.
Ewig, muß irgend etwas ſeyn. I. 2.
Ewigkeit der Welt würde die Nothwendigkeit einer Grundurſache nicht aufheben. II. 14. — Gottes. IV. 1. 2. 5. — iſt nicht als eine lange Dauer vorzuſtellen. III. 8.

F.

Falten in der Haut des Rhinoceros. IV. 13. in dem Panzer des Armadill. daſ.

Fixſterne ſind vermuthlich mit Planeten umgeben. III. 10. können Einwohner haben. daſ.
Fiſche, Fortpflanzung derſelben; von einem Verſuche mit denſelben. V. 27. Die Befruchtung ihrer Eier im Mutterleibe iſt noch in vielen Arten unbewieſen. daſ.
— die Blaſe derſelben iſt nicht das einzige Mittel der Bewegung der Fiſche. V. 15.
— wie und wodurch das Steigen und Sinken derſelben zu erklären ſey. daſ.
Fromme, ob es ihnen ſo häufig übel, und den Gottloſen wohl gehe? IX. 13. und wie das mit der Vorſehung zu reimen? IX. 14. 15.

G.

Gallien, in den älteſten Zeiten noch wenig bevölkert. I. 13.
Ganzes: Täuſchung, es als Einheit vorzuſtellen. VI. 7. N. 3b.
Gedächtniß ſ. Erinnerung.
Gelehrte, welche an dem Vergnügen des Verſtandes Antheil haben. VII. 14.
Gemüth, Einfluß ſeines Zuſtandes in den Körper. VI. 10.
Geſchichte widerlegt den Urſprung der Menſchen und Völker nicht. I. 11. 12. ſondern beſtärkt ihn durch die alte Wüſteney des Erdbodens, und allmälige Vermehrung der Einwohner. I. 13. durch die Abſtammung der Sprachen von wenigen Mutterſprachen. I. 14. durch den Wachsthum der Künſte. I. 15. 16.
Geſchichtſchreiber der Griechen ſind viel zu neu, als daß ſie den Urſprung der Völker wiſſen könnten. I. 11. 12.
Geſetze der Bewegung ſind keine ewige Wahrheiten, die ſich geometriſch beweiſen laſſen, ſondern ſetzen allemal eine Bedingung voraus. III. 16. IV. 10. zielen alle auf das Wohl der Lebendigen. III. 17. richten ſich nach der Regel der kürzeſten Mittel. IV. 18.
Geſetz der Sparſamkeit. IV 9. 10. ob es aus der Regel der kürzeſten Mittel gefloſſen? IV. 18. ob es einen Beweis des Daſeyns Gottes und ſeiner Weisheit und Güte abgebe? IV. 14. V. 5.**
Gleichheit der Menſchen in der Glückſeligkeit, ungeachtet des ſcheinenden großen Unterſchiedes. IX. 12. 19.
Glücks- und Unglücksfälle, ob ſie ſo häufig verkehrt auf Gottloſe und Fromme treffen? IX. 13. wie dieſelben mit

göttlicher Vorſehung und dem Wohl der Menſchen beſtehen. IX. 14. 15.

Glückſeligkeit des Lebens, ob ſie überhaupt von dem Elende überwogen werde? IX. 12.

— eine reine dient uns Menſchen in der Welt nicht. IX. 11.

Glückſeligkeit des Lebens iſt faſt bey allen Menſchen gleich: S. Gleichheit.

Gott. Erklärung. IV. 1. Eigenſchaften. IV. 1. 5. ſind nicht menſchenähnlich, ſondern nur nach dem Verhältniſſe der Aeuſſerungen zu verſtehen. IV. 2. N. 3. unveränderlich. IV. 2. unendlich. daſ. einzig. daſ. vollkommen. IV. 3. unkörperlich, lebendig, ein Geiſt mit Verſtand und Willen begabt. daſ. glückſelig. daſ. mächtig. IV. 4. auſſerweltlich: wie dies zu verſtehen ſey. IV. 1. *

— Spinoza Erklärung davon nimmt willkührlich an, was er beweiſen ſollte. III. 13.

Gott. Hat die Welt aus Nichts hervorgebracht. IV. 4. III. 7. nicht aus phyſiſcher, ſondern aus moraliſcher Nothwendigkeit ſeiner Natur. IV. 4. nämlich aus Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. S. Schöpfung.

— ob er die Welt von Ewigkeit habe ſchaffen können? III. 8.

— ob er, als ein unendlicher Geiſt, darauf wirken könne? IV. 3. N. 4.

— Einwürfe gegen ſein Daſeyn, ſind offenbar widerſinnig. X. 25. ***

Grundſätze des Widerſpruches und des zureichenden Grundes. III. 17. *

— ob ſie unfruchtbar und in der Anwendung trüglich ſind. IV. 16.

— des zureichenden Grundes, erklärt. daſ. Anm. 38.

— der Stätigkeit. Erklärung und Nutzen. IV. 18.

Grundurſache muß von allen Wirkungen unterſchieden ſeyn, obgleich dieſe ihre nächſten phyſiſchen Urſachen haben. II. 14. IV. 2. N. 3.

Gutes, das den Gottloſen, Böſes, das den Frommen wiederfährt. S. Glücks- und Unglücksfälle.

H.

Haushaltungskunſt der Thiere. V. 19.

aut iſt bey den vierfüßigen Thieren unter allen vier Füßen ſchon im Mutterleibe dicker, bey dem Menſchen nur unter den zweenen Füßen. IV. 13.
elvetien hat zu Cäſars Zeiten nur wenig Einwohner gehabt, gegen jetzo. I. 13.

J.

ch: das Ich oder Selbſt iſt der reale Grund aller unſerer Vorſtellungen. VI. 4. N. 1c.
dealiſt, wird durch ſeine eigenen Vorſtellungen widerlegt. I. 2.
deen, Ungrund oder Misverſtändniß des Materiellen, was dazu erfordert wird. VI. 5. N. 1d.
nſecten, ihr Nutzen in der Welt. IX. 8. 9.
nſtincte, oder Triebe der Thiere, werden beſchrieben und deren Nutzen gezeigt. V. 4. 5. allgemeine Arten derſelben. V. 16. ſind zu der Thiere und ihres Geſchlechts Erhaltung nöthig. V. 7.
· gehen nicht mechaniſch zu. daſ. ſind auch durch die Sinne und Empfindung nicht genugſam zu erklären. V. 8. alſo auch nicht aus der vergangenen Erfahrung. V. 9. nicht aus Beiſpielen, Nachahmung, Unterricht, Uebung. daſ. nicht aus Vernunft. V. 10. Erklärung des Hrn. B. widerlegt. V. 12.
nſtincte, ſind eine von Gott eingepflanzte erbliche Fertigkeit der Seelen. V. 10. und geben auf alle Weiſe einen Beweis der Weisheit und Güte des Schöpfers. V. 7:11. 28.
· der Bewegung. V 13:15. der Nahrung. V. 16:19. der Sorge für die Erhaltung und Nahrung der Brut. V. 6. 17. 28. des Schlafes im Winter. V. 18. der Sammlung auf den Winter. V. 19. der Wanderung. V. 20 der Raubthiere. V 21:23. ſich zu verwahren durch ein Geſpinſt. V. 23. 24. ſich zu retten und zu wehren gegen Verfolgung. V. 25. ſich zu paaren. V. 26. 27.
· oder blinder Trieb, kann nicht die Richtſchnur menſchlicher Handlungen und Glückſeligkeit ſeyn. VII. 17.

K.

leinigkeiten, ob etwas in der Natur zu klein ſey, die Weisheit des Schöpfers darinn zu zeigen. IV, 13.

Körper, iſt unſer eigen, ſo ferne wir darinn empfinden. VI. 2. doch ſind uns nicht alle Theile des Körpers gleich nahe, ſondern hauptſächlich die Nerven. daſ.
— iſt der nächſte Gegenſtand, oder das Werkzeug unſerer Wirkſamkeit, VI. 14. N. 6. X. 3. N. 1.
— wie die wechſelſeitige Wirkung mit der Seele beſtehen könne. VI. 14. N. 6.
— iſt im ſteten Ab- und Zufluſſe. VI. 2. ohne daß wir ein Theil kennen, ob es eben daſſelbe ſey, ſo wir vorhin gehabt, oder nicht. VI. 3. oder wenigſtens, er iſt ein Haufen vieler Weſen. VI. 7. N. 3b. iſt alſo nicht eigentlich und hauptſächlich, was den Menſchen, unſer Ich, ausmacht. daſ. u. VI. 2.
— iſt der Seelen Spiegel, worinn ſie alles ſieht. VI. 8. 11. 12.
— S. Materie.
Körperwelt, lebloſe iſt an ſich ſelbſt keiner innern und phyſiſchen Vollkommenheit fähig. III. 5.
Kraft. Davon haben wir eine Deutung an unſerm Willen. III. 17.*
— deren Aeuſſerung wird durch Verhältniſſe verändert, aber ihr Streben nicht aufgehoben. X. 3. N. 1.
Kräfte der Materie wohnen in den einfachen Theilen, entſtehen aber nicht erſt durch die Zuſammenſetzung. VI. 14.
— ihr beſtändiges Gleichgewicht zeugt von der Erhaltung der Welt. VIII. 7.
Künſte. Ihr Wachsthum beweiſt den Urſprung des menſchlichen Geſchlechts. I. 15. können durch keine Verwüſtung und Landplagen gänzlich erſtickt werden. I. 16.
— Wurden in den erſten Zeiten geheim gehalten; waren ſehr unvollkommen; ſind mit den neuern Entdeckungen nicht zu vergleichen. I. 15.

L

Laſter ſchaden der menſchlichen Geſellſchaft allezeit mehr, als ſie zufällig Vortheil ſchaffen können. X. 20.
Lateiniſch ſtammt in den meiſten Wörtern von dem Griechiſchen ab. I. 14.
Leben der Menſchen, ob es überwiegend elend ſey? X. 22. 23.
Leben. Die Art des Lebens, wozu ein jedes beſtimmt iſt, enthält die Regel, wornach ſich alles übrige richtet. VII. 1.

Lebendige ſind in der körperlichen Welt an ſich nicht weſentlich eingeſchloſſen. III. 2. auch durch keine Kraft der Natur urſprünglich entſtanden. II. 1:12. 14. ſind aber in der Abſicht des Schöpfers der Grund, warum er die Welt hervorgebracht. III. 9:12. 14. und warum die Natur durch dieſe Regeln beſtimmt worden. III. 16. 17.
— alle mögliche ſind wirklich in der Welt. V. 1:3.
Lebloſe Dinge, wie ſie von Lebendigen innerlich unterſchieden ſeyn können. III. 9. * — haben keine innere Vollkommenheit. III. 1. 4. 5. noch in ſich einen Grund ihres Daſeyns und ihrer Beſchaffenheit. III. 6.
Leere der Weſen vacuum formarum. V. 2. S. Stätigkeit
Licht, deſſen Bewegung durch den Dunſtkreis, in einer Cycloide. IV 18. — deſſen Entſtehung. III. Not. 1.
Lucretius, tadelt die Natur mit Unverſtand. IX. 4:6.
Luft: Lebensluft: Feuerluft. III. Not. 2b.
Luſt. Die ſinnliche iſt den Menſchen von Gott gegönnt. VII 8. wird ihnen aber, wegen angeborner Dürftigkeit und Unwiſſenheit, ſo leicht nicht zu erhalten, als den Thieren. VII. 9. thut allein der menſchlichen Natur nicht Genüge, und iſt nicht unſer einziges und äußerſtes Ziel. VII. 10. X. 18. iſt an ſich weit ſchlechter, als das Vergnügen des Gemüths. VII. 14.
— Wird durch den Gebrauch der Vernunft nicht allein mannichfaltiger gemacht, ſondern auch auf eine unſchädliche Weiſe geſchärfet und erhöhet. VII 13.
— wird ſelbſt von der Religion nicht erſtickt, ſondern in Ordnung gebracht und vermehrt. X. 23.
— alle mögliche Arten und Stufen der Luſt werden in der Welt von allen möglichen Arten der Lebendigen wirklich genoſſen. IX. 7.

M.

Mangel und Bedürfniß hat die Menſchen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. VII. 9. und dadurch zu aller Vollkommenheit gebracht. IX. 5. 6.
— einer mehrern Vollkommenheit iſt allen eingeſchränkten Dingen weſentlich. IX. 2.
Mannichfaltigkeit der Dinge kann mit der Uebereinſtimmung und allgemeinen Aehnlichkeit zuſammenſtehen. IV. 11.

Maſchine hat, als leblos, keine innere, ſondern bloß äußere Vollkommenheit. III. 1. 4. kann ohne einen Nutzen für Lebendige nicht einmal gedacht werden. III. 9. — Die Zuſammenfügung ihrer Theile hat keinen innern Grund III. 14.

Materie, oder das Materielle, zeigt immer viele Weſen an — kann alſo nicht ein einfaches Bewußtſeyn geben. VI. 7. N. 3b. — iſt nur Erſcheinung von Wirkungen auf unſere Vorſtellungskraft IV. 3. N. 4. — denen alſo kraftäuſſernde Weſen zum Grunde liegen. IV. 2. N. 3. VI. 14. N. 6.

Materielle Ideen, ihr Ungrund gezeigt. VI. 5. N. 1d.

Mathematik. Worauf ſich ihre Gewißheit gründe. III. 14*17.* IV. 2. N. 3.

Menſch, was eigentlich den Menſchen ausmacht, iſt nicht der Körper, ſondern die Seele. VI. 2. 3.

Menſchen, die zuſammen gewachſen, zwo Seelen in einem Leibe. VI. 6.

Menſchen müſſen ſich nicht als den Mittelpunkt der ganzen Welt betrachten, als ob um ihrent willen allein alles ſey. VI. 1. IX. 7:9.

Menſchliche Geſchlecht hat einen Anfang gehabt. I 4. 5. unendliche Reihen voriger Geburten laſſen ſich nicht denken. I. 8. 9. alle Völker haben ſich einen Anfang beigelegt, wenn ſie ſich auch noch ſo alt gemacht. I. 11. iſt vorzeiten nicht ſo volkreich geweſen. I. 13. Siehe Mutterſprachen, Künſte, Wälder.

— iſt zur Bewohnung und zur Beherrſchung des ganzen Erdbodens von Natur gemacht. daſ.

Menſchen und Thiere können nicht natürlich aus dem Schlamm, durch Wärme und durch eine ungefähre Gährung entſtanden ſeyn. II. 1:13.

— Was ſie mit den Thieren gemein haben. VII. 8. kommen in größerer Bedürfniß und Unwiſſenheit, als die Thiere, auf die Welt. VII. 9. das aber treibt ſie zum Gebrauche ihrer Vernunft, Erkenntniß, Fleiße. eben daſ. und zu aller Vollkommenheit. VIII. 12. IX. 6. können alſo durch blinde Triebe nicht glücklich werden. VI. 1. VII. 17.

Menſch, natürliche Beſtimmung deſſelben nach dem Syſtem des Herrn R. und Widerlegung deſſelben. VII. 2:7. der Grund deſſelben iſt, daß die Geſelligkeit der Menſchen nicht natürlich ſey. VII. 5. er beſchreibt den urſprünglichen Menſchen

ſchen erſt als ein Vieh. VII. 2. und legt ihm alsdenn einige vorzügliche Naturgaben vor den Thieren bey. VII. 3.

Menſch. Seine Eigenſchaften ſind nicht zum Genuß und zur Erhaltung bloß des gegenwärtigen Lebens eingerichtet. X. 5. N. 1b.

— Natur des Menſchen. VII. 17. äußert ſich bey Menſchen, auf eine andere Art, als bey den Thieren. VI. 1. VII. 17.

Menſchen können ihre Begierden nicht ſo wohlfeil, als die Thiere, durch ſinnliche Luſt allein, ſättigen. VII. 10. ſtreben alſo nach Wahrheit und höherer Vollkommenheit. daſ. können auch immer vollkommener werden. VII. 16. und gehen darinn mit ihrem Verlangen ins Unendliche. eben daſ. und X. 5. N. 1b.

— müſſen, vermöge ihrer Vernunft, voraus denken, und ſich das Zukünftige vorſtellen, dagegen die Thiere wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind. VII. 11. das führt ſie zur Weisheit, Tugend, Religion, Zuverſicht auf göttliche Vorſehung, und zur Hoffnung der Unſterblichkeit daſ. Siehe Religion.

Menſchen können nicht lauter gute Tage vertragen. IX. 11.

Mikroſkopia, einfache ſind beſſer, als zuſammengeſetzte. II. 4.

Misgeburten beweiſen die Zufälligkeit der Natur. III. 16. — zeigen doch die allgemeine zum Zweck zielende Bildungskraft. V. 5. **

Mittel: die Kräfte und Einrichtung der Natur ſind Mittel göttlicher Abſichten. VII. 17.

— die einfachſten und kürzeſten ſind vom Schöpfer angewandt IV. 18. V. 5. **

Modell, inneres, welches Hr. B. zur Bildung der Saamen in den Thieren erdacht. VIII. 8.

Möglichkeit, innere und äußere. II. 9.

— muß nicht mit der Wahrſcheinlichkeit vermengt werden. IV. 10.

Mond, Aehnlichkeit deſſelben mit unſerer Erde. III. 12. Anmerk.

Moſes Geſchichte von dem Urſprunge der Völker iſt glaublich. I. 12.

Mutterſprachen ſind nur wenige, und beweiſen die Abſtammung der Menſchen von wenigen Geſchlechtern. I. 14.

N.

Nahrungstrieb der Thiere, und deſſen verſchiedene Arten. V. 16:22.

Natur, was eigentlich darunter zu verſtehen, wenn es keine Qualitas occulta oder idolum werden ſoll. III. 15.

— iſt nicht ſchlechterdings nothwendig. III. 16. ihre Regeln ſetzen immer eine Bedingung voraus, daſ. und V. 3.** 5.** und laſſen ſich nicht geometriſch beweiſen. IV. 10. ihr Anfang erhellet aus dem Urſprunge der Menſchen und Thiere. II. 14. weil keine Naturkraft organiſche Thiere durch ein Ungefähr erzeugen kann. II. 1:13.

Natur, ob ſie jetzt alt und unfruchtbar in Erzeugung der Thiere geworden ſey. II. 6.

— der Grund aller ihrer Regeln oder Geſetze liegt in der Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. III. 16. und ſo ſind Natur und Weſen der Dinge Mittel göttlicher Abſichten. VII. 17. ſie wirket durch die kürzeſten Wege, und thut nichts umſonſt IV 18. 19. not. 45 b. V. 5.** ihre Tadler verrathen nur ihren eigenen Unverſtand. IX. 4:7. und die Alten, welche mentem per rerum naturam intentam angenommen, ſind weit erträglicher, als die, welche alles aus unverſtändigen Kräften herleiten. II. 7. III 3.

Naturlehre. Ob die Betrachtungen der Abſichten in der Natur ihr hinderlich ſind? IV. 16. 17. ob ſie zu ihrem Erkenntniſſe etwas beitragen? IV. 18. iſt ohne Einſicht der Abſichten nicht verſtändlich genug. IV. 19.

Natur des Menſchen, was darunter zu verſtehen. VII. 6. Siehe Menſchen. Thiere.

Natürlich, was es heiße. daſ. was ein natürlicher Zuſtand des Menſchen ſey. daſ.

— was natürlich erfolgt, iſt nicht Wirkung des blinden Zufalls V. 3.**

Nerven, ſind das einzige empfindende im Körper. VI. 2. entſpringen aus dem Gehirne an verſchiedenen Orten; daher die Seele nicht in den Nerven, ſondern im Gehirne ſelbſt ihren Sitz haben muß. VI. 10. N. 4.

Nothwendigkeit, unbedingte, kömmt der Welt nicht zu. III. 14. III. 16. N. 4. IV. 4. Not. 5 b. noch auch der Natur. III. 15. 16.

— mathematiſche, iſt nur ſpeculativ, und ſchafft keine Wirklichkeit. III. 14.*

Nothwendigkeit, die vor dem erſten, was ſich von einem Dinge gedenken läßt, das iſt, vor deſſen Möglichkeit und Weſen, in demſelben angenommen wird, und alſo in dem Weſen keinen Grund hat, iſt erdichtet. III. 14.

Nutzen der Dinge, ob er eine Abſicht ſey? IV. 11. 17. — iſt oft offenbar, da hingegen die hervorbringenden Kräfte verborgen bleiben. IV. 19. Not. 45b.

O.

Ordnung, Die beſtändige im Laufe der Natur beweiſt eine göttliche Vorherſehung. VIII. 214.

Organe: Organiſazion. Was es bedeute. X. 3. N. 1. — organiſche Anziehung. VIII. 8. N. 2 b. — organiſche Bildung: wie ſie Zweckmäßigkeit zeigt. II. 12. *. V 5.

Ort eines jeden Dinges hängt von den benachbarten ab, und dieſe Abhängigkeit der Natur weiſt uns auf die göttliche Erhaltung der Welt. VIII. 6. — iſt nur eine Erſcheinung unſers Gefühls oder Geſichts. IV. 1. *. VI. 10. N. 4. 14. N. 7 — alſo weder auf das Verhältniß Gottes zur Welt, noch der Seele zum Körper anzuwenden. Daſ.

P.

Paarung der Thiere. V. 26. 27.

Perſönlichkeit: wird in einem künftigen Zuſtande nicht erloſchen ſeyn. X. 7. N. 2

Pflanzenthiere: zuſammengeſetzte, polypenartige. Ihre Empfindung und Lebenskraft ſteckt in den einzelnen Polypen — kann doch einer regierenden Kraft untergeordnet ſeyn. VI. 7. N. 3b. X. 3. N. 1.

Phyſik hängt mit der Matheſi und Metaphyſik zuſammen III. 17. IV. 19. S. Naturlehre.

Planeten von Lebendigen bewohnet. III. 12. V. 3. ſind vermuthlich auch um die Fixſterne III. 10.

Präformation in den Samen der Thiere und Pflanzen, verworfen. VIII. 8.

R.

...thiere ihre Kunſt, den Raub zu fangen. V. 21. 22 ..., das Gleichgewicht unter den Thieren zu erhalten.

...Ort.

Natur, das allgemeine, welches auch die Thiere II. 8.

Reden, ſoll dem Menſchen nicht natürlich ſeyn, nach dem Syſtem des R. obgleich die Werkzeuge dazu da ſind. VII. 5. Widerlegung. VII. 6.
Reflexion, ſpricht R. ſeinen urſprünglichen Menſchen ab. VII. 2. die von der Reflexion abſtammenden Erfindungen ſollen die Urſachen alles Elendes ſeyn. VII. 2. 3.
Religion, allgemeine Erklärung. I. 1. Hauptſatz derer, die keine Religion haben. daſ.
— warum ihre Wahrheiten nicht ſo klar einleuchten als die ſinnlichen. X. 18. N. 4.
— weswegen ſie der rohe Menſch nicht einſiehet, und auch ihrer nicht bedarf. daſ.
— warum ſich einer darum zu bekümmern hat. X. 21.
— iſt eine Hauptſtütze der menſchlichen Zufriedenheit, VII. 18. ihr Einfluß in die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft. X. 19. 20. und in die beſondere eines jeden X. 21.
— bringt unſere Begierden in Ordnung. X. 23.
— unterdrückt die ſinnliche Luſt nicht, ſondern vermehret und erhöhet ſie. X. 24.
— thut unſerm Verſtande und Willen allein Genüge. X. 21. 22. 25. und die gegenſeitigen Vorſtellungen zeigen ſich als ungereimt. 25. *.
— wäre ohne die Hoffnung der Unſterblichkeit eitel. X. 8.
Rhinoceros. Ob es läppiſch ſey, in den Falten ſeiner dicken Haut die Weisheit des Schöpfers zu bemerken? IV. 13.

S.

Samen-Eyer aller Thiere, wenn ſie auch von Ewigkeit wären, ob ſie zureichten den Urſprung der Thiere zu erklären? II 13.
— ihre Bildung. S. Bildung.
Schlafende Thiere. V. 18.
Schöpfung der Welt, aus Nichts, iſt nur unſerer Unwiſſenheit unbegreiflich. III. 7. iſt aber nicht widerſprechend. daſ. iſt nicht aus einer Nothwendigkeit Gottes geſchehen. IV. 4. ſondern in Abſicht auf das Wohl der Lebendigen. daſ. konnte nach den Regeln der Weisheit und Güte, wegen der Unvollkommenheit, die eingeſchränkten Dingen anklebet, nicht unterlaſſen werden. IX. 3.
— ob nicht eine Schöpfung von Ewigkeit möglich ſey? II. 14. *. III. 8.

Schranken, wesentliche der Dinge enthalten den Grund der Unvollkommenheit und des Bösen. IX. 2.
Seefeder: darinn sind die Lebenskräfte der einzelnen Polypen einer regierenden Kraft untergeordnet VI. 7. N. 3b. X. 3. N. 1.
Seele. Erklärung. VI. 4. ist eine Substanz. das. kann keine Beschaffenheit des Körpers seyn. VI. 5.
— erkennet sich selbst unmittelbar durchs Bewußtseyn inneren Vermögens. VI. 4. N. 1c.
— ist in jedem Menschen nur eine. VI. 6. ohne, wo zween Körper an einander gewachsen sind. VI. 6.
— ist von allen körperlichen Theilen unterschieden und einfach. VI. 7. 9. Schulbeweise davon. VI. 10. Einwürfe des la M. das. — S. Bewußtseyn.
— Abhängigkeit ihrer geistigen Verrichtungen von dem organischen Körper. VI. 10. VI. 5. N. 1d. VI. 14. N. 6. X. 3. N. 1
— Abhängigkeit der Seele vom Körper, ist wie des Auges vom Spiegel, das darinn alles sieht. VI. 11. hindert also nicht, daß sie nicht davon unterschieden seyn sollte. VI. 12.
— wie sie, als ein einfach Wesen, mit dem Körper vereint seyn könne. VI. 13. 14.
— Ort der Seele im Körper bedeutet nur ihr Verhältniß zu den Werkzeugen. VI. 10. n 4. 14. n. 7.
— Unsterblichkeit derselben gründet sich auf die göttliche Absicht der Schöpfung und Vorsehung. X. 1. Möglichkeit derselben. X 2. 3. die Wirklichkeit beruhet auf unserer Bestimmung, welche aus unsern Naturkräften erhellet, weil dieselbe nach ihren Regeln zu einer Vorstellung und zum Verlangen eines dauerhafteren und bessern Lebens nothwendig führen. X. 4. 6. weil sonst alle menschliche Vorzüge eitel wären, und uns nur unglücklicher machten. X. 7. 8. 5. N. 1b. welches der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers entgegen ist. X 9. 10.
— wie sie in einer andern Verbindung fort leben und empfinden könne. X. 3. N. 1. — wie auch Erinnerung haben. 7. N. 2.
Selbständig muß ein Wesen, oder alles in der Welt seyn. I. 2.
Sinnenwerkzeuge: deuten auf äussere Gegenstände. IV. 2. N. 3.
Sittlichkeit des Menschen deutet auf Unsterblichkeit. X. 25. *.

Sonne und andere Fixſterne können Licht hervorbringen ohne für feurige Körper gehalten zu werden, und alſo doch wohnbar ſeyn. III. 10.
Spanien, in den älteſten Zeiten landwärts wenig bevölkert. I. 13.
Sparſamkeit, Geſetz derſelben, oder das Geſetz der kleinſten Handlung in der Natur, was davon zu halten. IV. 9. Anm. 7.
— oder einfachſte Mittel, vom Schöpfer angewandt. V. 5. **.
Spinnengewebe, ob es läppiſch ſey, darinn die Weisheit des Schöpfers zu betrachten. IV. 13. V. 22.
Spinoza nimmt in der Erklärung von der Subſtanz und von Gott ſchon heimlich an, was er beweiſen ſollte. III. 13.
— ſein Begriff von der Welt, als Alleinweſen. daſ. Not. 3b.
Sprachen ſtammen von wenig Mutterſprachen, und beweiſen den Urſprung der Menſchen. I. 14.
Spuren, örtliche, der Empfindungen: können nicht im Gehirne nachbleiben. VI. 5. N. 1d.
Städte, ihre Wenigkeit in den alten Zeiten beweiſt die Wenigkeit der Menſchen, I. 13.
Stätigkeit. Grundſatz oder Regel der Stätigkeit. (Lex Continuitatis) deſſen Erklärung und Nutzen. IV. 18. weiſt, daß alle mögliche Lebendige wirklich in der Welt ſind. V. 2. 3.
Stellung der Theile muß vorausgeſetzt werden ehe eine beſtimmte Wirkung erfolgt. II. 13. *. III. 14.
Subſtanz, nach dem Spinoza. Siehe Spinoza.
Die wirkliche Welt widerſpricht ſeiner Erklärung. III. 13.

T.

Tadler der Schöpfung und Vorſehung verrathen ihren Unverſtand. IX. 4; 6. VIII. 10.
Taubgebohrne: ihre Denk-Art. X. 3 N. 1. 7. N. 2.
Thiere. Siehe Lebendige. Menſchen.
— Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Arten. V, 5. alle Arten ſcheinen auf dem Erdboden wirklich zu ſeyn, welche hier möglich ſind. V. 3.
— jedoch haben vor der großen Veränderung des Erdbodens auch andere Thierarten Statt gefunden. V. 5. not. *.
— ihre Triebe. Siehe Inſtinkt.

Thiere, ihre beſtändige Erhaltung in allen Arten, und ihr Gleichgewicht unter einander, iſt ein Beweis der göttlichen Vorſehung. VIII. 4.
— verächtliche und ſchädliche, warum ſie in der Welt ſind. IX. 7. 9. warum ſich viele auf Unkoſten anderer erhalten. IX. 10. werden vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorſehung gebraucht. IV. 14.
— haben die Vorzüge vor Menſchen: 1) daß ſie mit Kleidung Waffen und Künſten geboren werden. (VII. 9. 2) daß ſie mit der Erſättigung ihrer ſinnlichen Luſt völlig zufrieden ſind. VII. 10. 3.) daß ſie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert ſind. VII. 11. X. 5. N. 1b.
— wiſſen hergegen von keinem Vergnügen des Verſtandes noch Willens, können auch nicht vollkommener werden. Siehe Menſchen.
— zuſammengeſetzte, polypenartige: S. Pflanzenthiere.
Thierlein im Samen und in den Säften der Thiere und Pflanzen, wie die meiſten Beobachter uns dieſelben abbilden, und was ſie von ihrem Leben und Körper anmerken. II 4. was einige mit einem mangelhaften Mikroſkopio an denſelben wahrgenommen haben wollen, iſt unzuverläßig. Widerlegung derſelben. II. 4. ob ſie ſind, und woher ſie kommen. II. 5. ob ſie eine ungefähre Erzeugung der vollkommenern Thiere aus roher Materie beweiſen? II. 3.
Tod vergället den Atheiſten alle Luſt des Lebens. X. 18.
— hebt die innere Kraft der Seele nicht auf. X. 3. N. 1.
— noch auch die Perſönlichkeit. X. 7. N. 2.
Trampelthiere, wunderbare Paarung derſelben. V. 27.
Triebe. Siehe Inſtinct.
Tugenden ſind der menſchlichen Natur gemäßer, als die Laſter. VII. 16. Anmerk.
— würden ohne Religion, und Hoffnung der Unſterblichkeit, nicht glücklich machen. X. 8. 11.

U.

Uebereinſtimmung in dem Mannichfaltigen iſt durch ein Ungefähr nicht möglich. II 7. 13. IV 9.
— kann mit der Mannichfaltigkeit beſtehen. IV. 11.
Uebereinſtimmung in dem Baue der thieriſchen Körper: geht über allen menſchlichen Verſtand. V. 16. — S. Einſtimmung.

Ueberflüßige Theile: warum ſie in einigen Fällen, doch aus gutem Grunde, entſtehen muſten. V. 5. **.

Ueberſinnliche Weſen in wie ferne wir davon urtheilen können. IV. 2. N. 3. — IV. 3. N. 4. VI, 4. N. 1c.

— in dieſen liegt der Grund aller Erſcheinungen, oder Wirkungen. daſ.u. VI. 14. N. 6.

Urſache, die erſte, S. **Grundurſache**.

Unendlich, was es eigentlich ſey. I. 8.

— das Unendliche der Mathematiker iſt nur eine Erdichtung, und nicht auf wirkliche Dinge zu ziehen. I. 7. Zahlen und Größen ſind nicht unendlich. I. 8.

— ins Unendliche fortgehen, und unendlich ſeyn, iſt ganz was verſchiedenes. II. 8. was künftig ins Unendliche fortgehen kann, iſt deswegen nicht ohne Anfang. I. 9.

Unendliche Reihen, Gründe dawider. I. 6:9.

— Behauptung derſelben. II. 14. *.

Ungefähr kann keine Ordnung und Uebereinſtimmung im Mannichfaltigen hervorbringen, keine organiſchen Thiere erzeugen. II. 7:12. IV. 9. 10.

— richtet ſich nach Regeln, die den Regeln der Ordnung und Uebereinſtimmung gerade entgegen ſind. II. 12.

Ungelehrte ſind auch zu vernünftigen Uebungen des Verſtandes geſchickt. VII. 14.

Unglück. Siehe Böſes.

— wird durch die Hoffnung eines beſſern Lebens gemildert. IX. 20.

Unordnung und Unvollkommenheit, welche einige in der Welt zu finden vermeynen. IV. 14:18. Siehe **Tadler**.

Unſterblichkeit, eine Hauptſtütze der Zufriedenheit. VII. 18. IX. 20. Siehe **Seele**.

Unvollkommenheit und Böſes, woraus es entſtehe, und warum es der Vorſehung nicht zur Laſt falle. IX. 1:3.

— wird oft irrig und mit Unverſtand angegeben, was in der That gut iſt. IX. 4:6. Siehe **Böſes. Tadler.**

— der menſchlichen Natur, ein Mittel ihrer vorzüglichen Vollkommenheit. VII. 12. Siehe **Bedürfniß. Mangel.**

Unwiſſenheit der Wirkungsart hindert uns nicht auf eine Grundurſache zu ſchließen. IV. 2. N. 3. IV. 3. N. 4.

— der erſten und rohen Menſchen von dem, was zur Religion gehört, widerleget die Beweiſe nicht. X. 18. N. 4.

Urſache einer Wirkung: muß in einer Kraft enthalten ſeyn. III. 17. *.
Urſtoffen der Materie, ob ſie ein Leben haben? III. 3. Siehe einfache Dinge.

V.

Vergleichen iſt die allgemeine Aeuſſerung der Vernunftkraft. III. 17. *.
— liegt ſchon in einzelnen Vorſtellungen. VI. 3. N. 1b.
Vergnügen des Verſtandes kann nicht entſtehen als aus Einſicht des Verſtandes, der ſich in Dingen zeigt. IV. 8.
— hat viele Vorzüge vor der ſinnlichen Luſt. VII. 14.
— muß mit der Vollkommenheit des Willens verknüpft ſeyn. VII. 15.
Vergnügen des Willens an äußerer und eigener Vollkommenheit. daſ.
Verhältniſſe: wie weit ſich das Urtheil darüber erſtreckt. IV. 2. N. 3.
Vernunft, zu deren Gebrauche wird der Menſch durch leibliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künſte getrieben. VII. 9. S. **Vergleichen**.
— macht, daß wir voraus denken, oder uns das Zukünftige vorſtellen, und dadurch zur Weisheit Tugend und Religion geleitet werden. VII. 11. X. 5. N. 1b.
Vögel, americaniſche, Maißdiebe genannt, eine artige Geſchichte von ihren Nutzen. IX. 9. N. 6c.
Völker, die alten wollten aus der Erde entſproſſen ſeyn. I. 11. welche, und warum ſie ſich alt gedichtet. daſ. keines jedoch hat ſich für ewig gehalten. daſ.
— von ihrem erſten Urſprunge können die griechiſchen Geſchichtſchreiber nichts wiſſen. I. 12.
Vollkommenheit, ob es ein bloß moraliſch Weſen ſey, das nach unſerer Abſicht erdichtet iſt. IV. 16. 17.
— dreyerley Art derſelben, eine Metaphyſiſche, Phyſiſche und Moraliſche. III. 4. Phyſiſche, was man darunter verſtehe? Worinnen der Begriff derſelben das Mannichfaltige ſetze. daſ. wie man die Uebereinſtimmung deſſelben mit einem Etwas gedenke. daſ. wie ferne man ſie auch blinden Kräften zueigne. daſ.

Vollkommenheit, innere und äußere. daſ. die innere kömmt keinem lebloſen Dinge zu. III. 5. die äußere verſchwindet in unſern Gedanken, wo man nicht eine Abſicht ſetzet. IV. 8.
— der Welt muß aus den Abſichten beurtheilet werden. IV. 15. keine kann gröſſer ſeyn, als darinn alle Arten des Lebens, der Luſt und Glückſeligkeit vereint ſind, ſo, daß alle äußere Einrichtung der körperlichen Welt damit übereinſtimmt. V. 2.
— der Lebendigen, eine mehrere, als die weſentlichen Schranken leiden, würde jedem nur ſchädlich ſeyn. IX. 6.
— Einſicht und Vergnügen davon, hat auf der Erde allein der Menſch, VII. 15. und kann allein ſelbſt immer vollkommener werden. VII. 16.
— des Verſtandes, ohne Vollkommenheit des Willens ſchädlich. VII. 15.
Vorausſetzungen: wie ſie unſere Erkenntniß erweitern. IV. 2. N. 3.
Vorſehung, wird aus Gottes Eigenſchaften erwieſen. VIII. 1. und durch Beobachtungen beſtätigt. VIII. 2. 8. Siehe **Erhaltung der Welt**.
— beſondere, wie ſie zu verſtehen. VIII. 9. deren Einfluß in die Zufriedenheit und Beruhigung der Menſchen. VII. 18. VIII. 9.
— eine wunderthätige iſt nicht zu verlangen. IX. 13. 15.
— Zweifel gegen die Vorſehung, wegen des Böſen. Siehe **Böſes**. entſtehen aus verſchiedenen Irrthümern. VIII. 10.
Vorſtellungskraft ſteckt in einem, nicht in vielen Weſen. VI. 7. N. 3b. und iſt daurend. X. 3. N. 1.

W.

Wälder in alten Zeiten, beweiſen die Wenigkeit der Einwohner des Erdbodens. I. 13.
Wallfiſch-Arten: warum ſie verſteckte Gelenkknochen in den Bruſtfloſſen erhalten haben. V. 5. **
Wahrheiten: allgemeine, in ſich ſelbſt gegründete III. 17. *
Wandernde Thiere. V. 20.
Waſſer, ob zu viel auf dem Erdboden ſey. IX. 4.
Webekunſt der Thiere. V. 23. 24. Siehe **Spinne**.
Weisheit, ohne Hoffnung der Unſterblichkeit, würde uns nicht glücklich machen. X. 7.
Welt iſt der Abgott der Atheiſten. I. 1.

Welt, kann das erſte Weſen nicht ſeyn: 1) weil Menſchen und Thiere ihren Urſprung von keiner Weltkraft haben. I. 2. II. 14. auch in dem Weſen der körperlichen Welt an ſich nicht mit eingeſchloſſen ſind. III. 2. 2) weil ſie, als leblos, keine innere Vollkommenheit, und alſo keinen Grund ihrer Wirklichkeit und Beſchaffenheit, in ſich ſelbſt hat. III. 1. 5.

— iſt keine ſolche Subſtanz, wie ſie Spinoza erkläret, daß ſie keines andern Begriffs nöthig hätte. III. 13.

— iſt nicht ſchlechterdings nothwendig. III. 14.

— lebloſe iſt eine Maſchine. III. 4. in welcher die Stellung der Theile keinen innern Grund hat. III. 14. und ſo ferne ohne Urheber und Abſicht auf die Lebendigen nicht zu gedenken. III. 9. IV. 19. ob ſie von Ewigkeit her geweſen ſeyn könne? II. 14. *

— hat einen Anfang gehabt. III. 6. iſt aus Nichts hervorgebracht. III. 7. Einwürfe dagegen aufgelöſt. III. 7. 8. iſt jedoch nicht aus unbedingter Nothwendigkeit von Gott hervorgebracht. IV. 4.

— iſt um der Lebendigen willen geſchaffen. III. 9. 11. IV. 4. und folglich eine Wohnung aller möglichen Lebendigen. IV. 19. V. 1. 3. eine große Stadt Gottes. IV. 12. ſolche iſt die allervollkommenſte. V. 2. 3.

— iſt nicht für die Menſchen allein erbaut. IX. 7.

— ihre Erhaltung hängt von dem Einfluſſe göttlicher Macht ab. VIII. 1.

Welt-Seele hat keinen Grund. III. 3. doch wäre ſie erträglicher, als daß alles von blinden unverſtändigen Kräften hergeleitet wird. II. 7. III. 3.

Werke Gottes, wie davon mit Beſcheidenheit zu urtheilen. IV. 15.

Widerſpruch: Grundſatz der Verneinung. III. 17. *

Wirkliche in der Natur, das von Gott kömmt, iſt untadelich und unverbeſſerlich. IX. 3. 16. Siehe Mangel.

Wirkung muß von einer Kraft abhängen. III. 17. *.

— deutet alſo auf ein kraftäuſſerndes Weſen. IV. 2. N. 3.

Z.

Zeit oder Dauer: eine Beziehung die sich nicht auf den Schöpfer erstreckt. III. 8. * — noch ausser der Form unserer jetzigen Sinne. X. 7. N. 2.

Zufriedenheit kann ohne Religion, ohne Ueberführung von der Vorsehung Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele, nicht erhalten werden. VII. 18.

Zulassung des Bösen über die Frommen, und des Guten über die Gottlosen, besteht mit göttlicher Vorsehung und dem Besten der Menschen. IX. 14. 15. 17. 19.

Zureichender Grund. Siehe **Grundsätze.**

Zweck oder Endursache. Siehe **Absicht.**

Zweckmäßigkeit: wie sie in der organischen Bildung zu ersehen ist. V. 5. II.. 12. *

Zweifel, der auf Mangel der Einsicht gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht keine Statt IV. 1.

Zwitter von verschiedener Art Thiere. Siehe **Bastarte.**

* * *

[Wegen der nur abgebrochenen Stunden, die ich diesem Werke widmen konnte, sind manche Gegenstände hie und da zerstreuet abgehandelt, welches ich den Leser zu entschuldigen und sich mit dem Register zu helffen bitten muß].

Gedruckt in Chemnitz, bey J. C. Wesselhöft.